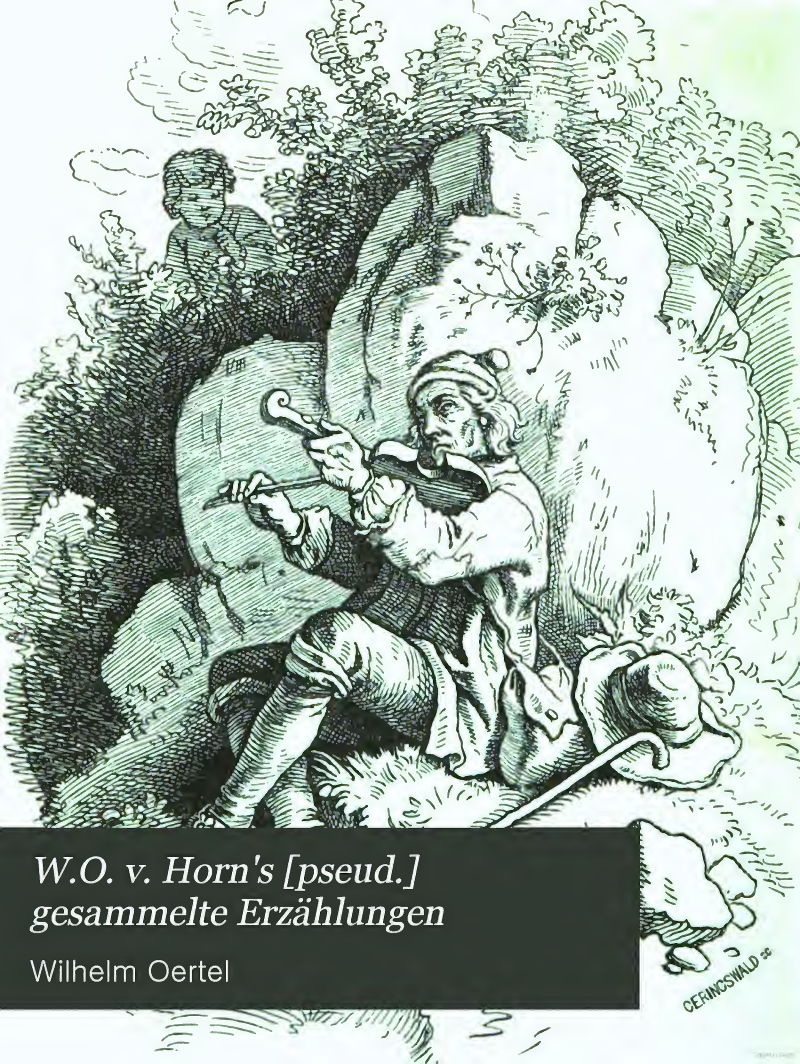


W.O. v. Horn's [pseud.] gesammelte Erzählungen

Wilhelm Oertel

NGL
Oertel

Ein Stücklein von der Mosel



W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Fünfter Band.

Mit einem Holzschnitt.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Das Stabat Mater und Pergolese.

Eine Geschichte.

Es war im Jahre 1736, als eines Abends ein junger Mann in einen leichten Mantel gehüllt, in einer von Toledo weit entlegenen, engen Gasse Neapels langsam einherging.

Wie hell auch die Sternennacht unter diesem wunderreichen Himmel war, so wurde es ihm doch schwer, die Bezeichnungen und Schilder der Wohnungen zu erkennen. Man sah, er war noch nicht lange einheimisch; denn er suchte seine Wohnung, und wußte sie nicht zu finden. Die Straße war leer und still. In den weichen Armen des Schlafes lagen Frohe und Trauernde, und für den Jubel, wie für die Wehklage war die Lippe stumm geworden. Er konnte also Niemanden fragen, wo seine Wohnung läge.

Endlich blieb er vor einem Häuschen stehen, dessen Dürftigkeit auf den Geldbeutel des Miethers keinen erfreulichen Schluß zuließ. Die Zufriedenheit seiner Miene, welche einer wenige Augenblicke vorher noch herrschenden Spannung gefolgt war, ließ erwarten, daß er gefunden, was er suchte. Kein Riegel hemmte den Eintritt, denn der Bewohner mochte entweder auf die späte Rückkehr seines Miethers gerechnet haben, oder von dem Bewußtsein geleitet worden sein, es sei ihm wenig zu nehmen.

Eben als der junge Mann auf die Klinke drücken wollte, hemmte indessen etwas sein Vorschreiten. Er blieb stehen und horchte, denn von dem Hause gegenüber klang ein Gesang an sein Ohr, der ihn an der Stelle festbannte, wo er stand.

Wer war aber der, dessen Ohr hier mit solcher Andacht lauschte, und welcher Art war der Gesang, der ihn so fesselte?

Der Fremde hieß Giovanni Pergolese. Er war nach Neapel gekommen mit seiner Violine, seiner Begeisterung für die Tonkunst, seinem festen Willen, sich hier weiter auszubilden, wo bei San Carlo die berühmtesten Meister ihren Wirkungskreis fanden, und mit so geringen Mitteln, daß wohl ein Anderer würde verzagt sein, nur er nicht, dessen Bedürfnisse so gering waren, als seine Ansprüche. Die Natur hatte ihm frühe den Beruf gegeben, der Kunst zu leben und mancherlei Umstände den Entschluß zur Reise gebracht, diesem Berufe zu folgen.

So war er nach Neapel gewandert auf gutes Glück und mit heiterem Herzen, als ächter Sohn Italiens. Bei einem Schuster hatte er ein Kämmerlein gemiethet, wo ein dürftiges Bett, ein Stuhl und ein wackeliger Tisch das ganze Geräthe ausmachte. Er bedurfte nicht mehr.

Wär' es früher am Tage gewesen, so hätte das Finden seiner Wohnung keine Schwierigkeit gehabt, denn sein Hausherr, der Schuster, arbeitete, wie alle Neapolitaner, auf der Straße; allein der Abend auf dem Molo war so herrlich gewesen, die Luft so weich und balsamisch, der Himmel so tiefblau und die Sterne so glänzend, die Wellen des Meeres murmelten so eigenthümlich, indem sie den Damm des Molo berührten; alles war so stille und droben stieg die Flammengarbe des Vesuv so wunderbar in die Nacht. Aus der Ferne hallten die melodischen Barcarolen der Fischer so wunderbar ergreifend herüber, getragen von den Wellen des Meeres. Wer konnte es da dem Fremdlinge verargen, daß er träumerisch dasaß, lauschte und schaute? Wer könnte an diesen Ufern unter solchen [U]mständen an den Schlaf denken?

Besonders war es ein Gesang, der immerfort in seiner Seele nachklang. Es waren Schiffer und Fischer, die gen Capri steuerten, welche ihn angestimmt. Nie hatte Pergolese's gebildetes Ohr eine Melodie vernommen, wie diese; nie waren Töne so tief in seine empfängliche Seele gedrungen. Er saß noch lange da, als sie verklungen waren.

Die eintretende Kühle, die ein sich erhebender Seewind brachte, bestimmte dennoch den Jüngling, endlich seine Wohnung zu suchen, und in diesem, freilich wohl schwierigen Unternehmen haben wir ihn gefunden.

Was ihn aber jetzt abermals fesselte, war dasselbe Lied, das er auf dem Molo gehört. Und doch war es ein ganz anderes. Dort hatten es Männerstimmen gesungen, hier aber sang es ein — Engel!

In dem Hause gegenüber ertönte plötzlich eine Stimme, wie sie Giovanni kaum jemals so frisch, so rein, so voll, so biegsam, so klangreich und zart gehört. Sie sang dieselbe elogische Barcarole, wie dort die Fischer, aber hier waltete ein Zauber, eine Macht, die ihm den Athem stocken machte.

Giovanni's Stimmung, die stille, reizende Nacht, die Melodie des Liedes, die Engelstimme, die es sang — das Alles wirkte zusammen, um einen Eindruck hervorzubringen, wie ihn der junge Maestro niemals empfunden.

Er stand da wie eine Bildsäule und wich nicht, selbst da, als Alles wieder in die frühere Grabesstille versunken war. Er meinte immer, die Stimme müsse noch einmal singen; als er aber die Erfolglosigkeit seines Harrens endlich erkannte, eilte er auf sein Kämmerlein, aber selbst in seinen Träumen hörte er noch den herrlichen Gesang.

Am anderen Morgen war sein erster Gang zu dem lustigen Schuster, bei welchem er wohnte. Er erzählte von dem herrlichen Gesang und fragte nach der Sängerin. „Chospetto! Herr," rief der Pechdraht, „habt Ihr endlich das Vögelein gehört? Ja, das ist eine Nachtigall! Im Tageslicht singt sie selten; aber Abends,

ja Abends, entzückt sie die ganze Nachbarschaft, und wäret Ihr um diese Zeit zu Hause gewesen, so wüßtet Ihr längst, welch einen Schatz wir in unserer Gasse haben.

„Uebrigens meint man, Ihr wäret ein Nordländer. Himmel, wie ich ein Kerl von Euren Jahren war, bei San Gennaro! ich hätte in den ersten zwei Stunden gewußt, daß das schönste Mädchen vom Meerbusen von Neapel mir gegenüber wohnte! — Doch, ich will Euch nur sagen, daß sie bessere Augen hat, als Ihr, aber doch nicht wie Ihr in die gekritzelten Notenblätter verliebt ist. Sie hat nach Euch gefragt, und ich habe ihr gesagt, Ihr seiet der bravste und fleißigste junge Maestro in Neapel."

„Laßt die Possen," sagte Giovanni, „und kommt endlich zur Sache."

„Richtig, das heißt, zur Sängerin!" verbesserte der Schuster. „Nun, sie singt wie ein Engel, ist hübsch wie ein Engel, ist brav wie ein Engel und heißt Annunciata. Weiter — war ihr Vater ein Fischer, daher er auch bei den Fischen starb, nämlich am Cap Misene im Sturm ertrank. Nun lebt sie mit ihrer Mutter in dem Häuschen da drüben von ihrer schönen Hände Arbeit und wird Euch gerne bei sich sehen. Soll ich's einleiten?"

Giovanni war von Begierde erfüllt, das ausgezeichnete Mädchen zu sehen. Er bejahte daher des Schusters Frage, und dieser ließ Knieriemen und Ahle fallen und eilte hinüber, nachdem er dem Jünglinge gesagt, er solle ein bischen warten.

Die wenigen Minuten dehnten sich zu einem Jahre für den Ungeduldigen. Endlich kam der Schuster wieder und rief: „Evviva San Gennaro! Ihr dürft kommen. Heute Mittag erwartet sie Euch. Ich hab' Euch wieder eine Lobrede gehalten, daß Euch die Ohren müssen gesingelt haben!" Der Jüngling konnte die Stunde kaum erwarten.

Es war sechzehn Uhr, nach italischer Zählung der Stunden. Die Siesta war vorüber. Mit seiner lieben Geige unter dem Arme, sorgfältiger als sonst gekleidet, stieg Giovanni Pergolese die leiter-

artige Stiege von seinem Kämmerlein herab. Der Schuster saß fröhlich auf seinem Dreibeine vor der Thür an seiner Werkbank und sah ihn kommen. „Aha!“ rief er, „ich merke, die Geduld ist so kurz wie Eure Siesta. Geht! San Gennaro geleite Euch! Aber davor möcht' ich Euch warnen, daß Ihr nicht zu tief in die Flammenaugen Annunciata's blickt. Da geht's einem jungen Manne wie dem Schmetterling am Licht. Er verbrennt sich die Flügel und kann nicht mehr fort.“ Drauf lachte er aus vollem Hals und Giovanni ging, ärgerlich über den tollen Menschen, in die Thüre des gegenüberliegenden Hauses.

Bald öffnete eine betagte Frau, deren Züge auf einen vollen Jugendreiz zurückwiesen, wie Trümmer auf die einstige Pracht eines Gebäudes, eine Thür und sagte freundlich: „Tretet hier ein. Ihr seid der junge Maestro,“ setzte mit einnehmender Freundlichkeit die alte Frau hinzu, „der meine Annunciata hören will? Geduldet Euch ein Weilchen, sie wird bald kommen.“

Giovanni wurde das Herz leicht. Er hatte nicht recht gewußt, wie er sich einführen sollte, und jetzt machte sich das so leicht und anmuthig, daß er wieder all' seine natürliche Verlegenheit und Befangenheit schwinden fühlte. Er sah sich, während ein gewöhnliches Gerede leicht fortgeführt wurde, in dem Stübchen um. Armuth, tiefe Armuth kündigte sich überall an, allein die Reinlichkeit und Nettigkeit gab Allem einen Anstrich des Gefälligen und Ansprechenden. Begonnene Fischernetze zeigten, daß die Wittwe mit Netzestricken sich einen Erwerb zu machen verstand, während andere Zeichen weiblicher Thätigkeit es verriethen, daß Annunciata die Nadel kunstfertig zu führen wußte.

Es war nach wenigen Augenblicken dem Jünglinge so wohnlich und behaglich in dem Stübchen, daß er nun mit um so mehr Spannung der Ankunft des Mädchens entgegensah. Endlich ging die Thür auf und Annunciata trat herein mit einem freundlichen, harmlosen Gruße.

Der Schuster hatte nicht gelogen und sein Urtheil hatte das Richtige getroffen.

Annunciata war eine jener Gestalten, wie man sie nicht allzu selten an diesen glücklichen Gestaden erblickt. Voll, ohne stark zu sein; vom reinsten Ebenmaße der Formen; vollendet schöne Haltung und Kopf. Ein Mund so rosig und zwei Augen so groß und feurig, wie sie Giovanni niemals gesehen. Dunkelschwarzes reiches Haar umfloß, von einem Spieße gehalten, den reizenden Kopf. Das unverkennbarste Wohlgefallen drückte sich in seinen Blicken aus und das Mädchen nahm den Tribut der Huldigung so wohlgefällig hin, wie sie ungescheut den ihrigen dem Jünglinge zollte. Beide gefielen sich vollkommen, das war keine Frage.

„Ich habe Euch singen hören," sagte er, „und das tönt noch in meiner Seele fort."

„Und ich Euch herrlich geigen," sagte sie lächelnd.

„Wollen wir nicht bisweilen zusammen singen und spielen?"

„So oft Ihr wollt!"

„Habt Ihr auch schon Noten gesungen?"

„Was ist denn das?" fragte sie ungemein naiv.

So wenig war Giovanni auf diese Frage gefaßt, daß er sie verblüfft ansah. „Also wirklich, Ihr wißt nicht, was Noten sind, schöne Annunciata?"

„Ihr seid ein seltsamer Mensch!" rief sie aus. „Was sollte ich denn lügen? das ist doch eine Sünde."

„So will ich's Euch lehren," sagte er und setzte sich an ihre Seite. Es bedurfte nur eines sehr geringen Aufwandes von Mühe. Sie faßte ungemein schnell und leicht.

„Seht Ihr nun," sagte er, „daß man eine Engelsstimme haben kann, ohne gehörig singen zu können?"

Etwas gedemüthigt, sagte sie: „Ja, nun verstehe ich Euch und erkenne das; kann ich's denn nicht noch lernen?" fragte sie kleinlaut.

„Nichts leichter als das!" rief der Jüngling aus. „Eine

Schülerin, wie Ihr seid, wird's bald zu etwas Außerordentlichem bringen und ich sehe Euch schon im Geist als Prima Donna in San Carlo!"

Sie schlug erröthend die Hände zusammen.

„Glaubt Ihr das?" fragte sie.

„Es ist gewiß," sagte er; „denn wahrlich, Italien hat keine zweite Stimme wie die Eurige!"

Der Unterricht begann auf der Stelle. Eine Schülerin von so außerordentlichem Talente mußte reißende Fortschritte machen bei dem Eifer und der Tüchtigkeit des Lehrers.

Der Lehrer war entzückt, als er endlich schied, und Annunciata war sehr zufrieden. Die Bitte um baldige Wiederkehr wurde ebenso freundlich ausgesprochen als aufgenommen.

„Hab ich gelogen?" rief der Schuster, als Giovanni aus der Thüre trat. „Nein," antwortete er sich selbst, „solch ein Mädchen ist am ganzen Meerbusen nicht mehr und mögen die Mädchen von Ischia noch so berühmt sein, eine Annunciata, wie diese, gibt's dort nicht."

Konnte es anders kommen, als daß Giovanni halbe Tage lang bei seiner schönen Schülerin saß?

Schon nach wenigen Tagen mußte er sich gestehen, daß er zu tief in die schönen Augen geschaut; daß er wie bezaubert sei. Wo er ging und stand, sah er sie vor sich. War er nicht bei ihr, so fehlte ihm das Beste. Er war unruhig, zerstreut. Seine eigenen Studien litten Noth; aber was half's? Er mußte hinüber. Es zog ihn eine Macht, der er keinen Widerstand hätte leisten können, auch wenn er gewollt — woran aber seine Seele nicht dachte. Der Schuster lachte wie ein Schelm.

Seit Annunciata mit Giovanni zum ersten Mal in San Carlo gewesen war, schien sie verändert. War früher ihr Lernen nur Spiel, jetzt trieb sie es mit der ganzen Leidenschaft der Neapolitanerin. Sie hatte ein Ziel. Ihr Ehrgeiz stachelte sie und stündlich

wuchs ihr Eifer; aber auch ganz dem gemäß waren ihre Fortschritte. Giovanni war außer sich vor Lust.

Und immer inniger wurde das Verhältniß zwischen Beiden. Ihre Herzen schienen eins. Getrennt waren sie unglücklich, vereint: — selig. Sie schwelgten im Vollgenusse der Harmonien und nicht minder im süßesten Rausche der Liebe.

Als Giovanni nach Neapel kam, hatte ihn eins jener glücklichen Ereignisse, eine jener wunderbaren Fügungen, die wir Kurzsichtige mit dem inhaltlosen Worte Zufall bezeichnen, in eine Verbindung gebracht, die von dem erfolgreichsten Einfluß auf seine Zukunft zu werden verhieß.

Er war in Santa Maria bei einer musikalischen Messe. Hier spielten nur Meister. Es war ihm gelungen, auf die Tribüne zu kommen, die dem Hochaltare gegenüber den Musikern eingeräumt war. Man führte eine der wundervollen Messen Guglielmi's auf, in der Giovanni einst in seiner heimathlichen Kirche die erste Violine gespielt.

Plötzlich, als eben der Priester das herrliche Credo anstimmen soll, sinkt der erste Violinist ohnmächtig zur Erde. Die Verwirrung war grenzenlos. Wo sollte man in der Schnelle einen Stellvertreter finden? Nichts konnte dem Maestro unangenehmer sein!

Da drängte sich ein dürftig gekleideter Jüngling vor, ergriff die Violine und winkte dem betroffenen Maestro, er möge beginnen.

„Verstehst Du, was Du unternehmen willst?" fragte er rasch und leise.

Giovanni, denn er war es, nickte so zuversichtlich, daß auf gutes Glück hin der Dirigent begann.

Zu dessen nicht geringem Erstaunen führte der unbekannte Jüngling seine schwere Partie mit solchem Glücke, mit solcher Meisterschaft durch, daß Niemand die Abwesenheit des Künstlers merkte.

Als die Messe vorüber war, umarmte ihn der Maestro. „Wer bist Du?" rief er aus. „Du hast mich aus einer verzweiflungsvollen

Lage gerettet und zugleich eine Kunst bewiesen, die ich nimmermehr Deiner Jugend zugemessen hätte!"

Giovanni nannte seinen Namen und erzählte unbefangen seine Lebensgeschichte mit einfachen Worten.

Das und seine Kunst gewann des Meisters Liebe. „Komme zu mir, mein Sohn," sagte er, „ich will Deine Studien leiten!"

Und von dem Tag an war er des Meisters eifrigster und bester Schüler und die Theilnahme des für seine Kunst begeisterten Mannes wuchs für ihn mit jedem Tag. Er kannte seine Verhältnisse; denn Giovanni hatte ihm ohne Hehl seine Armuth bekannt. Wie ihn der Meister liebte und werth hielt, so sann er jetzt darauf, seiner Zukunft eine freundlichere Seite zu erringen.

Zu den Bekannten und Freunden des Meisters gehörte der Marchese Spinessa, ein Mann, der in dem Grade, wie er die Musik liebte, auch bereit war, auf's menschenfreundlichste aufkeimende Talente der Atmosphäre des Elends zu entreißen, in der sie vergiftet und verkümmert sterben.

Ein unermeßliches Vermögen kam seinem edlen Herzen zu Hilfe. Der Marchese lernte den Jüngling kennen und gewann ihn lieb. Mit freigebiger Hand unterstützte er ihn; die kostbarsten Musikalien verschaffte er ihm. Eine der besten Geigen, welche aus Cremona's Meisterwerkstätten hervorgegangen war, schenkte er ihm als Lohn seines trefflichen Spieles.

Der Jüngling blickte dankbar und froh in die Zukunft und warf sich mit allem Eifer auf seine Studien.

Da lernte er Annunciata kennen und es war, als habe ein Sirocco alle seine Liebe zur Kunst ausgetrocknet. Der Meister sah ihn kaum mehr, und wenn er kam, so war er so zerstreut, hatte so wenig Aufmerksamkeit und Lust, daß der Meister bedenklich den Kopf schüttelte.

Gerade zu dieser Zeit traf er den Marchese, der längere Zeit auf seinen Gütern in Sicilien verweilt hatte.

„Wie steht's mit unserm Pergolese?" fragte der Marchese.

„Uebel," entgegnete achselzuckend der Meister. „Alle Lust und Liebe zur Kunst ist weg. Wenn es nicht anders wird, so bleibt er ein gewöhnliches, verkommenes Talent und wir Beide sind genarrt."

„Das ist hart, Signor!" sagte der Marchese. „Künstler haben ihre Launen."

„Zugestanden," sprach betrübt der edle Meister; „aber da ist mehr als Laune. Eine solche währt wohl heute und morgen, aber das dauert schon, seit Ihr in Sicilien weiltet, und wird alle Tage schlimmer."

Der Marchese sah ihn betroffen an.

„Was meint Ihr denn, Signor?" fragte er.

„Was ich meine?" brummte der Meister. „Wenn die Liebe nicht dahinter steckt, so ist es der Teufel!"

„Halt!" rief der Marchese; „da müssen wir forschen. Am Ende wäre der Teufel leichter zu bannen als die Liebe. Wo wohnt der Junge?"

Der Maestro gab Alles genau an und der Marchese eilte die Toledostraße hinauf.

Nach zwei Tagen trat er mit unmuthigem Ausdruck in seinen wohlwollenden Zügen in des Maestro's Gemach.

„Nun hab' ich die Geschichte heraus," sagte er, „und Eure Vermuthung ist richtig. Die Liebe ist die Kette, welche das Talent des Jungen in seinem Fluge zum glänzendsten Ziele fesselt. Einer meiner Diener kennt den Schuster, bei dem Giovanni wohnt. Da hielt's nicht schwer, den Grund seiner Zerstreuung und Unlust zu finden, denn der Kerl that sich etwas zu gute darauf, den schönen Jungen mit einem schönen Mädchen zusammengekuppelt zu haben. Sie ist eines Fischers arme Tochter, soll hübsch singen und ein Paar unwiderstehlicher Augen im Kopfe haben. Nun, wir kennen diese neapolitanischen Augen und ihre Gluth! Die haben dem Jungen den Kopf verrückt. Was ist da zu thun?"

„Seht Ihr's!" rief der Maestro. „Er ist nicht der Erste,

den mir so eine hübsche Hexe verdirbt. Das hab' ich richtig geahnet."

„Zugestanden, Signor, aber was ist zu thun? Das ist die Hauptsache, daß wir ihn aus dem Netze herauswickeln."

Die beiden Männer beriethen reiflich.

Pergolese war eine weiche Natur. Es war weniger von einem entschiedenen Widerstande zu fürchten, als von jener stillen Hartnäckigkeit eines Gefühls, das seine ganze Seele einnahm und beherrschte.

Es war einige Wochen nach diesem Zwiegespräch, als ein stattlicher Wagen zum Thore Neapels hinausrollte. In der rechten Ecke saß der Marchese Spinessa, ernsten gehaltenen Wesens; in der linken lehnte ein Jüngling, bleich, kummervoll aussehend. Sein Auge schwamm in Thränen. Es war Giovanni Pergolese.

Eine diplomatische Mission führte den Marchese an den Hof von Florenz; doch auch in Rom hielt ihn der Auftrag seines Hofes einige Zeit fest.

Es war ihm und dem edlen Maestro gelungen, den Jüngling aus seinem seligen Traume zu wecken. Er hatte die Wahrheit dessen vollkommen erkannt, was diese wohlwollenden Männer ihm sagten; aber es hatte ihn auch den schwersten Kampf seines Lebens gekostet, sich von der Geliebten zu trennen. Sie hatten im vorgestellt, wie er ja das Band nicht zu lösen brauche; hatten das süße Glück unzertrennlicher Vereinigung mit Annunciata als schönstes Ziel, als Lohn und Krone seines Strebens dargestellt, und das hatte bewirkt, daß er einwilligte, Neapel einstweilen zu verlassen und in Rom dem Studium der kirchlichen Musik sich hinzugeben, für die das Gemüth Pergolese's eine vorherrschende Neigung hegte, und dann Florenz zu besuchen, wo in Spinessa erwarten wollte. Die Trennung war bitter; aber die schönste Hoffnung leuchtete den Liebenden. Schwüre ewiger Treue wurden gewechselt, Thränenströme flossen. Dann riß sich Giovanni los und verließ Neapel.

In die Kissen gedrückt, gab er sich dem vollen, tiefen Schmerze hin. Es war ja seine erste, heilige Liebe!

Der Marchese war ein Mann von tiefem Gefühl. Er kannte den Schmerz, der die Seele des Jünglings durchzuckte, und dachte zu edel, ihn jetzt in seinen Empfindungen zu stören. Er war aber auch ein zu sicherer Kenner des menschlichen Herzens, um nicht zu wissen, daß gerade die leidenschaftliche Heftigkeit dieses Gefühls den Grund ihrer eigenen Abspannung in sich trage.

Allmälig gelang es ihm, den Jüngling einem anderen Vorstellungskreise zuzuführen. Er bemerkte, wie er ruhiger wurde, wie er in seine Bemerkungen einging, und bald hatte der Zauberkreis der Kunst seine Seele aus den Banden des Schmerzes herausgewunden. Das Kunststück war gelungen und der Marchese freute sich dessen herzlich.

Als sie Rom erreichten, war Giovanni's Seelenzustand ein anderer geworden. Wenn auch noch die früheren Stimmungen wiederkehrten, so wußte es der Marchese so einzuleiten, daß sie doch nicht mehr so ganz Herr in ihm wurden.

Der Marchese war ein Freund des Cardinals Barberini, eines begeisterten Freundes der Musik. Ihm übergab er seinen Schützling, indem er ihm die genaueste Kenntniß aller Umstände mittheilte, und ihm besonders bemerklich machte, wie es so sehr noth thue, Pergolese ganz und von allen Seiten in Anspruch zu nehmen, damit er den Träumereien nicht wieder anheimfalle, die die edelsten Kräfte seiner geistigen Natur zu lähmen geeignet wären.

Das erkannte Barberini vollkommen, und die Theilnahme, welche der Marchese ihm für Giovanni einzuflößen wußte, der Beifall, welchen der Cardinal seinen Leistungen schenkte, die Hoffnung, welche des Jünglings Kunstbegabung ihm beibrachte, bewirkten, daß ihn Barberini in seinen Palast aufnahm, daß er selbst seine Studien zu leiten übernahm, daß er ihn in alle die Verbindungen mit den ersten Meistern brachte, welche den glänzendsten Erfolg zu sichern verhießen.

Barberini täuschte sich nicht. Giovanni erkannte sein Ziel und

rang mit aller Kraft seines Wesens, es zu erreichen. Einzelne Compositionen gewannen ungetheilten Beifall. Es war entschieden, daß die Kirche an diesem werdenden Künstler einen Schatz besaß, dessen tiefsinnige Fülle zu den schönsten Erwartungen vollgiltig berechtigte. Wie es in dieser Zeit um des Jünglings Herz stand? — O, er trug seine Liebe warm und innig in seiner Brust. Er schrieb Annunciaten die leidenschaftlichsten Briefe. Wenn auch das Mädchen, wie alle ihres Standes in Italien, die Kunst des Lesens und Schreibens nicht verstand, so ist in Neapel, wie überall in Italiens Städten, für diesen Fall hinlänglich gesorgt.

An allen öffentlichen Orten sitzen die Schreiber an ihren Tischchen, zu jeder Minute bereit, öffentliche und Privatvorträge zu lesen und zu schreiben, wie auch den geheimsten Regungen des menschlichen Herzens in Wort und Zeichen den rechten Ausdruck zu geben. Der südlichen Natur ist es eigenthümlich, sich leicht in jede beliebige Stimmung zu versetzen und solch ein Escribano schreibt Liebesbriefe in all' dem schwülstigen, blumenreichen Style, wie er der Empfindung zusagt, die solchen Ausdruck will und sucht. Dabei darf jedes liebesieche Herz auf eine Verschwiegenheit zählen, die das Grab kaum sicherer gewährt. Dort ließ das Mädchen die räthselhaften Zeichen sich deuten und sog die Wonne ihres Inhaltes mit seligen Gefühlen ein; dort ließ sie antworten, wie des Escribano Feder die Gluth wiedergeben konnte, welche sie in Worten aushauchte.

So trugen diese Briefe die Versicherungen der Liebe hin und her, und die Trennung gab ihnen einen doppelten Werth, ohne daß dadurch Giovanni's Streben gehemmt worden wäre.

Barberini's Briefe an den in Florenz lebenden Marchese waren voll des lebhaftesten Lobes des jungen Meisters, und die entschiedenen Proben seines großen Talentes gaben dem edlen Manne den reichsten Lohn für die Opfer, welche er für Giovanni brachte, ohne daß sie ihm schwer wurden.

Ein Jahr war so hingeflossen.

Da erschien plötzlich der Marchese in Rom, um seinen Schützling nach Florenz zu holen.

Was dies bewirkte, war ein Umstand, den Barberini's scharfes Auge entdeckt.

Blieben die Briefe von Annunciata länger aus, oder wurden sie kühler, liebeleerer? — Etwas mußte geschehen sein; — denn Giovanni gab sich seit kurzem einem stets wachsenden Trübsinne hin, und es schien wieder jene geistige Lähmung einzutreten, die in Neapel der Liebe Glück hervorgebracht, jetzt aber der Liebe Leid in höherem Grade zu bewirken drohte.

Der Cardinal hatte das dem Freunde nach Florenz gemeldet, und dieser in nie ermüdender Liebe eilte herbei, wieder eine günstige Wendung, wenn es möglich wäre, herbeizuführen. Es gelang ihm auch den Jüngling zur Mitreise zu bestimmen. In Florenz angelangt, zog ihn der Marchese in die Kreise, welche ihm offen standen. Er führte ihn selbst bei Hofe ein, wo die Musik geehrt, geliebt, gepflegt wurde mit seltener Kenntniß und Geschicklichkeit.

Von allen Seiten in Anspruch genommen, angeregt, getragen und gehoben, gewann der Jüngling kaum Zeit, an sich selbst und an seine Liebe zu denken. In dem Strome dieses Lebens, voll der reichsten und edelsten Genüsse, schwamm er wie ein Berauschter; allein dieser Zustand konnte auf die Dauer dennoch der Stimme des Innern kein Schweigen auferlegen. Sie wurde laut und lauter, und je weniger Kunde von der Geliebten kam, desto glühender wurde seine Sehnsucht nach ihr. Sie war es, die ja, umstrahlt von allem Glanze, den eine weiche Künstlerseele dem Wesen zu verleihen vermag, dem sie sich ganz hingibt, diese Seele erfüllte.

Er schrieb und die Briefe erhielten keine Erwiederung. „Todt!" war das entsetzliche Wort, das dumpf durch seine Seele klang und sie in ihren feinsten Fasern erschütterte.

Sein Trübsinn nahm zu. Allen seinen Tondichtungen hauchte er das Leiden seines Innern ein. Nur elegische Klänge entströmten seinem Instrumente. Nur Texte, welche fähig waren, das Innerste

der Seele zu erschüttern, konnten ihn begeistern, daß er ihre Worte mit Tönen begleitete, was sie sagten, in Tönen ausdrückte, die aus seiner wunden Seele mit erschütternder Gewalt hervorquollen.

Nur ein Text gelang ihm nicht, daß er ihn so im Tone wiedergäbe, wie er es wollte und fühlte. Er konnte den rechten Ausdruck nie finden, und doch waren diese herrlichen Worte von wahrhaft bezaubernder Wirkung auf ihn. Er konnte sie nicht aus seinen Gedanken verbannen.

Das war jenes unübertreffliche Lied des Mönchs Jacopone, welches uns nach den Anfangsworten am lebhaftesten erinnerlich ist, das „Stabat mater." Mit wunderbarer Tiefe spricht es der Mutter Weh aus, die unter dem Kreuze des Sohnes steht. Der Benediktinermönch trug eine wunderbare Fülle der Poesie in seiner Seele, und hauchte sie in diese Worte voll Wohlklang. Daß gerade dies Lied Pergolese's Stimmung zusagen mußte, lag so nahe. Die Weise, nach welcher man es sang, war leer. Sie paßte nicht zu der Tiefe und Herrlichkeit des Inhaltes. Da rang seine Seele nach dem rechten Ausdrucke für diese Worte, und er konnte ihn nicht finden. Je mehr er rang, desto weiter wich das Ziel zurück.

In der düstersten Stimmung ging er umher. Da wollte es sein Geschick, daß ihm Annunciata's erster Brief in die Hand kam, worin sie mit heißer Sehnsucht ihn bat, zurückzukehren an ihr Herz. Sie würde sterben, wenn er nicht komme.

Gerade jetzt war dieser Brief unwiderstehlich. Ohne nur irgend einem Menschen zu sagen, was er thun wolle, verläßt er heimlich Florenz.

Mit beflügelter Hast eilt er nach Rom, von Rom nach Neapel. Je näher er dem Ziele seiner Wünsche, der Wiege seines Glückes kommt, je mehr der Liebesfrühling wieder in seine Seele einzieht, aber auch je ungeduldiger er wird. Alle die Stunden des stillen, so harmlosen Glückes stehen wieder vor seiner Seele. Alle Seligkeiten, zwischen denen nun schier zwei Jahre trennend und scheidend sich hineingedrängt, werden in der Erinnerung wach. Nun soll ihn

nichts mehr von der Geliebten scheiden — wenn sie noch — lebt! Dieser Gedanke und alle die Sorgen der letzten Zeit werden nun wieder wach und liegen wie Maifrost auf den wiedererwachten Blüthen seines Herzens. In dieser Stimmung, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, erreicht er endlich Neapel. Sein erstes ist, an das Gäßchen zu eilen, wo die heimliche Wohnstätte seines Glücks ist — aber: ach, wie verändert findet er Alles dort! — Schwarze Mauertrümmer, einzelne verbrannte Balken, die aus den Trümmern hervorstehen, sagen Alles. Er braucht nicht zu fragen. Hier hat ein verheerender Brand gewaltet und das ganze Viertel ist eine Stätte voll Greuel der Verwüstung. Hin und wieder ist ein neues Häuschen gebaut, sonst ist kein Zeichen des Lebens als das üppige Pflanzenleben des Südens, das die Trümmer mit seinen Ranken zu verhüllen sein erfolgreiches Streben begonnen hat.

Pergolese steht wie eine Bildsäule da. Die Krallen eines namenlosen, ungeheueren Schmerzes ergreifen seine Seele, und pressen sie.

Da steht er noch, als endlich ein armer Mann aus einem der neuen Häuschen tritt und theilnehmend fragt: „Fehlt Euch etwas, Signor?“

Da bricht die Gewalt des Innern hervor. „Alles! Alles!“ ruft er aus und mit den Händen bedeckt er das bleiche Antlitz, um dem Manne die Thränen zu verbergen, die jetzt endlich hervorbrechen.

„Kann ich Euch dienen?“ fragt von Theilnahme bewegt der Mann.

„Wo ist Annunciata?“ fragte hastig Giovanni.

„Welche Annunciata?“ fragt der Mann zurück. „Ihr wisset, der Name ist hier sehr häufig!“

„Annunciata Marini, die dort, gegen dem Schuster Tibaldi über gewohnt hat, die schöne Annunciata, die so schön sang?“

„Ich kenne sie nicht!“ war des Mannes Antwort; „ich kenne den Schuster Tibaldi nicht.“

Da legt sich eine Eiseskälte auf sein Herz. Stumm wendet er sich weg und geht zu seinem Gasthofe zurück.

„Todt!" sagt er, „todt! darum schrieb sie nicht mehr."

Wie er so dahingeht, begegnet ihm ein Weib, die ihn kennt.

„Ach, Maestro!" sagte sie, „seid Ihr wiedergekommen?"

Er starrt sie an. „Kennt Ihr mich?" fragt er.

„Wie sollt' ich nicht? Hab' ich doch so oft gelauscht, wenn die schöne Annunciata sang und Ihr geigtet. Ja, der schreckliche Brand hat uns Alle elend gemacht!"

„Wo ist Annunciata?" fragte er mit bebender Stimme.

„Ach, das ist eine betrübte Geschichte," sagte die Frau. „Ich will sie Euch erzählen, obgleich meine Kinderchen daheim hungern. Sie hatte Euch recht lieb, und der Schmerz um Euch war groß; aber gestorben ist sie doch nicht davon, wie sie meinte. Als der unglückselige Brand kam, war ihre Mutter bereits todt. Da brannte auch ihr Häuschen nieder. Bei Tibaldi wurde sie aufgenommen, der schon früher in eine andere Straße gezogen war, und dort lernte sie einen Menschen kennen, der sie ganz beherte. Es war ein Mensch, der eines schlimmen Rufes genoß, ein Bravo; aber schön war er, Signor, so schön als einer an dem Ufer des Meerbusens. Er spielte die Laute und sie sang. Wo sie sich blicken ließen, waren gleich Hunderte um sie versammelt. Das war kein Wunder, Ihr wisset ja, wie engelgleich das Mädchen sang! Um diese Zeit findet man eines Morgens einen Nobili, einen Gentiluomo, todt in Toledo. Es mußte ein wilder Kampf zwischen ihm und dem Mörder stattgefunden haben, ehe er unter den Dolchstößen desselben fiel, denn der Mörder hatte seinen Dolch in der Brust seines Opfers stecken lassen. Und dieser Dolch wurde als der Tommaso's erkannt und Tommaso war Annunciata's Geliebter.

„Da waren Beide plötzlich spurlos verschwunden. Die Abruzzen wußten, wo sie ihren Schlupfwinkel gefunden — und bald erfuhren es auch die Leute; denn nie war ein Räuber kecker als Tommaso; nie war ein Mörder erbarmungsloser als er. Kein Reisender war

mehr sicher; kein Schloß war ihm und seiner Bande zu fest; aber auch sein Weib, die schöne Annunciata, erwarb sich einen Ruhm. Sie saß am Wege und sang. Wenn nun die Reisenden bei der schönen Sängerin verweilten, waren sie verloren; ja, man sagte, sie selbst führe die kühnsten Wagstücke aus, kühner noch als ihr Mann. Ob aber das auch wahr gewesen, kann ich nicht behaupten. Ihr wißt, ein schönes Weib, eine Sängerin wie Annunciata, das Weib eines berühmten Räubers macht ohnehin viel von sich reden.

„Lange Zeit ging das nicht, wie Ihr Euch denken könnt. Es wurden Carabinieri gegen die Räuber ausgeschickt und ein großer Theil derselben, auch Tommaso gefangen."

„Und Annunciata?" fragte mit angehaltenem Athem der Jüngling.

„Von ihr weiß man nichts," fuhr die Erzählerin fort. „Tommaso sitzt in Sanct Elmo und sein letzter Spaziergang wird der zum Galgen sein."

Das Weib lachte bei diesen Worten, reckte dann ihre dürre Hand aus und bat: „Gebt mir etwas für meine hungernden Würmchen."

Giovanni warf ihr eine Gabe zu und — wankte hinweg.

Das Weib sah ihm nach. „Armer Junge," sagte sie halblaut, „Du hattest sie lieber als sie Dich!"

Schier zwei Monate waren vergangen, da wälzte sich eines Tags ein gewaltiger Menschenstrom gegen das Thor, unfern dessen Giovanni's Wohnung gelegen war. Er trat aus seiner Thür, um sich im Freien zu ergehen. Eine große Blässe lag auf dem Angesichte, das einst so frisch geblüht, und man mochte es seinem unsicheren Gang ansehen, daß er krank gewesen und noch nicht lange ein Genesender war.

Ohne eigentliche Absicht ließ er sich von der Menschenmenge fortziehen; ohne auf ihre lebhaften Reden zu horchen, blieb er in dem Gedankenkreise, dem er vorher schon sich hingegeben. So kam

er vor das Thor und sah nun erst, daß er Zeuge einer Hinrichtung sein müsse, da an eine Rückkehr bei der drängenden Menge gar nicht mehr zu denken war. Ebenso willenlos, als er diese Richtung eingeschlagen, wurde er in die vordersten Reihen geschoben.

Jetzt erst, wo er den Galgen vor sich sah, gab er auf die Aeußerungen des Volkes Acht.

„Er war einer der ärgsten Bravo's, welche je die Straße von Terracina unsicher gemacht," sagten einige der Leute, „und ihm wird sein Recht!" „Armer Tommaso!" riefen Andere. „Er muß sterben und weit größere Schurken dürfen leben, weil sie Gentiluomi sind!" sagten Andere wieder.

Der Name Tommaso machte Giovanni innerlich erbeben. War das nicht der Name jenes Banditen, der ihm Annunciata's Liebe geraubt? Hatte nicht das arme Weib ihn genannt?

Es blieb ihm nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen, denn begleitet von den gefürchteten Carabinieri's und einigen Mönchen nahte der Verbrecher.

Es war ein schöner Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren. Seine Haltung war fest, ja trotzig. Die Reden der Mönche schienen auch nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen. Sein glänzendes Auge sah fest auf die Menge hin.

Die Hinrichtung war vorüber. Tief erschüttert von dem, was er gesehen, wollte eben Giovanni umkehren, als sich die Volkshaufen theilten.

„Ach, die Aermste!" rief das Volk von allen Seiten.

Giovanni konnte nicht sehen, wem der Ausruf galt; aber eine Ahnung sagte ihm, daß ihm der gefürchtete Augenblick nahe, Annunciata wiederzusehen. Seine Beklemmung wuchs von Minute zu Minute.

Jetzt stürzte ein junges Weib zu dem Galgen hin. Das lange, rauhe, schwarze Haar flog aufgelöst im Wind. Ihre Kleidung war höchst bizarr und auffallend, reich, aber unordentlich. Und dennoch sah man darin die edelste Gestalt, die reinsten Formen.

Mit einem Mark und Bein durchschneidenden Schrei stürzte sie am Galgen nieder, und umklammerte ihn mit ihren schneeweißen Armen. Mit einem Tone, der wie ein Schwert durch Giovanni's Seele drang, rief sie: „Tommaso, mein guter Tommaso!"

Ein Blick hatte genügt, seine Annunciata wieder zu erkennen; aber es war nicht mehr diese reine, schuldlose Annunciata! Ein wildes Wesen war in ihr, etwas Irres, Wahnsinniges. Der Ausdruck ihres Auges war unstät und unheimlich.

War früher das Volk in steter Unruhe, so wurde es jetzt todtstille und es schien, als bete Jeder ein Ave oder de profundis mit der Unglücklichsten, die einen Moment stille auf ihren Knieen lag, die Arme um den Balken des Galgens geschlungen, das Haupt tief zur Erde gesenkt.

Jetzt erhob sie den Kopf, warf mit heftiger Geberde das dunkele Haar zurück, blickte mit schmerzzerrissenen Zügen zu dem Leichnam auf und begann das „Stabat mater" zu singen.

Sie sang es, aber in einer Weise, wie sie noch Niemand vernommen. Die Töne drangen aus ihrem Innern und trugen die Worte in wunderbarer, in herzzerschneidender Art und doch wieder so weich, so klagend, so seelenvoll, daß sie mit nie geahnter Macht jedes Herz hinrissen und bewältigten. Der Eindruck war ein außerordentlicher. Alle Hände waren gefaltet, in aller Augen standen Thränen, und als sie geendet, schloß das Volk mit einem „Ora pro nobis," was aus tiefster Seele drang.

Jetzt riß der wildeste Schmerz das unglückliche Weib empor und wenige Augenblicke darnach war sie verschwunden.

Einen Leichnam, den einige Wochen später das Meer am Molo auswarf, erkannte das Volk für den Annunciata's.

Zu dem Einsiedler, der seine Klause unweit der Somma beim Besuv hat, kam nach Verlauf einiger Zeit ein bleicher junger Mann und bat ihn um einen Aufenthalt von mehreren Wochen. Der fromme Greis gestand ihn um so lieber zu, als die äußere Erscheinung des Bittenden auf ein leidendes Gemüth schließen ließ, das in

dieser Einsamkeit, umgeben von allen Schauern und Schrecknissen der Natur, Ruhe suchte für das, was im Innern stürmte. Er besaß nichts als eine Geige. Still wandelte er in den grauenvollen Einöden des Gebirgs umher und saß dann oft auf einem Lavablocke und geigte Weisen, die wunderbar und gewaltig waren, und doch wieder so zart, so innig, so klagend, daß jede Saite des Gemüthes davon eigenthümlich berührt wurde. Und immer waren es dieselben Töne, dieselben Accorde und Harmonien, die er spielte. Er schien nur sie zu kennen und nicht müde zu werden, sie zu spielen.

Es war Pergolese, und diese Töne waren die, welche Annunciata gesungen. Unauslöschlich waren sie seinem Gedächtniß eingeprägt. Seine Seele hatte für keinen anderen Tongedanken mehr Raum. Vergebens war das Bemühen des Einsiedlers, ihm Rede abzugewinnen. Seine Lippe blieb stumm und sein Auge schien flehentlich um Schonung zu bitten.

Was aber den guten Einsiedler mit wachsender Sorge erfüllte, war die sichtliche Abnahme der Kräfte des Unglücklichen. Man mochte es ohne Mühe erkennen, daß er dem Grabe schnellen Schrittes zuwankte.

Eines Tages kam eine Gesellschaft aus Neapel, um den Vesuv zu besteigen. Schon war der größere Theil derselben an der Einsiedelei vorüber, da kamen noch zwei Männer in tiefem Gespräche daher.

„Ich habe seine Spur verfolgt,“ sagte der Eine, es war der Marchese Spinessa, zu dem Anderen, in dem wir den Maestro wieder erkennen, „bis Torre del Greco. Dort hat er sich einige Zeit nach der Hinrichtung Tommaso's aufgehalten, ist aber dann verschwunden.“

Der Maestro blieb plötzlich stehen und sah den Marchese mit dem Ausdruck an, als habe er einen zum Ziele führenden glücklichen Gedanken.

„Sollte nicht,“ rief er aus, „der Einsiedler von ihm wissen? Sollte er nicht in der Zerrissenheit seines Innern hierher geflohen

sein, wo das Todesgrauen, das hier herrscht, mit seiner Seelenstimmung im mächtigen Einklange steht?"

Ohne zu antworten, zog der Marchese den Maestro zu der Klause und — als sie eintraten, saß Pergolese in der Ecke und stützte den müden Kopf auf seinen Arm.

Eine Heiterkeit, wie sie der Einsiedler nie an ihm gesehen, übergoß das kummerbleiche Gesicht bei dem Eintreten der beiden Männer, die erschrocken die zerfallene Gestalt anstarrten.

Ihrer liebevollen Zurede gelang es, ihn zur Rückkehr nach Neapel zum Gebrauch eines Arztes zu bewegen. Beide verließen ihn kaum mehr.

Wohl gelang es ihnen auch, dem Leben ihn wieder mehr zu befreunden, aber er war innerlich geknickt. Er siechte hin, er welkte dem Grabe zu. Eine Composition hatte er in dieser Zeit vollbracht. Es war die des „Stabat mater," wie er es von Annunciata hatte singen gehört.

Und dies war sein Schwanengesang.

Im Jahre 1739 starb er in seinen schönsten Jahren, zu frühe für die Kunst. Als die beiden Freunde von seinem Grabe zurückkehrten, drückten sie sich die Hand und der Maestro sagte mit bebender Stimme: „Ach, hätten wir ihn damals in Neapel gelassen!"

Der Marchese sah stumm zur Erde und erwiederte darauf: „Wir haben es treu und gut gemeint, das muß uns aufrichten, und die Welt hat das Stabat mater."

„Und ich, Monsignore," sagte mit einer Thräne im Auge der Maestro, „so herrlich es auch ist — ich gäbe es hin — könnt' ich ihn wieder holen!"

Ein Stücklein von der Mosel.

(Hierzu eine Illustration.)

Die Wahrheit zu sagen, so hat es mir all' mein Lebtag eine große Ergötzlichkeit bereitet, wenn Einer, der das Gras wachsen sehen und die Fliegen husten hören wollte, wacker gehänselt, ein Spitzbube bestraft wurde nach Verdienst. Warum sollt ich's Hehl haben? Tausende lächeln mir ja bei dem Geständnisse zu und sagen: Bruderherz, mir geht's auf's Haar so! Daher mag es sich denn auch erklären, daß mir die nachfolgende Geschichte erkleckliche Lust bereitete, als sie mir mein Vetter Stoffel erzählte.

Dieser Vetter Stoffel wohnt zu Cröv an der Mosel und er verdient's, daß ich seiner gedenke, wird's ja auch nicht übel nehmen, wenn er etwa diese Zeilen lesen sollte. Dürfen ja doch grundehrliche Leute nicht muckſen, wenn sie heutzutage in den Zeitungen hin und her gezerrt werden, da wir Preßfreiheit haben, was mitunter so viel heißt, als die Erlaubniß, Diesem und Jenem, nach Liebe und Haß, einen Denkzettel anzuhängen. Das aber nur so im Vorbeigehen! Nein, mein lieber Vetter Stoffel zu Cröv, ich grüße Dich freundlich und sage Dir: Du kannst ruhig sein, ich zwicke Dich nicht, und ich denke, da Du nicht in's Parlament gewählt sein willst, lassen Dich auch andere Leute in Ruhe!

Mein Vetter Stoffel ist der Stiefsohn der Schwägerin der Frau meines Onkels Peter. Wenn auch die Verwandtschaft etwas weitläufig sein sollte, so thut das nichts. Wir sind außer der Verwandtschaft die besten Freunde und haben im neun und zwanzigsten

Regiment in einer und derselben Compagnie gestanden und waren gute Kameraden, die ihr schwarzes Lederzeug tapfer putzten, die Knöpfe und Waffen blank hielten und somit ihre Garnisonspflichten gegen das Vaterland treu erfüllten, einschließlich des Exercirens und Wachedienstes. Schon damals lernte ich meinen Vetter Stoffel als einen gemüthlichen Erzähler kennen und manche langweilige Wache kürzte er, und die Wach' 'raus! waren die Komma und Punkte in der Erzählung. Er fand aber immer den Faden wieder. Wie gesagt, er ist zu Cröv zu Hause und das liegt an der Mosel, und wächst allda und da herum köstlicher Wein. Mein Kamerad und Vetter Stoffel ist ein ächter Moseler. Erstlich ist er treu, offen, fröhlich und ehrlich; zweitens hat er das zirkelrunde Moslergesicht; drittens immer Durst und nie nach Wasser, und ich habe mir sagen lassen, das allein sei hinlänglicher Beweis, wo er zu Hause sei.

Wenn ich ihn oftmals fragte: Stöffelchen, woher kommt's doch? so sagte er: Siehst Du, meine Mutter salzte stark, was sie kochte; so hab' ich mir's angewöhnt. Item — es muß doch ein starker Salzverbrauch an der Mosel sein! — Am Ende sind die Weiber Schuld!

Um wieder auf meinen Vetter Stoffel zu kommen, so schied er ein Jahr früher aus der Kaserne, weil er ein Jahr früher eingetreten war, und ich sah ihn mit Ach und Weh scheiden. Er ging mit Lust; denn er hatte daheim ein Liebchen, das war im hold und treu. Wer mocht's ihm übel nehmen? Es dauerte auch nicht lange, so war das Liebchen die liebe junge Frau Stoffelin und ein anderer Cröver, der auch bei uns stand, sagte: das Annlieschen sei das schönste, bravste und reichste Mädchen in Cröv und der Stoffel sei kein Narr gewesen.

Nach einem Jahre sagte ich auch dem Dienste Valet, aber meiner harrte kein Liebchen, sondern die papierselige Plankammer zu Coblenz und ein Dienstjoch. Wie ungleich sind doch die Loose vertheilt, dachte ich mit Wehmuth, wenn ich am Meß- oder Schreib-

tische saß und in Gedanken die Mosel hinauf reiste zu Stoffel und Annlieschen. Dabei blieb's, bis Anno 1847 der Stoffel mir sagen ließ: Komm, Kamerad und Vetter, und versuche den Wein, den meine Reben getragen. Es wird Dich nicht gereuen!

Da ging mir's wie dem eingesperrten Zugvogel, wenn die Wanderzeit kommt. Ich hatte keine Ruhe mehr, erwirkte mir Urlaub und ging. Der Frühling ist überall schön, darum auch in dem reizenden Moselthale noch etwas schöner, als in der Mark Brandenburg, des wohlseligen deutschen Reiches weltberühmter Sandbüchse. Die Höhen waren alle mit lustigem Grün bedeckt; die Weinberge zeigten ihr frischgrünes Gewand; überall flöteten Nachtigallen und aus den Gesträuchen der Felsen schmetterten die Drosseln ihr Lied. Mir wurde die Brust so leicht, das Herz so frisch in ihr, daß ich's fast nie so gefühlt habe.

Um langsam zu reisen, bestieg ich die Eiljacht. Wozu hätte sie und ich eilen sollen? Es war ja überall so wundervoll, daß man's der Mosel hätte übel nehmen mögen, daß sie so rasch dem Rheine zueilte. Ich will die Reise nicht beschreiben, nicht die Gegend mit ihren Burgen und Orten, sondern will's kurz sagen, daß ich endlich Cröv erreichte an einem schönen Samstag im Anfange Juni.

Als ich in Stoffel's Haus trat, das mir ein Büblein zeigte, kam mir ein nettes blühendes Frauchen entgegen, der ich mich kurz als Vetter vorstellte und nach Landesbrauch die blühenden Lippen küßte.

„Was wird sich Stoffel freuen!" rief sie aus, und das Erröthen machte sie noch schöner. „Wo ist er denn?" war meine Frage, und die Antwort: „Im Garten!"

Sie führte mich durch das saubere Haus in einen schönen, großen Garten, wo Stoffel, seine Pfeife schmauchend, bei einem ansehnlichen Kruge von des Tages Last und Mühen ausruhte.

Das war ein Willkomm! Brüder können sich nicht herzlicher umarmen. Es war ein herrlich Plätzchen, wo ich mich zu ihm

setzte. Ein weitästiger Aepfelbaum wölbte das schönste Laubdach über uns, und Blumen blühten, Näglein dufteten um uns. Dort rauschte die Mosel; vor uns lag die Höhe, wo im goldenen Abendsonnenstrahle die Ruinen des Klosters Wolf sich herrlich darstellten. Im Glase perlte ein 1846er, wie ihn der König nicht besser trinken kann, und neben mir saßen zwei liebe Menschen mit herziger Freundlichkeit im Gesicht und Herzen.

Sollt's mir da nicht wohl werden? — Sollt' ich mich da nicht glücklich gefühlt haben? — „Hörst Du auch noch gern Geschichten erzählen, wie sellmals,*) als Du auf der Pritsche lagst?" fragte Stoffel lachend, so will ich Dir morgen eine von dem Kloster da oben erzählen, die so recht nach Deiner Liebhaberei ist."

Ich hielt ihn beim Wort und als wir anderen Tags wieder an dem lieben Plätzchen saßen, in stiller Ruhe eines Sonntagsnachmittags, da begann er also zu erzählen, und zwar nach einer handschriftlichen Chronik von Traben, die er besaß.

Anno 1722 war der silberne Schwan zu Traben an der Mosel, so gegen Trarbach überliegt, ein Wirthshaus, das seines Gleichen suchte und nicht fand zwischen Trier und Coblenz. Man trank daselbst sein Schöpplein (oder noch mehr) Graacher, Cröver, Zeltinger, Pisporter, Rißbacher, Enkircher und Trabener so gut und rein, daß es der Kurfürst von Trier und seine Kapitelsherren nicht reiner und besser hatten, und die wußten, was gut war, und legten sich keine Abstinenz auf. Wären auch Narren gewesen, der liebe Gott läßt's ja dazu wachsen!

Der Schwanenwirth, der Johannes Molz hieß und meines Urgroßvaters Pathe war, der Kaspar geheißen, war das Muster eines Wirthes, ein Pfiffikus, der reden konnte wie's einer haben wollte, und lügen wie ein Zeitungsschreiber. Er verstand's, mit dem halben Gesichte zu lachen, wenn links ein Lustiger, und mit dem anderen halben zu greinen, wenn rechts ein Betrübter saß.

*) Für: dazumal.

Niemals aber vergaß er, wo sein Säckel war, und brauchte keine Kreide für seine Kunden, denn er hatte ein erschrecklich gutes Gedächtniß. Er wußte, daß die Leute an der Mosel viel Durst haben und nicht gern Rachenputzer und Kühlefit trinken, daher hielt er seinen Wein rein und hatte immer Extraproben. Niemand sagte ihm nach, seine Schoppen seien zu groß, und er verzapfe ihn zu wohlfeil; aber die Leute kamen doch, weil er gut war. Es gab kein Spiel, das er nicht meisterlich spielte, doch war Landsknecht und Knöcheln sein Hauptfach und man konnte ihn zu allen Tagesstunden mit den Herren Holländern dasitzen sehen, die dazumal in der Gräfinburg über Trarbach lagen, nachdem die Verbündeten sie eingenommen. Die hänselte und zwickte er redlich und man konnte seinen Kopf gegen ein Fettmännchen*) wetten, sie gingen im Säckel leichter und im Kopfe schwerer allemal heim, als sie gekommen waren, und doch blieben sie nicht weg.

Der Schwanenwirth hatte kurzweg den Namen Molzenvetter, weil er so aller Welt den Namen Vetter gab. Wir gehen zum Molzenvetter, sagten Bürger, Bauern, Soldaten, Gemeine und Offiziere. Er war aller Welt Vetter, aber ein theuerer Vetter, denn er kostete Jeden Geld.

Ei, da muß er ja reich gewesen sein! könnte man da denken. Dafür hielt ihn auch alle Welt und er wußte die Leute auch in dem Wahne zu erhalten; allein dem war nicht so. Als er das väterliche Erbe seiner Frau empfangen, meinte der Molzenvetter, das sei gar nicht zu verthun, und zechte, spielte und ließ andere Leute arbeiten, wobei er nicht müde wurde. Ueberdies meinte er, ein Küfer und Brauer sei, weil er mit Weinfässern umgehe und bodenlos trinken könne, auch ein geborener Weinhändler. Da legte er sich einen Keller voll theueren Weins ein, und als die Franzosen kamen, tranken die ihn rein aus und sparten ihm das Zechemachen und Aufschreiben. Da war mit einem Knalle sein Vermögen fort

*) Eine kurtrierische Scheidemünze.

und ihm blieb das Wirthshaus zum Schwan, eine weinende Frau und ein kleines Kind. Er konnte aber sein Leben nicht lassen und setzte jetzt eine Ehre darein, zu zeigen, daß die Schlappe ihn nicht an den Bettelstab gebracht, und das war doch geschehen. Seine brave Frau nahm's zu Herzen, fing an zu kränkeln, bis sie bettlägerig wurde und — starb.

Jetzt sah der Molzenvetter sein Verderben nahen. Der Tod seiner Frau beugte ihn tief. Was sollte aus seinem Kinde werden, das noch nicht einmal laufen konnte?

Hier in Cröv hatte seine Frau eine Schwester, ein resolutes Weibsbild, reich und schön dabei, wenn auch nicht mehr ganz jung. Zu der kam Einer, der um die Ecke schießen konnte, und sagte: „Jungfer Kathrine, Sie hat das Kind Ihres Schwagers zu sich genommen und will Mutterstelle vertreten; nehme Sie des Kindes Vater dazu und werde Sie so dessen Mutter! Er hat sich aus dem Salze gebessert und Sie hat Haare auf den Zähnen und wird ihn vollends bessern, wenn etwa noch etwas sollte zurückgeblieben sein!"

„Bleibt mir vom Leibe," hat darauf die Kathrinebas' gesagt, „einen Mohren bleicht man nicht weiß und der Wolf verliert wohl die Haare, aber die Raupen *) nicht. Mein lieber Herr Schwager will mein Geld, aber mich nicht, und ich mag weder ihn noch seine Schulden. Sagt ihm das und laßt mir Ruhe!"

Das war deutsch und man konnt's nicht mißverstehen. Soviel ist gewiß, daß der Molzenvetter keinen Versuch mehr wagte in dieser Art, aber das Sturmlaufen auf der Kathrinebas' ihr Geld ließ er nicht. Sie sah wohl ein, daß es das Kind galt und sein Erbe. Sie ging daher zu dem kaiserlichen Notarius in Trarbach, ließ sich im tiefsten Geheimnisse Hab' und Gut des Molzenvetters verschreiben und zahlte seine Schulden.

„Schwager," sagte sie liebreich, „reitet Euch nun wieder der

*) Raupen so viel als Tücken, böse Eigenschaften.

Teufel, daß Ihr Euer Lüderleben fortführt, so ist's alle. Ich ziehe Haus und Hof an mich und wenn Ihr dann auf einen Baum steigt, habt Ihr auf der Erde nichts mehr zu suchen."

Das war wieder deutsch und der Molzenvetter verstand's ohne Auslegung. Er sah nun ein, daß es mit ihm Matthäus am Letzten wäre, wenn er die Kathrinebas' wetterwendisch mache. Daher legte er sich von der flachen auf die hohe Seite und wurde ordentlich.

Alle Welt sagte: Molzenhannes ist ein anderer Mensch geworden und die Cröver Kathrine hat's fertig gebracht. Die ist ein rechter Husar. Schade, daß sie ihn nicht geheirathet hat!

Es war aber wirklich nicht nöthig gewesen. Sie kam dann und wann, sah nach und hielt den Molzenhannes so wacker im Zaume, daß er in ruhigem Schritte blieb und das Hintenausschlagen ließ. Es ist aber eine ganz kuriose Geschichte, daß ein Bruder Liederlich so umschlagen kann. Johannes Molz wurde nach und nach ein Knicker, ein Pfennigfuchser, ein Haltfest.

Nachdem die Schwägerin zu Cröv ihm Geld geliehen, begann er seine Wirthschaft wieder, und wußte die so in Schwung zu bringen, daß Jedermann hinlief. Er trank jetzt nur die Reste, welche die Gäste stehen ließen; er spielte wohl, aber nur, wenn es die Gäste verlangten, und gewann dann in der Regel unverschämtes Geld.

Nach und nach erholte er sich und die Leute, denen die Quelle, woraus sein Geld floß, unbekannt blieb, meinten, er sei ein reicher Mann geworden, weil er einen Schatz müsse gefunden haben. Er war ein Pfiffikus und ließ sie drauf. Wenn sie ihn fragten, so lächelte er, und das hieß nicht ja und nicht nein, und die Leute meinten, er wolle es nicht gerade Jedem auf dem Präsentirteller entgegenbringen, und er habe Recht, daß er's nicht thue.

Derweile die Wirthschaft des Schwanenwirths prächtig ging, wuchs sein kleines Töchterlein zu Cröv lieblich heran, ein Kindchen wie Milch und Blut, und im Nachbarhause der frische, rothbackige

Jakob ging für das liebliche Käthchen durch Wasser und Feuer. Als das Mädchen sechszehn Jahre alt war, sah er's klar ein, daß Käthchen das schönste, liebste und bravste Mädchen im Mosellande sei, und obgleich das auch Andere erkannt hatten, wußte er's doch am Besten, weil er sie alle Augenblicke sah, mit ihr sprach und, wenn's sonst Niemand sehen konnte, auch einmal ihre süßen Lippen küßte. Sie wehrte sich freilich tapfer, schmollte, wenn's geschehen war; allein der Jakob war gar zu stark, sie konnte seiner nicht Meister werden, und es war von ihm auch gar nicht bös gemeint, wenn er sie küßte.

Die Base war weder blind noch taub, und Beides hätte sie gründlich sein müssen, wenn sie nicht hätte sehen sollen, wie es mit dem Pärlein stand. Sie hatte ihre Freude daran, denn der Jakob war brav und hatte das Gebot im Herzen: Ehre Vater und Mutter; und wer das sagt und übt, der hat die Verheißung, daß es ihm wohl gehe auf Erden. Zwar war er arm, aber da lag ihr nichts dran. War ja doch Käthchen nicht arm, denn es war ja ihr Erbe.

Um diese Zeit kam der Molzenhannes einmal nach Cröv, wohin er sehr ungern ging, denn in der Regel holte er sich eine ordentliche Nase bei der strengen Kathrinebas', zumal er nur kam, wenn er Geld brauchte und sie losschneiden sollte.

„Aha!" sagte sie, als er eintrat, „Ihr wollt gewiß wieder Geld; aber diesmal irrt Ihr Euch, Schwäher, ich habe selber keins."

Der Molz verbiß den Aerger und sagte: „Dann ist's gut, daß Ihr Euch irrt. Ich komme heute nicht, um Geld zu holen, sondern aus anderen Gründen. Ich will's Euch gerade sagen: ich werde vollends ein Lump, wenn ich noch länger mit Mägden hause. Gebt mir das Käthchen, das weiß, wo Barthel den Most holt, denn Ihr habt das gelehrt."

Die Bas' dachte: so unrecht hat er nicht; aber mit dem Käthchen ging ihr das halbe Herz fort. Das Mädchen war ihr Augapfel gewesen, und die vierzehn Jahre, die sie es nun um sich

gehabt, waren Jahre des Glücks für sie gewesen, und nun sollte sie es weggeben! das war ein schweres Opfer für ihr Herz.

Sie war aber nicht die Person, die greinte und lamentirte, oder die das, was sie für Recht erkannt, unterlassen hätte, weil es ihr wehe that. Sie hatte eine rechte Mannesseele und überwand ihren tiefen Schmerz. „Es ist richtig," sagte sie, „geht in Gottes Namen heim. Ich bringe das Kind." Da machte sich der Schwanenwirth, seelenvergnügt, daß er so leichten Kaufs sein Ziel erreicht, aus dem Staube, gab dem Jakob, als er ihn über die Mosel setzte, zwei Fettmännchen und pfiff vor Lust ein Lied, als er an dem Kloster Wolf vorüberging, — oder um sich die Furcht zu vertreiben, denn da ist's nicht just, wie die Leute sagen, und die alten Schmöger, die Mönche, sollen da spuken.

Als die Base dem Käthchen die Neuigkeit sagte, fiel's zusammen, wie ein Ulmer Schlocker*) und weinte viel heiße Zähren, die theils dem Scheiden von der lieben Base, theils der Trennung vom lieben Jakob galten. Bei dem gab's auch Herzeleid genug, und in diesem Herzeleid durfte er sein Mädchen küssen, so viel er wollte, und sie wehrte sich nicht. Sie schwuren sich Treue bis an's Grab und darüber hinaus und Käthchen zog endlich nach Traben.

Von nun an war das Wirthshaus zum Schwan in Traben alle Tage noch einmal so voll wie sonst. Selbst die alten Herren von Trarbach meinten, der Wein sei um Vieles besser, seit ihn das engelschöne Mädchen kredenze, und die Jungen fänden ihn über die Maßen köstlich; die Offiziere von der Gräfinburg meinten aber vollends, es gäbe solchen Trank nicht mehr in der Welt. Und dennoch hatte das Mädchen etwas, was sie Alle, ohne daß sie ein Wort sprach, im Zaum und Zügel hielt, und Keiner wagte auch nur eine Schmeichelei, zu geschweigen ihre Hand zu berühren. Mit dem Anblicken allein, mit dem freundlichen Erwiedern des Grußes

---

*) Messer, welche hinten keine Feder haben und in Ulm gemacht wurden. Früher sah man sie im Rhein- und Mosellande häufig.

mußten sie sich Alle begnügen. Hatte sie den Wein kredenzt, was sie nur that, wenn der Vater nicht da war oder nicht konnte, so verschwand sie in's Nebenzimmerchen, und dahinein wagte sich Keiner.

Der Molzenvetter rieb sich fröhlich die Hände. Diesmal hatte er die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht. Es war, als ob ein Magnet im Schwanen und alle Männer Eisen wären.

Zu den Eigenheiten des bildschönen Mädchens gehörte es auch noch, daß sie Niemanden mehr Wein reichte, wenn er anfing trunken zu werden. Der erste Trunkene scheuchte sie weg. Darin wich sie ganz von ihrem Vater ab. Der hatte dann die Gäste am liebsten; denn erstlich, wenn sie in diesem Zustande nicht mehr unterscheidungsfähig waren und riefen: Molzenvetter! Graacher, Pisporter, oder sonst einen köstlichen Tropfen, so bekamen sie vom geringsten und bezahlten den besten; zweitens konnte er dann statt einem Schoppen zwei sagen, ohne Gefahr; endlich drittens konnte er sie dann im Spiele beneppen und bemolken *), wie er wollte. Sagten dann die Gäste: Wo ist doch Euer schön's Töchterlein? so sagte er: Das sind so alte Jungferntriller, die ihr die alte Bas' in Cröv in den Kopf gearbeitet hat; ich bringe ihr sie schon noch heraus.

So kam es denn, daß alle Tage, die Gott kommen ließ, wenn es nicht Knebel und Spieße regnete, die Pont **) zwischen drei und vier Uhr Mittags und Sonntags noch früher, ganze Ladungen Trarbacher übersetzten nach Traben, und der Ferger sagte zu seinem Bub: Peterchen, wenn sie wieder kommen, sind's ihrer noch einmal soviel, denn Jeder hat noch einen bei sich und wir müssen die Augen aufthun, weil sie Alle schief geladen haben. Der Junge verstand's und lachte.

Daß dabei die holländischen Offiziere nicht fehlten, ist begreiflich, denn das Kriegsvolk hat durstige Lebern, vorab die Holländer, die viele Häringe essen. Unter diesen Offizieren war einer, ein

---

*) So viel als: betrügen. Die Worte sind nur dem Grade nach verschieden.
**) So heißen an der Mosel die breiten, flachen Ueberfahrtsschiffe (pons).

Hauptmann, der Jan van Gorgelfleth hieß; der blinzelte allemal dem Fergen mit den Augen, und dieser wußte, daß das so viel hieß als: warte auf mich, wenn's auch spät wird.

Dieser gestrenge Herr Hauptmann war ziemlich klein und kurzbeinig, aber anzusehen wie ein wandelndes Ohmfaß, weil er viel dicker als lang war. Nichts nahm sich schöner aus, als der lange Stoßdegen an seiner Linken. Seine Soldaten, die ihn wie den bösen Feind haßten und hinter seinem Rücken ihn höhnten, nannten ihn nur das fette Ferkel am Bratspieße. Wenn in Feindesland, sagten sie von ihm, der Hauptmann in einem Hause gewesen, sei kein Anderer nach ihm hineingegangen, weil er Alles so rein ausgefegt, daß ein Nachsuchen Thorheit gewesen. Von seinen Thaten wußte er viel zu rühmen, aber nur er. Es sollte ganz verwunderlich gewesen sein, wie schnell er laufen konnte mit seinen kleinen Beinen, wenn's rückwärts ging; kam eine Schlacht, so hatte er allemal die Kolik, gegen die kein Theriak helfen wollte. Er mußte hinter die Fronte oder in's fliegende Lazareth. War die Schlacht vorüber, so war er auch wieder da und säuberte das Schlachtfeld. Eine Geschichte erzählten sie von ihm, die besonders lustig war. Einmal war unter den Wagen auf einem Schlachtfeld auch ein Geldwagen gefunden worden. Da hatte sich der Hauptmann Jan van Gorgelfleth wohl bedacht. Wohin es aber thun? das war die Frage, zumal er diesmal aus einem Gefechte nicht entrinnen konnte. Er hatte sich ein Roß erbeutet, darauf er ritt. Da war denn kein besserer Rath, als das Gold in die Stulpstiefel zu stecken. Nun war aber an einem die Seitennaht auf und das Gold fiel einzeln heraus. Hinter sich sehend, bemerkte er die lange Straße vertrippelter Goldfüchse. Rasch sprang er ab, raffte und steckte es in den Stiefel, während sein Gaul dem Futter nachging. Kaum aber war er etliche hundert Schritte raffend fortgegangen, als er hinter sich sah und wieder dieselbe Straße gesäeter Füchse erblickte. Er war außer sich, weil er meinte, das Gold regne vom Himmel — bis er endlich sah, wie es stand. Fluchend band er sein rothes Tuch um

den Stiefel, wo das Loch war, und raffte, bis er's wieder hatte; allein jetzt erst bemerkte er, daß sein Gaul weit weg auf einem Kleefelde sich Gutes that. Was half's? er mußte nach. Kaum aber sah ihn der kitzliche Gaul, so lief er weiter. Gorgelsleth gerieth leicht in Zorn. Er lief dem Thiere nach, lockte und suchte es kirre zu machen; aber das half Alles nichts. Dadurch war er weit nebenabgekommen, und plötzlich umringten ihn feindliche Reiter. Sie zogen ihn aus, nahmen sein Geld und was er hatte, und machten ihn zum Gefangenen. Glücklicher, als er es verdiente, war er dennoch; denn eine holländische Schaar befreite ihn wieder und so kam er zurück. Seitdem hieß er auch Hauptmann Raffauf. Lügen konnte er aber, wie ein Prälat. Alle Welt machte er weiß, er sei von altem Adel, und doch war sein Vater Schuster in Amsterdam. Er sprach von seinen Gütern und hatte keine Handbreit Erde, die sein gewesen wäre.

Saßen nun die Zwei zusammen, der Molzenwetter und der Hauptmann, so logen sie sich an, daß sich die Dielen in der Stube biegten. Wenn man gefragt hätte: Was zieht den Hauptmann nach Traben in den Schwan? so hätte Eins gesagt: der Wein, und das hätte viel für sich gehabt, denn seine Gurgel war weit wie ein Stiefel und sein Durst ohne Maß. Ein Anderes hätte gesagt: das Landsknechten und Knöcheln, und das hätte auch schwere Gründe für sich gehabt, denn er spielte so gern als einer. Das Dritte hätte gesagt: das Lügen, weil der Wirth ihn geduldig anhört, und wär' nicht weit von der Wahrheit gewesen; allein wenn das Vierte gesagt hätte: das engelschöne Käthchen, so hätte doch das den Nagel auf den Kopf getroffen.

Alter schützt vor Thorheit nicht, sagt das Sprüchwort, und das bewies wieder der dicke Holländer, denn der war kahlen Kopfes und die Haare, die ihm geblieben, hatten die Kümmel- und Salzfarbe. Wenn ein altes Haus brennt, so brennt's rack ab, sagt wieder ein Sprüchwort, und das hatte auch hier seine Anwendung, denn der Hauptmann war verliebt, wie ein Eichhörnchen, alle Versuche aber,

das liebliche Kind für sich zu gewinnen, blieben von wegen des Jakobs in Cröv erfolglos. Geht's bei der Tochter nicht, geht's doch bei der Mutter, sagt ein drittes Sprüchwort, und weil hier die Mutter fehlte, machte er sich an den Vater.

Eines Abends saßen sie allein noch bei einander, da alle anderen Gäste heimgegangen waren, und keiner von Beiden wußte, daß hinter der Bretterwand, die das Heiligthum des Nebenstübchens von der Wirthsstube trennte, ein engelschönes Köpfchen in süßem Dusel*) nickte und von dem Liebsten auf Erden träumte; da hob endlich der Hauptmann, der dem Wirthe von seinen Gütern in Nordbrabant ein Unendliches vorgelogen und von der Erbschaft eines Oheims, der Statthalter von Java gewesen, und von zwei Tanten, die auf ihren Geldsäcken saßen und in zarter Liebe ihres edlen Erben auf der Gräfinburg gedachten, und ihn ganz hitzig gemacht, also zu reden an: „Freund Molz, ich hab' oft zu Euch geredet, wie ich stehe, und Ihr wißt's so genau, als ich selber, daß ich Euer Käthchen über die Maßen liebe. Gebt mir sie zum Weib! Ich bin eine Partie, wie Ihr sie hier zu Lande nicht findet!"

Nachdem der Wirth auf die kurze Werbung des Soldaten mit vielen Redensarten geantwortet, bemerkte er, daß er die Ehre erkenne und ästimire, je dennoch einige Punkte zu setzen habe, über die hinaus Alles ein Ende habe, nämlich erstens müsse der gestrenge Herr Hauptmann seinen Abschied nehmen, dieweil sein Kind keines Soldaten Weib werden könne; zweitens müsse er eine Verschreibung bei dem Notarius machen und dem Mädchen seine Güter in Nordbrabant und Alles zusichern, was er jetzt besitze und künftig von seinem Oheime, dem Statthalter von Java, und seinen beiden steinreichen Tanten zu erben habe; drittens müsse er zu ihm in's Haus ziehen und Wirth werden; viertens aber das leichtfertige Leben lassen, denn er (der Wirth) sähe an sich und ihm (dem Hauptmann), daß das zu bösen Häusern führe.

---

*) Für Schlummer.

Innerlich fluchte der Hauptmann: daß du bei'm — wärst! aber äußerlich nahm er sich zusammen und sagte Alles zu.

Nachdem das abgemacht war, sprach der Wirth: „Nun, Herr Schwiegersohn in Hoffnung, fangt Euer anständiges Leben heute an. Es ist Zeit, daß Ihr geht, denn die Mitternacht ist da, und da gehen die Geister um."

„Was Geister?" lachte der Soldat. „Ich fürchte keine!"

„Nun, nun," sagte der Wirth, „so war's doch eben nicht alle Tage und ich hab' von dem Lieutenant Druckscheut ein Stücklein von einem Hauptmanne gehört, der gerade so heißt wie Ihr, das redet nicht also."

„Was?" schrie der Hauptmann, „was hat der Höllenhund gesagt?"

„Ereifert Euch nicht. Ich nehm's Euch nicht übel," sagte der Wirth, „denn ich fürchte mich entsetzlich vor Spuk. Wenn Ihr's aber wissen wollt, so sagte er, Ihr währet auf der Runde gewesen und ein Soldat, der in Berg op Zoom desertiren wollte, habe Nachts ein weißes Hemd übergezogen und da seiet Ihr sammt Eueren Consorten davongelaufen, weil Ihr geglaubt, es sei ein Geist, und der Kerl sei glücklich entwischt."

Der Hauptmann fluchte wie ein Türke und leugnete frisch weg; es sei pure Verleumdung, sagte er, und er werde den Lügner im Duell erstechen. So ging er fort, aber er vergaß schon vor der Thür die Geschichte und dachte nur an seine Freierei und an des Alten vier Punkte und an das schöne Käthchen.

Warte nur, alter Fuchs, sagte er in sich hinein; ich kriege dich doch in die Falle! Lesen und schreiben kannst du nicht. Da will ich dir schon so schwer aufbinden, als du tragen kannst, und hab' ich das Mädel, so wird sich Alles finden. Meinen Abschied hab' ich schon gemacht und das Verschreibungs-Instrument kann ich leicht machen lassen. Magst du nachher die Güter in Nordbrabant suchen, die ich selber nicht finde, und die Onkeln und Tanten, die nicht zu sterben brauchen, weil sie nie gelebt haben.

Mit solchen edlen Gedanken ging er an die Mosel, sah sich aber überall scheu um, ob nicht ein Geist da oder dort sich blicken lasse, und fing dann endlich, um sich die Furcht zu vertreiben, zu singen an. Als er die Mosel erreichte, kehrte sein Muth wieder, denn der Ferge harrte seiner und begleitete ihn für ein Trinkgeld bis an die Burg — der Unterhaltung wegen, wie der Kriegsheld sagte und der Ferge glaubte.

Das bildschöne Köpfchen hinter der Bretterwand war aber über dem Gespräche der beiden Handelsleute um ihr Lebensglück erwacht und hörte Alles ganz genau. Da fiel der ganze Trabener Berg auf ihre Seele und sie weinte die Nacht heiße Thränen bis zum Morgen.

Zum Glück war andern Tags ein Sonntag und die Cröver Base hatte mit dem Vater ausgemacht, alle vierzehn Tage dürfe Käthchen den Sonntag bei ihr in Cröv zubringen. Das war nun gerade der Tag, und ehe der Alte auf war, war sie schon über das Kloster Wolf draußen und der liebe Jakob harrte schon mit dem Kahne. Dem klagte sie ihr Weh gleich und der Schrecken lähmte fast seine Hand.

Kaum war sie drüben, so sagte sie: „Wir können gegen Abend noch plaudern, Jakob; jetzt muß ich zur Base. Weiß die keine Hilfe, so laufe ich lieber in die Mosel, als ich des alten Sünders Frau werde.“

Und leichten Fußes flog sie dahin und das thränenschwere Auge des guten Jungen folgte der schönen Gestalt, die blitzschnell hinter den Häusern verschwand.

Was machte die Base große Augen!

„Was?“ sagte sie, und die Gluth des tiefsten Unwillens bedeckte das, wenn auch stark ausgeprägte, doch immer noch hübsche Gesicht der Base, „er will Dich verschachern gleich einem Juden? — Da hat er sich verrechnet! Erzähle mir die ganze Unterredung, mein Kind!“

Das Mädchen vergaß keine Silbe.

Als sie bei der Stelle ankam, wo des gestrengen Herrn Hauptmanns Muth eine so schöne Rolle spielte, lachte die Base laut auf; allein bald versank sie in ein stilles Nachdenken und sagte endlich wie aus einem Traum erwachend: „Das geht sicher!“ Darauf wandte sie sich an das Mädchen. „Kind,“ sagte sie, „sei gutes Muths und laß mich sorgen. Du wirst nicht des alten Sünders Frau, Du müßtest denn selber lüstern sein nach dem schönen Titel: Frau Hauptmännin?“ — Käthchen bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und schauderte zusammen. „Lieber sterben!“ rief sie aus.

„Oder noch lieber mit dem Jakob leben!“ sagte die Base, und über des Mädchens schöne Züge legte sich das tiefste gluthigste Roth. Sie fiel der Base um den Hals und hatte den Muth nicht mehr, sie anzusehen.

„Nun, sei nicht närrisch, Kind!“ sagte sie liebreich. „Ich weiß es ja, daß ihr euch lieb habt, und ich gebe euch meinen Segen. Deinen Vater will ich schon dazu bewegen, daß er auch seinen Segen gibt. So sei denn nur heiter und thue, als wüßtest Du von der ganzen Sache kein Wort und als ging Dich das Alles nichts an. Mich laß sorgen und vertraue mir, wie es auch komme. Nur, das halte ich mir aus, daß Du auf's Bestimmteste Nein sagst, wenn der Vater mit Dir redet und Dich verplaudern will. Sollte er hart gegen Dich sein, so weißt Du, wo Deine Zuflucht ist und wo Dich ein Mutterherz erwartet.“

Wieder umschlang das Mädchen den Nacken der Base und es war ihr, als wäre alles Weh und alle Angst von ihrer Seele genommen. Was aber eigentlich die Base thun wollte, sagte sie nicht; auch redete sie nur von Dingen der Haushaltung und anderen Geschichten, daß Käthchen am Ende all ihr Weh in Cröv ließ und heiteren Herzens zu Jakob zurückkehrte, der schon lange in seinem Kahne saß, sie zu erwarten.

Er sah forschend in ihr Auge.

„Du bist so fröhlich und warst doch so tief betrübt?“ fragte

er. „Ach, was hab' ich für einen Sonntag gehabt?" sagte er seufzend. „Gott lasse mich keinen mehr so erleben!"

Sie lächelte ihn herzig an. „Sei gutes Muths, Jakob, die Base hat's gesagt, wir könnten's sein; sie würde Alles zu nichte machen!"

„Hat sie das gesagt?" rief fröhlich der Jüngling aus. „O, dann ist Alles gewonnen. Sie hat Muth und Kraft wie ein Mann."

Unter diesen Gesprächen landeten sie und stiegen langsam die Klosterhöhe hinauf, und droben in den Ruinen setzten sie sich unter den Schatten eines Nußbaums auf eine der Trümmer und plauderten süß und traulich wie schuldlose Kinder, bis die Abendsonne hinabgesunken war und die Nacht kam.

An demselben Nachmittage war früh der Hauptmann wieder da. Die Stube war vollgepfropft, allein die Gäste verliefen sich ungemein früh.

Zuletzt saßen nur noch Zwei bei dem Wirth. Es war eben der Hauptmann und der Rector der lateinischen Schule zu Trarbach, ein hagerer Schulmeister, den heute der Herr Hauptmann mit besonderer Freigebigkeit traktirte und davon war der Rector ein Liebhaber. „Wo ist denn Euer feins Töchterlein?" fragte der Magister. „Hab' ja heute das liebe Kind noch nicht erblickt?"

„Sie ist wieder bei der Base zu Cröv!" rief ärgerlich der Molzenvetter. „Ich wollte, die Base wär' im Himmel!" setzte er voll Ingrimms hinzu. „Was das für ein Ausbleiben ist!"

„Freilich," sagte das dürre Rectorlein, „es sollte ein Mägdlein in solchen Zeitläuften, wie sothane, nicht in der Nacht gehen!"

„Ja, ja, das sag' ich hundertmal, aber da predige ich tauben Ohren, denn das Mädel ist in die Alte wie verhext," sagte der Wirth.

„Nun, nun, Herr Molz," fiel ihm der Rector in's Wort, „so alt ist sie noch nicht und immer eine hübsche, stattliche Person. Nehmt's aber auch Eurem Kinde nicht übel. Die Mutter, Gott hab' sie selig, kannte das liebe Kind kaum, als sie das Zeitliche

segnete, und die Base erzog es und war ihm Mutter. Da ist's wohl kein Wunder, daß sie ihm als Mutter gilt."

„Freilich," sagte gedehnt der Wirth, der die Wahrheit dessen fühlte, was der Rector gesagt hatte.

„Dennoch," rief er aber dann, wieder in den früheren Unwillen zurückfallend, „könnte das Mädel früher heimgehen!"

„Ja wohl," sagte der Hauptmann zustimmend, der bis jetzt still in ein Loch gesehen hatte. „Sie könnte einmal recht geängstigt werden."

„Davor ist mir nicht bange," versetzte der Wirth. „Das Mädel hat Courage wie ein Husar; aber wie leicht könnte ihr ein Unfall zustoßen! Ich meines Orts möchte so nicht in der Nacht gehen, denn sie ist keines Menschen Freund, zumal sie über das Kloster gehen muß."

„Ja, richtig," setzte der Rector mit bedenklicher Miene hinzu.

„Hat das Etwas auf sich?" fragte neugierig der Hauptmann.

Wirth und Schulmeister sahen sich fragend einander an.

„Erzählt Ihr's," sagte der Wirth zu dem Rector, „Ihr seid ein Gelehrter."

Dieser räusperte sich etlichemale und hob dann an: „Allerdings, Verehrtester, man munkelt allerlei hier herum von dem Kloster. Ich kann's freilich nicht verbürgen, sintemalen und alldieweil ich selber das Spukwesen noch nicht gesehen habe, jedennoch sind Leute genug da, die drauf leben und sterben, es sei in den alten Mauern nicht just. Und wenn man's so bedenkt, wie es seiner Zeit dort zuging, so könnt's einen eigentlich gar nicht verwundern, wenn der Herr ein Exempel statuirte, wie er die Verworfenheit straft."

„Ist's denn ein Geheimniß, weil Ihr nicht mit der Farbe heraus wollt?" fragte der Hauptmann. „Was war's denn für ein Dohlennest?"

Diese Frage hatte der Rector erwartet, der seine Gelehrsamkeit gern an den Mann brachte.

„Habt Ihr, gestrenger Herr Hauptmann und Gönner, schon

etwas von den Gogel- oder Kugelherren gehört?" fragte der Rector. „Kugeln habe ich wohl pfeifen gehört, aber nichts von den Kugelherren," sagte lachend der Soldat.

„Der Stifter des Ordens," versetzte der Rector, „war Euer Herr Landsmann dazu, nämlich Gerhardus Groot aus Deventer, der Anno 1384 am zwanzigsten des Monats Augusti mit Tod abgegangen ist.

„Er war ein gar frommer Herr und daneben auch Canonicus in Utrecht; wollte seine Seele nach Art seines Glaubens zu höherer Seligkeit fördern und stiftete darum selbigen Orden mit sonderlicher Regel, und hat ihn der Papst bestätigt. Darauf haben die Ersten in Deutschland Posto in Geisenheim im Rheingau gefasset und sind dannenhero nacher Wolf gekommen, wo sie sich auf selbigem Berge ein Kloster erbauet, welches die Ritter und Grafen des Landes weidlich dotiret mit Gütern, Gülten, Zehnten, Gefällen, Rauchhafer, Bastardfall, Rauchhühnern und wie der Segen alle hieß, den sie dem Kloster spendeten."

„Ist das alles?" fragte der Hauptmann, als das Männlein inne hielt und aus seinem Glas einen Moslerzug that, das heißt, der bis auf den Boden reichte.

„Nein, nein, gestrenger Herr und Gönner," rief er darauf hastig, „ich bin noch keineswegs am Ende. Hört nur weiter. Reichthum macht üppig und liederlich denjenigen, der sich nicht selber beherrschen und höheren Gebrauch von den Gottesgaben machen kann. Was zur Ehre Gottes und der Armen Heil geschenkt war, verwendeten sie zum Wohlleben. So kam es denn, daß das sittliche Verderben mit allen Mächten einriß und das Kloster ein Pfuhl des Lasters und der Schwelgerei war. Da konnte denn das Strafgericht nicht ausbleiben. Schirmvogt und Erzbischhof jagten sie fort und zerstörten die Stätte der Unzucht. Und als nun die Mönche hier und dort starben, mußten ihre Geister hierher wandern und als Gespenster umwandeln, und das müssen sie so lange, bis sie sich selber alle begraben haben."

„Wie?“ fragte Gorgelfleth, den es eiskalt überlief.

„Ja,“ fuhr der Rector fort, „alle hundert Jahre finden sie für einen aus ihrer Mitte ein offenes Grab und legen ihn hinein, der dann erlöst ist; daher sieht man sie, nämlich wer ein Frohnsonntagskind ist, in langem Leichenzuge vorüberziehen von der Stelle, wo das Refectorium war, bis zum Gottesacker, und wenn sie kein Grab finden, tragen sie ihn wieder zurück, und so soll's alle Abende geschehen.“

„Huh, huh!“ rief der Hauptmann und schüttelte sich. „Ich sag' euch, ihr Herren, zehn Lebendige vor die Klinge und ich fürchte mich nicht; aber so ein Leichenzug könnte mich aus der eigenen Haut treiben, und die liegt doch recht fest an, wie ihr wisset. Wie möget ihr es doch zulassen,“ wandte er sich vorwerfend gegen den Wirth, „daß das herzliebe Kind zu solcher Nachtstunde über den gefährlichen Weg gehet?“

Dem Wirthe war es graulich geworden und er schüttelte sich mehrmals, der Vorwurf aber ärgerte ihn über die Maßen.

„Was kann ich dafür,“ rief er zornig aus, „wenn die Alte zu Cröv das Kind so lange hält? Ich sollt' 'mal drüber maulen! Himmel und Erde, wie sollte dies Zankeisen mir den Kümmel reiben! Aber wenn ihr Euch so für das Mädel in den Riß legt, so stehet auf und gehet ihm entgegen, es zu schützen! Ihr habt ja den Bratspieß an der Seite!“

Der Rector überblickte schnell die Lage der Sachen. Er sah in des Wirthes Auge den Grimm, in dem des Hauptmanns die Verlegenheit, und mochte gern Beide befriedigen.

„Mit Gunst,“ sagte er, „ich glaube, daß dies nicht nöthig ist. Einem so frommen, reinen, lieben Kinde thun die Geister nichts. Ihr werdet sehen, daß sie wohlbehalten ankommt. Auch weiß man hierorts genau, daß sie Niemanden etwas zu Leide gethan; sie tragen nur ihre Todten vorüber, damit ist's aus und fertig.“

„Nein, nein!“ rief der Wirth aus. „Wenn Ihr's mit dem

Kind so gut meint, wie Ihr sagt, so geht ihm entgegen. Thut Ihr das nicht, so —"

„Halt!" rief der Hauptmann, „ich gehe schon!" Er stand auf und faßte den dürren Schulmeister am Arm und zog ihn, obwohl er sich sträubte, zur Thüre hinaus in die stockfinstere Nacht.

Kaum einige Häuser weiter stand er still.

„Herr Rector und guter Freund," sagte er, „wenn Ihr meint, ich hätte Lust nach dem verfluchten Kloster zu gehen und meinen Hals zu riskiren, so seid Ihr auf falscher Fährte. Ihr habt vollkommen recht, wenn Ihr sagtet, solch frommem Kinde, wie das herzige Käthchen ist, thäten die gespenstigen alten Schmöger nichts. Ich glaub's gewiß; da brauchte sie uns nicht. Sie wird nun auch ganz nahe bei Traben sein. Ueberdies ist es frisch diese Nacht, und da ich am Zipperlein laborire, so ist mir die Nachtluft nicht gut. Ich denke, wir wenden uns zur Pont und schiffen nach der guten Stadt Trarbach hinüber, legen uns in's Bett und pflegen der Gesundheit, die doch das edelste Gut bleibt, das uns Gott anvertraut hat."

„Da habt Ihr ein weises Wort gesprochen," versetzte der Rector, dem eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken lief. „So lasset uns denn umkehren und uns salviren."

Gesagt, gethan. Bald standen sie in der Pont, und als sie die Mosel von dem Ufer schied, wo die Gefahr drohte, kehrte Beiden der Muth wieder und ein Jeglicher suchte seine Wohnung.

Es war einer jener neckischen Zufälle, die im Leben oftmals eintreten, daß das herzige Käthchen längst stille hereingeschlüpft und hinter der Bretterwand Ohrenzeuge der ganzen Geschichte war, die, wenn sie auch ihr einigemal kühl um das Herzchen machte, dennoch Belustigendes genug für sie haben mußte. „Das alles muß die Base wissen!" sagte sie lachend zu sich. Als sie der Vater fand, war er zufrieden und legte sich gutes Muthes nieder.

Mittlerweile war es dem gestrengen Herrn Hauptmann van Gorgelfleth nicht nach Wunsch ergangen. Das Zipperlein mit all' seinen Leiden hatte sich eingestellt und ihn auf das Bett der Ehre

gelegt, auf dem er fluchend und tobend ausharren mußte. Nur allein der Herr Rector besuchte ihn da und tröstete ihn in seinen Schmerzen.

„Hört, gestrenger Herr und Gönner,“ hob er eines Tags an, „wie ich habe vermerken können, so buhlt Ihr um des Schwanenwirths Töchterlein. Laßt Euch rathen. Es sind noch mehr Leute da, die Euch ins Gehege gehen, absonderlich, wie ich höre, Einer in Cröv; ist aber ein blutarmer Schelm. Unterdessen ist ein Weiberherz ein kurios Ding, und wer ihm unbedingt traut, ist auf falschem Weg. Ich würde Euch rathen, das Vögelein einzufangen, so es eben noch Zeit ist.“

„Ihr seid mein guter Freund,“ sagte betroffen der Hauptmann, der nicht im entferntesten daran dachte, daß ihm Gefahr drohe, „was soll ich's Euch verhehlen? Der alte Fuchs hat seine Einwilligung an etwas lästige Bedingungen geknüpft. Versteht Ihr Holländisch?“

„Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Griechisch und Lateinisch verstehe ich wohl,“ sagte der Rector mit Gravität, „aber Holländisch keine Silbe, es müßten denn einige Brocken sein, die ich von Euch aufgeschnappt.“

„Blexem!“ rief der Hauptmann, „das ist schlimm, ist denn sonst Niemand hier, der dessen kundig wäre?“

„Keine Seele, wohledler Herr und Gönner!“ versicherte der Schulmann.

Während der Hauptmann das äußerlich bedauerte, jubelte er in seinem Herzen, weil er nun vollkommen sicher war, daß dem Wirthe Niemand seinen falschen Abschied würde deuten können.

„Aber,“ fragte der neugierige Rector, „wenn ich fragen darf, was hielt sich denn unser Freund Molz aus?“

„Das sollt Ihr hören,“ entgegnete der Hauptmann, „denn Ihr sollt Zeuge sein bei dem Acte, den ich sofort will aufnehmen lassen. Thut mir den Gefallen und ruft mir alsobald den öffentlichen kaiserlichen Notar Zillesius hierher.“

Der Rector nahm sein Spanischrohr, rückte seine Perücke oder Atzel zurecht und ging, seines Gönners Wunsch zu genügen.

Nicht lang nachher trat der Notarius Zillesius in das Gemach auf der Gräfinburg, setzte sich nach großen Förmlichkeiten an den Tisch und begann seinen Act, worin der Hauptmann Jan van Gorgelfleth seiner Zukünftigen, Katharine Molz, seine Güter Harterdam und Eulendorp in Nordbrabant, und Alles, was er von seinen beiden Tanten, Laurentia und Eva van Gorgelfleth, ledigen Standes in Saardam, und seinem Oheim, dem Ergouverneur von Java, Herrn van Audermeulen, inskünftige zu erben habe, wie auch alle seine fahrende Habe verschrieb. Nachdem der Act geschlossen und versiegelt war, unterschrieb der Hauptmann und der Rector als Zeuge.

Hierauf nahm der Hauptmann Beiden das Versprechen der Verschwiegenheit ab, und die Geschichte hatte ihr Ende erreicht.

Wenn der Soldat auf Verschwiegenheit rechnete, so war seine Rechnung falsch; denn der Rector war eine alte Plaudertasche und der erste Mährchenträger in Trarbach.

Gegen den folgenden Mittag fühlte der Hauptmann sich so munter, daß er hinüber konnte nach Traben.

Freudig begrüßte ihn der Molzenvetter, und sein Gesicht verklärte sich in seliger Hoffnung, als ihm der Hauptmann den Abschied und den Act vorlas und den ersteren verdeutschte. Er erhielt das Jawort des Vaters in bester Form.

„Was hilft mich das," sagte der Hauptmann; „macht, daß ich das Wort Eurer Tochter und den Brautkuß erhalte!"

„Alles im Sturme!" brummte der Wirth. „Wartet's ab! Die Zeit bringt Rosen. So ein Mädchen ist wie eine Festung, sie will belagert und erobert sein. Das müßt Ihr doch aus Kriegeserfahrung wissen."

Das merkte sich der Hauptmann und bot alle Liebenswürdigkeit auf, die ihm zu Gebote stand; allein das Alles erwarb ihm noch keinen freundlichen Blick. Er versuchte es mit glänzenden Geschenken, aber sie nahm sie nicht an.

Als er es dem Alten klagte, rückte der mit Entschiedenheit vor; aber wie erstaunte er, als ihm das Mädchen bestimmt und fest erklärte, sie werde eher in die Mosel laufen, als den Hauptmann heirathen! Er bat, aber sie beharrte. Er drohte, aber sie wankte nicht. Er donnerte, haselirte wie rasend im Hause herum, aber unter Thränen erklärte das Mädchen dasselbe.

Nun war der Friede aus dem Hause gewichen. Ebenso vergeblich blieben die Vorstellungen aller Vettern und Basen aus Trarbach, Enkirch und Traben. Was zur Familie gehörte, legte sich in's Geschirr, um der Ehre willen; allein das Mädchen begriff die Ehre nicht und sagte nein.

So standen die Sachen, als eines Tags ein Mann von Cröv sich am Tische des Schwanenwirths niederließ. Der Wirth reichte ihm das Schöpplein und setzte sich zu ihm. Vom Wetter anhebend, kam endlich der Mann auf die Heirath zu reden und brachte seinen Glückwunsch gehörig an.

„Ja, ja," sagte der Molzenvetter, „das Alles wäre schon recht schön und gut, wenn nur das Mädchen wollte!"

„Aha!" sagte der Cröver, „merkt Ihr nichts?"

„Was denn?" fragte der Wirth mit Neugierde.

„Ei, daß die Base dahintersteckt!" rief der Cröver.

„Daß Dich das Mäusel beiß!" rief Molz aus. „Ich glaube Ihr seid auf der rechten Fährte."

„Ob ich das bin?" sagte der Andere, „freilich bin ich's. Dem Perlhuber sein Jakob löffelt um das Mädchen schon seit der Confirmation herum, und die Kathrinebas' sieht's gern, weil sie den Jungen gern hat."

„Der ist ja aber so arm wie eine Kirchenmaus! Das muß ich sagen!"

„Es wäre der ein rechter Schwiegersohn für Euch. Und — wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch etwas erzählen.

„Erinnert Ihr Euch nicht, daß am Sonntag vor acht Tagen das Käthchen spät heimkam?"

„Freilich!" rief der Wirth.

„Nun, da war ich in den Klostermauern —“

„Ihr?“ fragte mit Entsetzen der Wirth. „Thaten Euch denn die Geister nichts?“

„Das fragt Ihr doch wohl nur im Spaß und Utz,“ sagte der Gröver, „denn vernünftige Männer glauben an keine Kindermährlein. Kurz, ich saß da, und alsbald kam Käthchen und Jakob Arm in Arm, und herzten und küßten sich.“

„Ei so fahr' Euch das Wetter in den Lügenhals hinein!“ tobte der Wirth. „Das thut mein Kind nicht.“

„Seht's selber,“ sagte der Mann ruhig. „Laßt übermorgen das Mädchen nach Gröv gehen und kommt um acht Uhr auf das Kloster. Ich erwarte Euch da, und wenn Ihr's nicht selber sehet, was ich sage, so sollt Ihr das Recht haben, mich einen schlechten Mann zu nennen. Ich erwarte Euch.“

Damit zahlte er sein Schöpplein, sagte Adjes und ging.

Der Wirth war außer sich. Er rannte wie ein Verrückter umher und durfte doch, wollte er hinter die Geschichte kommen, nichts sagen; aber zorniger als je sprach er sein Ja, als Käthchen fragte, ob sie morgen nach Gröv zur Base gehen dürfe?

Am Samstag Mittag kam der Hauptmann. Auch seine Stirne lag in krausen Falten, und man sah es ihm an, daß er etwas Unangenehmes hinter dem Berge hielt.

Als sie allein waren, sagte er: „Schwiegervater, was hab' ich gehört? Das Mädchen soll in Gröv eine Liebschaft mit des Perlhuber's Jakob haben. Schöne Geschichten!“

„Hab's auch gehört,“ sagte verblüfft darüber, daß es der Eidam schon wußte, der Molzenvetter. „Ich kann's gar nicht glauben. Um aber dahinter zu kommen, schlag' ich Euch vor, daß wir morgen gegen Abend auf das Kloster gehen und aufpassen.“

„Auf das Kloster!?“ rief der Hauptmann und entfärbte sich. „Was Teufels fällt Euch ein? Wollt Ihr den gespenstigen Kugelherren, wie sie der dürrbeinige Schulmeister nennt, in die Mäuler laufen?“

„Ach was!“ sagte der Wirth. „Ich hab' in Gröv einen guten

Freund, der ist ein Teufelsbanner, der wartet auf uns. Soll denn die Sache so im Zweifel bleiben? Ihr müßt dahinterkommen und ich auch. Nehmt Euern Palasch mit und einen Knittel, dann laßt sie kommen."

Der Hauptmann wußte nicht, ob er träume, so hatten sich des Molzenvetters Gedanken geändert. Er starrte ihn ungläubig an.

„Was guckt Ihr da?" fragte dieser. „Soll ich Euch, einen wetterharten Soldaten, an Muth übertreffen? Pfui, die Schande werdet Ihr Euch doch nicht machen?"

„Wer führt Euch aber die Wirthschaft?" fragte der Hauptmann, der nach Abwehr des Anmuthens suchte.

„Dafür laßt mich sorgen," erwiederte der Wirth. „Mein Vetter, der Küfer Kaspari, der drunten an der Mosel wohnt, hat schon mehrmals meine Stelle redlich vertreten. Also bleibt's dabei, Punkt acht Uhr!"

Was wollte der Hauptmann machen? Gab er sich bloß, so war es um seine Ehre als Soldat vollends geschehen; er mußte also zusagen.

Die Unterredung wurde durch Gäste unterbrochen, die Platz nahmen. Sowohl der Wirth als der Hauptmann waren sehr zerstreut diesen Tag, und Keiner brachte es so weit, ein Lanzknechtchen oder Knöchelspielchen zu machen.

Frühzeitig zog der Hauptmann ab, zumal sich Käthchen heute gar nicht sehen ließ.

In einem der Keller des Klosters Wolf auf der Höhe, welche in scharfem Bogen die Mosel umkreist, war an diesem heiligen Sonntag ein verwunderlich Treiben. Da lagen zehn Fackeln und eine Laterne, die am hellen Tage brannte. Da stand eine Bahre zum Tragen, wie sie Schreiner haben, um neues Geräth zu den Kunden zu bringen. Da stand ein Korb mit weißen großen Tüchern, und dabei saßen, leise plaudernd, Jakob und neun junge Burschen aus Cröv. Was aber das Possierlichste war, in einer Ecke lehnte eine

Figur, die eine Art holländische Uniform anhatte. Sie war aus Stroh gemacht und hatte eine Larve vor und einen Federhut auf.

„'S ist doch ein mordpfiffig Weibsbild, die Kathrinebas'," sagte der Jakob Perlhuber. „Wer wäre auf den lustigen Einfall gerathen?"

„Wenn Du Dir den Wanst von Holländer vom Leibe schaffst und das schöne Kind kriegst," sagten die Anderen, „so mußt Du ihr die Hände küssen."

„Will's auch thun," sagte er, und die Hoffnung malte sich auf seinem blühenden Gesichte.

„Wißt Ihr was," hob wieder ein Anderer an, „ich denke, wir nehmen die Kreide und malen uns einstweilen die Gesichter weiß. Das ist eine abscheulich langweilige Arbeit."

Alle stimmten bei und der Bursche begann die Gesichter mit Kreide weiß zu machen. Bald sahen die blühenden Gesichter der jungen Leute fürchterlich aus, und als der Mann von Cröv, der die beiden Helden erwartete, in das Gewölbe trat, fuhr er fast mit Entsetzen zurück, so schauderhaft war in der That der Anblick. An Stoff zum Lachen und zu allerlei Schnacken fehlte es nicht. Als es gegen acht Uhr ging, fragte der Mann einen der Burschen: „Weißt Du auch Deine Rede noch?"

„Freilich," lachte der, und jener ging, nachzusehen, ob die Erwarteten recht bald nahten; aber Alles war still, und so weit das Auge reichte, konnte man Niemanden sehen.

Endlich, als die Sonne schon lange hinabgesunken war, kamen die beiden Helden langsam den Berg herauf, wurden von dem Wartenden empfangen und hinter das Gebüsch, das sich erst mit jungem Grün geschmückt, geführt, wo man das Innere der Mauern übersehen konnte.

Still saßen sie da auf dem schwellenden Moos und harrten des liebenden Pärchens.

„Sie kommen nicht und es wird dunkel," sagte mit angstbebender Stimme der Hauptmann.

„Seid kein Narr, Schwiegersohn," flüsterte ihm der Wirth in's Ohr. „Wollt Ihr Eure Soldatenehre vor dem fremden Manne verlieren? Ich habe Courage, so lange der bei uns ist."

Der Hauptmann biß sich in die Lippen. Allmälig wurde es dunkeler.

„Das Teufelsmädel!" brummte der Wirth, dem es doch auch nicht geheuer war. Er hielt sich fest an des Crövers Arm.

„Seid doch kein Kindskopf, Molzenvetter," sagte der halblaut. „Ich glaube gar Ihr zittert?"

„Es ist der Grimm über das Mädel!" rief Molz.

„Was Grimm?" sagte der Hauptmann, der sich über die Lüge des Wirths ärgerte, der doch so wenig Muth hatte als er selber, und jetzt den Eisenfresser spielen wollte, „Geisterfurcht ist's!"

„Nun wird's gut," sagte zornig der Wirth. „Ein Esel nennt den anderen Langohr!"

„Haltet Euer ungewaschenes Maul, altes Weib," fuhr der Soldat auf, „oder ich spalte Euch den Kopf!"

„Ei sieh da," schrie der Wirth, „wie wird der Held von Bergen op Zoom auf einmal so tapfer! Lief dort vor einem Deserteur fort, der ein weißes Hemd übergezogen, und will mich hier der Geisterfurcht zeihen! Altes Weib! Wer weiß, wem von uns Beiden der Weiberrock am besten paßt? Himmel und Erde, wenn ich so einen Helden sehe, der das Fersengeld zahlt, wenn's in die Schlacht geht! Meint Ihr, Eure Soldaten wären blind und stumm? Mich ein altes Weib nennen? Ei da soll ja —" Aber die Verwünschung blieb ihm in der Kehle sitzen, die des Hauptmanns Faust, in solchen Kunstgriffen geübt, mit Riesenstärke gefaßt hatte.

Der Wirth war auch nicht schwach. Er rang sich aus den Fäusten des Soldaten heraus und schlug mit aller Kraft auf dessen weit vorstehende Nase, daß ein Blutstrom daraus hervorquoll.

Die Rauferei würde ohne Zweifel noch zu größeren Thätlichkeiten geführt haben, hätte nicht der Cröver überlaut gerufen: „Was ist das?"

Die Streitenden ließen sich los und fuhren mit den Köpfen herum.

Da kam aus dem Gewölbe ein Zug weißer Gestalten mit Leichengesichtern. Ein Jeder trug eine Fackel in der Hand. Langsam schritten sie daher, und in ihrer Mitte erschien die Bahre mit dem aufgeputzten kleinen dicken Strohmanne.

Die Dämmerung ließ das Alles noch schauerlicher erscheinen.

Von lähmendem Schrecken gehalten, starrten die Beiden, welche eben so kampferhitzt waren, den gespenstigen Zug an. Sie konnten nicht von der Stelle.

Da sprach eine dumpfe Stimme: „Tragt den Hauptmann van Gorgelfleth zu seiner Gruft, den Lügner, Säufer, Spieler und Betrüger!"

„Siehst Du, Hund," schrie der Hauptmann und schlug den Wirth zu Boden, „das ist Dein Werk!" Und von Todesschrecken ergriffen rannte er über Stock und Stein davon; stürzte zur Erde, raffte sich aber wieder auf und lief, so schnell er konnte, den Berg hinab.

Der Cröver winkte, und blitzschnell waren die Fackeln sammt den Trägern in dem Gewölbe zurück.

Der Wirth lag regungslos an der Erde. Als der Cröver in das Gewölbe lief, rief er: „Jakob, wasche Dich schnell und komm, der Soldat hat den Alten geschlagen, daß er ohne Besinnung ist." Drauf kehrte er zu dem Wirthe zurück, wohin ihm Jakob schnell folgte, während die Anderen ihr Geräthe verbargen und gen Cröv hinabliefen unter herzlichem Gelächter über den Possen, den sie Beiden gespielt.

Eben als der Wirth unter den Bemühungen der Beiden erwachte, kam die Base mit Käthchen langsam daher. Sie hielt sich sehr ernst, Käthchen ahnte von der Geschichte nichts, denn die Base hatte sie wohlweislich aus dem Spiele gelassen.

Wie erschrack das gute Kind, als sie ihren Vater leichenblaß sah und an diesem Orte.

„Wie kommt Ihr hierher, mein Vater,“ fragte sie angstvoll. „Ist Euch etwas passirt?“

„Passirt? Du ungerathenes Ding,“ kollerte der Alte. „Bin ich nicht Deinetwegen mit dem Holländer, dem Flegel, hierher gegangen, und der Kerl haut auf mich wie besessen? Fragst Du noch? Dich wollten wir abfangen mit Deinem Buhlen, der hier ist, und da kommen die Geister fast noch bei hellem Tage!“

Käthchen begriff die Geschichte nicht. Sie starrte bald ihren Vater, bald die Base an.

„Es scheint, der Wein hat Euch den Kopf verwirrt, Schwager,“ sagte diese; „denn sonst könntet Ihr so sinnlos nicht reden. Ohnehin wollt ich Euch sagen, daß Eure Wirthschaft mit dem Holländer mir nicht gefällt, und daß ich im Begriffe bin, mein Testament zu Gunsten des hier anwesenden Jakob Perlhuber zu machen. Gebt nun Euer Kind dem reichen Offizier, es bedarf meines Geldes nicht.“ Sie drehte sich um und ging ruhig den Weg nach Cröv zurück.

Eine Weile stand der Wirth wie versteinert; dann lief er ihr nach. „Kathrine,“ rief er, „bist Du verrückt geworden? Mein — Deiner Schwester Kind willst Du enterben? Ich bin ein geschlagener, ein verlorener Mann!“

„Gebt sie dem reichen Holländer!“ sagte unerschütterlich die Base.

„Um Gotteswillen, Kathrine,“ rief der geängstigte Wirth, „glaubst Du denn, ich gäbe dem Menschen mein Kind, der mich abgebläut hat, der mich erwürgen wollte? Nein, niemals, so wahr ich lebe! Hast Du denn das Testament schon gemacht?“

„Es ist Alles fertig,“ sagte sie. „Gestern war ich in Trarbach, denn ich hörte, Ihr hättet Euer Jawort gegeben.“

„Ist's denn nicht mehr rückgängig zu machen?“ fragte er in bebender Angst.

„Ich breche mein Wort nicht!“ sprach Kathrine.

Der Cröver war indessen langsam herbeigekommen, während sich das bebende Mädchen an ihren Jakob lehnte.

Erschrocken fuhr der Wirth herum, als er die Tritte hörte, wurde aber wieder ruhig, als er den Mann erkannte.

„Ich wüßte einen Rath," sagte er zu dem Wirthe, „wie nämlich das Vermögen der Kathrinebas' dennoch Euerm Kinde bliebe, Molzenvetter. Gebt dem braven Jakob das Käthchen zur Frau, so ist Alles gut. Dem dicken Holländer werdet Ihr sie wohl nicht geben wollen, denn ich bin Zeuge, daß er Euch den Hals umdrehen wollte. Das ist ja ein Strauchmörder! Der würde, wär' er Euer Schwiegersohn, Euch das Mus auf dem Kopfe hacken und dem guten Kind ebenso. Der Jakob ist, wie Ihr seht, nun ein reicher Bursche, und brav ist er und treu wie Gold. Besinnt Euch kurz!"

In fieberhafter Aufregung stand der Wirth da. Er wußte nicht, was er thun sollte. Immer verworrener wurden seine Gedanken.

„Ach Gott," sagte er und seufzte tief auf, „ich weiß nicht, was ich thun soll!"

„Mir ist recht, was der da gesagt hat," sprach die Base in ihrer unüberwindlichen Ruhe. „Bedenkt Schwager, daß der Jakob sein Geld braucht und Ihr Alles herausgeben müßt. Da ist kein Ausweg."

Da rief, um der Folterqual los zu werden, endlich der Wirth: „So mag er sie nehmen in Gottes Namen!"

„Kommt her, Ihr Kinder," rief da plötzlich in seliger Freude die Base, „er will Euch seinen Segen geben!"

Die kamen schnell wie der Wind daher und er legte ihre Hände in einander, sah aber immer noch scheu um sich.

„Nur laßt uns diesen vermaledeiten Ort verlassen, so schnell als möglich," bat der Wirth; und sie gingen nach Cröv, wo die Verlobung diesen Abend noch gefeiert wurde.

Am anderen Morgen mußte Jakob den Schwiegervater und die Braut nach Traben fahren, denn der Wirth wäre um kein Gut mehr über das Kloster gegangen.

Der Hauptmann betrat des Wirthes Schwelle nicht mehr, und da die Probe seines Heldenmuths allgemein bekannt wurde, kam es ihm sehr gelegen, daß seine Compagnie bald darauf abgerufen wurde zum größten Leidwesen des Herrn Rectors.

Eine fröhliche Hochzeit folgte bald, und Jakob schickte sich so gut in die Wirthschaft, daß der Wirth die geisterhaften Mönche segnete, die ihm einen so guten Schwiegersohn zugeführt. Käthchen kam bald hinter die Geschichte, aber sie grollte weder der Base noch ihrem lieben Manne.

Hier endete mein Vetter Stoffel. „Bravo!“ sagte ich, „aber sag' mir doch, wo hast Du die Geschichte her?“

„Ich habe Dir's ja schon gesagt,“ antwortete er, „aus der Chronik von Traben!“

Des Domprobsts Mündel.

Eine historisch-romantische Erzählung aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

1.

Einem mehr nassen als kalten Januar war der milde Februar des Jahres 1349 gefolgt. Ungewöhnlich heiter und warm waren die Tage, und schon sah man das junge Grün auf den Wiesen und die Maßliebchen blickten freundlich daraus hervor, und der Wiesenranunkel glänzte goldgelb aus seinen saftigen Blättern. An sonnigen Rainen blühte das duftende Veilchen und der wilde Johannisbeerstrauch trieb frischgrüne Blättlein. Auch die Lerche und der Buchfinke ließen ihr Frühlingslied hören — kurz, überall begann sich das frohe Auferstehen anzukündigen, das dem öden Winter folgt und Wonne jeglicher Kreatur bringt.

Es war eben um diese Zeit, als die Umgegend von Frankfurt am Main einen gar seltsamen Anblick darbot. Die Thore waren bewacht und wohl versorgt. Ueberall sah man wehrhafte Bürger auf den Thürmen und Mauern. Vor der Stadt dehnte sich ein mächtiges Kriegslager aus, das rings ein Erdwall und Graben, und innerhalb desselben noch eine ansehnliche Wagenburg, umgab. In dem Lager regte es sich im bunten Gewimmel. Ritter und Reisige kamen und gingen. Größere Abtheilungen schwärmten den Main hinab gen Höchst, ebenso gegen das Gebirge bis Kronberg und jenseit weithin in die Ebene. Das Lager bildete ein Oval, dessen Mittelpunkt ein gar ansehnlich und stattlich Gezelt einnahm, dessen Ausdehnung und Pracht schon genugsam seinen Bewohner

angekündigt haben würde, auch wenn nicht zwei Herolde mit dem Reichswappen auf der Brust über dem gelben Rocke dort sichtbar gewesen, und die mächtige Reichsfahne auf der Zinne des Gezeltes mit dem Winde gespielt hätte. — Dort wohnte des Reiches Oberhaupt.

Hatte denn der Krieg sein entsetzlich Spiel begonnen? Wurde die Reichsstadt belagert? Hatte sie vielleicht rebellisch sich aufgelehnt gegen des Kaisers heilige Majestät — denn das große Gezelt mit der Fahne und den Herolden war das Kaiserzelt.

Nichts von dem Allem hatte sich zugetragen.

Im Prediger-Kloster zu Frankfurt war am 1. Januar 1349 nach manchem Wirren der edle Fürst Günther von Schwarzburg durch die Kurfürsten von Mainz, von der Pfalz, Sachsen und Brandenburg gewählt worden zum Kaiser des deutschen Reiches, da sie Carls IV. Wahl und Krönung für ungiltig erklärten. Günther hatte die Wahl angenommen und nahte sich der Wahl- und Krönungsstadt mit einem ebenso ansehnlichen als auserlesenen Heere, dessen kriegerischer Geist sich nicht verkennen ließ. Wohl dachte der neue Kaiser nicht daran, daß ihm die Wahlstadt ihre Thore zuschlösse. Aber das alte Recht war heilig, und es erblickte mit Staunen Günther sich in die Nothwendigkeit versetzt, entweder schnell den Gegner, Carl IV., aufzusuchen, ihn zu überwinden und sich so die Thore zu öffnen, oder sechs Wochen und drei Tage zu lagern vor den Thoren der Stadt und des Feindes zu harren. Waren diese Tage um und der Gegner kam nicht, so zog ungehemmt der Kaiser ein.

Günther war klug genug, die Privilegien der alten Stadt zu ehren. Er ließ ein Lager schlagen und bezog es. Der günstige Winter machte das möglich. Er harrete des Feindes, stets gerüstet, aber er kam nicht. So wurde das Leben im Lager ein fröhliches Lustlagerleben, wo die Kurzweil ihre verhaßte Stiefschwester nicht zur Herrschaft kommen ließ. Alle Bedürfnisse flossen in reichen Strömen dem Heere zu, und das Geld der kaiserlichen Kammer-

knechte in der Judengasse zu Frankfurt fand leichten Weg in's Lager und fröhlichen Willkomm.

Es war eben in der ersten Hälfte des Februars 1349, als sich von Falkenstein her ein Zug Reisiger gegen Frankfurt hin bewegte. Es mochten wohl an die dreißig wehrhafte Männer in den besten Jahren sein, wohl beritten, bewappnet und gekleidet. Sie führten ein Fähnlein, drinnen das Wappen Derer von Falkenstein kunstreich gestickt war, ein Wappen, das schon von eines Zeltes Zinne im Lager gar stattlich wehte. An des reisigen Haufens Spitze konnte man zwei Ritter erkennen. Der Eine, jung, edel gebaut, groß und stattlich, trug eine stahlblaue Rüstung mit dem Wappen der Ritter von Wiltberg auf dem Schilde; der Andere, ein Greis, gebeugt von der Last der Jahre, von bleichem, krankhaftem Ansehen, trug ein pelzverbrämtes Sammtkleid von dunkler Farbe, einen Sammthut, der tief herab das schneeweiße Haar bedeckte, und einen weiten Mantel darüber, der ihn gegen die möglichen Wechselfälle der Witterung sicherstellen konnte. Der Zug bewegte sich langsam fort und die Ritter sprachen traulich, indem der Greis, nach der Alten Art, Geschichten aus früheren Tagen lebhaft erzählte, die der Jüngere schon oft gehört haben mochte, da er mehr seinen eigenen Gedanken nachzuhängen schien, als auf jene Gespräche zu hören.

„Siehst Du, Rüdiger," fuhr der Alte fort, „unsere Freundschaft, nämlich die Deines Vaters und die meine, datirt sich von Kaiser Ludwigs Römerzug. Gott gnade ihm! Damals, als wir schon die Wachfeuer des verfluchten unteritalischen Gesindels auf den Höhen von der Engelsburg aus deutlich sahen, als die gährende Stimmung der treulosen gelben Römer sich kecker kund gab, merkte der Kaiser, es sei Zeit, von dannen zu ziehen. Wir hätten gerne das Nest der Molche anstecken mögen; was aber der edle Kaiser verboten hatte. Wir, Dein Vater und ich, gehörten zu den Letzten, die aus dem großen Thore zogen, was gen Deutschland weißt. Da schmiß mir so eine gelbe Teufelslarve einen Stein auf den Kopf,

daß ich betäubt vom Pferde sank. Ungemessener Jubel umtönte uns. Mit jedem Augenblicke wuchs die Gefahr mit dem Uebermuthe des Gesindels. Da brachte mich Dein Vater mit Gefahr des eigenen Lebens aus der Stadt, wußte mir durch des Kaisers Leibarzt Hülfe zu verschaffen und brachte mich unter den größten Mühseligkeiten, Opfern und Gefahren bis Pavia, wo der Kaiser weilte und ich genas. Damals schwur ich ihm ewigen Dank und ewige Treue. Leider starb er am Fieber, als wir Bayern erreichten, und meiner Liebe bliebst nur Du, sein einziges, auch mutterloses Kind."

„Ihr habt die Treue edel geübt, Herr Ritter," sprach Rüdiger von Wiltberg. „Ihr habt das aus mir gemacht, was ich bin. Euch danke ich Alles. Vater seid Ihr mir, wie Euer edles, in Gott ruhendes Weib mir treue Mutter war."

„Da hast Du Recht, Rüdiger," fiel ihm der Alte in's Wort. „Sie war ein Weib nach dem Herzen Gottes. Ach, daß sie so frühe uns entrissen wurde und meine Agnes mir als Waise ließ!"

Als der Ritter den Namen „Agnes" aussprach, drängte sich aus Rüdigers Brust ein Seufzer; aber kein Wort folgte dem stillen Zeugen inneren Gefühles, wohl aber sank der Kopf merklich der Brust zu.

„Ist Dir Dein Helm schwer, bei dem warmen Wetter?" fragte liebevoll der Greis den Ritter.

Jener lächelte wehmüthig. „Ach nein," sprach er; „wohl aber hat mich ein eigenthümlicher Athem angeweht aus vergangenen Tagen. Ihr wißt, wie es mir allemal ein Gepreßte macht, wenn ich an den doppelten Verlust, den ich so frühe erlitten, erinnert werde."

„Ja, ja," sagte schmeichelnd der Alte; „doch sei Du zufrieden. Du hast in mir einen Vater, der auch für Deine Zukunft sorgt."

Indem der Alte so sprach und ohne Zweifel noch weiter würde darüber sich ausgesprochen haben, wie er für Rüdigers Zukunft sorgen wollte, da dieser blutarm war und nur ein unbedeutend Gan-Erbantheil an der Väter Burg hatte, wo seine Sippe zusammen wohnte, wie Häringe in einer Tonne, ritten sie aus dem

Walde heraus, welcher sich jenseit Kronberg gegen die Ebene dehnte, und vor ihren Augen breitete sich jetzt das Lager schon aus, obwohl sie noch weit davon entfernt waren. Dies gab dem Gespräch eine ganz andere Wendung. Rüdiger tadelte den Eigensinn der Frankfurter Ellenritter, wie er sich nach dem Geschmacke seiner Zeit und seines Standes ausdrückte, und meinte, der Kaiser solle nicht so viel Federlesens mit ihnen machen. Jetzt aber hatte er so recht in einen Bienenstock gestochen.

„Ei, ei!“ rief der Alte und hielt sein edles Roß an, „Rüdiger, Du weißt, ich bin ein Freund der Stadt und halte es mit ihr seit langen Jahren, und Geipel von Holzhausen, der wohledle Schultheiß, ist mein Freund, mit dem auch Dein Vater in gutem Vernehmen stand; ich bin anderer Meinung als Du in Deiner Unerfahrenheit. Die Frankfurter hielten's wahrlich lieber mit dem Günther; aber es ist ihr gutes Recht und Privilegium, was sie behaupten. Hat mir doch Geipel selbst, als ich meine Agnes in sein Haus brachte, das Pergament vorgezeigt, an dem in einer Bulle das kaiserliche Insiegel hängt, und dessen Inhalt vorgelesen. Da ist es der Stadt verbrieft, daß sie nicht gehalten ist, einem Kaiser ihre Thore zu öffnen, der zwiespältig erwählet ist, und einen Gegenkaiser hat, es sei denn, er habe jenen in offener Feldschlacht besiegt, oder sechs Wochen und drei Tage vor der Stadt Thoren und Mauern gelegen und des Gegenkaisers geharret zum Kampf. Auf ihren Rechten ruhet der Stadt Wohl, und was bleibt ihr, so sie sich derer selber begibt?“

„Das ist ein Anderes!“ versetzte scheinbar überzeugt der Ritter.

„Ja, ja,“ fuhr Jener fort, „ihr junges Volk meinet mit Euren Trotzköpfen und Schwertern Alles rund abzuthun, aber das Recht muß man ehren, dem Unrecht wehren, das ist Ritterart!“

Noch lange demonstrirte der Ritter seinem Begleiter von der Stadt Rechten und Privilegien, während Rüdiger mit seinen Gedanken im Hause des Schultheißen Geipel von Holzhausen war;

doch nicht aus besonderem Interesse an diesem, sondern an einem anderen Wesen, das seinem Herzen theuerer war.

Allmälig jedoch wurde der Raum, der sie von dem Lager trennte, kürzer, und bald hielten sie an der Holzbrücke, die über den Graben weg zum Lager selber führte.

Die wachehaltenden Reisigen riefen an; als aber der Ritter seinen Namen genannt, da wurde er mit Ehrerbietung begrüßt und eingelassen. In den Zeltgassen bewegten sich umherschlendernd viele Ritter und Edelknechte, sowie auch Knappen, Reisige und Troßbuben. Hierher und dorther grüßten Bekannte und Befreundete, und nach manchem Anhalte gelangten sie vor das Zelt des Kaisers, wo die Herolde ihre Namen laut ausriefen. Die Ritter saßen ab, die Knappen nahmen ihre Rosse am Zügel, und die Reisigen blieben auf ihren Rossen, weitere Befehle erwartend.

Eben als der alte Falkensteiner in das Zelt trat, das eine große Vorhalle bildete, wo viele edle Herren umherstanden, kam aus der anderen Abtheilung hinter einem Vorhange, den zwei Diener ehrfurchtsvoll erhoben, ein Mann heraus, dem Alles ehrerbietig Raum machte.

Es war eine jener heroischen Gestalten, in denen die Natur die Fülle ihrer Kraft vereint zu haben scheint. Groß, daß er über die Meisten der Anwesenden hinaussah, wie einst der König Saul über ganz Israel, nämlich eines ganzen Kopfes Höhe, dabei so muskelkräftig und breit an Brust und Schultern, daß man seine Riesenkraft auch ohne weitere Proben begriff; so wohl genährt, daß ein stattlich Bäuchlein sich vor ihm geltend machte — schritt der Mann in stolzer Haltung daher, und die Tracht eines geistlichen Würdenträgers wollte zu dieser ritterlichen Gestalt gar nicht recht passen. Seltsam war es zudem denn auch anzuschauen, daß er ein mächtiges Schwert an reichem Wehrgehänge trug, mit dem sich das große goldene Kreuz auf der Brust, das Zeichen der Würde des Domprobsts der Stadt Mainz, ganz friedlich vertrug, also daß man ohne weitere Umstände verstehen lernte, daß beide oft schon

gute Nachbarschaft gehalten in Zeiten des Kampfes und Sturmes. Ueber dieser breit und hochgewölbten Brust erhob sich ein dicker Hals, den er fast frei und bloß trug, und über diesem ein stattlicher Kopf, dem man trotz der Größe seiner Formen, der mächtigen Nase und den breiten, strotzenden, rothglühenden Backen, das Zugeständniß männlicher Schönheit nicht abstreiten konnte; denn der Mund hatte so viel Einnehmendes und Freundliches, das Auge strahlte so geistvoll und muthig, die Stirne wölbte sich so hoch und stolz, und die braunen Haare lagen in so gefälligen Ringeln um den Kopf, daß man ihn ohne Wohlgefallen nicht sehen konnte, wenn schon mehr als vier Decennien längst den Schmelz der Jugend abgestreift hatten. Besah man sich aber das Gesicht genauer, so war List und Schlauheit, Stolz und Herrschsucht, Hartnäckigkeit und Zähigkeit des Sinnes so wenig mißzuachten, als sich die Ueberzeugung aufdrängen mußte, der trage das Schwert nicht zu eitler Schau, sondern verstehe ebenso wohl den Segen des Priesters, als die kernhaften Hiebe des Kämpfers auszutheilen.

Wie schon bemerkt, machte ihm die zahlreiche Versammlung mit ehrerbietiger Scheu Raum. Ueberall grüßte er mit einer gewinnenden, stolz demüthigen Freundlichkeit, und hatte hier und dort Einem ein honigsüßes Wörtlein zuzuflüstern, worauf sich denn der also Beglückte tief beugte.

Auch die beiden Ankömmlinge traten ehrerbietig zur Seite; Rüdiger, ohne alle besondere Gefühle, denn er kannte den Mann nicht, mit Ausnahme der Neugierde und des Wohlgefallens an solcher Manneskraft. Anders war es dagegen mit dem alten Herrn Ulrich von Falkenstein. Dieser wurde todtbleich, als er den Domprobst sah. Scham oder Furcht war's jedoch nicht, was ihn beseelte, sondern eine Wehmuth und tiefer Schmerz, der sich deutlich genug in dem Auge aussprach, das nahe daran war, daß es sich mit einer Thräne füllte.

Der Domprobst schritt rasch voran. Jetzt war er in die Nähe dieser Beiden gekommen. Ein messender Blick flog über Rüdigers

stattliche Gestalt hin Der Blick war beifällig. Jetzt aber sah er den gebeugten Greis — und sein Antlitz entfärbte sich — er wandte es ab und ging schnell vorüber. Rüdiger hatte so gut den Blick gesehen, als Herr Ulrich auch, und staunte und sah den Alten fragend an. Der neigte seinen bleichen, zuckenden Mund zu seinem Ohr und sagte, ihm verständlich — doch leise:

„Das war mein Bruder, der Domprobst Kuno von Falkenstein!"

Rüdiger fuhr zusammen. Er hatte das Unglück, weder Bruder noch Schwester zu haben. Er dachte sich das geschwisterliche Verhältniß so zart, so schön, so beglückend, daß er, obwohl er wußte, daß Ulrich und Kuno in alter Spänne lebten, und Letzterer seit neunzehn Jahren allen Verkehr mit Ulrich abgebrochen, dennoch ein solches Verhalten nicht begreifen konnte.

Ein Kämmerling war, während Rüdiger in solchen Vorstellungen noch befangen war, zu Ulrich von Falkenstein getreten, hatte ihn nach Namen und Stand gefragt, war in das innere Zelt gegangen und kam nun, den alten Ritter zu dem Kaiser zu führen, der eben jetzt allein war. Indeß der alte Herr dem Junker folgte, traten zu Rüdiger ein Haufen alter Freunde, unter denen ihm besonders befreundet war Hans von Waldeck, Marschalk von Sanecke, ein Ritter des unteren, und Heinz Krazz von Scharfenstein ein Ritter des oberen Rheingau's. Beide waren mit Rüdiger einige Zeit in der weltberühmten Schuljunkerschaft in Lorch im Rheingaue gewesen. Der Kreis bildete sich, der Stoff der Unterhaltung war so reich, so anziehend, daß Rüdiger schnell aus dem Ideenkreise herausgerissen war, der eben erst seinen Geist gefesselt hatte.

In den hintersten Raum des kaiserlichen Zeltes wurde Herr Ulrich geführt. Der Vorhang rauschte zurück und in einem ansehnlichen Raume, wo rings sammtgepolsterte Lehnstühle standen, den Boden ein kunstreicher Teppich deckte, das kostbarste Geräthe umherstand, erblickte er einen Mann von edler und würdevoller Gestalt, dessen kostbarer Anzug ihn sogleich als den Kaiser bezeichnete. Seine

Gestalt war weniger groß, als derb und kräftig; das Gesicht edel und ausdrucksvoll, das Auge hell und geistreich. Ein rothsammtner Mantel, innen mit Hermelin gefüttert, umwallte die Gestalt in reichem Faltenwurfe, das Haupt deckte eine Mütze, ähnlich dem Kurfürstenhut, ebenfalls roth von Farbe und mit reichem Hermelinbesatz. Eine schwere goldene Kette hing über das schwarze, eng anliegende Wamms und ein reich verziertes Schwert hing an seiner Linken. So stand Günther von Schwarzburg auf einer nicht sehr hohen Estrade.

Ehrfurchtsvoll grüßte der Greis. Kaum sah Günther die schneeweißen Locken des alten Ritters, als er schnell die Estrade verließ, ihm entgegentrat, die Hand bot und ihn willkommen hieß.

„Es thut uns leid," sagte er darauf zum Ritter in zutraulichem Tone, „daß Ihr nicht um eine halbe Stunde früher kommt; Ihr hättet dann Euern Herrn Bruder, den ritterlichen Probst des Domes zu Sanct Martin in Mainz, getroffen, was Euch doch sicherlich lieb gewesen.

„Ihr irret, Herr Kaiser," sprach fest der Ritter. „Was mich heute an Euer Hoflager führet, wäre gerade nicht erfreulich für sein Ohr gewesen, denn seit neunzehn Jahren kehret er mir den Rücken, und ich weiß kaum mehr, daß ich einen Bruder habe. Ihr hättet sehen müssen, wie er an mir vorüberging draußen in Eurer Vorhalle, und Ihr würdet erkannt haben, wie schwer so ein Priesterherz verzeiht."

Günther schüttelte bedauernd das Haupt. „Wir wollen's nicht Hehl haben," sagte er nachdenkend, „daß das Uns keine frohe Botschaft ist. Wir möchten alle unsere Freunde als Freunde sehen, absonderlich aber Herrn Kuno mit seinem eheleiblichen Bruder."

„Dem Einzigen, den er hat!" fiel Ulrich in die Rede.

Der Kaiser zog den Ritter in den Lehnstuhl neben sich und fragte: „Sagt an, was trennet denn so arg die Bruderherzen?"

„Das ist eine lange Geschichte, Herr Kaiser," hob jetzt der

Ritter an; „allein so Ihr sie wissen wollet, will ich sie Euch mittheilen, damit Ihr selber urtheilen möget.

„Ich war jung, aber meines Willens eigener Herr, als ich in Frankfurt, in dem Hause des Ritters Gisbert von Glauburg, ein Fräulein sah, das mein ganzes Herz gewann. Auch ihr gefiel ich wohl. Ich kam öfter, sah sie, und liebte sie stets inniger. Weß das Herz voll ist, deß quillet der Mund über. Bei frohem Tanze mochte ich ihr das nicht länger verhehlen, und — sie erhörte mein Flehen und gab mir ihr Jawort; denn ich meinte es treu. Auch sie war freie Herrin ihrer Hand, eine Waise aus dem Hause Glauburg, entfernt mit Herrn Gisbert verwandt. Als ich solches diesem sagte, erschrack er und meinte, das würde wohl eitel Haß und Feindschaft geben, denn mein Bruder, der Domherr in Mainz, habe bei ihm gefreit um Maria's Hand für den Henne Krazz von Scharfenstein, der sein Herzfreund sei, was ich wohl wußte. Item, das Fräulein verschmähte den Krazz, sie wurde mein Weib, und seitdem haßt mich der Bruder wie seinen Todfeind; der Krazz soll lange getrauert haben um seine unglückliche Liebe. Später verheirathete er sich, starb früh und hinterließ, da auch sein Weib ihm gestorben, einen Sohn, der meines Bruders Mündel ist."

Der Kaiser wiegte nachdenklich das Haupt. „Neunzehn Jahre!" sagte er dann. „Ja, das ist alter Hader; doch nicht so alt, daß wir verzweifeln sollten, ihn zu enden. Habt auch Ihr Kinder?" fragte er rasch den Ritter.

„Eine Tochter hat mir Gott gegeben. Um ihretwillen bin ich theilweise bei Euch heute. Ich trage manches Lehen vom Reiche, das ich Kaiser Ludwigs Holden danke, aber es sind alle nur Mannlehen, keins Kunkellehen. So wünsche ich denn, meinem Kinde sie zu erhalten, daß es sonder Sorge sein könne, wenn mein Stündlein nahet, das nicht ferne mehr ist, wie ich fühle."

„Habt Ihr die Lehenbriefe bei Euch?" fragte weiter der Kaiser.

Aus seinem Wamms nestelte nun Herr Ulrich einen seidenen

Beutel, ihn dem Kaiser darbietend. Dieser trat näher an einen Vorhang zur Seite, schob ihn zurück und sprach dort zu einem Mann einige Worte.

„Euer Wunsch sei vollständig gewährt,“ — fuhr nun der Kaiser zu reden fort — „aber“ —

„Erlaubt in Gnaden, Herr Kaiser,“ fiel ihm Ulrich in's Wort, „daß ich Euerer Huld noch eine Bitte stelle. Ein Freund, der mir das Leben bei des Bajern Römerzuge rettete, hinterließ meiner Liebe ein Kind. Ich hab' den Jungen großgezogen, und er ist ein stattlicher Rittersmann worden, den ich Euerem Heere heute mit dreißig wohlbewehrten Reisigen zuführe, weil ich nicht mehr das Schwert führen kann. Er heißet Rüdiger von Wiltberg. Ihm möchte ich, da er eben arm ist, wie eine Kirchenmaus, etliche Afterlehen geben, ehe denn ich sterbe, und ihn aufnehmen in meine Gauerbschaft zu Falkenstein. Wollet solches in Gnaden bestätigen. Die Urkunde, so der Pater Anselmus von Weiskirchen, mein Beichtiger, auf Latein verfasset, überreiche ich Euch hiermit.“ Er gab dem Kaiser ein Pergament, welches dieser dem Kanzler wiederum reichte.

„Ihr sehet, Herr Ritter,“ hob jetzt der Kaiser an, „daß Wir mit Freuden Euch willfahren; Wir rechnen nun aber auch fest darauf, daß Ihr Uns zu Willen seid, wenn Wir Euch Vorschläge machen, um vielleicht die Spänne zu enden, die zwei Brüder trennet. Heinz Krazz von Scharfenstein ist ein schöner Jüngling, dem Wir den Ritterschlag heute ertheilt. Wir wissen wohl, wie ihn der Domprobst liebet als sein eigen Kind. Wie wär's denn nun, wenn Ihr Eures Töchterleins Hand in die des Krazz von Scharfenstein legtet, also begütigend das Weh, das Ihr seinem Vater bereitet und zugleich des Bruders Haß? Wir meinen, das sei der rechte Weg zum Frieden!“

Ulrich runzelte die Stirne. „Ich kenne den Junker nicht!“ sagte er.

„Den sollt Ihr kennen lernen, heute noch. Und er wird Euch gefallen," versetzte der Kaiser.

„Ob aber Agnes ihn liebet?" — sprach der Greis.

Der Kaiser lachte. „Ist das Euere Sorge allein, so ist unser Spiel gewonnen!"

Aus der verhängten Thüre trat jetzt der Kanzler mit der Urkunde, die der Kaiser mit einem kräftigen Zuge bestätigte. Er reichte sie nun dem Falkensteiner mit gewinnender Freundlichkeit.

„Gerne," sprach der Kaiser, „erfüllen Wir die Wünsche Unserer Getreuen und würden Uns glücklich preisen, könnten Wir stets so dem Würdigen lohnen. Doch rechnen Wir fest darauf, daß Ihr Uns willig die Hand darreichet, wenn nun auch Wir von Euch verlangen, daß Ihr williget in Unsern Plan, Euch Brüder zu versöhnen."

In dem Herzen des Ritters bewegten sich widerstreitende Empfindungen. Nie war ihm der Gedanke nahe gekommen, daß Rüdiger sein Kind liebe, sein Eidam hätte werden können, als jetzt. Und dieser Gedanke trübte die Aussicht, sich mit seinem Bruder auszusöhnen. Was sollte er aber thun? Durfte er dem gnädigen Kaiser abschlagen die Bitte, die er doch nur im heiligsten Interesse seiner Familie that, womit er dem lang und heiß genährten Wunsche seines Herzens entgegen kam? — Einwilligen mußte er, das lag klar vor seinem Geiste.

„In Gottes Namen, der ja Alles wohl machen wird!" sprach der Alte endlich zu seinem kaiserlichen Herrn, und dieser ließ ihn in eins der Seitengemächer des Gezeltes treten, und rief einen Edelknaben, den er vor den Domprobst sandte, um ihn zu bitten, doch sogleich zu dem Kaiser zu kommen.

2.

In dem kaiserlichen Vorzelte war es derweile ziemlich stürmisch zugegangen. Gruppenweise standen die Bekannten und Befreundeten

zusammen, um über die politischen Verhältnisse sich zu besprechen. Dieser wußte etwas Neues von Carls IV. Zuge gegen Worms, und daß er wohl bald es wagen würde, Günthern aufzusuchen und in offenem Kampfe zu erproben, wer von Beiden der Krone Deutschlands am würdigsten seie. Lauter als alle radotirten zwei junge Ritter. Es war Rudolph von Arras, ein Ritter aus dem Mosellande, der vorerst mit Carl IV. gezogen war, dann aber dessen Partei verlassen hatte, um sich zu Günthern zu wenden. Es war ein wilder Mensch, von unstätem Wesen, dessen Aeußeres keinen wohlthätigen Eindruck machte, weil Falschheit und Tücke lauernd aus dem Auge sah. Sein ganzes Antlitz trug den Stempel der Verworfenheit. Umherziehend in Deutschland, Frankreich und England, hatte er sich in Mancherlei versucht und war wohlerfahren in allen Lastern. An ihn schloß sich sogleich Heinrich Krazz von Scharfenstein, des Domprobsts Mündel, und bald sah man sie als unzertrennlich an. Auch jetzt waren sie es, die vorlaut über Carls IV. Feigheit sich lustig machten. Das Bemühen, sich als recht warme Anhänger Günthers zu zeigen, war so sichtbar, daß es fast auffallend war und beinahe hätte Veranlassung geben können, an das Gegentheil zu denken.

Vielen mißfiel dies Benehmen. Besonders Rüdigern und Saneck, die Beide, in ziemlich gleicher Gemüthsart, die beiden Anderen verabscheuten. Eine günstige Gelegenheit bot sich, als Günthers Marschalk hereintrat, um den Führer der Falkensteiner Schaar aufzusuchen, daß er ihm und ihnen die Zelte anweise, die sie beziehen sollten. Saneck folgte dem Freunde und war erfreut, ihm die Wohnung neben der seinen angewiesen zu sehen. Nachdem dies Geschäft beendet war, lud Beide der Marschalk zur kaiserlichen Tafel. Beide Freunde ergingen sich noch in den Zeltgassen, wo es still wurde allmälig, da Söldner und Reisige sich in die Zelte zurückgezogen hatten. Der Mond schien hell vom Himmel herab, daß es fast Tag zu sein schien. Als sie in die Nähe des Zeltes kamen, wo Krazz und Arras zusammen wohnten, blieben sie zufällig

im dunkelen Schlagschatten eines gegenüberstehenden Zeltes stehen, leise sich über Beide beredend.

„Was dünkt Dir von diesem Arras?" fragte Rüdiger. „Auf mich hat er schlimm gewirkt. Ich kann ihm nicht trauen. Ich weiß wirklich nicht, daß mir je ein Mensch so mißfallen hätte."

„Ich theile Deine Empfindung," sprach Saneck. „Als ich in Trier war am Hofe des Kurfürsten, da lernte ich ihn schon kennen als ränkevollen Menschen. Wo eine Gelegenheit war, reizte er Andere und zog sich dann, schlau und erfahren in der Verstellung, zurück."

„Und Krazz?" fragte Rüdiger.

„Er ist das verzogene Kind des dicken Domprobst. Seines Vaters Freund war der, das weißt Du besser als ich. Seine Erziehung bringt dem dicken Mann indessen wenig Ehre. Ohne wahren Muth, ist er keck und vorlaut, treulos und falsch geblieben, wie wir ihn als Knaben in Lorch schon kannten. Beiden traue ich nicht viel Gutes in Bezug auf den edlen Schwarzburger zu. Gott vergebe mir, wenn ich irre!"

Als Saneck diese Worte sprach, schlich eine dunkele Gestalt aus Arras Zelte hervor. Es war ein Mönch. Listig und lauschend sah er sich nach allen Seiten um. Die Freunde bemerkten ihn, er jedoch sie nicht. Klar war es, daß er Jemanden erwartete.

Saneck drückte den Freund zurück und bat ihn leise, sich nicht bemerklich zu machen.

Bald vernahm man Schritte. Der Mönch zog sich etwas zurück. Der Kommende war Arras. Er erschrack etwas, als er Jemanden in seinem Zelte stehen sah. Schnell flog sein Auge umher. Als aber alles still und ruhig war und er den Mönch erkannte, sprach er leise zu ihm: „Gut, daß Ihr da seid; laßt uns schnell eintreten, daß uns Niemand sehe." — Sie verschwanden im Zelte.

„Bleib' Du hier," flüsterte Saneck, und schlich an den Rand des Zeltes. Er lauschte. Innen wurde lebhaft geflüstert; allein

es war nicht möglich, irgend etwas zu verstehen. Er kehrte zu Rüdigern zurück und erzählte ihm, daß er nichts habe verstehen können. Kurz darauf schlich der Mönch heraus und verschwand unter den Zelten.

In leisem Gespräche, sich ihren Argwohn mittheilend, schritten die Freunde fort, und gelobten sich Beide, ein wachsames Auge auf diesen Arras zu haben.

Sie waren noch nicht in die Nähe des Kaiserzeltes gekommen, als schon Arras ihnen folgte.

„Ihr habt ja noch spät Gesellschaft gehabt," sprach Saneck zu ihm und sah ihn scharf an. Er erschrack.

„Ich?" fragte er. „Ihr irret, Ritter!"

„Kann wohl auch sein," sprach jener anscheinend gleichgiltig; „ich meinte, so eine Klosterratte aus Eurem Zelte schleichen gesehen zu haben. Konnte mich auch irren. Es kam mir just so vor, als hätte der Strolch kein gut Gewissen im Leibe. Er schlich und flog zugleich, und sah um sich, wie ein Rabe im Flug."

Arras gerieth sichtlich in Verwirrung und schoß giftige Blicke auf den Sanecker. „Jedenfalls," sagte er, endlich bei dem Kaiserzelt angekommen, „war der, von dem Ihr redet, nicht bei mir. Uebrigens habe ich Niemand gesehen, und Ihr müßt sehr scharfe Augen haben, da Ihr Eurer Sache so gewiß scheinet."

„Saneck lachte höhnisch und meinte, seine Augen seien von jeher ganz besonders scharf für das gewesen, was sie nicht hätten sehen sollen."

Unter diesen Reden traten sie in das Zelt, wo eine lange Tafel stand, und viele Fürsten, Grafen, Ritter und Herren vereint waren und des Kaisers harreten. Er ließ nicht lange auf sich warten. Heiteren Antlitzes trat er aus dem Innern des Gezeltes hervor, an der Rechten den Domprobst Kuno von Falkenstein, an der Linken seinen Bruder Ulrich führend. Auch die Züge dieser drückten Befriedigung aus.

„Es ist Uns gelungen, alten Zwist zu schlichten," sprach der

Kaiser, „deß sind wir fröhlich. Sehet hier die vereinigten Brüder. Möge kein Zwist die stören und trennen, die sich Unserer guten Sache angeschlossen haben! Nur in der Eintracht sind wir stark Unseren Feinden gegenüber!“

Alles neigte sich gegen den Kaiser, um seines Wortes Wahrheit zu bestätigen.

Noch waren die Truchsessen nicht erschienen. Des Kaisers scharfe Blicke flogen die große und stattliche Reihe der edlen Gestalten hinab und hinauf, und er neigte sich gegen das Ohr des Ritters von Falkenstein.

„Wer ist der Ritter, der dort unten bei dem Ritter Waldeck von Saneck steht?“

„Das ist mein Rüdiger,“ sprach stolz der Alte. „Erlaubt, daß ich ihn Euch vorstelle, Herr Kaiser.“

Günther nickte freundlich mit dem Haupt und Ulrich rief seinem Pfleglinge.

Rüdiger trat herzu. Seine Begrüßung des Kaisers hatte etwas Freimüthig-Edles. Auch dem Kaiser gefiel er wohl, und selbst der Domprobst reichte ihm seine Hand unter freundlichen Worten.

Das Mahl begann. Unfern von Rüdiger saß Freydank von Heringen, ein Freund aus jüngster Zeit, wo oft der Ritter von Falkenstein gen Frankfurt gekommen war.

Freydank war des Kaisers Leibarzt. An diesen drängte sich auf eine fast widerliche Weise der Ritter Arras, lud ihn zu sich in sein Zelt, allwo er ihn mit dem edelsten Moselweine laben wolle.

Auch diese Zudringlichkeit fiel den beiden Freunden um so mehr auf, als sie gegen diesen Arras einen entschiedenen Widerwillen gefaßt hatten.

Gegen das Ende des Mahles, was keineswegs schwelgerisch zu nennen war, erschien auch Heinz Krazz bei seinem Pflegevater, dem Domprobste. Hier lernte ihn Herr Ulrich kennen. Unwillkürlich suchte sein Auge die edle Gestalt, die offene, freundliche, treue Miene

des edlen Rüdiger und stellte Vergleiche an mit diesem Jüngling, auf dem des Domprobsts Auge mit wahrer Affenliebe ruhte, — und diese Vergleiche fielen nicht im Mindesten zu Gunsten Krazzen's aus. Er seufzte tief auf und sank in stilles Hinbrüten, das dem Glücke seines Kindes galt.

Früh am anderen Morgen begab sich Heinz Krazz von Scharfenstein nach Frankfurt im Auftrage des Kaisers. Er war an den edlen Schultheiß Geipel von Holzhausen gewiesen, welchem er auch ein Schreiben des Domprobstes Kuno und einen besondern Gruß Herrn Ulrichs an die liebliche Agnes von Falkenstein zu bringen hatte, mit dem Wunsche, sie selber zu sprechen, damit er sichere Kunde könne zurückbringen.

Obwohl die Stadt gewissermaßen als ein feindlich Gebiet zu betrachten war, da sie ihre Thore dem Kaiser verschlossen, so war doch in der Wirklichkeit die Spannung nicht vorhanden. Drinnen hielt man fest auf altem guten Recht, und draußen ehrte man das. Ueberdies waren in der Stadt die Meisten auf Seiten Günthers von Schwarzburg, was sich bei seiner Wahl schon beurkundet hatte, und Carl, der sich in sicherer Ferne hielt, zählte nur Wenige in ihr, die es mit ihm hielten, und diese Wenigen hatten den Muth nicht, sich aufzuwerfen.

So war denn der Verkehr zwischen dem Kaiserlager und der Stadt eigentlich gar nicht sonderlich gestört, und Alles, was einen feindlichen Charakter trug, war kaum mehr als eine leere Form. Es hatte daher auch nicht den mindesten Anstand, daß, als Scharfenstein am Thor erschien, dies auf sein Verlangen geöffnet und er eingelassen wurde. Ein Stadtwächter geleitete ihn zu dem Hause des Schultheißen Geipel von Holzhausen.

Leichtsinnig und sorglos hüpfte er die breite Steinstiege hinauf, geschmückt, wie nur ein Fant jener Zeit, mit Bändern und allerlei goldenem Zierrathe. Sein Gewand war aus Sammt, zierlich mit helleren Einsätzen von Atlas in den Einschnitten der Arme und

Beine versehen. Um den Hals hing eine goldene Kette von hohem Werthe, welche ihm der Domprobst verehrt hatte. Froh in sich, weil er, kennend den Plan, gewiß darauf zählte, das Herz des lieblichen Mädchens zu gewinnen, dessen Hand ihm zugesagt war, nahte er sich der Thüre, durch die er zu ihr gelangen sollte. Noch einmal warf er die Locken zurück, ließ seine Blicke über seinen Anzug gleiten, und als er nichts Unstatthaftes bemerkte, öffnete er rasch die Thür und trat ein.

Es war ein stattlich Gemach, in welches der junge Ritter eintrat. Alte Bilder hingen in reichgezierten Rahmen an den Wänden umher, die Ahnen der Holzhausen darstellend. Denn die Tracht war seltsam, und bald weltlich, bald geistlich, von höherer und niedrigerer Würde. Flüchtig glitt sein Blick über die stattliche Reihe so ernster und edler Gestalten hin, deren Blicke mit unheimlichem Ausdruck auf ihm zu ruhen schienen. Sein Auge suchte einen Diener; aber Alles blieb stille. Ungeduldig ging er auf und nieder, daß seine Tritte auf dem harten Estrich laut dröhnten und die Sporen rasselten; aber erst nach einiger Zeit trat ein alter Diener ein, der ihn mit fragenden Blicken maß. Als ihm, ärgerlich über diese Stille und Leere im Hause des Schultheißen, endlich der Diener auf eine Thüre deutete, wo er den Herrn Schultheißen finden würde, trat er ohne alles Weitere ein. An einem Tisch, auf dem viel alte vergilbte Pergamente lagen, saß im pelzgefütterten, weiten Hausrocke, die Tarnkappe über die Ohren gezogen, ein Mann, der nahe an den Sechzigen sein konnte. Die Gestalt war stark und groß, und das Alter hatte an ihr, wie hoch es auch war, seine Macht kaum geübt. Nur das Antlitz war tiefgefurcht und das Haar war weiß geworden wie Schnee. Ein scharfer, durchbringender Blick flog dem kecken Ankömmling entgegen, der von einer mißbehaglichen Miene begleitet war.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Greis in einem Tone, der jener Miene ganz entsprach, und hob sich langsam aus dem Polsterstuhle, den bezeichnend die alte Zeit den Sorgstuhl nannte.

„Mein Name ist Scharfenstein," entgegnete etwas gereizt und schnippisch der Junker, „und dermalen bin ich ein Abgesandter kaiserlicher Majestät."

„Ihr wollt sagen des Königs," verbesserte der Schultheiß, „denn noch ist Günther von Schwarzburg nicht Kaiser des deutschen Reichs. Seid mir indeß als solcher willkommen, und sagt an, welche Botschaft Ihr dem Schultheißen freier Stadt zu bringen habet?"

In Scharfensteins Gesicht war die Gluth des Aergers über die meisternde Rede des Alten emporgestiegen und auf seinen Lippen zuckte eine scharfe Antwort; doch beherrschte er sich so viel er vermochte.

„Noch weiß ich nicht," sagte er gemessen, „ob Ihr ein Recht habet, mich also zu fragen. Meine Sendbotschaft lautet an den Schultheißen dieser Stadt, Herrn Geipel von Holzhausen."

„Mit dem redet Ihr, junger Herr," entgegnete einfallend der Greis. „Ihr hättet das wohl Euch denken können, weil ich, wär ich ein Anderer, wohl hier nicht sitzen und Euch nicht also fragen würde."

„Gut dann," sprach trotzig der Junker, „so nehmet dies Schreiben von dem Kaiser und dies von dem Domprobste von Mainz. Außerdem bringe ich einen Freundesgruß von dem Ritter von Falkenstein."

Der Schultheiß nahm beide Schreiben und sagte alsdann:

„Ich weiß nicht, ob ich Euch danken darf für den Gruß. Ihr wisset, Herr Philipps von Falkenstein ist der Stadt und Günthers von Schwarzburg grimmer Feind. Ist aber der Gruß von Herrn Ulrich, so danke ich des Besten."

„Herr Philipps ist auf seiner Burg Münzenberg, Herr Schultheiß, oder drüben am Donnersberg auf seiner Burg, wenn er nicht gar im Lager des feigen Böhmen ist. Herr Ulrich läßt Euch grüßen und bitten, mir zu gestatten, das Fräulein zu sprechen, das in Euerer Behausung weilet; denn er möchte Kunde haben von einem Augenzeugen, wie es seinem Kind ergeht."

Als der Junker Carls IV. mit so unehrerbietiger Rede gedachte, runzelte tiefer noch der Greis seine Stirne, der Mund verzog sich bitter, aber er schwieg und entfaltete die Schreiben, die er schnell überflog. Am längsten weilte er bei dem Schreiben des Domprobstes. Es mußte sehr wichtige Mittheilungen enthalten, denn der Greis las es mehrmals, allein seine Züge änderten ihren Ausdruck nicht im Mindesten.

„Ich danke Euch für das Ueberbrachte," sprach er endlich zu dem Sendboten. „Ihr sollt Antwort mitbringen, wie ich sehe; allein das geht schon so schnell nicht. Ueber das Erste der Schreiben muß ich den hochedlen Rath zuvörderst hören, und über den Inhalt des Zweiten bin ich außer Stande, Euch vor dem morgenden Tage Bescheid zu geben. Ihr müsset Euch daher gedulden. Wo gedenkt Ihr Einlager zu halten?"

Scharfenstein besann sich. „Ich kenne die Frosche," sagte er dann. „Dort denk' ich zu weilen."

„Gut," entgegnete Holzhausen; „so folgt mir jetzt, daß ich Euch in das Frauengemach geleite, wo ihr Agnes, meine Pflegbefohlene, sehen und sprechen möget."

Der Schultheiß legte die Briefe auf seinen Tisch, und winkte dem Junker etwas freundlicher denn zuvor, indem er eine Thüre öffnete.

Nach der Art und Weise, wie der Schultheiß den Ritter empfangen, ließ sich der Schluß machen, daß er keineswegs einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Indessen, als der amtliche Theil der Unterhaltung vorüber, und Scharfenstein mehr als Gast seines Hauses angesehen war, entfaltete der Greis eine Freundlichkeit, an die der Junker kaum gedacht, der ihn für einen bärbeißigen Alten zu nehmen geneigt war. Der Schultheiß geleitete ihn in ein prachtvolles Prunkgemach, wo sich der ganze Reichthum seines Hauses in dem Geräthe und in der Ausschmückung kund machte. Hier nöthigte er ihn, Platz zu nehmen und gab dann ein Zeichen.

Diener kamen mit silbernen Pokalen von kunstreicher Arbeit, welche allerlei Scenen der biblischen Geschichte darstellte. Der goldene Rüdesheimer perlte, und Scharfenstein mußte der Wahrheit Zeugniß geben, daß er, selbst ein Rheingauer, und erzogen in dem Haus eines Prälaten, dessen schwelgerische Tafel das Köstlichste zu tragen pflegte, was die Nähe und Ferne bot, niemals einen köstlicheren Wein aus den rebenreichen, vielberühmten Höhen Rüdesheims genossen.

Des Schultheißen Heiterkeit nahm zu während des Morgenimbiß, den die Diener in seltener Leckerhaftigkeit auf die Tafel hinbreiteten. Auch Scharfenstein ließ es sich wohl sein, und der Wunsch, die schöne Agnes zu sehen, trat mehr und mehr in den Hintergrund, während er die Herrlichkeit des Lagerlebens auf dem Kaiserwahlplatze mit übersprudelnder Laune ausmalte. Wenn auch Manches in der Art und Weise der Erzählung und in der Wahl des mitzutheilenden Stoffes dem Greise mißfiel, so lieh er doch mit seltener Geduld den leichtfertigen Reden sein Ohr. Scharfenstein bestand, ohne es zu ahnen, eine scharfe Prüfung vor dem Welt- und Menschenkundigen, den eben seine vorlaute Zunge tiefe Blicke in das Wesen eines Menschen thun ließ, der ihm nur von einer Seite des Beobachtens werth schien, insofern er nämlich zum Gatten der lieblichen Agnes bestimmt war, die Herr Geipel ebenso liebgewonnen, als seine wackere Hausfrau und beider Tochter, Hildegard. Die Prüfung fiel aber keineswegs zu Gunsten des Geprüften aus. Die Rücksichten jedoch, welche Herr Geipel in diesem Augenblicke dem Abgesandten des Kaisers, dem Mündel des mächtigen Dompropsts und Stiftsverwesers und seinem Waffenbruder Ulrich von Falkenstein schuldig war, ließen es nicht zu, ohne Rücksicht das zu äußern, was er eben fühlte und dachte, sonst würde freilich der lose Junker in seiner allmälig schwindenden Meinung von des Schultheißen Bärbeißigkeit sich zu bestärken Gelegenheit in Fülle gehabt haben.

Der Morgenimbiß hatte ziemlich lange gewährt. Erst als

Herr Geipel sah, daß sein Gast nicht mehr zulangen konnte, stand er auf, um ihn zu den Frauen zu geleiten.

Agnes saß am Stickrahmen bei ihrer Freundin Hildegard, und die Frau von Holzhausen war ebenfalls mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Als sich die Thür öffnete und die beiden Herren eintraten, erhoben sich die Frauen zum sittsamen Gruß und schwiegen dann, bis Herr Geipel seinen Begleiter vorstellte.

Scharfensteins Blicke verschlangen fast die schöne Agnes. Auch ein weniger geübtes Auge als das des Schultheißen müßte es augenblicklich bemerkt haben, wie mächtig der Eindruck war, den die Liebliche auf ihn machte. Gewandt wußte der Junker schnell ein Gespräch anzuknüpfen, das anziehend für die beiden Jungfrauen war; besonders glänzte das schöne blaue Auge der Falkensteinerin, als er von der Versöhnung sprach, die des Kaisers Milde und Lindigkeit zwischen den feindselig so lange getrennten Brüdern zu Stande gebracht. Agnes Blicke füllten sich mit Thränen, und wahrhaft rührend erhob sie dankend ihr Auge zum Himmel.

Die Art und Weise, wie sich Scharfenstein benahm, bewirkte von Seiten des weiblichen Theiles dieser Familie ein sehr freundliches Benehmen gegen ihn. Er hielt sich streng innerhalb der Grenzen des allergemessensten Anstandes, und als er schied, hinterließ er eine gute Meinung. Er hatte sich die Erlaubniß erbeten, des anderen Tags wiederkommen zu dürfen, was man mit Vergnügen zugestand.

Wie gerne hätte Agnes etwas von Rüdigern hören mögen; allein der Junker erwähnte seiner gar nicht. Ihr schloß die Sitte die Lippen. Wie mußte sie aber von der heiteren Hildegard leiden, die wohl die besondere Aufmerksamkeit des Ritters gegen sie bemerkt, die ihr, der Arglosen, ganz unbemerkbar geblieben.

Der alte Schultheiß sprach nichts über ihn und zuckte, als ihn seine treue Hauswirthin fragte, wie der Ritter ihm gefallen, die Achseln etwas bedenklich. Gerade das Benehmen bei den Frauen

wo er die strengste Sitte beachtet, ließ seiner Meinung, daß dies Gemüth jeder Verstellung fähig sei, nur mehr Zuwachs kommen.

Der Ritter war indessen zeitig aus dem Hause des Schultheißen weggegangen; allein statt in das stattliche Wohnhaus der edlen Frosche zu gehen, begab er sich auf die Ritterstube des Hauses Limpurg, wo in lustigem Zechen eine große Anzahl der Genossen dieses Hauses vereint war, und mit ihnen mehrere Ritter, welche die Stadt in ihre Dienste genommen, Leute, deren Armuth solches gebot, und Umhertreiben in müßiger Lust oder Noth es wünschenswerth gemacht.

An solchen fahrenden Rittern war die damalige Zeit nicht arm. Der Zustand Deutschlands bot ihnen eben recht das Feld für ihr Treiben. Gefiel es ihnen, so nahmen sie bei Fürsten und Herren Dienst oder traten in den Wehrbann mächtiger Städte zu Schutz gegen den Adel des Landes, der von seinen Burgen herab sie befehdete, raubte und stahl. Der Zwiespalt der Kaiserwahl gab wieder ein neues Feld frei. Dort jenseit des Rheines sammelte Carl IV. bei Mainz zuerst, dann bei Worms sein Heer; hier that's Günther von Schwarzburg vor Frankfurt, und die Stadt selbst, die im Kaiserstreite keine Partei zu nehmen für ihr Bestes erkannte, bedurfte bei manchem gährenden Elemente des Zunftwesens in ihrem eigenen Herzen einer Schutzwehr, die des Rathes Gebot unterthänig und ihm ergeben war.

So hatten nun manche dieser adeligen Schnapphähne, dieser wappen= und turnirfähigen Gaudiebe, sich ihr ergeben für die Zeit der Gefahr gegen ansehnlichen Lohn, um die Bürger mit ihrer vielerprobten und bewährten Kampfkunst zu unterstützen.

Daß sie aber ihren Sinn und Geist nicht jenseit der Thore ließen, das erfuhr der Rath durch mancherlei Strauße, die täglich vorfielen.

Unerwartet traf dann hier Scharfenstein manchen Bekannten vom Rheine, manchen Genossen loser Streiche, deren unfreiwillige Zeugen die Bürger von Mainz waren, und deren Gegenstände ihre reizenden Töchter zu sein sich keineswegs für Glück und Freude

achteten. Ein lauter Jubel empfing den Freund, dessen glänzende und vollwichtige Turnosen man kannte vom Würfelspiele zu Mainz her, dessen leichtfertige Gesinnung so wenig, als seine Lust nach Abenteuern nach ihrem Geschmack ihnen aus dem Gedächtnisse gewichen war:

Schnell rasselten die Würfel in den Bechern und schäumte der Wein im Pokale. Dabei gab es dann Erzählungen von den schönen Dirnen der Stadt und Kunde von mancher Kurzweil, die hier ihre Abende zu erheitern pflegten.

Scharfenstein war selig in diesem Verein. Er vergaß Kaiser und Domprobst, Schultheiß und Braut, schwelgte mit den Gesellen seiner Mainzer Schwelgereien; erlustigte sich in den Erinnerungen an Streiche, die bittere Thränen den zarten Opfern ihrer Verworfenheit erpreßt, und spielte das gefährliche Würfelspiel mit jener Rücksichtslosigkeit gegen Geld und Geldeswerth, die ihm von jeher eigen gewesen. So stieg die Lust, so stieg der Taumel. Schon hatte er früh des Schultheißen edlem Rüdesheimer die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche einem verwöhnten Gaumen und durstiger Leber nur immer möglich ist; jetzt setzte er das fort. An ein Mittagsmahl wurde kaum gedacht, weil die Kumpane sich weder im Spiele noch im Zechen mochten stören lassen, und der mondhelle Februarabend sank herab und fand sie noch am Spiel und am Zechtisch. Unter allen aber zeichnete sich ein Ritter von Heppenheft als treuer Part des Scharfensteiners aus. Er hatte diesem eine große Summe im Spiel abgenommen und war dadurch zu einer schrankenlosen Fröhlichkeit gespornt. Beider Köpfe waren schwer bis zum Taumeln, als sie den Ort des Bacchanals verließen, um Heppenhefts Wohnung zu suchen, die in der Nähe des Stifts lag, wo damals die meisten Juden ihre Wohnungen hatten.

Arm in Arm schwankten laut jubelnd die Trunkenen durch die Gassen, und fanden erst nach langem Suchen den Ort, wo des Ritters Wohnung lag. Laut lachend erzählte er seinem Freunde,

daß er der Nachbar eines Juden sei, der die schönste Maid zur Tochter habe, die je die Sonne beschienen.

In Scharfensteins Seele regte sich der lüsterne Wunsch, das Mädchen zu sehen, welches Heppenheft als die Krone der Dirnen bezeichnete. Während er behauptete, in Mainz wage es Niemand, dem Mündel des mächtigen Domprobsts zu nahe zu treten, schlug er vor, in des Juden Haus zu gehen.

Heppenheft selbst, seiner Besinnung nicht Meister, willigte um so lieber ein, als ihn die Lust stachelte, die Mainzer Abenteuer zu erneuen, und ohne weitere Umstände stürmten Beide vor des Juden Haus, pochten laut und verlangten Einlaß. Obwohl der Jude keineswegs schlief, so löschte er schnell die Lampe aus, um sicherer zu sein vor den losen Gesellen.

Dies gerade war das Mittel, die Trunkenbolde wild zu machen. Ihr Poltern wurde lauter und heftiger. Je mehr die starke Eichenthür Widerstand leistete, desto höher steigerte es ihren Frevelmuth und Tollkühnheit.

Zum Unglücke lagen unfern des Hauses einige Balken auf der Straße, die zu einem neuzubauenden Hause gehörten. Diese ergriffen sie und rannten damit gegen die Thüre, daß sie prasselnd einstürzte. Jetzt stürmten sie brüllend in das Gebäude selbst; aber der Jude schrie verzweifelnd um Hilfe; die Nachbarn kamen aus ihren Wohnungen hervor und der Tumult wuchs mit jedem Momente.

Als die Trunkenen einen Haufen Leute vor dem Haus erblickten, zogen sie in halber Raserei die Schwerter und stürmten auf die Straße heraus, die Störer ihres Abenteuers zu verjagen. So lange es dem verhaßten Juden galt, waren die Bürger müßige Zuschauer; als aber die Raufbolde gegen sie selbst ihre Waffen gebrauchten, da rief die Stentorstimme eines vierschrötigen Schlächters: „Haut die Krautjunker nieder!"

„Die Krautjunker nieder!" erscholl's im mächtigen Chore nach — und bald fielen gewaltige Streiche auf sie, geführt mit dem

Bauholze, das ihnen selbst als Sturmwaffe vor wenigen Minuten gedient.

Die Kunde des Tumults war durch die Wächter zu den Ohren des Schultheißen gedrungen. Schnell erschien er mit einer Schaar bewaffneter Bürger auf dem Orte des wildesten Kampfs, und noch zeitig genug, um beide Ruhestörer vor einem schmählichen Tode zu retten, den sie um so gewisser würden gefunden haben, als mehrere Bürger aus tiefen Wunden bluteten.

Dem Schultheißen wichen die ergrimmten Kämpfenden, und auf den Augenblick war die Ruhe auf Seiten der Bürger hergestellt; allein die beiden Trunkenbolde rafften sich jetzt auf und fielen den Schultheißen und seine Schaar in entsetzlicher Wuth an.

Dies war nun aber auch der letzte Auftritt des Handels. Sie wurden rücklings niedergeworfen und entwaffnet.

Der Mond schien zwar hell, aber im Schatten der hohen Häuser war Herr Geipel nicht fähig, diejenigen zu erkennen, welche des Kampfes Urheber waren.

Er ließ sie binden und in das Gefängniß abführen, ohne auch nur weiter zu fragen, wer es sei, mit dem festen Entschluß, ein ernstes Gericht zu halten am anderen Tag über die Störer des Friedens und der Ruhe gemeiner Bürgerschaft.

So schnell der Tumult ausgebrochen war, so schnell kehrte die Ordnung zurück. Die Bürger gingen nach Hause und der arme geängstigte Jude suchte den Schaden seiner Thüre so schnell und so gut als möglich herstellen zu lassen; denn der nahende Sabbat gebot doppelte Eile.

Nicht auf die ehrenvollste Weise waren die beiden Ritter zu dem Stadtgefängnisse gebracht worden. Manche Püffe trugen sie in verbissenem Grimme; denn die Bürger, höchst ungünstig gegen die Krautjunker gestimmt, von denen sie schon so manches Bittere erfahren, seit sie sich innerhalb der Mauern breit machten, pochend auf ihre Verdienste, benutzten freudig die Gelegenheit, ihre Abneigung an zwei Gliedern dieser eng zusammenhaltenden Sippschaft mit thät=

lichen Liebkosungen nach der Weise weiland Till Eulenspiegels zu beurkunden.

Einen Vortheil hatte diese bürgerliche Kurzweil für die Ritter. Der benebelnde Rausch, welcher sie ganz in seine umstrickende Gewalt bekommen, wich diesen mannhaften Angriffen so schnell, daß sein Abzug mit seinem Anzug alle Aehnlichkeit einbüßte. Und wenn noch ein kleiner Rest übrig geblieben wäre, so hätte er weichen müssen, als der naßkalte Athem des Verließes sie anhauchte und Moderduft verfaulenden Strohes, das zu ihrer Ruhestatt für diese unheilvolle Nacht bestimmt war, ihrer Nase zuströmte. Sie wurden von den zahlreichen Wächtern, die sich ohne Aufforderung zu thätigen Gesellen des Gefangenwärters darboten, in den finstern Raum hineingestoßen, die Thüre rasselte zu und die Nacht umfing sie mit tiefer Schwärze; denn des Mondes Silberstrahl fand keinen Eingang in diesen Ort des Schreckens. Nur eine stille Wuth beherrschte ihre Seele, die sich jetzt in Flüchen Luft machte, daß Entsetzen jeden Hörer hätte ergreifen müssen. Heppenheft hatte nur das Eine zu beklagen, daß der Rath der Stadt ihn, da solcher Streiche mehr auf seinem schon ganz ansehnlichen Frankfurter Sündenregister standen, am Ende gar aus ihren Thoren jagen, und ihn also früherem Elende preisgeben durfte.

Wie anders aber trat jetzt die kahle Kerkernacht vor des Scharfensteiners inneres Auge?! —

Er sah jetzt die ganze Tiefe des Abgrunds ein, in welchen Frevelmuth und Leichtsinn ihn gestürzt. Während Heppenheft im lauten, entsetzlichen Fluchen seinem Grimme Luft machte, in den sich allerdings auch noch die Reue über den Streich mischte, den er ebensowohl sich als seinem Genossen zuschreiben konnte, lehnte er still und in sich gekehrt an der Mauer und dachte nach über das Unwetter, das er über dem Haupte heraufbeschworen und die Wege, es möglichst schadlos vorüberziehen zu machen.

Da sah er denn, wie schnöde er die Würde eines kaiserlichen Abgesandten aus dem Auge gesetzt, zu der ihn ohnehin nur unver-

diente Gunst erhoben; da erblickte er des Kaisers und des Dom=probsts gerechten Zorn, Agnes Verachtung, des Schultheißen Hohn. Wie sollte er entgehen dem Heere der Uebel, welches er gegen sich heranziehen sah? Sollte er stolz auf seine momentane Würde pochen? — Das konnte das Uebel nur schlimmer machen. Sollte er reumüthig bekennen und büßen? — Das wäre vielleicht das Rathsamste gewesen, aber dagegen bäumte sich der Hochmuth und Trotz seiner Seele. Er war rathlos und verzweifelte fast. In dieser Stimmung kam ihm Heppenhefts Toben und Fluchen höchst ungelegen, zumal es sich am Ende gegen ihn kehrte, wie denn überhaupt der Mensch in verzweifelter Lage gerne Schuld und Zorn auf Andere wirft, während er nur sich selber anklagen sollte.

Den quälenden Gedanken zu entgehen, wies er den Fluchenden heftig zurecht und gab Schimpf und Fluch zurück in gleicher Münze. Dies reizte den Rasenden nur noch mehr. Schäumend tappte er in der Finsterniß nach dem, der ihn, nach seiner Meinung, unglücklich gemacht, um ihn seinen Zorn entgelten zu lassen.

Scharfenstein war in nüchternem Zustande keineswegs so muth=voll, als er aussprach. Er kannte Heppenhefts Berserkerwuth aus mancher Scene früherer Tage und ebenso das Uebermaß seiner robusten Muskelkraft, die mit der seinen durchaus in keinem Ver=hältnisse stand. Er fand es daher gerathen, ein ernstes Blindekuh=spiel mit ihm zu spielen, das heißt, an der runden Mauer des Gefängnisses hinzuschlüpfen, und so der Wucht der Faustistreiche zu entgehen, die jener nach ihm führte; allein er übersah dabei, daß das nur seine Wuth steigern mußte, und der sie umschließende Raum keineswegs groß genug war, um ihn auf die Dauer sicher zu stellen. Er schrie also um Hülfe.

Der Ruf lieferte ihn aber in Heppenhefts Fäuste. Unbarm=herzig bläuete er in ab, stieß im den Kopf gegen die Mauer, bis er wie leblos niedersank. Mehrere Fußtritte waren die letzte Gabe der Freundschaft, aber auch zugleich die völlige Entladung des Zorns.

— Er begann jetzt, wieder gute Worte zu geben und schrie ärger, als früher Scharfenstein, um Hülfe.

Diese kam endlich. Der Gefängnißwärter hörte das Tumultuiren wohl, schrieb es aber anfänglich nur dem Rausche Beider zu. Als jedoch der Hülferuf deutlicher sein Ohr berührte, eilte er herzu und fand Scharfenstein blutend aus mehreren, doch leichten Kopfwunden, welche eine Folge des Widerschleuderns gegen die Mauer waren.

Auch in dieser Lage hatte feige List ihn nicht verlassen. Obwohl die Schläge und Püffe seines Freundes heftig genug waren, Schmerz zu verursachen, so waren sie doch keineswegs der Art, ihn zu betäuben; vielmehr hatte er es gerathener gefunden, sich so zu stellen, als sei er ohnmächtig, um herberen Angriffen zu entgehen, und den Rasenden zu entwaffnen; dies war im gelungen, und nothgedrungen mußte er die Rolle weiter spielen.

Als der Gefängnißwärter die Sachlage erkannt, schloß er zornig ab, holte sich Beistand und legte, da er nun Scharfenstein wieder bei Besinnung fand, nachdem seine Wunden mit Essig ausgewaschen waren, Beiden sehr ungemächliche Handschellen an, welche sich vorzüglich dazu eigneten, jede Erneuerung ihres Streites thatsächlich zu entfernen. So blieben sie sich mit ihrem jetzt in Worten wieder ausbrechenden Streit überlassen.

3.

Am anderen Tage wählte der Schultheiß das Wichtigere zuerst zur Erledigung, die Botschaft des Kaisers. Saßen ihm ja doch die Ruhestörer in sicherer Haft und war keine Gefahr vorhanden, daß sie ihr entsprängen, da der Gefängnißwärter die Vorgänge des Spätabends getreulich berichtet und auch die Art der Abhülfe nicht verschwiegen hatte.

Die Botschaft Günthers von Schwarzburg betraf nichts Anderes

als das erneuerte Gesuch, ihm, da der Böhme jeden Kampf vermeide, die Thore der Wahlstadt zu öffnen.

Der Rath der Stadt kam gegen Mittag zusammen. Mehrere Glieder desselben, besonders Herr Frosch, der persönlich für Günthern war, stimmten für die Oeffnung, da der Kaiser schon lange vor den Thoren gelegen, und wenn man ihn einließe, gewiß zahlreiche Gnaden von ihm zu erwarten ständen, die man ja auch zu Gegenständen einer Unterhandlung machen und als Bedingungen aufstellen könne.

Der Schultheiß hielt jedoch mit eiserner Strenge auf den Privilegien der Stadt, auf dem Rechte, das sie besitze, machte aufmerksam auf die Gefahr, die für sie darin läge, wenn sie tollkühn sich Einem der beiden Kronanstrebenden hingäbe, da noch kein Kampf stattgefunden und man, da Carl bei Worms sich rüste, ja doch nicht wisse, auf welche Seite sich die Schale neige. Er ließ, ohnehin mit dem edeln Frosch etwas gespannt, leise einfließen, daß es schiene, als habe der Gesandte ihn sehr für den Kaiser eingenommen. Frosch fuhr auf und fragte, erzürnt ob des ihm zugefügten Unrechts, welcher Gesandte das sei?

Der Schultheiß nannte Scharfenstein.

Frosch sah in erstaunt an. „Ich kenne den Menschen nicht!“ rief er aus.

Der Schultheiß wußte nicht, was er sagen sollte. Er erzählte die Thatsache und das persönliche Mißverständniß löste sich schnell wieder in den Gang der nöthigen Verhandlungen auf. Diese aber zogen sich bis tief in den Nachmittag hinein und endigten mit einer abschlägigen Antwort, die jedoch mit den Versicherungen treuester Gesinnung verwoben war, um das Bittere zu tilgen.

Als der Schultheiß heimkehrte, theilte er seiner Familie das seltsame Benehmen des Junkers mit und fragte, ob er nicht dagewesen. Als dies verneint wurde, stieg ihm eine dunkele Ahnung auf.

Er sann eine Weile nach; dann sagte er zu sich selbst: „War

der Bube Einer der Ruhestörer, so fühle er den Arm der Gerechtigkeit und lerne ehren die Ordnung in unserer Stadt. „Vielleicht“ — setzte er in sich hinzu, „gibt dies ein Mittel ab, die unglückliche Agnes zu bewahren vor einer Verbindung, die sie nur elend machen wird.“

So kam die Nacht, und die Ritter sahen weder die Stunde der Entscheidung, noch die der Erlösung. Die Noth zwang sie zur Ruhe, die Ruhe zur besonnenen Ueberlegung. Für Heppenheft, der stets ein wüstes, irres Leben geführt, hatte die Lage der Umstände nur eine unangenehme Seite, die, daß er wohl wieder auf die alte, nur durch die Aufnahme in den Wehrbann der Stadt unterbrochene Bahn würde hingewiesen werden. Anders bei Scharfenstein, der erst jetzt das Ganze überblickte, das für ihn von allen Seiten her schmerzlich erschien. So war denn die Unterhaltung sehr karg, und Jeder hing seinen Gedanken nach.

Erst am anderen Morgen wurden sie, gefolgt von den Gassenbuben und dem müßigen Gesindel, auf das Rathhaus geführt. Mehr als Todesqual war es für Scharfenstein, daß er mit Handschellen durch die Stadt geführt wurde und gar unter den Fenstern des Hauses des Schultheißen vorüber. Vergehen hätte er mögen, als jetzt Agnes Auge dem seinen begegnete, das verstohlen den Weg nach dem Fenster nahm. Die Sinne vergingen ihm schier und halb bewußtlos kam er oben an, wo mehrere Glieder des Raths und der Schultheiß zu scharfem Gerichte saßen.

„Ihr hier?“ rief der Schultheiß, als er seiner ansichtig wurde. „Ihr ein Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung in unserer Stadt, der im Rausche des Kaisers Kammerknechte anfällt?“

Scharfenstein raffte die ganze Frechheit zusammen, die er in nicht geringem Grade besaß, jetzt aber kaum sammeln konnte. Er machte zu seiner Vertheidigung geltend, daß er in die Gesellschaft alter Bekannter gerathen sei und, unkundig der Tapferkeit im Humpenstechen, schnell des Weines Beute geworden, und dann von

Heppenheft im Rausche zu dem Frevel an dem Juden verleitet worden sei.

Ehe noch der Schultheiß reden konnte, fiel Heppenheft ein: „Glaubt's nicht, Herr Schultheiß; er versteht das Trinken so, daß er überall, und selbst in Mainz, als Meister gilt, und was das Kurzweilchen betrifft, so ist er im Mädchenjagen eben auch kein Neuling und könnte Mancher von ihm mit Gewinn lernen!" Ein Blick, der Tod und Verderben drohte, flog dem Leichtsinnigen zu, der sich in sein Geschick zu ergeben begann; aber der würdevolle Greis donnerte dem Unberufenen zu:

„Schweigt, bis wir Euch fragen!" Und zu Scharfenstein gewendet, sprach er: „Es thut mir leid um Euch; allein ich kann nichts thun, als was das Recht unabänderlich Euch zuspricht."

Jetzt rief Scharfenstein: „Ich bin des Kaisers Gesandter! Wagt's, länger diese Schmach mich dulden zu lassen!"

„Der Kaiser hat Herolde, die sonst seine Botschaften bringen. Euch fehlt Wappen und Stab und Rock," sprach mit eiskalter Ruhe der Schultheiß. „Briefträger waret Ihr wohl; aber desto schlimmer, daß Ihr Euch so unwürdig betragen konntet. Um es kurz zu machen, sage ich Euch, Ihr habt die Ruhe der Stadt gestört durch wilden Frevel, habt mit blanker Waffe Bürger angefallen und verwundet, so seid Ihr dem Gerichte des hochedeln Rathes verfallen, aus dessen Buße Euch Niemand befreien kann."

Die Zeugen wurden jetzt vorbeschieden. Der Jude und die Nachbarn bestätigten die bekannten Umstände des Frevels und ließen keinen Zweifel übrig. Zum Glücke waren die Verletzungen, welche mehrere Bürger erlitten hatten, unbedeutend. Sie wurden in eben der Weise wieder in das Gefängniß abgeführt und nichts änderte sich in dem Zustande selbst mehrere Tage hindurch.

Im Lager fiel es allerdings, besonders im Rathe des Kaisers, auf, daß Scharfenstein nicht zurückkehrte und keine Kunde brachte. Der Domprobst, dessen Liebe zu seinem Mündel wahre Affenliebe war, konnte kaum seine Entfernung dulden. Anfangs überredete er

sich, der Reiz der jugendlichen Agnes fessele ihn so sehr; als aber der dritte Tag hinabsank und keine Kunde kam, da erschrack er heftig, und noch mehr, als ein Bote endlich die Antwort des Raths überbrachte, der festhielt an seinem geheiligten Recht, aber bereit war, die Thore zu öffnen, wenn die gesetzliche Zeit verflossen sein würde. Der Bote wurde zum Domprobste beschieden und erzählte die ganze Mähr von Scharfensteins wildem Unfug und des Schultheißen unbeugsamem Sinne. Den kannte wohl allerdings der Domprobst aus früherer Zeit und ihm wurde ernstlich bange. Wohl sah er, von Zorn erfüllt, des Mündels Ungebühr ein, aber die Liebe siegte und er beschloß, Alles aufzubieten, um ihn aus Holzhausens Gewalt zu befreien. Wie übrigens dieser fatale Umstand auf das Verhältniß zu Agnes wirken werde, mochte er sich jetzt kaum gestehen, weil der Gedanke, sie Scharfenstein vermählt zu sehen, zu den theuersten seines Herzens gehörte, die er nicht einmal als schwierig denken mochte, geschweige denn als unmöglich.

An des Kaisers Güte sich zu wenden, seine Vermittlung anzusprechen, war der erste Vorsatz, zu dessen Ausführung er sogleich schritt.

Günther hörte ihn an mit Aufmerksamkeit. Er wußte, was er dem charakterfesten Kirchenfürsten schuldete, was er bei der Zeiten und Zustände Ungunst zu ihm sich zu versehen hatte. Und doch ließ es sein biederer, keuscher Sinn nicht zu, des Junkers Unbill zu entschuldigen. Nach einigem Schweigen sprach der edle Schwarzburger seinen ganzen Unwillen gegen die Verletzung des kaiserlichen Kammerknechts, die Störung des Stadtfriedens und Auflehnung gegen den Rath der Reichsstadt aus, rügte die lose und entsittete Lebensweise des jüngeren Theiles der Ritterschaft und tadelte des Domprobsts allzu große Nachsicht gegen sein Mündel. Der Domprobst verschluckte nur ungern die Pillen, welche er empfing; doch sein Gewissen war mit dem Kaiser im Bund. Er mußte sich selber gestehen, daß er zu große Schonung dem Knaben und Jüngling erwiesen, der schon in Mainz so oft die Sitten mit Füßen getreten

hatte. Nach solchen Aeußerungen fürchtete er fast, der Kaiser werde die Bitte, sich für Heinrich zu verwenden, abweisen; allein sein Herz wurde erleichtert, als Günther hierauf lachend sagte:

„Ihr wisset, Hochwürdigster Herr und Freund, daß der Böhme die Fürsten gen Kastel, so gen Mainz überlieget, berufen hat, zum Heereszuge gegen uns. Wir haben eben dahin ein groß Tournier bei unseren Freunden im Reich ansagen lassen. Zu solchem bedürfen wir der rüstigen Kämpfer, wie Euer Mündel ist. So mag denn Gnade vor Recht ergehen um Euretwillen!" — Er wandte sich und ließ den Arzt Freydank rufen.

Bald darauf trat im schwarzen, pelzverbrämten Talar ein Mann herein, dessen edles Gesicht schnell für ihn einnehmen mußte. Er war in den mittleren Jahren und eines ernsten, fast schüchternen Wesens.

„Meister Freydank," redete ihn freundlich, fast zutraulich, der Kaiser an, „ich weiß, Ihr seid ein Kind Frankfurts, und Eure Kunst gilt viel in ihren Mauern. Kennet Ihr den Herrn Schultheiß Geipel von Holzhausen wohl, unseren edlen Freund?"

Der Doctor neigte sich tief und bejahte die Frage, indem er hinzusetzte, er habe als Arzt ihn mehrmals behandelt und genösse seines besonderen Vertrauens.

„Desto besser," versetzte der Kaiser. „So gehet hin und meldet ihm Unseren Gruß und Unseren Wunsch, den Ritter Heinrich von Scharfenstein Uns zu überlassen, sintemal er verfallen sei des Reiches hohem Richteramte durch den Frevel, so er geübt an Unseren Kammerknechten. Bietet Alles auf, diesen Unseren Wunsch in's Werk zu richten."

Der Arzt neigte sich abermals und zog sich stille zurück, während dankend der Domprobst den Kaiser verließ.

4.

Wo der Feldberg sein dunkelbelaubtes Haupt in die reine Luft erhebt und herrschend über die anderen Höhen weg in's reichgesegnete Mainthal und in die blühende Wetterau blickt, da siehet das Auge des Wanderers die Ruinen einer Burg, die gebieterisch noch jetzt in die wald- und fruchtreiche Landschaft schaut, die einst vor ihr sich zitternd gebeugt. Obwohl in Trümmern liegend, kündigen doch ihre Mauern, ihre stolze Warte und die kühne Lage es an, daß sie einst der Sitz eines mächtigen Geschlechtes war, und daß da, wo jetzt Kautz und Falke horsten, ein fröhlich Ritterleben Säle und Räume erfüllte. Es ist die Burg Falkenstein, die Wiege eines großen Geschlechtes. Die Lage des Schlosses war kühn und fest. Noch von den Ruinen schweifet der trunkene Blick in eine der schönsten Landschaften, die es geben mag im Reiche. Dort thürmen sich Altking und Staufen und des Reichenbergs Höhe, hier lehnt sich die Burg gleichsam an des Feldberges bewaldete Brust. Im Vordergrunde ruht hier das alte Königstein, dort das nicht weniger alte Kronberg, dessen Burg einst ein ruhmvoll Geschlecht umschloß, nahbefreundet in Fehde und Lust den Falkensteinern. Dörfer, so freundlich und friedlich, blicken aus dem Gürtel ihrer Obsthaine hervor, oder ruhen von dunkelem Waldkranz umschlossen, oder im Schoos einer üppigen Fruchtflur. Mühlen und Höfe blicken hier und dort hervor. Je mehr sich das Gelände zum silberhell dahinfluthenden Main absenkt, desto mehr tritt der Wald seine Herrschaft an den Pflug ab, der seine geraden Furchen zieht, um den Segen der Ernte zu bergen, und die weite Ebene bildet sich, die auf beiden Flußufern sich hindehnt, hier das freundliche Höchst mit seiner schlanken Warte umschließt, dort des Landes Schmuck und Segen, die stolze Freistadt am Maine mit ihren Häusermassen, ihren Thürmen und Warten und dem Alles beherrschenden Dome.

Es war zur Vesperzeit an einem der sonnenhellsten Tage des Junius im Jahre 1349, als von Frankfurt her ein Fähnlein reisiger

Knechte den Weg gen Falkenstein verfolgte. An der Spitze des reisigen Haufens ritt ein junger Mann, dessen Wangen bleich, dessen Auge düster, dessen Stirne tief gefurcht aus dem weitgeöffneten Visire heraussah.

Kaum war Rüdigers von Wiltberg sonst so heiter lächelndes, blühendes Antlitz mehr zu erkennen. Es lag aber auch ein halbes Jahr voll entsetzlicher Ereignisse hinter dem jungen Mann, ein halbes Jahr, das zehn Jahre des Lebens aufwog durch seine Erfahrungen, seine Leiden und seinen Schmerz. Düster ritt er dahin. Noch konnte sein Auge die Burg nicht sehen, nach der oft sehnsüchtig seine trüben Blicke suchten. Die Reiter ehrten die schwermüthige Stimmung ihres Führers. Sie ritten in ansehnlicher Entfernung hinter ihm drein und wagten's nicht, durch lautes Gespräch ihn seinen Gedanken zu entfremden. Nur leise flüsternd besprachen sie Vergangenheit und Gegenwart.

Auch auf der Burg Falkenstein sah es anders aus, als damals, da Rüdiger mit Herrn Ulrich von Falkenstein in das Kaiserlager von Frankfurt ritt.

Damals war sein treuer Pflegevater noch rüstig gewesen. Seitdem aber erlag er schwerem Gepreste. Eine Krankheit hatte ihn, als Rüdiger im Heere Günthers von Schwarzburg in den Rheingau hinabzog, auf's Siechbette geworfen. Zwar stand ihm die sanfte, treue Agnes pflegend zur Seite und eines Frankfurter Arztes weise Kunst hob das Uebel; jedoch nur scheinbar. Tief im Innern der Brust fraß gierig das Uebel am Leben eines Mannes, der treu und edel war, und zerstörte die edelsten Wurzeln in langsamem Siechthum. Agnes sah seine Kräfte schwinden, und ihr kindliches Herz blutete. Tiefer Kummer nagte ohnehin schon an ihrem Innern, seit sie wußte, daß man sie zur Braut Scharfensteins bestimmt, dessen ruchloses Leben sie verabscheute. Mit dem Tod ihres Vaters drohte ihr dies Loos noch gefährlicher; denn alsdann wurde ja Kuno, der Domprobst, ihr Vormund, der herrschsüchtige, nur an Gebieten bei sich, an blindes Gehorchen bei Anderen gewöhnte Mann

Und der, dem ihr Herz gehörte, war fern. So fehlte ihr Stütze und Trost in dieser schmerzlichen Lage.

Gerade an dem Tag, als Rüdiger sich der Burg näherte, war Herr Ulrich besonders übel. Nur sehr schwer konnte er athmen, und es kostete ihn sehr viel Anstrengung, wollte er die hoch angeschwollenen Beine bewegen, um seinen Sitz im Lehnstuhle, wo er halb saß, halb lag, zu ändern.

Anselmus, der Beichtvater und Schloßkapellan, auch Pfarrer in Weiskirchen, saß bei ihm. Er hatte ihm vorgelesen aus einer Chronik früherer Tage manche seltsame Kunde. Ulrich gähnte beträchtlich bei der trockenen Unterhaltung, und Agnes saß unfern des Fensters, durch welches ihr Blick in die blühende Landschaft schweifte. Thränen umdüsterten ihn. Sie dachte an des Theuern Tod, an ihr Verwaisen, an Rüdigers Fernsein in dieser schweren, sie so tief beugenden Zeit, und so sank sie in ein Meer von Gedanken, Wünschen und Hoffnungen, die sich mit banger Besorgniß vermischten. Endlich löste sich all' dies widerstrebende Wünschen, Denken und Fühlen in ein kindliches Gebet auf, das leise, leise aus des Herzens Tiefen zu dem emporstieg, in dessen Hand die Fäden ruhen, die sich zum Gewebe unserer Geschicke einen und durchkreuzen.

Da blitzten plötzlich Lanzen und Helme und Pickelhauben aus der Ferne in ihr Auge. Sie richtete sich auf; sie wischte die Thränen weg, die des Auges Dienste hemmten. — Jetzt sah sie's deutlicher — ja, das war ein Reiterzug, und an ihrer Spitze glänzte im stählernen Brustharnisch ein Ritter. — Eine freudigbange Ahnung zog durch ihre Brust, wie des Windes Hauch durch die Saiten einer Aeolsharfe. Sie wagte noch nicht zu reden. — Da tönte von der Warte des Wächters Horn dreimal mächtig durch alle Räume der Burg.

Der alte Burgherr fuhr auf aus dem Halbschlummer, in den ihn des Paters Lesen gelullt. Er richtete sich auf, als wenn die

Kraft noch aus besseren Tagen in ihm wäre. „Was ist das?" rief er aus. „Es nahen Bewaffnete der Burg!" —

„Auch ich sah sie schon eine Weile," sprach zitternd Agnes; denn sie wagte es noch nicht, auszusprechen, was die ahnende Stimme der Brust ihr verkündete.

In diesem Augenblick ertönte zum zweiten Male das Wächterhorn. Es war ein lang gehaltener, allmälig ersterbender Ton.

„Ha!" rief der Ritter, und sein Antlitz leuchtete vor Freude, „es sind Freunde; es ist sicher Rüdiger mit meinen Mannen!"

„Er ist's!" rief jetzt die glückliche Agnes, die schon die Farben der Schärpe erkannte, die sie selbst ihm im Hause Herrn Geipel's von Holzhausen gestickt, und den Helmbusch, der vom Kleinode des Helmes herniederfloß.

In der Freude seines Herzens wollte Herr Ulrich aufspringen, aber er sank seufzend zurück in den gepolsterten Stuhl; doch Agnes ließ sich nicht halten. Sie flog hinab, dem Theuern entgegen.

Die Zugbrücke rollte jetzt nieder, das Burgthor auf, und auf dem gewundenen Wege stürmte der Ritter heran mit seinen Begleitern.

Im Hofe drängten sich die Diener und Mägde. Alles wollte dienen, Alles helfen und gefällig sein.

Ehe noch Rüdiger aus dem Bügel war, stand schon die Liebliche, das Bild seiner Träume, vor ihm. Uebermannt von dem Gefühle, das mächtig sie durchglühte, flog sie rückhaltlos an seine Brust. Seliger Moment! Du machst vergessen die Leiden und Schmerzen vergangener Tage, Du heiterst auf den Himmel der Gegenwart und raubst der dunkeln Zukunft ihre Schrecken! Die Röthe kehrte auf des Ritters bleiche Wangen, die Wonne in den trüben Blick zurück und die Falten der Stirne waren geglättet! —

Auch droben im Gemache harrte sein ein ebenso herzliches Willkommen, wenn auch andere Gefühle ihm zur Wurzel dienten. Nur Anselmus war weniger herzlich als sonst. Diese Aenderung,

die jedoch weder der Ankommende, noch Eins der beiden durch seine Ankunft Beglückten merkte, hatte ihren guten Grund.

Zwar hing Anselmus mit Liebe an dem Ritter; denn er war sein Lehrer gewesen und hatte die ersten Keime seiner geistigen Entwicklung befruchtet, daß sie zu dem heranreiften, was jene Zeit von dem forderte, dem vorzugsweise der ehrenvolle Dienst der Waffen zum Berufe geworden war. Seine Gesinnung gegen ihn hatte sich auch eigentlich nicht geändert, aber es waren höhere Rücksichten, welche ihn leiteten. Der Domprobst war nicht lange nach der Aussöhnung der Brüder in Falkenstein gewesen. Er kannte diesen Anselmus wohl, wußte recht gut, wie unter dieser gutmüthigen Miene eine Schlauheit wohnte, die nicht leicht feiner gefunden werden mochte; ihm war es bekannt, daß Habsucht, Genußsucht und Ehrgeiz, die drei Götzen dieser Welt, eine gewaltige Herrschaft über diese Priesterseele übten, unter deren Einfluß jede andere Rücksicht in gemessene Schranken gedrängt wurde. Ihm schien er ein recht brauchbares Werkzeug, seine geheimen Pläne zu erzielen. Es war ihm schon längst bekannt geworden, daß Herr Ulrich durch rechtskräftige, selbst vom Kaiser beglaubigte Urkunden Rüdiger in seine Ganerbschaft aufgenommen, Afterlehen von hoher Bedeutung ihm ertheilt hatte. Diese zu vernichten und somit Rüdigers Ansprüche gänzlich zu tilgen, jeden Einfluß auf Agnes, den er in ihrer Nähe fürder üben konnte, wegzuschneiden und sich so den Weg zu bahnen, den Unbequemen zu entfernen, das war der Plan, den der Domprobst ausgedacht, zu dessen vollziehendem Werkzeuge er sich den Pater Anselmus ersehen.

Die Aussicht auf eine Domherrnpfründe, die Kuno aus der Ferne herüberschimmern ließ, reichte hin, den heiligen Mann völlig zu seinem blinden Werkzeuge zu machen. Er schwur ihm zu, seine Absichten vollständig in's Werk zu setzen. Ruhig kehrte Kuno nach Frankfurt zurück, wo er sich noch immer damals aufhielt, weil die Spänne zwischen der Partei Günthers von Schwarzburg und Carls IV. noch als unausfüllbare Kluft gähnte. Er war voll=

kommen überzeugt, daß Anselmus Alles auf's Pünktlichste vollziehen, auch das Herzensbündniß, das, wie er wußte, zwischen Agnes und Rüdigern bestand, auf alle Weise zu lösen streben würde.

Als Rüdiger eintrat, wollte die alte Liebe des Lehrers zum wackeren Schüler sich wieder regen. Die Schlauheit hätte, wäre sie wirklich nicht mehr vorhanden gewesen, doch sicherlich ihr Gewand geliehen; allein es regte sich das Gewissen in der geistlichen Brust. Was hatte ihm dieser junge Mann gethan, daß er jetzt so tückisch, feindlich gegen ihn handeln und ihm die Mittel rauben sollte, die künftig seine ehrenvolle Existenz sicherten? War das der Lohn für die treue Liebe, den unwandelbaren Gehorsam, den stets regen Eifer, ihm gefällig zu sein? In Anselmus war noch nicht so ganz alles Gute erstickt, daß er nicht seine eigene Verworfenheit hätte fühlen sollen; allein so viel Macht hatte er auch wieder nicht, um dem Bessern den Sieg zu geben. Aus diesem Zerwürfniß im eigenen Herzen floß die befangene Begrüßung des jungen Ritters. Es war ein Glück für Anselmus, daß jetzt Niemand auf ihn Acht hatte. — Nicht lange dauerte es, da sprach er leise in sich hinein: „Ich gehorche meinem Oberen; was habe ich mir über das Wie lange Kummer und Sorge zu machen?" Er fuhr mit der Hand über die Stirne, als wische er damit jeden Vorwurf hinweg, den das Gewissen ihm etwa machen könnte. Die Schlangenklugheit hatte nun ihre Obmacht gewonnen — und — heiter lächelnd trat er zu dem Ritter und gab ihm seine Benediction. —

Es war eine geraume Zeit unter den Bezeugungen der Freude hingegangen, ehe Rüdiger daran dachte, den Helm und Harnisch abzulegen. Herr Ulrich erinnerte ihn zuerst daran. Agnes ließ es sich nicht nehmen, ihm den schweren Helm zu lösen und das Wehrgehänge von seiner Schulter zu nehmen. Mit seligen Gefühlen im Herzen ließ es Rüdiger geschehen, und das Bild eines künftigen häuslichen Glückes trat vor seine Seele mit allen seinen unnennbaren Zauberreizen. Nur die Vorstellung, wie schwer das geschehen könne, fiel wie ein dunkeler Schatten auf dies lachende Bild. — Er

stand auf und ging auf seine Kammer, um die Gefühle zu verhehlen, die jetzt sein Herz bestürmten. Als er darauf wieder in das Gemach trat, harrte sein schon Herr Ulrich und bestürmte ihn mit Fragen zur Erläuterung der dunkelen Gerüchte, welche zu ihm gedrungen waren.

„Er ist todt, der edle Günther," sprach er, „und Deutschland hat an ihm einen schwereren Verlust erlitten, als es bis jetzt noch weiß. In seiner Hand, die fest und mild zugleich des Reiches Zügel hielt, hätte wohl allein das Mittel gelegen, die feindliche Spaltung im Reiche herzustellen und auszusühnen; ihm allein war es gegeben, indem er Alle in Liebe zu seiner Person vereint hätte, Schranken zu setzen der Anmaßung einzelner Fürsten, besonders der geistlichen Herren, die, wie sie über die Gewissen herrschen, auch herrschen möchten in weltlichen Dingen; er hätte den Landfrieden zurückgeführt — er — o daß er geendet, ehe er begonnen! Ist es denn wahr, mein Sohn, daß das edle Leben durch tückisches Gift geendet?" —

„Höret mich an. Ich bin im Stande, genauer den Hergang Euch zu berichten, denn irgend Jemand, weil ich selbst eine Ahnung hatte von dem, was leider sich dennoch ereignet, und mir zu wachen über das theuere Leben des edeln Kaisers als heiliges Ziel selber vorgesetzt hatte." —

„Du?" fragte nicht ohne Erstaunen Herr Ulrich.

„Als wir noch im Lager standen, da fiel dem braven Hans Marschall von Saneck und mir Einer auf, der sich Arras nannte und zu Günthers Partei hielt. Wenn je der Teufel in einer Menschenlarve steckte, so war es diese. Er hatte mit Niemand engeren Verkehr als — vergebt, wenn ich es gerade ausspreche, mit Scharfenstein, dem Mündel Eures Herrn Bruders, des Domprobsts. Durch diesen suchte er sich an den edeln Meister Freydank von Heringen anzuschmiegen, den ich von früherer Zeit her, wie Ihr wisset, kannte; aber der Arzt hatte einen Schrecken vor dem Menschen, daß ihn in seiner Nähe schier eine Gänsehaut überlief.

Als Freydank acht Tage in Frankfurt zubrachte, um Scharfenstein zu befreien, der in sicherer und schwerer Haft in Frankfurt saß ob seiner liederlichen Streiche, da wußte es Arras möglich zu machen, daß er den Knecht des Arztes gewann. Es war ein Böhme von Geburt, rothhaarig, scheel und greulich verwachsen, kurz eine Creatur, die Einen zittern machte, wenn man ihrer nur ansichtig wurde. Ewig steckte er im Laboratorium des Doctors, braute Tränke aus Kräutern und mancherlei anderen Dingen, so eine geheime Heilkraft besitzen.

Der Arras hatte Geldes die Fülle. Das war der Schlüssel zu des Laboranten Herzen. Bald waren sie einig. — Ich habe, als Freydank wiederkehrte, ihn getreulich gewarnt vor dem greulichen Unholde, den er hegte und pflegte. Er lächelte nur und meinte, ich sähe Gespenster am hellen Tage. Der Ralph sei so treu wie Gold, und solchen Menschen finde er nicht wieder, wenn er auch die halbe Welt durchziehe. Immer hatte der Arras und der Scharfenstein heimlichen Verkehr mit dem Ralph. Freydank meinte, sie möchten wohl sich Liebestränke und solcherlei Arzneien von ihm kaufen, die er besonders zu mischen verstehe, und solches sagte ihm auch der Laborant. So kam es dann, daß wir endlich in die Stadt zogen. Als aber der treulose Böhme, Carl IV., den Frankfurtern die Messe entzog, um sie zu strafen für ihre Neigung zu dem Schwarzburger, als er nach Kastel bei Mainz des Reiches Fürsten zum Heerbanne gegen Günther aufrief, und der edle Fürst höhnend ein stattlich Turnei nach Kastel bestellte, da war es Zeit, daß wir hinabzogen, um Schwert gegen Schwert uns zu messen mit den Abtrünnigen in ehrlicher offener Feldschlacht. — Ihr habt von diesen Begebnissen gewißlich Alles erfahren, da es in Eurer Nähe sich zutrug. Nachdem Kastel niedergebrannt war, zogen wir gen Eltville im Rheingau und lagen allda. Der edle Fürst hatte sich wohl erkältet; denn ihm war's nicht ganz geheuer, und er begehrte von Freydank einen Trank, der einen heilsamen Schweiß hervorrufe und ihn heile.

Gerade an dem Abend schlichen Arras und Scharfenstein zu

dem Knechte. Einige wollen es mit eigenen Augen gesehen und gehört haben, daß die Beiden ihm viel glänzendes Gold in den Lederschurz geworfen, und er darauf gesagt habe: „Ihr sollt sehen, daß ich Euch nicht täusche.“

„Noch saß der Kaiser fröhlichen Muthes bei der Tafel, als die beiden Ritter eintraten und sich unter die Gäste mischten. Darauf trat der Freydank herein, heiteren Antlitzes, und hinter ihm folgte der Ralph mit teuflischem Grinsen, und trug eine zierliche Schüssel, darauf ein goldner Becher stand.

„Freydank nahte sich dem Kaiser und reichte ihm das Gebräu.

„Der Kaiser aber sagte lächelnd: „Seid Ihr mein absonderlicher Mundschenk heute, so thut auch Eure Pflicht als solcher und kredenzt mir den Becher, den Ihr mir bereitet.“

„Freydank neigte sich lächelnd, nahm den güldenen Becher zierlich in seine Hand und that auf seines Kaisers Wohl einen tüchtigen Zug aus dem Becher, und reicht ihn dann dem Kaiser, der ihn in einem Zuge bis zu den Hefen leerte.

„Seltsam war es anzuschauen und unheimlich, als der Arzt trank. Die rothen Haare des Ralph sträubten sich empor und sein kupferig Antlitz wurde weiß wie Kreide. Auch machte er Miene, als wolle er den Arm seines Herrn fassen und ihn zurückhalten, daß er nicht trinke; allein es war zu spät. Schnell eilte er hinaus, und Arras und Scharfenstein folgten ihm und verschwanden alsbald. Aber ein Schiffer erzählte des anderen Tages, an selbigem Abend seien zwei Ritter eilig an den Rhein gestürmt und hätten verlangt, daß er sie mit ihren Rossen übersetze. Für schweres Geld hätte er sich dazu verstanden. Als sie eben hätten abstoßen wollen vom Ufer, da sei ein kleiner buckeliger Mensch in rasender Hast daher gelaufen und habe mit übersetzen wollen. Das hätten die Ritter anfänglich nicht dulden wollen; doch habe endlich der Eine den Andern beredet, den er Arras genannt, ihn mitzunehmen. Darauf sei er denn auch eingestiegen und habe viel mit dem Arras in wälscher Sprache geredet. Er, der Schiffer nämlich, habe am Ruder

gestanden und auf den Strom geblickt; da habe es plötzlich einen schweren Fall in's Wasser gethan, er habe einen gellenden Schrei gehört, aber nichts weiter gesehen. Darauf hätte der Arras geschrien, der Kleine sei in den Rhein gestürzt, aber keine Miene gemacht, ihm beizuspringen, und so sei er elendiglich ertrunken. Ihm aber sei es unheimlich geworden, weil es ihn bedünken wolle, als hätte der Arras den Kleinen mit Vorbedacht in die Wellen gestürzt." —

Den alten Ritter überlief es bei dieser Erzählung eiskalt. Agnes hatte ihre zarten Hände angstvoll gefaltet, und selbst Anselmus gab sich ganz dem Eindrucke hin, den eine Mähr dieser Art hervorbringen mußte. Rüdiger, selbst bewegt von der schmerzlichen Erinnerung an ein Ereigniß, das tief und unheilbringend in sein Leben einzugreifen drohte, schwieg lange, als müsse er sich neue Kraft sammeln, das Entsetzliche zu schildern. Alle hingen gespannt an seinen Lippen.

„Schon in der Nacht, die auf den Abend folgte," fuhr er endlich nach dieser Pause fort, „zeigten sich bei Freydank die Folgen des unseligen Gebräues, das der schändliche Ralph gemischt. Des Arztes Körper war schwächlich von je. Nachtwachen und eifriges Studium seiner Kunst, die er in so hohem Grade beherrschte, mochten seine Kräfte geschwächt haben, daß ihn schneller des genossenen Giftes Gewalt anfaßte. Er sprang auf und rief nach Ralph, aber der Unhold war gänzlich verschwunden. Dieser Umstand bestärkte seinen Verdacht. Ich wohnte ganz in seiner Nähe, im Haus eines Hufschmieds, der früh aufstand, um das Eisen zu hämmern. Er ließ mich wecken und kündigte mir an, wie wahr meine Furcht geworden. Schnell bereitete er wirksame Gegengifte in hinlänglicher Menge und nahm sie. Doch — was soll ich Euch das grausenhafte Bild seines Todes entwerfen! Nach drei leidenvollen Tagen drückte ich dem edeln Manne die Augen zu und betete ein Ave und Paternoster an seiner Leiche."

„Und der Kaiser?" riefen fragend alle Drei fast zu gleicher Zeit.

„Seine Kraft," fuhr Rüdiger fort, „schien Trotz zu bieten der höllischen Gewalt, die in seinem Innern wirkte; aber sie unterlag dennoch. Umsonst nahm der Edle die Gegengifte, welche Freydank bereitete. Später als bei ihm, aber nicht weniger heillos, wirkte das Gift. An Freydanks Bette war der Kaiser und vernahm seine Unschuld, die sein Tod mit aller überzeugenden Kraft bestätigte. Jetzt war des Kaisers Tod nur zu gewiß, und er selbst war vertraut mit dem Gedanken, ordnete ruhig und Gott ergeben Alles an, und kehrte nach Frankfurt zurück, siech und todtmüde. —

„Es ist Euch bekannt, wie sich nun der Zwiespalt im Reiche löste, wie der edle Günther gegen die namhafte Summe der Krone entsagte, und diese Summe nur dazu verwendete, um seinen getreuen Freunden die Kosten des Heerzuges zu entschädigen. — O, ich gedenke noch des Einzugs in die Stadt! Glanz überall, aber keine Freude. Ihr, Pater Anselmus, habt mir einst erzählt, wie die heidnischen Kaiser nach glücklich beendeten Kriegen im glänzendsten Triumpf in Rom einzogen. Günthers Einzug in die Freistadt mahnte mich lebendig daran; aber der Triumpf war stille, traurig — es schien ein halber Leichenzug zu sein. Im Johanniterhofe lag der edle Fürst; dort endete er sein Dasein zu frühe für das verwaiste, vielfach bedrängte Reich. Groß war der allgemeine Schmerz, — doch schlecht verhehlt die Freude der böhmischen Partei.

„Herrlich war Günthers Leichenzug. Zwanzig Grafen trugen die Leiche — und Carl von Böhmen folgte ihr in — Trauer. — Thränen hab' ich gesehen an selbigem Tag aus Augen rinnen, die gewiß selten geweint!

„Um meinem Schmerze zu entgehen, folgte ich Saneck am Abend auf das Haus Limpurg, wo eine große Gemeinschaft war. — Denkt Euch meinen Grimm! Da sah ich Arras bei Scharfenstein sitzen, die lustig zechten mit dem Heppenheft, der kurz vorher aus Frankfurts Thoren getrieben worden, aber mit dem Böhmen wieder eingezogen war.

„Auch ich, leugnen will ich es nicht, hatte des Weines mehr genossen als gut war. Da trat ich zu Arras und rief: „Giftmischer und Mörder, wie magst Du es wagen, hier Dich zu zeigen!?“ — Wie wenn der Tod ihn berührt hätte, so flog Todesblässe über sein durchfurchtes Gesicht. Er war anfänglich keines Wortes mächtig — doch bald ermannte er sich, und ein Zweikampf war der Sache Ende. Es war ein Gottesurtheil. Mein erster Schwertstreich drang ihm zwischen Hals und Schulter ein, zersplitterte das Bein und drang tief in die Brust, aus der ein Strom des schwarzen Höllenblutes quoll. Er ist gerichtet, hier und dort.“ — Eine Pause entstand jetzt wieder. Rüdiger hing einige Augenblicke seinen Empfindungen nach. Agnes saß tief erschüttert da. Schauder überliefen sie, und ihre Hände waren so krampfhaft gefaltet, daß alles Blut aus ihnen zurücktrat. Der alte Ritter starrte seinen Pflegesohn an, der solch erschütternde Geschicke im Zeitraume weniger Monde erlebt, wie sie ihm kaum sein ganzes Leben bereitet; allein es lag eine stolze Freude in seinem Antlitz. Anselmus kreuzte sich und murmelte leise Gebete, indem der Rosenkranz laut durch seine Finger kugelte. Die augenblickliche Stille unterbrach Herr Ulrich.

„Gib mir Deine Hand, Rüdiger,“ sprach er, und drückte die dargebotene herzlich. „Ich bin stolz,“ fuhr er fort, „daß ich Dich erzogen. So mußtest Du gegen diesen Arras handeln; aber sag' mir, was ist aus Scharfenstein geworden? Ich hoffe nicht, daß Du mit ihm einen Strauß hattest?“

„Das nicht gerade,“ versetzte Rüdiger. „Ich hab' ihm den Handschuh in's Angesicht geschleudert in der Hitze, aber er hat es für besser gehalten, sich unsichtbar zu machen. Vielleicht war es auch Herr Kuno, der wieder mit ihm ausgesöhnt ist. Ich ritt am Tage nach dem Kampf ab, weil ich viel giftige Blicke sah, die mich überall verfolgten, absonderlich von denen, die der böhmischen Partei huldigten.“

Des alten Ritters Haupt sank sorgenschwer auf die Brust herab. Dies Letzte beugte ihn tief. Er hatte wohl manchmal noch

gehofft, jenes Bündniß würde sich von selber lösen, das er Kuno zugesagt; allein jetzt sah er Kuno's wilden Haß gegen Rüdiger auflodern, und dieser Haß kannte leider keine Grenzen.

Es war nicht ganz einen Monat später, als ein furchtbares Hochgewitter, vom Feldberg abgestoßen, sich langsam gegen die Niederung senkte. Es war schon spät am Abend. Längst schon waren die Felder öde geworden und die Heerden heimgekehrt. Der Sturm tobte um die Burg Falkenstein, als könne er dem Gelüste nicht widerstehen, sie in ihren Grundfesten zu erschüttern. Wie feurige Schlangen zischten am dunkelen Nachthimmel die Blitze in allen Richtungen der Windrose, und der Donner grollte schauerlich bald, bald entlud er sich in angsterregenden Schlägen. Es war an diesem Abend, als in der Halle, im Erdgeschosse der Burg, die Knappen und Reisigen zusammensaßen beim labenden Bierkrug, und sich erzählten mancherlei Mähren und Geschichten, welche sie theils selbst wollten erlebt haben, theils als Tradition bezeichneten, jedoch mit aller nöthigen Zuthat von Namen, Umständen und Personen, um ihnen Glauben zu sichern. Selbst der Thurmwart, der droben in der Lüfte freiem Reviere seine Wohnung und Gebiet hatte, schlich sich herein und setzte sich, indem er sagte: „Der Wind schaukelt den Wartthurm wie ein Schilfrohr und der Regen schlägt so zu meinem Fensterlein herein, daß ich's droben nicht aushalten kann.“

„Was thust Du auch droben?“ sprach Kunz, des alten leidenden Ritters Leibknappe. „Der Domprobst wird sich nicht tummeln, daß er herkomme, zumal der Sendbote nicht nach seinem Sinn ist.“

„Mag sein,“ entgegnete der Thurmwart. „Ist ihm dann der Herr Rüdiger ein Dorn im Auge?“

„Allerdings, schon dadurch, daß er, der arme Ritter, das Fräulein liebt, und dieses ihn, auch der alte Herr ihn gut bedacht hat. Du weißt ja doch die Geschichte mit dem Krazz von Scharfenstein noch, die ist nimmer aus.“

„Wie steht es denn droben im Kämmerlein unseres Herrn?" fragte Jener weiter.

„Wie's steht?" antwortete Kunz. „Nun, wie bei dem Lichte, das erlöschen will. Ich glaube nicht, daß er das Tageslicht mehr sieht."

„Das glaub' ich auch," war des Thurmwarts Gegenrede, „denn der Todtenvogel schwirrt seit dreien Nächten schauerlich um die Zinnen der Burg und ruft unaufhörlich sein Mark und Bein durchdringendes: „Komm mit! Komm mit!"

„Lieber Gott," sagte Kunz, „unsere guten Tage sind auch alle. Wir sind mit Herrn Ulrich alt geworden, und das Kriegswerk will uns alten Kämpen nicht mehr recht zusagen. Wird der Domprobst Vormund des Fräuleins, so ist nur ein doppelter Weg; entweder es gibt hier eine Pfaffenwirthschaft, oder der Krazz heirathet das Fräulein, und wir müssen wieder einmal Wegelagerer werden, denn der treibt's toll genug."

Die übrigen Knappen hörten dem Worte bedenklich zu. Sie mochten das Wahre an der Sache fühlen.

„Ich mein' aber," begann Einer zu Kunz, „der Scharfenstein sei flüchtig geworden, seitdem er mit dem Arras von Eltville floh."

„Narr Du," rief Kunz, „weißt Du denn nicht, daß er zu dem Kaiser floh, wo er seine besondere Gunst, vielleicht aus triftigem Grund, erwarb, zur Krönung nach Aachen folgte und dem Domprobst zur Aussöhnung mit dem Kaiser half? Seitdem sitzt er wieder fest in seiner Gunst."

„Armes Fräulein! armer Rüdiger!" seufzte der alte Thurmwart. „Ihr Loos ist jetzt schon schlimm gefallen. Sie schleicht einher wie ein Schatten. Es wär' vielleicht besser, der Philipp käme wieder, der auf Münzenberg haust. Ich wollt' ihn lieber als den Domprobst. Er ist minder stolz und herrisch gegen Unsereins!"

„Davor behüt' uns der Herre Gott!" riefen mehrere der Knappen zugleich. „Der ist uns auch der Rechte! Das ganze Land der Wetterau bebt, wenn der Name genannt wird, und drüben am

Donnersberge singen sie auch ein Liedlein von ihm, das klinget schlimm."

Während die Knappen also von der Zukunft redeten, trat eine Magd in die Halle, von deren Wangen Thränen perlten. Alle sahen sie fragend an. „Was ist's?" rief Kunz, der ein besonderes Ansehen genoß. „Ist unseres Herrn Stündlein da?"

„Wollte Gott, er wäre erlöst!" seufzte das Mädchen. „Es ist ein wahres Herzeleid, zu sehen wie er Noth leidet und nach Luft ringt. Das arme Fräulein sitzt zu Häupten des Bettes und zerfließt in Thränen. Zu Füßen desselben kauert der Pater Anselmus und läßt den Rosenkranz durch seine Finger rollen, während er wie eine Katze schläft."

„Der hat's im Griffe!" sprach ein Reisiger, der aus Weiskirchen bürtig war. „Ich kenn' ihn wohl. Wenn's aber was zu erschnappen gibt, da kommt kein Schlaf in seine rothen Triefaugen, die kaum aus dem fetten Gesichte heraussehen können."

„Ich fürchte," fuhr die Magd fort, „wir tragen, wenn der Herr stirbt, das Fräulein bald hintendrein in die Kirche von Königstein zu Grabe."

„Das wolle Gott verhüten!" riefen Alle zugleich.

„Und doch muß man dem Ritter die Stunde der Erlösung wünschen. Er leidet schwer," versetzte die Magd. „Käme der Domprobst, er würde bald sterben. Er möchte sich gerne von Herzen mit ihm aussöhnen und von ihm das Sakrament empfangen."

„Sie haben sich ja im Lager versöhnt," sprach der Thurmwart.

„Das ist wohl wahr," entgegnete Kunz, „aber es war so eine Versöhnung wie zwischen Katzen und Hunden, wenn Beide, vom Hunger übermannt, aus Einer Schüssel ihre Nahrung suchen. Es dauert halt nicht lange, so ist's am Ende. Als der Scharfenstein schlechte Streiche machte, hatte unser Herr nicht mehr eitel Lust, sein Töchterlein dem lockeren Zeisig zu vermählen."

„Meint Ihr denn wirklich, der Domprobst käme?" fragte lachend ein Reisiger. „Hei, da kennt Ihr die Pfaffenköpfe nicht, wie ich

sie kenne. Ich habe dem Fürst-Abt von Fulda als Reitknecht gedient und weiß wohl, wie die's zu halten pflegen. Wenn ich zudem an diese Nacht denke, wo man ja meinet, des Teufels Großmutter halte goldne Hochzeit, so kann ich vollends nicht glauben, daß er komme."

„Was liegt dem an dem Wetter," remonstrirte jetzt ein Dritter; „ich hab' ihn reiten gesehen in Schnee und Hagel wie der wilde Jäger. Im Kriegshandwerk ist er auch nicht fremd; dabei kann er Frost und Hitze ertragen, besser noch als Unsereins. Und wie reitet der! Ich möchte sein Gaul nicht sein."

„Hab' auch niemals gehört," fiel ihm Kunz in's Wort, „daß er gern einen Esel reitet, sondern stets derbe Flammänder."

Obwohl der Zustand des Herrn Alle mehr oder weniger berührte, so brach doch ein schwer zu unterdrückendes Gelächter über den trivialen Witz aus.

Die Erscheinung des vielgeliebten Fräuleins machte dem Gespräch ein Ende, das nachgerade in den gewöhnlichen Ton solcher Unterredungen zu fallen Miene machen wollte.

Die bleiche, tief leidende Agnes machte die nöthigen Anordnungen, wenn etwa der Domprobst käme, den zu holen Rüdiger gen Mainz geeilt war. Die Diener flogen in allen Richtungen hinweg, und der Thurmwart schlich leise die Treppe hinan zu dem weitaussehenden Kämmerlein, das ihm heute nicht ganz geheuer war. Agnes ging nach ihrem Kloset, um, da der Vater eben einiger Ruhe genoß, die müden Glieder etwas zu erquicken durch einige Augenblicke Ruhe.

Unterdessen rückte Pater Anselmus dem Bette näher, zu dessen Häupten ein Schränklein in der Wand war, wo, das wußte er wohl, die Urkunden lagen, welche für ihn so große Wichtigkeit hatten. Unvermerkt drehte er den Schlüssel um, öffnete, während der Ritter schlief, das Thürlein, griff kundig die rechten Documente und schloß eben so geschickt wieder ab, dann legte er den Schlüssel wieder an den Ort, wo ihn, wohlbemerkt vom Auge des Heuchlers, Agnes bei

ihrem Weggange verwahrt. Seine Hand hatte fast gezittert, als er das Bubenstück verübte. Jetzt wurde er freudig bewegt und das lockendste Bild der Zukunft stand vor seiner Seele. Er sah das Domherrnkreuz auf seiner Brust sich wiegen; er genoß im Geiste schon all' die Herrlichkeiten, welche die reiche Präbende ihm ermöglichte, und das Entzücken, welches der Beifall des mächtigen Dompropsts ihm gewähren mußte.

Plötzlich fuhr der Kranke empor und ächzte laut. Er konnte kaum Luft gewinnen.

„Ach," klagte er und reichte dem Pater, der andächtig die Augen zu verdrehen begann, die Hand hin; „ach, es nahet das Ende meiner Tage mit Schrecken!" —

„Ihr wisset, Herr Ritter," hob er jetzt halblaut an, „es gibt Mittel, die Schrecken des Todes zu mildern, um sich theilhaftig zu machen des überflüssigen Schatzes, der guten Werke der Heiligen, über welche die heilige Mutter, die Kirche, die Verwalterin und Haushälterin ist. Sie theilt sie denen zu, welche sich ihrer würdig machen, und sie gelten, also erworben, vor Gott, als wenn sie sie selber vollbracht hätten."

„Und welches sind diese Mittel?" fragte der seinem Ende sich allmälig nähernde Greis, indem er mühsam seinen Kopf zu dem Geistlichen wandte.

„Glauben, Buße und gute Werke," sprach mit Salbung Anselmus.

„Ich habe nie gewankt im Glauben," flüsterte der Greis, „und meine Reue ist tief, welche ich ob meiner Sünden fühle."

„Aber gute Werke, gute Werke!" rief halblaut Anselmus. „Wo sind die aufzuweisen, Herr Ritter? — Die Kirche muß Beweise sehen, ehedenn sie an die Aechtheit der Buße glauben darf."

„Wie soll ich sie thun?" fragte von nahendem Husten beängstet der Leidende. „Kann ich doch kein Glied rühren!"

„Das thut auch gar nichts," versetzte der Priester. „Ihr habt, wie ich merke, gar nicht die rechte Vorstellung von guten Werken.

Ich meine im Geiste der Kirche nur solche gute Werke," fuhr salbungsvoll der Pater Anselmus fort, „welche aus dem Glauben und der Reue entspringen und thatsächlich den Beweis liefern, wie man es mit der Kirche, als der Anstalt zur Seligkeit, überhaupt gemeint hat; das heißt also ungefähr so viel, als durch letztwillige Schenkungen, Vermächtnisse und dergleichen darthun, daß es des Herzens letzter Wunsch ist, sich auszusöhnen mit Gott und jene guten Werke aus dem Schatze der Kirche sich zuzueignen."

„Ist's nur das und nichts weiter," sagte, oft von fast erstickendem Husten unterbrochen, der Greis, „so setzt eine Urkunde auf, wonach ich den Zehnten von Mammolshain —"

„Dem Altar ad Sanctum Laurentium in Weiskirchen schenke — nicht wahr, so wollet Ihr sagen?" fiel der Seelenhirte ein.

„Ja!" flüsterte der Leidende in äußerster Mattigkeit.

„Ich habe mir wohl gedacht, daß Ihr etwas dieser Art in Eurer frommen Seele trüget," nahm jetzt der Pater das Wort; „daher hab' ich denn eine Urkunde aufgesetzt und nur noch den Ortsnamen einzuflicken."

Anselmus eilte freudig zum Tische, nestelte sein langes Kleid auf, zog ein Pergament heraus nebst einem kleinen Gläschen voll Schwärze und einem Kiele. Schnell war der Ortsnamen geschrieben, und zu dem Bette trat er wieder und sagte, indem er dem Ritter die Feder darreichte:

„Macht nun hier Euer Kreuzlein."

Kaum vermochte dies Herr Ulrich; allein die Hand des thätigen Beichtvaters half liebreich nach, und so gelang es.

„Nehmt nun," sprach leise der Ritter, „mein Insiegel und hängt es daran."

Auch dies geschah, und nun steckte Anselmus die Urkunde in seine Tasche, setzte sich zum Bett und sprach: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." Darauf betete er laut mit dem Kranken. Inbrünstig sprach dieser die Worte nach und sank endlich mit größerer Ruhe in einen leisen Schlummer.

Als er nach einiger Zeit aus dem Schlummer etwas gestärkt erwachte, fragte er nach Agnes.

Sie wurde gerufen und eilte mit beflügeltem Schritte zum Kranken, erquickte ihn durch einen Labetrank und setzte sich wieder zum Bette.

„Agnes," sagte leise der Vater, „ich werde bald zu Deiner Mutter gehen. Dich lasse ich mit schweren Sorgen in dieser Welt zurück. Willst Du Scharfenstein Deine Hand geben?"

Agnes schluchzte. „O, Ihr sterbet mir noch nicht, mein theurer Vater!" sagte sie mit heißen Thränen.

„Doch, meine Agnes, das Stündlein naht. — Du weißt, daß ich dem Domprobst dies Versprechen gab, und so den langen Hader geendet habe, der uns trennte. Gibst Du ihm gerne Deine Hand? Sprich frei!"

„Nein, mein Vater," antwortete sie fest.

Ulrich richtete sich auf mit wunderbarer Kraft und starrte sie an. „Was sagst Du? Nein? Hassest Du ihn?"

„Er ist ein Unwürdiger!" sprach sie.

„O, das ist leider wahr. — Doch, Agnes, es ist Jugendübermuth."

„Wer jung nicht edel ist," sagte sie, „wird's nie recht in höheren Jahren. Mir blüht bei ihm kein Glück, und lieber nähm' ich den Schleier."

„Wohlgesprochen!" fiel Anselmus ein. „Da allein ist Frieden!"

„Schweigt!" rief der Greis mit Anstrengung seiner letzten Kraft. Er sank zurück und der Husten kehrte wieder.

Als sich dieser gelegt, winkte er Agnes, ihr Ohr seinem Munde näher zu bringen. Sie that's.

„Agnes," flüsterte er, „Du liebst Rüdigern, ich weiß es. Gott ist Zeuge, wie gern ich Euch gesegnet; aber es war des Bruders Wunsch, der Kaiser sprach ihn aus. — Zürne Deinem Vater nicht! Gezwungen sollst Du nicht werden. Du bist frei und alle Lehen sind Dein. Nimm ihn zum Gatten, den Du liebst. Gott wird mir

vergeben, daß ich wortbrüchig werde. Gott wird Euch segnen, wie ich Euch segne."

Agnes schluchzte laut. Sie sank, des Greises schon erkaltende Hand küssend, am Bett nieder. Er legte die Hand segnend auf ihr Haupt.

In diesem Augenblicke hallte der Ton des Hornes vom Wartthurme durch den wilden Sturm, der um die Burg heulte. Das Ohr des Kranken vernahm den Ton. „Er kommt!" sagte er freudig bewegt.

Der Pater flog, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, von seinem Sitz auf und zur Thüre hinaus. Bald genug vernahm man lauten Lärm im Burghofe, starke Bewegung in der Burg selbst, und Anselmus stürzte herein mit dem Rufe: „Der Herr Domprobst ist gekommen!" —

Agnes sprang auf. Ihr ganzes Wesen war in einer fieberhaften Erregung. Sie fühlte mehr, als sie es sich klar bewußt war, daß einer der entscheidendsten Momente ihres jungen Lebens nahe, und dies Gefühl machte sie unfähig, irgend einen Entschluß zu fassen, ja, es verwirrte ihren Sinn für den Augenblick so, daß sie nicht einmal dem Oheim entgegen ging.

Jetzt vernahm man schwere Tritte, welche sich dem Gemache näherten.

Ulrich winkte Agnes, ihm entgegen zu eilen. Sie wankte rathlos der Thüre zu, die sich eben öffnete — und herein trat Herr Kuno und hinter ihm Scharfenstein und Rüdiger. Die Nähe des Geliebten gab Agnes ihre Fassung wieder. Sie neigte das Haupt gegen den geistlichen Oheim, der wie zum Segen seine Hand darauf legte und mit den Worten grüßte: „Gelobt sei Jesus Christus!" „In Ewigkeit!" flüsterte sie zum Gegengruße.

Jetzt erblickte der Domprobst das Jammerbild seines Bruders, das ihm beide Hände entgegen reckte, sie aber schnell wieder sinken ließ. Er stand wie eingewurzelt. Ein geheimer Schauder überlief ihn, und die Hinfälligkeit des Menschen, das Schwankende alles Irdischen, trat seiner erschütterten Seele näher als jemals. Er

faltete seine Hände und sagte, im Innersten ergriffen: „Mein Bruder, müssen wir uns denn so wiedersehen?"

Der Kranke lächelte ihm wie ein Seliger entgegen.

„Dank Dir, daß Du kommst, um meine letzten Augenblicke zu erheitern. Sei meines Kindes Schutz und Schirm. — Gib mir, mein Bruder, die heiligen Sakramente, meine Stunde naht."

Schnell eilte der Pater Anselmus hinweg, um das Nöthige zu bereiten.

Die heiligen Handlungen wurden von dem Domprobst mit tiefer Rührung vollzogen.

Als sie vorüber waren, verlangte der Kranke nach seiner Agnes. „Ich gehe zu Deiner Mutter," sagte er, „Gott wird Dich schirmen."

„Bruder," sprach er dann mit erhobener Stimme, „ich lege das Glück meines Kindes in Deine Hand. Sei ihr Vater; aber — thue ihr keinen Zw — —" das Wort erstarb auf der Lippe, und ein leises Zucken folgte. Er hatte geendet.

Mit einer Thräne im Auge wandte sich der Domprobst zu Agnes und sagte: „Er hat vollendet. Nun bin ich Dein Vater!"

Eine Secunde starrte sie ihn todtenbleich an. Sie begriff das Wort nicht recht. So nahe sie auch das Ende vermuthete, so unerwartet traf sie es jetzt, einem Donnerschlag ähnlich. Sie sank ohnmächtig in Rüdigers Arme, der weinend hinter ihr stand.

Der Domprobst winkte, sie hinauszubringen und sie ihren Dienerinnen zu übergeben. Während dies geschah, trat er zu der Leiche des Bruders, drückte ihm die Augen zu und sprach: „Requiescat in pace!"

„Amen!" wiederholte Anselmus.

Es war Mitternacht. Und bald tönte das Glöcklein der Burgkapelle durch die Nacht, mit seinem hellen Schalle den Tod des Burgherrn verkündigend.

Anselmus ließ die Kerzen am Altare zünden und trat dann mit dem Domprobst in die Kapelle zur Abhaltung der Sterbegebete

und Seelenmesse. Alle Bewohner der Burg sammelten sich dort in dumpfer Stille, um andachtsvoll für die Seele dessen zu beten, der es im Leben mit ihnen Allen wohl gemeint hatte.

Nur Rüdiger war unbemerkt bei der Leiche des väterlichen Freundes geblieben, und sank betend am Bett auf seine Kniee.

Wild stürmte es draußen, und wild hatte es gestürmt in der Seele des jungen Mannes. Nur der Moment, den jetzt seine Seele feierte, konnte dem tief erregten Gefühle gebieten, daß es sich legte.

Ihn hatte der Verstorbene gen Mainz gesandt, um den Bruder zu holen, auf dessen Seele er noch Manches binden wollte, woran ihn leider der schneller eintretende Augenblick des Todes gehemmt.

Rüdiger war in der Nacht vorher gen Mainz geritten. Der Morgen tagte eben, als er Mainz erreichte. Im Hause des Probsts aber war noch Todesstille; denn ein fröhliches Gelage war ihr Grund, das den Abend vorher diese Räume mit bacchantischer Lust erfüllt hatte. Nach vielem Klopfen und Poltern öffnete endlich murrend der Thürwächter und ließ den Ritter und den Knappen ein. Die Rosse waren mit Schaum bedeckt. Für sie mußte zuerst gesorgt werden. Rüdiger trat in eine weite Halle ein, wo Humpen und Becher nebst Würfeln ankündigten, daß nicht bloß die Herrschaft, sondern auch ihre Diener des Gelages tolle Lust getheilt. Ermüdet von dem Ritt und durchschauert von der Kühle des Morgens, schlug Rüdiger seinen weiten Reitermantel um sich, ließ sich in einen Lehnstuhl nieder, der, obwohl das Polster fehlte, dennoch dem jungen Manne zur Ruhestätte diente. Er sank in tiefen Schlaf, dem auch die später entstehende Bewegung in dem großen Gebäude kein Erwachen brachte. Erst als die Strahlen der Sonne sein Antlitz trafen, erwachte er, rieb sich die Augen und gewahrte Scharfenstein, der mit einem Angesicht, auf dem Haß und Neid sich spiegelte, vor ihm stand und zu überlegen schien, welche Rolle er gegen den Feind zu spielen habe. Die durchschwärmte

Nacht hatte vollends alle jugendliche Frische von seinen Wangen getilgt, so daß dies Antlitz fast schrecklich anzusehen war.

„Guten Morgen!“ rief Scharfenstein dem Erwachenden zu. „Ich kann mich kaum vor Verwunderung fassen, Dich hier zu sehen und zugleich Dich so ruhig schlafend zu finden!“

„Warum sollte ich nicht?“ fragte nicht absonderlich freundlich dem Verachtenden gegenüber der Ritter entgegen. „Seit acht Tagen ist kein Schlaf in mein Auge gekommen, und letzte Nacht ritt ich von Falkenstein hierher. Mit gutem Gewissen schläft sich's ohnehin überall süß.“

Scharfenstein überhörte gern die letzte Bemerkung und sagte bloß verwundert: „Von Falkenstein? Ich glaubte Dich in den Forsten des Soon unter dem heimathlichen Dache der Burg Deiner Väter.“

„Meine Heimath ist Falkenstein,“ sprach stolz Rüdiger. „Dort bin ich Ganerbe.“

Scharfenstein achtete dieses Wortes nicht. „Was bringt Dich aber hierher? und zu dieser ungewöhnlichen Zeit?“ — fragte er leicht weiter.

„Meine Botschaft lautet an den Herrn Domprobst“ — sagte kurz der Ritter. „Ist er zu sprechen?“

„Da mußt Du seinen Leibdiener fragen,“ bemerkte schnippisch der Junker, „und noch einige Stunden Dich in Geduld fassen.“ Er fiel jedoch schnell wieder in den frivolen Ton und sagte: „Die liegen gerne weich, zumal wenn sie, wie gestern, schwer auf das Pfühl sanken.“

Diener kamen jetzt und brachten dem Ritter das Warmbier zum Frühstück. Er reichte es Scharfenstein zuerst. Ein stechender Blick desselben sagte dem Ritter, daß er die Mahnung an Eltville verstehe. Feig jedoch wie das böse Gewissen, suchte er die Empfindung seines Innern zu bemänteln und trank ihm den schäumenden Silberbecher zu. Nun ließ sich's der Ermüdete wacker schmecken und stand dann neugestärkt aus seinem Lehnstuhl auf, um seinen Anzug, der durch den Nachtritt gelitten hatte, in eine bessere Ver-

fassung zu bringen. In gleichgiltigen Gesprächen floß eine Stunde hin. Da erst gelang es dem Sendboten zu dem Domprobst geführt zu werden.

Als Rüdiger in das Gemach trat, war es noch leer. Er hatte Zeit, seine Blicke über den glänzenden Reichthum des Geräthes hingleiten zu lassen. Reiches, mitunter vergoldetes Schnitzwerk zeigte sich überall. Schwere Gardinen von blauem Damaste dienten dazu, die Fenster, die überall von den kostbarsten Glasmalereien bedeckt waren, ganz zu verhängen und das blendende Farbenlicht zu beschatten, was in das Gemach fiel, wenn die Sonne darauf ihre Strahlen brennen ließ. Gepolsterte Armstühle, von ähnlichem Damaste bekleidet, liefen an der Wand hin, an welcher, der Thüre gegenüber, ein wundersam Bild im schweren Goldrahmen hing. Es stellte den Augenblick der Kreuzigung Christi vor, wo der Herr sich zu dem Schächer wendet und sagt: „Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein!" Der Blick des Ritters ruhte noch in tiefer Andacht auf dem schönen Bild, als eine Nebenthür aufging, und in stolzer Haltung, mürrischen Blickes, der Domprobst eintrat. Rüdiger beugte sich tief vor dem Würdenträger der Kirche.

Nach einem flüchtigen Kopfnicken fragte dieser: „Was wollt Ihr von mir?"

„Ich," sprach stolz der Ritter, den die Anrede und ihr Ton verletzte, „ich will nichts von Euch, Hochwürdiger Herr, aber ich komme im Namen und Auftrag Eures Herrn Bruders. Er liegt auf den Tod darnieder und seine Tage sind gezählt."

„Das sind auch die unseren," entgegnete der Domprobst.

„Wahr," gegenredete der Junker; „allein menschlichem Dafürhalten nach ist noch ein Unterschied. Euer Herr Bruder liegt an der Brustwassersucht unheilbar darnieder, und ist so matt, daß sein Ende sehr nahe ist. Er sendet mich, Euch zu bitten, zu ihm zu eilen, weil er noch einmal sich der brüderlichen Versöhnung freuen möchte."

„Ich habe ihm vergeben, was er an mir gesündigt," war des Probsts Antwort.

„Pater Anselmus hat mich gelehrt, der Herr sage: „Siebzigmal siebenmal sollst du vergeben!" sagte Rüdiger. „Es ist die Bitte eines Sterbenden, laßt ihn nicht ohne Trost hinüber gehen. Beichten möchte er Euch — und das Vaterherz möchte wohl manchen Wunsch sagen, den er Euch auf das Herz binden möchte."

Ueber des Domprobsts Antlitz fuhr ein Blitz des Unwillens, als der Ritter so furchtlos vor ihm stand und ihm die ernste Lehre gab. Der Nachdruck des Wortes traf ihn dennoch. Und was er zuletzt gesagt, war wichtiger als Alles. Dennoch schwieg der Domprobst einige Augenblicke.

„Mein Auge," nahm Rüdiger indessen schnell das Wort wieder, „ruht auf dem schönen Bilde, das dort hängt. Der Herr gibt auch hier Frieden einer scheidenden Seele, und das war die eines Menschen, der selber sagte, er verdiene den Tod. Und dort ruft ein leiblicher Bruder Euch, der Ihr Christi Nachfolger seid. Lasset das Flehen des sterbenden Bruders nicht unerhört."

„Ihr seid sehr erfahren in der heiligen Geschichte," bemerkte spottend der Domprobst, und ein markirter Zug von bitterem Hohne spielte um seinen Mund.

„Ich danke das meinem Lehrer Anselmus," war Rüdigers bescheidene Entgegnung.

„Dem habt Ihr überhaupt viel zu danken!" sprach der Domprobst lächelnd mit gleichem Ausdrucke zu Rüdiger. — „Doch — lasset Eure Rosse satteln. Ich werde kommen."

„Wann gedenkt Ihr abzureiten, Hochwürdiger Herr?" fragte Rüdiger.

„Vor spätem Nachmittage nicht," sagte der Domprobst herrisch.

„Gut," versetzte Rüdiger. „Mein Roß ist sehr müde. Es mag ruhen, und Ihr erlaubt, daß ich Euch begleite."

Der Domprobst winkte und Rüdiger ging.

Als Rüdiger zur Thüre heraus trat, stand Scharfenstein vor

ihm, der gelauscht. Eine Gluthröthe der Scham bedeckte sein Gesicht, weil ihn Rüdiger also gefunden.

Dieser sah ihn verachtend an. „Horchen? Pfui über die Schande!“ rief er laut genug, daß es der Domprobst hatte hören können.

„Willst Du mir auch eine Strafpredigt halten, wie dem?“ fragte gezwungen lachend der Ritter und deutete auf die Thüre.

„Sie wäre fruchtlos!“ sprach Rüdiger, und schritt stolz an ihm vorüber, gab seinem Knappen die nöthigen Befehle und verließ das Haus, um eine Herberge zu suchen.

Erst am hohen Mittage kehrte er zurück. Der Domprobst nahm ihn freundlicher auf, als er es selbst erwartet hatte. War es das Gefühl des Unrechts, das er gegen ihn begangen, oder die Achtung, welche das freimüthige, edle, trotzig-kräftige Wesen des Ritters ihm abgenöthigt, oder die Klugheit des Alles schlau berechnenden Mannes — kurz, das Wesen des Domprobsts schien umgewandelt. Freundlich war er und blieb er auf der Reise, die durch das Unwetter zu den unerfreulichsten gehörte, die man machen kann. Im Gefolge des Domprobsts war Scharfenstein und zehn reisige Männer. Während des Rittes, der mehrmals durch längere Rast mußte unterbrochen werden, weil Sturm und Gewitter zu arg hausten, hielt sich Rüdiger stets weit von der Person des Domprobsts entfernt, so daß er nur wenige Worte mit ihm wechselte bis zur Ankunft in Falkenstein, mit Scharfenstein aber kein einziges. — Die Erfahrung, welche er in Mainz gemacht, zeigte ihm zur Genüge, wie es um seine Hoffnungen stand. Daß Scharfenstein den Domprobst begleitete, war ihm Beweis genug, daß der Vormund die Absicht noch nicht fahren lasse, Agnes diesem zu vermählen. Und das Wort, was aus dem Munde des Sterbenden ein schweres Gewicht in die Waagschale gelegt hätte — das war ja verhallt im Tod, ehe es das Ohr dessen erreicht, dem es galt. All' der Sturm in der Brust war still geworden, als der Tod das Auge des Mannes schloß, der ihm Vater gewesen war im edelsten Sinne

des inhaltschweren Wortes. An seinem Bett kniete er jetzt allein und seine Seele ergoß sich in heiße Gebete für dessen Seelenruhe, und alles Andere schwand.

Da fühlte plötzlich Rüdiger eine zarte, lebenswarme Hand die seine berühren. Er fuhr empor — und neben ihm kniete eben Agnes nieder. Ihre Hände falteten sich in einander, und Beide beteten und die Thränen perlten nieder auf den harten Estrich des Gemaches.

„Schlaf wohl, du theurer Vater!" sprach dann Agnes. „O Rüdiger, er ist hinübergegangen zum Frieden; aber sein Segen blieb Dir und mir. Jetzt, wo heilige Wahrheit durch kein Gefühl gehemmt ist, höre von mir, daß er unsere Liebe gesegnet hat — und hier vor Gott, hier an seinem Sterbebett, verlobe ich mich Dir, Dir zu ewigem Bunde, den keine Macht der Erde trennen soll!" — Sie legte ihre Hand in die seinige und reichte ihm die frische Lippe zum Brautkusse dar. Dann sagte sie, und heiliger Ernst lag in ihren Zügen: „Du hast es gehört, Du verklärter Vater, und Dein Geist hat uns gesegnet!"

Sie sank nun an des Verlobten treue Brust und flüsterte: „Es sei unser heiliges Geheimniß!"

So unbemerkt auch Beide zu sein glaubten, so waren sie es doch nicht. Scharfenstein sah in der Kapelle weder Rüdigern noch Agnes; seiner Seele ahnte es, daß sie sich suchen könnten. Und er schlich herauf und sah ihre stille, vom Schmerze geheiligte Umarmung, und hatte genug gesehen, um die Hölle in der Brust mit hinweg zu nehmen.

5.

Der Tag des Begräbnisses des Ritters war vorüber mit seinem Gepränge, seinen Ceremonien und seinem Schmerze. Der Domprobst ordnete die Urkunden und Lehensbriefe des Ritters und sein Verhältniß zu den Ganerben, besonders zu Philipp von Falken-

stein=Münzenberg, dem Bruder, welcher der Familie schon lange den Rücken gekehrt. Alle Lehen des Reiches, und diese waren die wichtigsten, sowie alle, welche der Kurfürst von Mainz zu ertheilen hatte, waren in Frauenlehen oder Kunkellehen verwandelt. Agnes war eine reiche Erbin. Alle, welche Afterlehen trugen, wurden vorgefordert, daß Agnes solche bestätige oder anders das Verhältniß ordne nach Willkür. Da trat auch Rüdiger in den Saal, wo die Verhandlung vor sich ging.

Als Alles beendet war, fragte er den Domprobst, wie es um seine Afterlehen stehe. Der Zeitpunkt sei da, hierüber zu sprechen.

„Ich weiß von keinem Afterlehen, sowie ich erstaunt war, Euch unter den Ganerben zu sehen," sagte ruhig der Vormund Agnesens. „Habt Ihr Lehenbriefe, besitzt Ihr Urkunden, so habt die Gefälligkeit, mir ihren Inhalt kund zu thun."

„Die Urkunden schrieb Pater Anselmus. Laßt ihn reden, und so Ihr sie selber lesen wollt, ersucht Fräulein Agnes, das Schränklein zu öffnen, so zu Häupten des Bettes ihres Vaters in die hintere Wand eingemauert ist. Dort legte sie Herr Ulrich nieder und sagte: Hier sind sie gut verwahrt."

Anselmus kam. Er bejahte die Frage, daß er die Urkunden gefertigt und der Kaiser sie habe bestätigen sollen. Ob dies geschehen sei, wisse er jedoch nicht, sowie er nicht wisse, wo sie seien.

Man holte den Schlüssel des Schränkleins und untersuchte seinen Inhalt. Mehrere wichtige Papiere fanden sich, auch die Urkunde der Schenkung des Zehnten von Mammolshain an den Altar der Kirche von Weiskirchen, aber keine Spur von Urkunden in Bezug auf Rüdiger von Wiltberg war zu entdecken.

Rüdiger stand stolz dem Domprobste gegenüber und sah ihn mit lächelndem, aber durchbohrendem Blick an, den dieser kaum zu ertragen vermochte.

„Es ist seltsam," sprach er, „daß noch vor vier Tagen der Verstorbene von diesen Urkunden mit mir sprach, sie mir geben

wollte, ich jedoch ihn bat, sie zu bewahren, und er sie in jenes Schränklein vor meinen Augen legte. Wie es möglich, sie bei seinem Leben zu entwenden, weiß ich nicht; und doch muß es geschehen sein; denn seit seinem Tode trug Fräulein Agnes den Schlüssel an ihrem Gürtel. Ich werde nicht reicher, Herr Domprobst, als ich war, und jene Güter hätten mich nur vor Noth geschützt, mir ein Obdach gegeben, was ich nun nicht habe. Bekümmert Euch darüber nicht. Was die Art und Weise der Entwendung betrifft, so wollen wir das dem überlassen, der in's Verborgene schaut und jeden Frevler trifft. Es ist ein Unglück, daß Herr Günther von Schwarzburg nicht mehr lebt. Ich könnte dann wenigstens den Beweis führen, daß sie da waren. Wollt indeß Euer Mündel, das Fräulein, darüber fragen, sie wird es ebenso bestätigen können."

„Mag sein," versetzte der Domprobst, der mit seiner Verlegenheit rang. „Sie fehlen, und so ist's, als seien sie nicht da gewesen. Ueberdies," hob er an, „muß ich mit Euch eine ernste Sache besprechen. Ihr fühlt wohl, daß Ihr nicht wohl länger hier werdet weilen können. Mein Bruder von Münzenberg müßte Euch denn bei sich behalten wollen."

„Ich diene nicht," fiel ihm Rüdiger in die Rede, „wo es Wegelagern gilt."

Der Domprobst wurde roth bis zur Stirne. Die Wahrheit war jedoch zu schneidend und entschieden — und er schwieg.

„Denn" fuhr der Domprobst fort, „es will die Sitte nicht wohl es gestatten, daß Ihr bei der Jungfrau weilet. Habt Ihr noch Forderungen?"

„Keine, die sich auf Geldeswerth anschlagen ließen, und andere mache ich keine geltend, weil sie bei Euch, Herr Domprobst, keine Anerkennung finden dürften. Nur Eine gilt mir als Preis meines Lebens — die Hand Agnesens von Falkenstein. Sie ist meine Verlobte."

Der Domprobst sprang wie ein Rasender von seinem Sitz auf.

„Seid Ihr vom Verstande!“ rief er. „Sie, die ihr Vater meinem Mündel Scharfenstein verlobte, auch Eure Verlobte?“ —

„Sie ist es vor Gott und mit dem Segen ihres Vaters.“

„Ihr lügt das!“ schrie der Probst.

Rüdigers Hand fuhr unwillkürlich nach dem Schwerte. „Herr,“ rief er mit edlem Unwillen, „wagt es nicht, das noch einmal zu sagen. Es hat nie ein Mensch mich einer Lüge beschuldigt. Ihr dürft es nicht, und ich dulde es nicht, und wäret Ihr Papst oder Kaiser!“

„Ruchloser!“ schrie jetzt im wildesten Zorne Kuno, „verlaß die Burg auf der Stelle!“

Rüdiger lächelte. „Ruchlos nenne ich Fälschung und Diebstahl, Herr Domprobst. Davon ist mein Gewissen frei. — Ueberdies seid ihr nicht Herr hier, sondern das Burgfräulein, die freie Erbin Eures Bruders; Ihr seid nur Ganerbe hier, und nichts weiter.“

Kuno war in seinem Zorne rasend. Er würde den Ritter zermalmt haben in seiner überlegenen Kraft, hätte nicht Rüdiger sein gutes Schwert an seiner Seite getragen.

Agnes Eintritt veränderte die Scene gänzlich. Der Domprobst sammelte sich und bezwang den Zorn so gut es nur immer ging.

Mit edler Fassung sprach sie sich aus über die schändlich entwendeten Urkunden, und ließ selbst einen leisen Verdacht einfließen, daß Einer seines Gefolges der Dieb sein müsse, womit sie auf Scharfenstein zielte. — „Es thut Noth, Herr Ohm,“ sprach sie endlich, „daß ich Euch über ein Verhältniß aufkläre, welches dies unerklärliche Ereigniß völlig seiner Folgen beraubt. Rüdiger ist mein Verlobter. Der Segen meines sterbenden Vaters hat uns vereint. Ich bin freie Erbin meines Vaters und mein Wille ist frei.“ Sie sprach diese Worte feierlich und würdig.

Der Domprobst änderte mehrmals die Farbe. Es kostete ihm sichtlich unsägliche Mühe, eine ruhige, würdevolle Haltung zu

erringen, wie sie nöthig war, um alle die Waffen zu besiegen, die gegen ihn und die Lieblingsideen seiner Seele gerichtet waren.

„Du irrst, meine Tochter," hob er endlich an, „wenn Du glaubst, Dein Wort genüge hier. Der Rausch einer jugendlichen Leidenschaft ist trügerisch. Du hast keinen Beweis für Deine Aussage. Zudem bist Du nicht freie Herrin Deines Willens. Ich bin an Vaters Stelle Dein Vormund. Ich löse, kraft meines Amtes, das Wort, das Wiltberg, der Dich bethört, Dir entlockt. Ich muß es lösen; denn Du bist Scharfenstein verlobt von Deinem Vater, der nie zweizüngig zu reden pflegte. Zuletzt endlich steht es Dir nicht zu, den edeln Namen, dem Du entsprossen bist, zu entweihen, indem Du einem Junker aus dem niedern Adel des Hunsrücks Deine Hand bietest. Wiltberg ist Dir nicht ebenbürtig. Bedenke das und nöthige mich nicht, daß ich die Gewalt ausübe, welche mir, als Deinem vom sterbenden Vater verordneten Vormunde, zusteht."

„Umsonst sind Eure Reden, Herr Ohm," versetzte mit wunderbarer Seelenruhe das Mädchen. „Einem Verworfenen, der seinen Kaiser morden half, einem Menschen, der mit Schmach und Schande sich bedeckt, einer Schlange, die Ihr im eigenen Busen genährt und so lange pflegt, bis ihr giftiger Stachel auch Euch trifft — nimmer würde ich mich ihm vermählt haben, und hätte ich den Giftkelch leeren müssen, den er dem Kaiser mischen half. Das wußte mein Vater, und darum würde er nie es zugegeben haben. Hätte nicht der Tod ihn zu frühe weggenommen," setzte sie hinzu, und ihre Thränen rannen stromweise — „er würde Euch das gesagt haben, was Anselmus oft gehört."

Der Pater, der in einer Fensterblende zitternd stand, trat hervor und versicherte, er habe das nie gehört.

Agnes thränenfeuchtes Auge ruhte fest auf ihm, als er die Lüge keck aussprach. Sie sah gen Himmel und faltete ihre weißen Hände vor der wogenden Brust. „Gott," sagte sie, „wo ist dann nun noch Treue und Wahrheit?!"

„Ihr habt wacker gearbeitet, Wiltberg, das hör' ich wohl,"

wandte sich der Domprobst an diesen. „Schmach aber Euch, der Ihr ein Mädchenherz berückt, und Lüge auf Lüge, Verläumbung auf Verläumbung häuftet, um Euer ehrgeizig Ziel zu erreichen. Erbschleicher zuerst, dann —"

„Haltet ein," schrie Wiltberg und sprang vor, „oder ich stehe nicht dafür, daß ich Euch zum Schweigen bringe für ewig!"

„Ha, Bube!" brüllte der Domprobst und stürzte nach der Thüre. Sein Ruf brachte Scharfenstein und seine Reisigen herzu.

Als er sich umkehrte, hatte Rüdiger das Schwert gezogen. Agnes eilte in seine Arme. „Hier vor Allen," rief sie, „sei es bekannt, daß ich vor Gott die Deine bin und nie eines Anderen Weib werde!"

„Faßt ihn!" schrie der Domprobst, und wollte selbst auf ihn eindringen; aber Agnes trat ihm entgegen mit den Worten: „Ueber meine Leiche müßte Euer Weg führen!"

Ruhig stand Rüdiger. „Hört an, Ihr Domprobst von Mainz, was ich Euch zu sagen habe!" rief er jetzt aus! „Betrogen um ein ehrlich Gut, um meiner los zu werden, seh' ich wohl, ich bin der Zankapfel. Nicht will ich Euren Namen verunehren, nicht mich eindrängen in Eure Familie. Ich gebe Dir, theure Agnes, Dein Wort zurück. Ich scheide. Erntet den Lohn, den Ihr verdient!"

Agnes war ohnmächtig niedergesunken. Er kniete zu ihr und drückte den Scheidekuß auf ihre weiße Stirne. Dann schritt er stolz wie ein König durch die scheu zurückweichenden Reisigen. Den Domprobst würdigte er keines Blickes, so wenig als Scharfenstein, der in peinlicher Stimmung dastand. Bald hörte man den Hufschlag seines Rosses.

Der Domprobst rieb sich düster die Stirne und herrschte dem Ritter Scharfenstein zu: „Geh' nach Mainz, loser Bube, hier ist Deine Rolle ausgespielt!"

Bleich wie der Tod wankte Scharfenstein hinweg. Kuno folgte ihm auf dem Fuße, während die Dienerinnen Agnes hinwegtrugen. In seinem Innern gährte ein Vulkan. Die Auftritte hatten ihm die Augen geöffnet. Er sah, was er an seinem verzogenen Mündel

hatte. Auf ihn warf sich die Centnerlast seines bodenlosen Grimmes. Er trat zu ihm in sein Gemach.

„Bube!“ donnerte er ihn an, „Schlange, die ich in eigenem Busen genährt, für den ich mein Herzblut geopfert — Deine Schandthaten brandmarken Dich. Aus Agnes Mund hörte ich die Greuel wieder, deren Dich die Welt beschuldigt. Kaisermörder, Giftmischer, das nannte sie Dich, und — leider — muß ich glauben, daß sie Wahrheit gesagt. Ihr Gatte solltest Du werden — aber lieber will sie den Giftbecher leeren, den Du dem Kaiser mischen ließest, als die Deine werden. Verworfener, ist das der Dank für meine Liebe? — Ich kenne das Heer Deiner Laster; ich habe sie gedeckt, wo ich konnte. Die Zeit ist um. Der Schleier falle. Fahr' hin, ehrloser Bube, ich habe keinen Theil mehr an Dir!“

Scharfenstein stand wie vernichtet; aber nicht das tiefe Gefühl der Reue war es, was jetzt in seinem Innern lebendig war; „Rache, Rache!“ rief es in ihm. „Rache an Allen, zuerst an dem, der Dich heranzog, um Dich zu zertreten!“ Wie ein Blitz zuckte es über sein früh zum Ausdrucke des Greisenalters herangereiftes Antlitz. „Teufel,“ schrie er, „der Du mich zermalmst! Stirb!“ — Ein Dolch blitzte in seiner Hand und fuhr mit Blitzesschnelle gegen die Brust des Pflegevaters. Aber Kuno war zu gewandt in jeglicher Kampfesübung, um sich dem Stoße preiszugeben. Er sprang zeitig genug auf die Seite, und seine Faust fiel mit solcher Riesenkraft auf das entblößte Haupt des Entarteten, daß er mit entsetzlicher Wucht zur Erde stürzte. Der Dolch fuhr aus seiner Hand, die Klinge sprang und verletzte so heftig sein rechtes Auge, daß es alsbald ausfloß. — Des Domprobsts Fuß trat dem Hingestürzten auf den Rücken. Umsonst schrie er, vom fürchterlichsten Schmerz in seinem Auge gefoltert; umsonst wandte er sich wie eine Schlange. Der Fuß des riesig starken Mannes hielt ihn am Boden gefesselt.

Das Geschrei rief die Reisigen und Knappen herzu, die voll Entsetzen zurückwichen.

„Holt Stricke!“ donnerte der Domprobst. Sie zauderten. —

Aber als zum zweiten Male der Ruf erschallte und der Feuerblick dieses Auges ihn begleitete, da eilten sie hinweg und waren bald mit Stricken zur Hand.

Er fesselte selbst den Wüthenden. Zwar regte sich noch einmal die alte Liebe, als er in die leere Höhle des blutenden Auges blickte — aber er gedachte des Dolchstoßes und rief: „Der Herr hat Dich gezeichnet, Parricada!" und stieß den Gefesselten den Reisigen zu, mit dem Befehl, ihn in das tiefste Verließ zu werfen.

Er selbst aber schritt in sein Kloset, schloß die Thür ab und maß mit gewichtigen Schritten das Gemach.

„Wohl hast Du Recht, Wiltberg, ich fange an zu ernten wie ich gesäet!" sprach er zu sich selbst, und raufte wild das braune Lockenhaar, das seinen Kopf umwallte.

Indeß diese entsetzlichen Auftritte sich hier ereigneten, war Agnes trostlos erwacht. Als man ihr alles Vorgefallene erzählte, ordnete sie auf den anderen Morgen an, daß Alles bereit sei zum Ritte nach Frankfurt. In den Schoos der Familie, die sie so liebend aufgenommen, wollte sie flüchten aus diesen schrecklichen Wirren, um zu entgehen der Gewalt eines Vormundes, der sie doch nur elend machen wollte. Als sie aber am anderen Morgen den Oheim sah, wie er gebeugt, bleich und zerstört einherschritt, und er sie fragte, ob sie ihn auch verlassen wolle, da blieb sie und hörte die herzergreifenden Klagen über Scharfensteins schnöden Undank an, entschlossen zu warten, bis ihr Oheim Philipp in die Burg einziehen würde; obgleich sie sich nicht trösten durfte, in seiner Nähe ruhiger zu leben. Von dem Geliebten ihrer Seele jedoch hörte sie nichts mehr, und jede Spur von ihm schien getilgt.

So war denn allseitig tiefes Weh in die Burg eingezogen, die früher ein Wohnsitz stillen Glückes gewesen war. Es schien des Ritter Ulrichs Tod der Beginn einer Reihe schrecklicher Auftritte zu sein, die noch langhin in ihr oder von ihr aus walten sollten über Andere.

Der Domprobst fragte nicht nach dem Gefangenen. Seine

Liebe war erstorben gegen ihn, oder sie war zum wildesten Hasse geworden, der nur in einer Menschenbrust wohnen mochte.

Ein Knappe aus des Domprobsts Begleitung nur und er allein nahm Theil am Geschicke des Schändlichen. Er band ihm die Bäuschlein auf das Auge, das für immer verloren war, weil in ihm der Quell des Lichts erloschen war. Er gab ihm die Nahrung, die sein Leben erhielt; denn Niemand sorgte für ihn, weil Niemand sonst Neigung für ihn hegte. Dieser Knappe aber war von jeher der Vertraute seiner Händel gewesen, hatte oft mit ihm die Lust getheilt und war erfahren in allen den verschlungenen Wegen des Lasters, die der Junker zu gehen gewohnt war. Durch ihn vernahm er den bodenlosen Grimm des mißhandelten Pflegevaters, und die Gewißheit folgte für ihn, daß nun keine Hoffnung mehr auf Vergebung sei. Mit dem Knappen verabredete er nun die Flucht, da er befürchtete, der Domprobst überliefere ihn dem Gericht in Mainz. Sie gelang. Und als die Kunde davon zu des Domprobsts Ohren kam, sagte er freier aufathmend: „Gottlob, daß ich des Schwersten überhoben bin!“ —

Als Rüdiger aus der Burg Falkenstein stürmte, in der er so viel Schmerzliches in den letzten Tagen erlebt und doch seine ganze Welt zurückließ, da war es ihm, als könne er nun nicht mehr leben. So lange sein edles Roß es ausdauern konnte, trieb er es im wildesten Galopp an; nicht zurück sah er, auch nicht einmal, weil er sich das Herz nicht schwerer machen wollte, als es an und für sich schon war. Wie hatte das Burggesinde geweint, als er schied! Und nun lag die Welt vor ihm, und doch kein Plätzchen, wo ihm die Ruhe gegönnt gewesen wäre. Sollte er nach Wiltburg zu seiner Sippe? Dort herrschte tiefe Armuth, und er wußte im Voraus, daß er ein unwillkommener Gast sei. Da fiel ihm Lorch ein, wo sein Freund Saneck im stattlichen Burgbaue lebte. Dorthin richtete sich sein Weg. Mit schwerem Herzen ritt er durch den Rheingau. Schmerzliche Sehnsucht ergriff ihn manchmal, wenn er in die grünen klaren Wellen blickte, die sich rastlos dem fernen

Meere zuwälzten, die ein schnelles Enden alles Leides verhießen dem, der sich in ihren Schoos stürzte; aber das Edle und Gute in ihm ließ ihn nicht zur Verzweiflung kommen. Er blickte in innigem Glauben empor und trug mit männlichem Muthe das herbe Loos, das ihm so unerwartet gefallen war. Von allen Seiten erwog er das, was in Falkenstein geschehen war. Er fühlte, daß er so hätte handeln müssen, und wurde ruhiger. Lebte doch die Hoffnung in ihm, daß dennoch vielleicht ihm noch das Glück blühen könnte, mit Agnes vereint zu werden. Was aber aus seiner Zukunft werden sollte, das war ihm selbst ein Räthsel; denn seine Armuth drückte ihn schwer. Als er bei Rüdesheim in das wilde, schauerliche Rheinthal hineinritt, wurde es ihm recht schwer ums Herz; denn überall erblickte er die Burgen des Domprobsts, des Mannes, der sein Glück zertrümmert hatte. Hier Klopp bei Bingen, dort Ehrenfels und weiter unten Bautzberg, seinen Lieblingsaufenthalt. Freier aber wurde ihm die Brust, als er endlich um den letzten Bergvorsprung ritt und nun das alte, reiche, schöne Lorch vor ihm lag, und der große Thalkessel des Rheins in seiner Pracht. Er hielt das Roß an, sich zu laben an dem Anblicke, der ihm aus seiner Kindheit so theuer war; denn hier in Lorch hatte er ja seine ersten Jahre verlebt, bis ihn Herr Ulrich nach Falkenstein holte.

Noch war Alles wie damals. Dort unten lag das alte Bacharach im Kranze seiner Mauern und Thürme, beherrscht vom mächtigen Stahleck; dort drüben thronte Fürstenberg in seiner Pracht, und das Dörflein Diebach in seiner Armuth schmiegte sich schutzsuchend zu seinen Füßen. Wieder grünten die Berge und die Traube schwoll von süßer Fülle, und die Sonne lachte in das Thal so freundlich hinein, und ihre Strahlen hüpften auf des Stromes Wellen wie damals — aber — was lag Alles dazwischen?! — —

Er spornte das Roß, als wolle er diesen jüngeren Erinnerungen entfliehen — und erreichte Lorch. Herzlich nahm Saneck den Freund auf, und ebenso herzlich der alte Landmarschall des Rheingaues, der Vater seines Freundes. Voll inniger Theilnahme hörten

sie sein Geschick, und suchten ihn zu trösten, so gut sie's vermochten.

Als Rüdiger mit seinem Freunde Saneck auf der Burg Saneck saß, wohin Beide schon am Abend des Tages seiner Ankunft sich begeben hatten, da erschloß sich sein Herz in seiner ganzen Fülle, da theilte er dem Freunde das Erlebte mit. Saneck hörte mit Theilnahme seine Ergüsse an. „Rache dem Domprobst!" rief er aus, als Rüdiger geendet.

„Nein," sagte dieser; „das ist nicht, was ich wünsche. Wollte Gott, — ich könnte glühende Kohlen auf sein Haupt sammeln!"

„Das sind Grundsätze, die ihn nicht leiten, Freund. Wer wird Dir die Urkunden entwendet haben, als er?"

„Das kann ich kaum glauben," war Rüdigers Antwort; „vielmehr möchte ich Krazzen eher des Bubenstücks zeihen."

„Aber sind nicht die Urkunden bei Ulrichs Leben entwendet worden, vielleicht in seiner Krankheit? War nicht der Pater Anselmus vielleicht ein Werkzeug des Domprobsts, der durch Krazzen von Scharfenstein Haß gegen Dich trug?"

Rüdiger schwieg gesenkten Hauptes. Er sann. „Sollte es möglich sein!" rief er endlich aus und stellte das Ableugnen desselben, daß Ulrich die Verbindung zwischen Agnes und ihm gewünscht, in Verbindung mit Sanecks Vermuthung.

„Du bist verrathen!" rief Saneck aus. „Doch Freund, laß das Grübeln jetzt. Es kommt ja noch für Dich eine bessere Zeit. Wir wollen jagen im Walde droben auf der Höhe der Berge und von uns treiben die Grillen!"

Er bot Alles auf, den Freund zu zerstreuen, aber es gelang ihm nicht, und Rüdigers düsterer Sinn blieb sich gleich. Konnte er Agnes vergessen? An ihr hing seine Seele mit der Macht der ersten heiligen Liebe. Sie war seine Welt, sein Alles. Ohne sie hatte ja sein Leben alle Bedeutung und Zweck verloren. Wenn auch auf kurze Zeit er aufgeheitert wurde, so kehrte doch schnell der trübe Ernst zurück, der sich seines Wesens bemeisterte.

So kam denn endlich der Herbst mit seinen Freuden am Rheine. Die Jahreszeit war noch sommerlich milde, aber die Stimmung des Volkes war gedrückt auf der einen Seite, und wieder oft ausschweifend auf der anderen. Dies verursachte jene greuliche pestartige Krankheit, welche mit Riesenschritten durch Deutschland wanderte und namenloses Elend verbreitete, der schwarze Tod. Fürchterlich war der Schrecken vor dieser entsetzlichen Krankheit, die wie ein Würgengel durch Deutschland schritt, die Städte und das platte Land entvölkerte, daß Grauen und Entsetzen ihr vorherging, Grauen und Entsetzen ihr folgte. Es war gegen sie kein Schutz, kein Heilmittel. Viele versenkten sich in die strengsten Kasteiungen und Bußübungen, weil sie ihren Tod vor Augen sahen und sich aussöhnen wollten mit dem Himmel. Reiche Gaben flossen in die Säckel der Kirchen und Klöster. Andere dagegen stürzten sich in den wildesten Strom der Lust und wollten den Becher leeren bis zu den Hefen, ehe der furchtbare Feind nahe und ihnen denselben aus den Händen winde. In den meisten Orten, wo die Krankheit wüthete, kehrte sich der Haß des Volkes gegen die Juden, deren Reichthum Neid und Mißgunst längst geweckt. Von fanatischen Mönchen und Priestern geschürt, loderte ein furchtbarer Brand auf gegen das arme, heimathlose, verfolgte Volk. Sie sollten die Brunnen vergiftet und dadurch das Uebel hervorgerufen haben. Mord und Brand waren die Rachemittel gegen sie, und in das geplünderte Gut theilte sich schwelgend der Pöbel. Auch in Mainz hatte die Pest ihren Einzug gehalten und furchtbar ihre Verheerungen begonnen. Wer fliehen konnte, floh, und glaubte dem Tode zu entgehen. Regellos schaltete der Pöbel in der Stadt. Judenblut floß in Strömen, und im Brausen der Lust verflog die gewonnene Beute. Der Kurfürst war weggeflohen, ebenso der Dompropst und die Meisten der hohen Geistlichkeit.

An der Spitze des zerstörenden Pöbels stand ein greulicher Mensch. Einäugig war er und wild verzerrt sein Gesicht. Woher er gekommen, wußte man nicht. Manchem wollte er bekannt vor-

kommen; allein er leugnete keck, je Mainz gesehen zu haben, und war doch überall genau bekannt wie ein Einheimischer. Als er alle Greuel gegen die Juden erschöpft, schlug er in einem engeren Kreise den Genossen vor, sich des Domprobsts Kuno von Falkenstein zu bemächtigen und seine Schätze ihm abzupressen, um lustig bis zum Ende leben zu können.

Der Anschlag des Einäugigen fand Beifall. Man stürmte die Wohnung des Domprobsts, raubte sie aus, fand aber weder ihn noch die Schätze, deren Bewahrungsort der Einäugige genau kannte und angab. Im wüthenden Grimme wurde von ihm das Gebäude niedergebrannt. Wohin der Domprobst geflohen, war von einem seiner Diener bekannt worden, der, als er den Einäugigen erblickte, in den Ausruf ausbrechen wollte: Ei, Junker — aber ein schneller Dolchstoß, sicher geführt, schloß den Mund für immer, der Dinge enthüllen wollte, an deren Verborgenheit wohl dem Einäugigen unendlich viel mußte gelegen sein.

Der Domprobst war in Bingen auf dem Schlosse Klopp, und wie der ermordete Knecht ausgesagt, mit ihm sein Mündel — Agnes von Falkenstein, die sich entschlossen haben sollte, im Kloster Rupertsberg, das einst die heilige Hildegard gegründet, Profeß zu thun. Diese Kunde war genug für den Einäugigen, der sich unter dem Volke Heinz nannte. Er verschwand plötzlich aus Mainz, wie er dort, einem Irrwische gleich, aufgetaucht war.

Schon hatte die Weinlese in Bingens Bergen begonnen, da saß eines Abends in einer Kneipe unfern des Strandes ein Haufen Menschen beim Weinkruge, die zu den unruhigsten Köpfen gehörten, welche Bingen in jenen Tagen loser Zucht umschloß. Oben am Tische saß in unscheinbarer Tracht ein Mensch, dessen Wort und Erzählung die Gesellen schon lange gelauscht. Er wußte gar mancherlei Mähr aus dem Schweizerlande zu erzählen, wo er zu Hause zu sein vorgab. Es waren Geschichten, wie sie die Männer gerne hörten, die längst mit dem strengen Domprobst unzufrieden waren,

der während der Kurfehde eisernes Regiment geführt und die Binger an Zucht und Gehorsam streng gewöhnt hatte. Er berichtete nämlich, daß dort die einfachen Hirten die Zuchtruthe ihrer Dränger durch eigene Kraft und freien Muth gebrochen und Tells Pfeil den Landvogt Geßler getroffen auf den Tod. So sei des Landes Freiheit errungen worden.

Schlau und mit Gewandtheit hatte er diesen Geßler gemalt, daß jeder Binger in dem Bild alsbald den Domprobst Kuno wieder erkannte. Dabei blinzte er schalkisch mit dem einen Auge, das ihm zu Gebote stand, denn das andere fehlte gänzlich. Darauf erzählte er, wie das Volk in Mainz auch gegen Kuno gesinnt sei und seine Wohnung niedergebrannt habe.

„Alle Teufel!" schrie plötzlich einer dieser Männer, ein derber Schiffer, „was hindert uns, ebenso zu handeln? Haben doch heute seine Zehntleute mir abgezehntet, was ich mit saurer Mühe im Scharlachberge gewann! — Unser Schultheiß mitsammt den Schöffen sind feige Schafe, die sich fügen und uns das Fell abziehen lassen, wenn nur das ihrige ungeschoren bleibt!"

„Das heiße ich männlich gesprochen," sagte der Einäugige, der Niemand anders als der Mainzer Mordbrenner Heinz war. Die Anderen sahen ernst drein.

„Es ist wahr," bemerkte ein Zweiter, „er drängt und drückt uns hart; aber was wollen wir machen? Er sitzt droben auf dem festen Klopp und seine Reisigen halten scharf Wache."

„Er ist hier?" fragte der Heinz, und eine teuflische Lust lachte aus seinem Auge. „Da könntet Ihr ja herrlich den Vogel im Neste fangen und ihn zwingen, Euch alle Freiheiten urkundlich zu leisten."
„Ueberdies hat er alle Schätze mitgebracht," bemerkte ein Erzsäufer, der mit zur Gesellschaft gehörte. „Vielleicht holt uns doch der Teufel bald; da könnten wir noch eben erst recht des Lebens uns freuen. Ich habe die eisernen Truhen hinaufschaffen helfen und weiß, was das heißt."

„So dachten auch die braven Mainzer," bemerkte Heinz. „Als

sie aber sein Nest ausheben wollten, da war der Vogel weg mit sammt den goldnen Eiern. Ihr habet Beides nahe, was zaudert Ihr?"

„Ihr habt gut reden, Landsmann" sprach der Erste wieder. „Ihr kennt die Gelegenheit von Klopp nicht — und"

„Da irrt Ihr," fiel der Heinz ihm in's Wort. „Ich habe als Landsknecht dem Kurfürsten Heinrich gedient und war mehrmals hier. Aber ist denn offene Belagerung nöthig? Jetzt, wo Alles in lauter Herbstlust hier lebt und die Köpfe benebelt sind an jeglichem Abend, wär's ja doch ein Leichtes, die Veste zu überrumpeln. Habt Ihr denn gar keine Bekanntschaft unter den Reisigen?"

„Gewiß," rief Emmerich, der Saufaus, „mein Gevatter Helmrich von Rüdesheim ist auf der Burg, der Anton von Kempten und viele Andere, die auch just keine Freunde des Domprobsts sind."

Die Sache wurde jetzt alles Ernstes besprochen. Heinz verband die Anwesenden endlich zum Schweigen. Er sagte, daß er gerne mit seiner Kriegserfahrung ihnen zur Hand sein wolle. Nur möchten sie in der Stille werben und vorsichtig sein; er wolle sich hier im Hause verborgen halten, und erwarte sie Abends zum Rath und bald zu frischer That.

Das Fünklein war geworfen. Es nährte sich, griff um sich schnell und kräftig, denn das Zehnten war mit aller Strenge geübt worden und hatte die ohnehin unruhigen Gemüther heftig empört. Hierzu kam in diesen Tagen ein Anderes. Der Schultheiß starb, ein hochbetagter Greis. Altes Recht war es in der Stadt, daß die Bürgerschaft ihren Schultheiß selber wählen durfte. Bei der überall herrschenden wilden Sucht, sich aufzulehnen gegen Gesetz und Herrschaft, war es dem Domprobst wichtig, daß ein Schultheiß erwählt werde, der mit Kraft treue Anhänglichkeit an die Landesherrschaft in sich vereine. Die Wahl fiel anders aus und Kuno hatte den Aerger, einen jungen Brausekopf an der Spitze der städtischen Verwaltung zu sehen, von dem nichts Gutes zu erwarten stand.

Die Lombarden, welche einen reichen Handel in Bingen trieben

und aus besonderen Gründen, nämlich weil sie oft schon bedeutende Summen dem Kurfürsten dargeliehen, bevorzugt waren, sahen die Wahl ungern, und hätten es wohl lieber sehen mögen, daß der Ihren Einer Schultheiß würde. Ihre Vorstellungen, die so ganz mit den Ansichten Kuno's einstimmten, bewirkten es, daß er die Wahl umstieß und Anton Pomaria, den reichsten der lombardischen Handelsleute, dazu ernannte.

Dumpfe Gährung schlich wie ein Gespenst durch die Stadt und führte auch die besseren Bürger jener Rotte zu, die bereits Gedanken gehegt und Entschlüsse gefaßt hatte, die mit jener Gährung in Einklang waren. So bereitete sich im Stillen ein Unwetter vor, dessen Blitze auf das Haupt des Mannes gerichtet waren, der am wenigsten an etwas Aehnliches dachte, obgleich das Niederbrennen seiner Wohnung in Mainz ihm hätte die Augen öffnen können.

Persönliche Kraft und unerschütterlicher Muth gibt indeß eine Sicherheit, die nichts fürchtet und nichts ahnt. Einet sich damit die Macht des Herrschers, so ist es noch gewisser, daß die Seele in jene ahnungslose Sicherheit eingehüllt wird, die so oft dem Frevel und der Frechheit gewonnen Spiel gab.

Es war an einem der schönsten Herbstnachmittage, als ein Schiff im Hafen bereitet wurde zur Aufnahme des Domprobsts. Wohin die Fahrt ging, wußten die Schiffer nicht. Nicht ohne Herzklopfen hörte das Heinz, der sich noch immer in der Kneipe am Strande, dem gewöhnlichen Versammlungsorte der Schiffer, seit Kurzem aber auch der Rädelsführer des heranreifenden Anschlags auf die Person des Domprobsts, verborgen hielt. Er fürchtete mit Grund, daß ihm das Opfer seiner Rache entgehen könnte. An einem Fensterlein, das dicht von Rebenlaub umzogen war, stand er und starrte harrend hinaus, bis er käme. Hätte er Bogen und Pfeil zur Hand gehabt, das tödtende Geschoß hätte er mögen von hieraus auf das Haupt des Verhaßten senden; doch das gebrach, und nur zum ohnmächtigen Zuschauer war er jetzt noch verdammt. Seine Faust ballte sich krampfhaft bei dem Gedanken an die süße

Rache, die seiner harrte, die er so lang in der Brust ohne Befriedigung genährt.

Er mochte noch nicht lang an dem Fensterlein gestanden haben, da schritt der Domprobst unten vorüber und — sein Athem stockte, das Auge trat fast aus seiner Höhle — neben ihm eine zarte Frauengestalt, in schwarze Gewänder gehüllt, aber von dichtem Schleier jeglichem Blick neidisch entzogen. Zwei Dienerinnen folgten ihr und mehrere Ritter waren im Gefolge des Domprobsts. Sie schritten dem Ufer zu, traten in das Schiff, das bald das Segel blähte. Die Ruder schlugen in einförmigem Takt in die Wellen, und bald verschwand das Schiff hinter dem Mausthurme.

„Das war Agnes!" rief Heinz. „Oder es müßte auch der Teufel mein letztes Auge geholt haben; es müßte nie ihren schwebenden Gang, ihre stolze königliche Gestalt, ihre edle Haltung gesehen haben! Und die ließest du entschlüpfen, Heinz?" — Er fluchte furchtbar. — Doch bald besann er sich. „Weit kann sie nicht sein, sie wird ja wiederkehren! — Und dann!" Heinz lachte teuflisch und schlug ein Schnippchen in die Luft.

Und es war wirklich Niemand anders, als Agnes von Falkenstein.

Nach Ulrichs Tod kam Herr Philipp VI. von Falkenstein zurück auf die Burg, die je zu einem Drittheil ihm gehörte. Philipp war ein Ritter so recht nach dem Zuschnitte seiner Zeit. Ohne Fehde war ihm das Leben eine Last. Grimm trug er gegen die Städte im Herzen, die sich so mächtig erhoben und ein so mächtiges Gewicht dem rohen Treiben des Adels gegenüber geltend machten. Besonders war ihm Frankfurt durch besondere Verhältnisse ein Dorn im Auge und ein Gegenstand wilden Hasses.

Hierdurch veranlaßt, begann er ein rechtes Stegreiftreiben. Bis unter die Thore der Stadt hin ließ er verfolgen und verfolgte er selbst die Karawanen der Kaufleute, und raubte ihnen Habe und Gut, oder schleppte sie selbst, ein Lösegeld zu erpressen, auf die Burg. Diese wurde also der Schauplatz roher, oft schauderhafter Gewaltthat.

Empörend für ihr weibliches Zartgefühl war das Treiben des alten Ritters, und Agnes mußte nicht selten Zeuge von Scenen sein, die geeignet waren, ein männliches Herz zu empören. So wurde ihr Falkenstein verleidet und sie floh zu der Familie des Schultheißen von Holzhausen nach Frankfurt, dort eine Zufluchtstätte suchend. Als aber die Pest in Frankfurt ausbrach und mit ihr die entsetzlichsten Greuel roher Gesetzlosigkeit, da holte sie der Oheim und Vormund in seinen persönlichen Schutz, und sie begleitete ihn zu den Zerstreuungen des Herbstes an die gesegneten Ufer des Rheingaues. Jetzt geleitete er sie nach Vautzberg, dem herrlich gelegenen Schloß einer wildromantischen Thalschlucht, wo Kuno selbst so gerne weilte, seit sein Herz durch den treulosen Scharfenstein so schwer getroffen worden war.

Mächtig war der Eindruck, den das Rheinthal auf das Herz der Jungfrau machte. Vautzberg, auf seinem herrlichen Bergfelsen ruhend und stolz hinabschauend auf das wilde Brausen des Rheins — mußte ihr bei ihrer Seelenstimmung besonders zusagen. Der Burgmann des Domprobsts, ein alter biederer Ritter, der hier mit seiner Gattin hauste in kinderloser Ehe, gefiel ihr wohl, und als der Abend kam und ihr Zelter mit den Rossen des Domprobsts anlangte, um zurück nach Klopp zu reiten, da bat sie den Oheim, sie einige Zeit hier allein zu lassen, an einem Orte, wo sie so ganz ungestört sich ihren Gefühlen überlassen könne, an einem Orte, der ihr so ungemein zusage, so ganz zu ihrer Stimmung passe.

Nur ungern fügte sich der Oheim, der gerne die Jungfrau mit dem Leben aussöhnen mochte, in ihren Wunsch; allein er konnte den Bitten um so weniger etwas entgegen setzen, als in Klopp viel störender Tumult war, täglich der Adel des Rheingaues, die Grafen des Nahgaues sich einfanden und in frohen Gelagen bei dem reichen Würdenträger der Kirche sich's wohl sein ließen.

Bei solchen Veranlassungen zog sich Agnes ohnehin gerne zurück. Endlich machte sie den Grund geltend, auf Vautzberg genösse sie diejenige Seelenruhe, deren sie bedürfe, um sich vorzubereiten zum

Eintritt in das Kloster Rupertsberg, das jenseit Bingen, Klopp gegenüber, lag.

So blieb dann dem Domprobst nichts übrig, als allein mit seinen Begleitern den Rückweg nach Klopp anzutreten.

Als sie durch die Straßen der Stadt ritten, fiel dem Domprobst das außerordentlich rege Leben auf, welches sich überall bemerken ließ. Die Vorbereitung auf die morgende Lese gab jedoch völlig ausreichenden Grund ab, diese Erscheinung zu erklären, die jedoch aus einem ganz anderen Grunde hervorging.

Heinz hatte genaue Kundschaft eingezogen und vernommen, der Domprobst werde gewiß mit seiner Nichte am Abend von Bautzberg zurückkehren. So blieb ihm denn nichts zu wünschen übrig; so lag denn des heißesten Wunsches süße Erfüllung nahe vor ihm. Er war aus dem engen Verschluß, in dem er sich bis jetzt gehalten, keck herausgetreten, hatte mit den Führern der Bürgerschaft Zusammenkünfte gehalten, hatte ihnen die Gefahr der Entdeckung bei so vielen Mitwissenden einleuchtend gemacht, und sie dahin bestimmt, in der bevorstehenden Nacht den entworfenen Plan auszuführen, nämlich Klopp zu überfallen und sich der Person des Domprobsts zu bemächtigen und ihm neue Privilegien für die Stadt, besonders Erlassung des Zehntens, abzupressen. Sein Vorschlag fand willige Ohren. Schnell wurde die Sache von Hause zu Hause mitgetheilt. Man suchte Waffen hervor, alte, verrostete, wie man sie eben fand und hatte, und harrte dann des Zeichens, das Helmrich, ein Reisiger des Domprobsts, in der Art geben wollte, daß in einem der Stadt zugekehrten Erkerfensterlein drei Lichter neben einander stehen sollten. Gleich darauf würde er die Wache am äußeren Thore haben und sich des Schlüssels bemächtigen, der die anderen beiden Thore öffnete.

Uebrigens stand es Vielen nicht an, daß der Einäugige sich in ihre Sache mischte. Manchen schien es, als wolle er eine besondere Absicht erreichen; als leite ihn lediglich der Gedanke, zu stehlen oder an der Person des Domprobsts eine alte Rache zu kühlen. Man fürchtete mit Recht Arges von dem Menschen, dessen Wesen

auch nicht das mindeste Vertrauen einflöße. So kam es denn, daß mehrere Bürger es über sich nahmen, ein wachsam Auge auf ihn zu halten, da sie es nicht wagen durften, ihn auszuschließen, weil er leicht im Stande gewesen wäre, Alles zu verrathen.

Zitternd vor Ungeduld, standen Emmerich und Heinz an einer Lucke der Stadtmauer, die gegen Klopp sah, und richteten ihre Blicke auf die Gegend, wo das Erkerfensterlein war.

Die Nacht war stockfinster. Auch kein Sternlein sah mildleuchtend vom Himmel herab, vielmehr deckten ihn große Wolkenmassen. Gegen Mitternacht brach ein fürchterlich Wetter los. Der Sturm heulte, als wolle er die Berge zertrümmern. Der Rhein brauste fürchterlich und der Regen schoß von den Dächern in Strömen. Das war so recht das Wetter, wie es sich eignete zu einem Unternehmen solcher Art, das das Licht scheut und das scharfe Ohr des Menschen.

Endlich, als bereits Mitternacht da war, zeigten sich die drei Lichter am Fenster, die hell und lockend den Verschworenen entgegenstrahlten.

Nun war kein Säumen. Rasch flogen die beiden durch langes Warten ermüdeten Männer hinab in die Stadt, und langsam zog die Schaar den Berg hinan und so leise, daß nicht einmal in der Stadt selbst Jemand von denen es ahnte, die nicht um das Geheimniß wußten. Ebenso unbemerkt kamen sie an das Thor. Helmrich hatte Wort gehalten. Er öffnete leise. Sechzig Männer folgten ihm jetzt zum zweiten Thor. Auch dies wurde geöffnet. Das dritte, welches in den eigentlichen Burghof führte, war ein Fallthor, das in Friedenszeiten nie herabgelassen wurde. Sie kamen nun in die Burg.

Der Herbst ist die Jahreszeit, wo nicht nur am Rheine der neue Most gesammelt zu werden pflegt, sondern wo Jedermann darauf sinnt, durch Wegtrinken des älteren Weines dem jungen Raum zu machen. So war es früher, wie es heute ist.

In der Halle des Erdgeschosses saßen um langhinreichende

Tische etwa dreißig bis vierzig Reisige, die sich, da der Herr schlief, gütlich thaten am Scharlachberger. Es war ein lustiges Treiben, von dem man oben so wenig vernahm als ahnte.

Ohne Kampf, denn die Waffen fehlten, wurden alle gefangen genommen und einzelweise schnell in die Keller gebracht, was um so leichter war, als die Meisten bereits vom Weine so gänzlich des Gebrauches ihrer Glieder als ihrer Verstandeskräfte beraubt waren.

Heinz wollte schon hinausdringen, und forschte bei Helmrich wo des Domprobsts Kloset und das seiner Nichte sei; aber ein Binger Bürger faßte in bei der Schulter und fragte, ihn derb schüttelnd, ob er etwa auch um ein Quartier im Verließe verlegen sei? Er soll sich stille und bescheiden halten, sonst könnte ihm das heute noch werden, wenn nicht Schlimmeres gar.

Obgleich dies Wort eine höchst unangenehme Wirkung auf den Angeredeten hervorbrachte und schnurstracks mit seinen Plänen in Gegensatz treten mochte, fand der Feige denn doch für gut, vorsichtig zu sein, zumal er wohl sah, daß ihn Augen beobachteten, deren Begleiter derbe Fäuste waren.

Ruhig und friedlich schlummerte der Domprobst in seinem Kloset, dessen Thür er nicht einmal geschlossen hatte. Arge Träume quälten ihn. Er sah Verrath ihm nahen; doch dünkte es ihm, er sei in Mainz und er sähe Scharfenstein, wie er den Feuerbrand in seine Wohnung schleudere.

Da dünkte es ihm wieder, er sähe sein Gemach erleuchtet und hörte das Geräusch der Waffen. Er erwachte. Wirklich schien es, als sei der Traum Wahrheit; denn er sah eben Licht in das Vorzimmer bringen, und Waffengeräusch und verworrene Stimmen drangen in sein Ohr. Einen Moment noch lag er ruhig und halb im Zweifel, ob er wache oder träume, — dann sprang er auf und trat, obwohl im bloßen Hemd, in das Vorgemach: Wer malt sein Entsetzen? da steht vor ihm — Scharfenstein — mit höllischem Hohngelächter und zückt den Dolch nach seiner Brust.

Ein Sprung zurück rettet ihn vor dem Stoß — aber zugleich trifft ein Hieb mit dem Schwerte den Verruchten, daß er röchelnd niederstürzt.

„Was gibt das?“ schrie mit einer Donnerstimme der Domprobst, als er dies und die bewaffneten Bürger Bingens erkennt. „Binger, habt Ihr Eures Eides vergessen? Erhebt Ihr Panier gegen Euren Herrn?“

„Daß wir weder Mord, noch Brand, noch Raub suchen,“ sprach hierauf ein Bürger, „das zeigt der Mörder, der sich in unsere Reihe schlich, um alte Rache zu nehmen, der nun hier sein ruchloses Leben endet. Recht wollen wir, das Ihr uns weigert; Freiheiten, die Ihr uns nahmt. Ihr seid unser Gefangener, folgt uns!“

Der Domprobst sann einen Moment, überblickte die Macht, die gegen ihn stand — und als er schnell und richtig erwogen, daß hier Gewalt brauchen wollen, Wahnsinn sein würde, da sagte er ruhig:

„Ist das Bürgerpflicht? Ist das der Dank für die Güte, welche Ihr dem Krummstabe von Mainz danken solltet?“

„Schweigt, Herr Domprobst,“ herrschte ihm Emmerich mit lallender Zunge zu, „wir wollen keine Fastenpredigten von Euch, sondern Euch selbst, darum besinnt Euch nicht lange!“

„Ich muß der Gewalt weichen,“ sprach der Domprobst, „aber die Folgen über Eure Häupter!“

„Das sollen sie, das sollen sie!“ riefen lachend viele Stimmen jetzt aus. „Macht, daß Ihr uns gutwillig folget, sonst brauchen wir Gewalt!“

„Ich kann doch nicht nackt mit Euch gehen, Ihr Bürger. Bedenkt, daß ein Würdenträger der Kirche nicht Eurer Jugend zum Spotte werden darf!“

„Das ist wahr,“ sagte der Bürger, der auf Scharfenstein den Hieb geführt, und der noch das blutige Schwert in seiner Rechten

hielt, während in gräßlichen Zuckungen zu seinen Füßen unbeachtet der Verworfene seine schwarze Seele aushauchte.

Der Domprobst trat in das Kloset, dessen Thür er nur anlehnte, um sich anzukleiden. Mehrere wollten ihm folgen; aber der Bürger rief: „Beobachtet die Gesetze der Zucht und Wohlanständigkeit, Ihr Männer, und vergesset nicht, daß wir im zweiten Stockwerke der Burg sind!“

„Das Kloset hat keine geheime Thüre!“ rief Helmrich, „Ihr könnt ohne Sorge sein.“

„Wer hat den Meuchelmörder hier uns zugeführt?“ donnerte derselbe Bürger jetzt die Anderen an. „Schande für uns ist es, daß eine Dolchspitze auf unseres Gebieters Brust gekehrt wurde.“

Mehrere nannten diejenigen, welche zuerst Gemeinschaft mit ihm gemacht.

Diese wehrten den Vorwurf von sich ab. So entstand ein ziemlich heftiger Wortwechsel, der lange währte.

„Schafft den Leichnam des Schurken hinweg. Ein Strolch soll unsere That nicht verunreinigen,“ riefen Etliche. Andere dagegen wollten, man solle ihn liegen lassen, um eben damit anzukündigen, daß sie nichts mit ihm gemein gehabt.

Dieser Wortwechsel hatte ziemlich lange gewährt. Erst jetzt bemerkte Einer: „Der Domprobst habe sich denn doch in dieser Frist zehnmal auf's Kostbarste ankleiden können.“

Mehrere, welche der Thüre zunächst standen, stießen sie auf und — blieben wie erstarrt stehen. Das Gemach war leer — nur das Fenster stand auf, das nach dem Burggraben in schwindelnder Tiefe hinabging. Schrecken und Entsetzen ergriff Alle. Das Zimmer wurde genau untersucht. Es blieb kein Zweifel, daß er durch das Fenster entflohen, in den Burggraben hinabgesprungen war.

„Großer Gott!“ rief der Bürger mit dem Schwerte, „so hat dennoch sein Anschlag sein Leben gekostet, denn lebendig ist er nicht da hinabgekommen. Auf, laßt uns den Leichnam suchen!“

Als der Domprobst in das Gemach trat, maß er mit kundigem Blicke die Höhe, was ihm ein wenig Sternenlicht zuließ, als der heftige Sturm die Wolkenmassen von einer Stelle des Himmels weggetrieben hatte. In allen ritterlichen Uebungen erfahren, war der Domprobst ein kühner Springer. „Lieber todt und frei, als nur eine Minute länger in der Gewalt dieser treulosen Bürger zu sein!" sagte er zu sich selbst, und — flink wie ein Reh, trotz der Schwere seines Körpers, sprang er durch das Fenster hinab.

Obgleich es als ein Wunder mußte angesehen werden, daß ein Mensch ohne Hals und Beine zu brechen, von dieser Höhe herabgesprungen, so war es dennoch dem Domprobst gelungen. Nicht die leiseste Verletzung hatte er erlitten, obwohl die Schwere seines Körpers sehr beträchtlich war. Hatte sich der immer wilder brausende Sturm in den leichten Mantel, den er in aller Eile übergeworfen, gefangen, oder was war es, was ihn leicht zur Erde kommen ließ; kurz, außer einigen Dornritzen, welche er im Graben selbst empfing von rankenden Brombeeren, war ihm nichts. Mit einem sorgenvollen Blicke nach dem Fenster, der ihm jedoch die Beruhigung gab, daß die guten Bürger eben jetzt sich in breiten Wortwechsel ergingen, während sie ihren fetten Fang durchgehen ließen, kletterte er mit großer Anstrengung an der jenseitigen Felswand in die Höhe und athmete erst recht frei, als er sich nun außerhalb der Burg erblickte.

Ohne sich aufzuhalten, ohne das Schneiden der Steine in seine bloßen Füße zu achten, ohne die verletzenden Dornen zu fühlen, flog der Domprobst den Berg hinab und erreichte glücklich das Ufer des Rheins. Keine Seele ringsum! Alles Volk stand an den Orten, wo es die Burg im Auge hatte, mit angehaltenem Athem harrend auf das Gelingen des Planes. Zitternd zogen sich die, welche es mit dem Domprobst hielten, in ihre Wohnungen zurück, weil sie fürchten mochten, der Pöbel möge am Ende ihre Wohnungen plündern und ob ihrer Gesinnung Rache an ihnen nehmen.

So war dann Alles still und leer in dem Hafen der Stadt, wo nichts weiter als größere und kleinere Kähne vor Anker lagen. Mit Riesenkraft hob Kuno einen dicken Stein auf, weil der Kahn, dessen er sich bedienen wollte, mit einer Kette daran geschlossen war, legte ihn in den Kahn selbst, schob diesen in das vom heulenden Sturm empörte Element und sprang dann in den Kahn hinein, indem er das Ruder ergriff und in die undurchdringliche Dunkelheit kräftig hineinsteuerte — sein Auge stets auf das Lichtlein richtend, das vom Thurme von Ehrenfels matt herüberflimmerte.

6.

Wenn auch im ganzen Rheingau die Weinlese das schönste und heiterste Fest bildete, und Jeder gerne Gäste in diesen Tagen bei sich sah, die er auf's Beste zu bewirthen und auf's Angenehmste zu unterhalten strebte, so war das doch nirgends mehr der Fall, als auf dem stolz auf seiner Rebenhöhe thronenden Johannisberge. Der Abt, einer der reichsten Aebte des Rheinsthales, liebte fröhliche Stunden, und hatte sie lieber alle Tage, denn am Sonntage nur. Man konnte wohl sagen, daß leckerer nirgends getafelt, köstlicher nirgends gebechert wurde, denn auf dem Berge, der den Namen eines der enthaltsamsten Anachoreten trug, was denn auch bei den frohen Gelagen zu manchem Witzwort und Kurzweil Anlaß gab. In der Weinlese aber floß reicher noch die goldene Fluth, bog sich noch mehr und ächzender die eichene Tafel von der köstlichen Speisen Fülle. Da sah man hier den Ritterstand des ganzen Rheingaues vereint, und der Kranz blühender Frauen, welche hierher von Gatten, Brüdern und Vätern geführt wurden, ließ den Aufenthalt noch paradiesischer erscheinen. Niemand versäumte es, hierher zu eilen, und Jeder war willkommen, am willkommensten war er aber, wenn er heitere Lust mitbrachte, um seinen Theil zur allgemeinen Freude beizutragen, die ungebunden und schrankenlos Jeder hier

genießen konnte, wie er wollte, da der milde und leutselige Abt nichts that, um sie zu verkümmern.

Als der Tag der Lese und des frohen Festes bekannt wurde, rüstete sich alle Welt, dem Johannisberge zuzuziehen.

„Auch Du mußt theilnehmen," rief der heitere Saneck seinem Freunde Rüdiger zu, der still und in sich gekehrt an einem Fenster der Burg stand und in die vorüberrauschende Fluth des rastlosen Stromes blickte, der seine Wellen zu Füßen der Burg Saneck vorüberdrängte. „Du bedarfst der Zerstreuung, Freund," sprach er liebevoll, „Dein Trübsinn führt Dich zum Grab."

Ein Seufzer stieg in Rüdigers Brust auf, der vielleicht den Wunsch trug, es möge so sein. Er wandte sich zu dem gutmüthigen Saneck mit den Worten: „Laß mich hier! Was soll ich unter den Fröhlichen? Eure Lust kann ich nicht theilen; Du kennst meine Stimmung. So fühle ich mich doppelt allein und in mich zurückgeworfen im lärmenden Jubel."

„Du siehst zu trübe, Rüdiger," gegenredete der Freund. „Der Strom reißt die trübe Welle auch mit sich fort und klärt sie durch Niederschlagung ab. Du mußt mit mir dorthin. Und vielleicht — blüht Dir das Glück — Agnes zu sehen. Es ist wenigstens nicht selten, daß der Domprobst, der jetzt in Bingen ist, dort sich einfindet. Vielleicht kommt auch sie."

Rüdiger lächelte. „Sie ist nicht hier am Rheine!" sprach er wehmüthig. „Und wär' sie's, was sollte mir das Wiedersehen helfen? Noch elender mich machen als ich bin, mir die geringe, und doch so mühsam errungene Ruhe wieder rauben, das wäre der Gewinn und des Wiedersehens Frucht."

Aber Saneck ließ nicht nach, bis er endlich, um Ruhe zu haben, einwilligte. Sie setzten nach Lorch über und zogen dann mit den Gilchen von Lorch, den Schätzel, den Waldernborf, den Boos von Waldeck und einer großen Zahl Ritter, welche theils in Lorch ansässig waren, theils in der Umgegend — dem Johannisberg unter lautem Gespräch und heiteren Scherzen zu.

Hätte Rüdiger geahnt, daß dort oben das Herz der Geliebten um ihn trauere, als er am Bautzberge vorüberritt, wie anders würde es ihm um das Herz gewesen sein. So glitt sein Blick gleichgiltig an den Mauern vorüber, und er folgte in stillem Sinnen dem lustigen Schwarme der Gesellen.

Groß war die Zahl der Gäste schon in der Abtei, als sie dort anlangten, und in jedem Augenblicke wurde sie größer. Heitere Lust war der Charakter des Zusammenlebens. Nach einem Mahle, das Alles in sich vereinte, was den Gaumen kitzeln und den Durst reizen konnte, zog Alles hinab in den Weinberg, um der Lese sich zu erfreuen. Einzelne Gruppen bildeten sich hier und dort. Der jüngere Theil der Männer umschwärmte die Frauen und ergab sich scherzender Kurzweil; die Aelteren besprachen die Ereignisse der Zeit. Zu ihnen gesellte sich Rüdiger. Hier vernahm er die Auftritte von Frankfurt und Mainz zum ersten Male, vernahm das wilde Leben Philipps von Falkenstein, und gedachte mit Beben des Looses seiner geliebten Agnes. Obwohl es ihn drückte, nach ihr sich zu erkundigen, so wagte er das doch nicht um ihrerwillen; aber diese Mähren weckten die Erinnerung an die Vergangenheit so frisch und lebendig in seiner Seele, daß er sich wegstahl aus dem Kreise der Frohen und seinen Gang in den nahen Wald richtete, um ungestört sich selber anzugehören.

In trübem Sinnen floß eine Stunde nach der anderen hin. Seine Stimmung war nun durchaus nicht mehr geeignet, zu der Gesellschaft zurückzukehren. Er schlich in die Abtei, ließ sein Roß satteln und entfernte sich unbemerkt, nur seinem Freunde Saneck Kunde gebend von seiner Entfernung.

Der Abend kam, und mit ihm das wilde stürmische Unwetter, als er Geisenheim noch nicht erreicht hatte.

Die Dunkelheit war der Art, daß man, wie das Sprichwort sagt, keine Hand vor dem Auge sah. Der Sturm tobte grausenhaft, die Wellen zischten und brandeten wild am Ufer und der Regen schoß in Strömen vom Himmel. Rüdiger schien unempfindlich für

diesen Sturm der Elemente. Sein Roß, das treue Thier, das ihn so oft in Sturm und Wetter sicher getragen, fand, geleitet von seinem Instinkte, den Weg.

Als aber nun Rüdiger unterhalb des Ortes Rüdesheim sich befand, schien das Unwetter den höchsten Grad erreicht zu haben. Sein edles Thier stand stille und schien ihn durch Scharren am Boden zu mahnen, ein geheures Obdach zu suchen.

Wo sollte er hin? Gen Lorch war unmöglich, da der Weg zu gefahrvoll war. Nach Rüdesheim? Dort war er fremd.

Jetzt fiel sein Blick auf die Lichter, die von Ehrenfels gastlich labend herabschimmerten. Er kannte den Ritter, der dort Burgmann des Erzstiftes war, und schnell entschlossen, schlug er den Burgweg, welcher durch Weinberge emporführte, ein.

Luitpold von Ehrenfels war indessen auch auf dem Johannisberge bei der frohen Genossenschaft geblieben. Rüdiger wurde, nachdem er seinen Namen genannt und von dem Thorwart als derjenige erkannt worden war, der oft schon bei seinem Herrn zu Gaste gewesen, mit Freuden eingelassen. Er kleidete sich in die Gewänder des Ritters um, da er bis auf die Haut durchnäßt war, suchte aber, durchschauert von dem kalten Regen, schnell das Lager und sank in einen tiefen Schlaf, der heilsam seinem Leibe war.

Nach Mitternacht kam ängstlich der Thorwart an sein Lager und rüttelte ihn aus seinem tiefen Schlaf auf.

„Herr Ritter,“ sprach er, „entschuldigt, daß ich Euch aus Euerm Schlaf aufstöre; allein ich bin in großer Noth und weiß mir nicht zu rathen. Draußen am Thore der Burg erscheint in dieser Nacht, wo alle Teufel ihr loses Spiel zu treiben scheinen, ein Mann, der eingelassen sein will. Er sagt, er wäre der Herr Domprobst Kuno von Falkenstein, den die aufrührerischen Binger vertrieben hätten. Es ist des Herrn Stimme und Gestalt — aber mir kommt die Mähr unglaublich vor, und es will mir scheinen, als liege irgend ein Streich im Hinterhalte, weil man weiß, daß der Ritter nicht zu Haus ist, obwohl ich mir nicht denken kann, wer

böse Absichten auf die Burg haben könnte. Wollet Euch bemühen und aufstehen, um selbst in unseres Herrn Namen, dessen treuer Freund Ihr seid, das Beste zu rathen und zu wählen."

„Das ist eine seltsame Mähr," sagte Rüdiger, und sprang auf, um sich schnell anzukleiden und das Schwert um seine Hüften zu gürten. — „Doch hast Du wohl gethan, so vorsichtig zu sein," tröstete er den Thorwart.

Ziemlich schnell war sein Anzug beendet. Er folgte dem Thorwart auf sein Stüblein über dem Thor, öffnete das kleine Fenster und sah, wie Jener es gemeldet, den Mann dastehen, der vor Frost zitterte.

„Wer seid Ihr?" fragte Rüdiger.

„Oeffnet schnell, Luitpold," rief draußen die Stimme. „Ich sterbe schier vor Frost. Kennt Ihr Eures Herrn Stimme nicht?"

„Er ist's!" rief Rüdiger. „Gott weiß, wie das zusammenhängt, aber wir müssen öffnen."

„Auf Eure Gefahr!" sagte der vorsichtige Thorwart.

Das Gatter ging in die Höhe, die Zugbrücke sank nieder und der Domprobst stürzte mit fieberischer Hast herein.

Als er bei dem Lichte des Thorwartes Rüdigern erkannte, prallte er mit Erstaunen zurück.

„Wie kommt Ihr hierher?" rief er aus. „Wo ist Luitpold?"

„Dies zu beantworten, hochwürdiger Herr, ist jetzt nicht Zeit und Stunde," entgegnete bescheiden Rüdiger. „Eilet hinauf in Eure Burg, lasset Euch warme Kleider reichen und Euch erquicken, dann sollt Ihr das Alles hören."

Der Domprobst fand das wohlgerathen, und alle Drei eilten hinauf, nachdem das Thor sorgfältig geschlossen war, wo dann auf's Beste für den Flüchtling durch Kleidung und Nahrung gesorgt wurde.

Nachdem er sich, so gut es gehen mochte, in die Gewänder Ritter Luitpolds gekleidet hatte, begann er kurz die Thatsache zu schildern. Er fragte nicht mehr, woher Rüdiger komme, vielmehr

benahm er sich gegen ihn freundlich. Dieser bot sich zu allen Diensten an.

Das war so recht nach des Domprobsts Sinn. Rüdiger bestieg schnell ein anderes Roß und eilte nach dem Johannisberge zurück, wo er Alles schlafend fand, was dort geblieben war vom gestrigen Abend.

Wie staunten sie aber, als er sie aufgerüttelt aus ihrem Taumel und ihnen mittheilte, was in Bingen sich ereignet habe. Wie vom elektrischen Schlage getroffen, sprangen sie auf und rüsteten sich, um nach Ehrenfels zu eilen, wo der Domprobst in seinem Grimme sich aufhielt, aber bereits Eilboten rheinabwärts nach Lorch gesendet hatte. Rüdiger war vom Johannisberg aus mit rastlosem Eifer weiter geeilt, und als der Abend kam, nahten die Ritter und Reisige von allen Seiten her zum Entsatze der Burg.

Warm drückte der Domprobst Rüdigern die Hand, als er höchst ermüdet wieder auf Ehrenfels anlangte. „Ich bin Euch sehr dankbar für die Treue, die Ihr mir erwiesen," sagte er. Wer in seiner Seele hätte lesen können, würde ein tiefes Scham- und Reuegefühl entdeckt haben, das sie erfüllte in diesem Augenblicke, wo das Unrecht, welches er Wiltberg angethan, ihm erst recht groß und unverzeihlich erschien. Ueberhaupt hatte des Ritters bleiche, kummervolle Gestalt auf sein Herz augenblicklich tief eingewirkt.

Im Rathe wurde nun beschlossen, heute Abend Bingen anzugreifen und die Burg wieder zu erobern, zumal Kundschafter berichteten, daß die Burg wieder in den Händen der Reisigen des Domprobsts sei.

Dies war nämlich so gekommen:

Als der Domprobst seinen Gegnern entsprungen war, standen sie anfänglich rathlos, verblüfft da, dann eilten sie alle weg, um sich seiner Person todt oder lebendig zu bemeistern. Viele waren vom Schrecken wie gelähmt, weil sie voraussahen, der Domprobst würde todt im Graben gefunden werden. Andern war es darum zu thun, den Domprobst in ihre Gewalt zu bekommen. So eilten

sie dann in einem Schwarm hinaus, ihn zu suchen, und Keiner dachte daran, die Burg zu besetzen.

Helmrich, dem erst jetzt die Größe seiner Schuld und seines Verrathes zum vollen Bewußtsein kam, der wohl sein Verderben nahen sah, wenn der Domprobst glücklich würde entkommen sein, bereute augenblicklich seine That. Er erkannte, daß ihm jetzt die Möglichkeit gegeben sei, sich wiederum seines Herrn Vergebung zu erwerben, wenn er die Burg ihm rettete.

Rasch entschlossen, ließ er das Fallthor nieder, schloß, als alle weg waren, jedes Thor ab und öffnete die Keller den Reisigen. Diese stürmten hervor, besetzten Thürme und Mauern und rüsteten sich zu lebhaftem Kampfe. Sie hatten dazu um so mehr Zeit, als die Bürger rastlos um Bingen Alles durchsuchten und erst mit dem hellen Morgen daran dachten, sich der Burg zu versichern.

Wie ergrimmten sie über ihr Mißgeschick und ihre Thorheit, als sie ein Pfeilhagel und geschleuderte Steinkugeln so unfreundlich empfingen, daß mehrere todt blieben, viele schwer verwundet wurden.

Es blieb nun den Aufrührern durchaus nichts übrig, als die Burg zu stürmen, ehe der Domprobst ihr zu Hilfe kommen könne. So wurde denn der Sturm auf die nächste Nacht beschlossen.

Diese kam wieder in einer so furchtbaren Art, daß sie die verflossene bei weitem übertraf. Der Sturm wurde so heftig mit dem Eintritte der Nacht, daß man es kaum wagen konnte, über den Strom zu setzen. Der Domprobst war in Aßmannshausen mit seinem Haufen übergesetzt und Rüdiger, den er zum Führer des kleinen Haufens bestimmt hatte, setzte mit großer Gefahr beim Eintritte der Dunkelheit unweit Geisenheim über.

Die Binger hielten sich um so sicherer, je wilder die Nacht erbrauste. Gegen Mitternacht begann der Sturm mit rasendem Kriegsgeschrei.

Zweimal schlugen ihn die Vertheidiger ab; allein beim dritten Sturme waren ihre Reihen so gelichtet worden, daß sie nicht alle

Punkte besetzen konnten. An mehreren Stellen wurde die Mauer überstiegen und endlich die Thore geöffnet.

Rüdiger war fast unbemerkt mit seinen Reisigen von Kempten hergenahet. Unaufhaltsam stürmte er nun plötzlich hervor und zur guten Stunde nahte er, denn er drang mit den Bürgern zugleich in das Thor ein. Furchtbar mähte sein Schwert, furchtbar würgten seine Mannen. Dennoch wäre dieser Kampf, der sich bis in den Burghof erstreckte, erfolglos gewesen, hätte nicht ein schreckliches Hülfegeschrei aus der Stadt herauf das Ohr der Streitenden erreicht. Als sie sich umblickten, loderte eine wilde Fäuersäule zum Himmel auf.

„Die Stadt brennt!" rief es wild durcheinander. In diesem Augenblicke nahte der Domprobst mit seiner Schaar, der die Stadt hatte in Brand stecken lassen. Neuer Kampf auf Tod und Leben entspann sich. Die Bürger stritten wie Löwen — aber sie erlagen, da die Uebung des Kriegshandwerks ihnen abging und der Scharfblick fehlte, der in so hohem Grade den Domprobst auszeichnete. Dieser kam nun Rüdigern zu Hülfe und die Bürger wurden aus der Burg geschlagen. Kuno benutzte nun schnell die Verwirrung in der Stadt, und machte einen wüthenden Ausfall aus der Burg. Den Bürgern war aller Muth gesunken. Sie flohen jetzt wie gehetztes Wild vor den Verfolgenden her, und diese drangen, an ihrer Spitze der tapfere Domprobst, in die Stadt mit den Fliehenden zugleich ein.

Fürchterlich würde das Blutbad geworden sein, wäre nicht jetzt der greise Pomaria bittend dem Domprobst genaht. „Die Stadt wird ein Aschenhaufen," sagte er, sich auf ein Knie niederlassend, „wenn Ihr nicht Gnade übt und die Bürger löschen lasset. Uebt ein streng Gericht morgen, nur heute seid gnädig gegen sie; denn es sind viele Unschuldige, die leiden müssen für die Schuldigen."

Der Domprobst gab nach. Er ließ das Feuer sie löschen. Gegen Tag war dies geschehen; aber jetzt übte er Gerechtigkeit. Dreißig der Rädelsführer wurden in die Verließe der Burg gebracht,

um peinlich gerichtet zu werden. Umsonst flehten Weiber und Kinder, umsonst selbst der alte Schultheiß Pomaria.

Fünfe von denen, die in der Kneipe am Strande den Plan entworfen hatten, wurden noch in der Nacht enthauptet, die Andern ließ er später wieder frei, nachdem die Stadt auf's Neue Treue geschworen hatte. Helmrich erhielt Vergebung.

Als nun Alle müde und abgespannt von den Mühen der Nacht in die Burg zurückkehrten, da bot sich dem Domprobst und Rüdigern ein furchtbar Schauspiel dar. Eben schleppten die Knechte den Leichnam Scharfensteins, denn als solchen erkannten ihn sogleich Beide, trotz des fehlenden Auges und trotz der fürchterlich klaffenden Kopfwunde, aus dem Burghof, um ihn den Wellen des Rheines zu übergeben.

Mit den Händen bedeckte der Domprobst seine Augen. Und als der Leichnam entfernt war, faßte er Rüdigers Hand. „Wie wahr sagtet Ihr und Agnes!“ sprach er mit bebender Stimme. „Ich habe die Schlange im eigenen Busen genährt, deren Stich mich morden sollte. Zweimal hat mich Gott wunderbar vor dem Todesstoße dieses Scheusals gerettet. Er war es, der die Brandfackel in meine Wohnung zu Mainz warf, weil er mich so zu verbrennen hoffte. Er stiftete hier die Meuterei an, die mir fast das Leben kostete, nachdem sein Dolch meine Brust verfehlt.“

„Ich fühle,“ fuhr er fort, „Gott hat mich gerettet, daß ich schweres Unrecht abbüßen kann, welches ich an Euch gethan! — Doch jetzt laßt uns sehen, wer in unseren Reihen fehlt, und dann uns die Erquickung gönnen, die uns Allen so nöthig ist.“

Viele von den Streitern des Domprobsts waren verwundet, viele gefallen. Unter diesen auch der alte Ritter von Vautzberg, der muthig und tapfer gekämpft.

In der Stiftskirche zu Bingen wurden die Ritter beigesetzt und auf dem Kirchhofe die Reisigen; aber das Urtheil des strengen Richters versagte den gefallenen Bürgern das Grab in geweihter Erde. Sie wurden außerhalb der Stadt verscharrt.

Nach wenigen Stunden waren die letzten Spuren der vorhergegangenen Begebenheiten bis auf den letzten Rest in und um die Burg getilgt und das Leben in ihr nahm wieder seinen gewöhnlichen Gang an. Der Domprobst war ungemein heiter. Oft ruhte sein Blick mit Liebe auf dem tapferen Rüdiger, und es schien, als gehe er mit besonders geheimnißvollen Dingen um, denn oft trat sein Geheimschreiber zu ihm und ging dann wieder weg.

Als das Abendessen alle Ritter vereinte an der Tafel des Domprobsts, da rief er plötzlich aus, nachdem der Geheimschreiber ihm einige Pergamente gereicht hatte: „Ich bedarf einiger wackerer Zeugen: Hans Marschall von Waldeck, Ritter Saneck, Ritter Ehrenfels, Vollrath, Brömser und Boos, wollet ihr es mir leisten?“ —

„Mit Freuden!“ riefen Alle.

„Wohlan, so hänget Euer Siegel daran!“ sprach er.

Der Geheimschreiber nahte und der Act wurde vollzogen.

Hierauf las der Geheimschreiber laut die erste Urkunde. Sie sicherte dem Ritter Rüdiger von Wiltberg die Lehen zu, welche ihm Ulrich von Falkenstein ertheilt.

„Halt!“ rief der Domprobst. „Höret, edle Herren und tapfere Freunde, ein Bekenntniß, das ich reumüthig hier ablege. Ich hatte ein Mündel, Heinrich Krazz von Scharfenstein, den Gott gerichtet hat; er war eine Schlange, ein Teufel in der Gestalt und mit der süßen Rede eines Kindes des Lichts. Ich war blind aus Liebe zu dem Knaben. Er hat den Kaiser Günther höchst wahrscheinlich morden helfen und zweimal den Mordstahl auf das Herz dessen gezückt, der ihn mehr liebte als sein eigener Vater, auf das meine. Sein Gift hat auch diesen edlen Ritter begeifert und mich mit tiefem Groll gegen ihn erfüllt, der zum Hasse wurde, als er ihn öffentlich Kaisermörder nannte; als er mein Mündel Agnes von Falkenstein liebte und ich mich seiner in meinem Stammbaume schämte, da riß mich Thorheit und Haß hin, durch Anselmus, den Burgkaplan von Falkenstein, die Urkunden entwenden zu lassen, durch die ihm mein seliger Bruder die Lehen gab, welche diese Urkunde enthält. Ich

stelle sie zurück. Meine Reue ist tief. Möge Gott mir vergeben mein Unrecht, was ich hier bekannt und gut zu machen suche. Vergib mir auch Du, Rüdiger!"

Er reichte ihm seine Hand über den Tisch, und mit tiefer Erschütterung, keines Wortes mächtig, drückte sie Rüdiger, dessen Thränen hervorbrachen.

Alle waren ergriffen und riefen laut ihren Beifall.

„Stille!" sprach der Domprobst.

Der Geheimschreiber begann zum zweiten Male zu lesen. Die zweite Urkunde übergab ein Dritttheil der Burg Falkenstein mit allen Rechten, Gerechtsamen, Gütern, Zehnten und hörigen Leuten dem Ritter Rüdiger von Wiltberg als freies Eigenthum.

„Es ist mein Antheil an der Burg meiner Väter," nahm der Domprobst wieder das Wort, „was ich hier als Sühne meiner Schuld und als Zins für vorenthaltenes Gut an den Ritter übergebe. Möge er's besitzen in Frieden bis in das höchste Alter!" —

Die Becher klangen. Hoch der Domprobst Kuno von Falkenstein! erscholl der Jubelruf. Nur Rüdiger schwieg. Er war auf den Stuhl zurückgesunken und stützte das Haupt in seine Hände. Eine selige Ahnung durchbebte sein Herz.

„Stille!" rief zum dritten Male der Domprobst. Der Geheimschreiber las eine dritte Urkunde.

Durch sie wurde die Burg Bautzberg, mit Allem, was sie enthält, dem Ritter Rüdiger von Wiltberg zum Lehen übergeben.

„Ich belohne so die Tapferkeit des Ritters und die Dienste, die er mir, seinem Feinde, geleistet. Er hat glühende Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Nur Eins muß ich mir ausbalten. Auch die Wittwe des gefallenen Ritters ist in der Burg; sie gehört nicht zu dem, was die Urkunde umfaßt. Ich werde anders für sie reichlich sorgen.

„Was Euch betrifft, edle Herren und Freunde, so wird Eure Treue, Euer tapferer Beistand von mir durch besondere Urkunden belohnt werden, für die mein Geheimschreiber noch keine Zeit hat

finden können. Ich verpfände Euch mein Wort darauf; aber auf morgen seid ihr Alle meine Gäste, wir wollen unseren neuen Lehensträger in sein Lehen zu Bautzberg einführen.

„Bist Du zufrieden mit mir, Rüdiger?" fragte er diesen, indem er ihm die Hand reichte. Rüdiger drückte sie innig. „Ihr habt zu viel, viel zu viel gethan an mir, hochwürdiger Herr!" rief er aus. „Ich bin dessen nicht werth." —

„Fehlt noch etwas zu Deinem Glücke?" fragte er lächelnd. „Ich glaube nicht!"

Rüdiger schwieg. Die Unterhaltung nahm in ihrem heiteren Flug eine andere Richtung. Nur Einer war still in sich gekehrt, obgleich er vielfach beneidet wurde.

Der andere Morgen graute kaum, so war auf Klopp schon Alles in Bewegung.

„Was mag er wollen?" fragte sich Wiltberg. „Warum sprach er nichts von Agnes, während er mich mit Gütern überhäufte und doch wissen muß, daß sie mir höher steht als die ganze Welt?" —

Aber der Domprobst schwieg.

Sie ritten endlich weg, nachdem mehrere Saumrosse vorausgesandt worden waren. Im Wesen des Domprobsts lag etwas Triumphirendes, und doch äußerte er sich nicht, sondern sprach nur von dem gestrigen Kampf und wie er noch ein so rüstiger Springer sei. Endlich trat Bautzberg*) auf seinem imposanten Kegel hervor, und Kuno begann der treuen Veste eine Lobrede zu halten, weil sie nie den Landfrieden gebrochen, nie Weglagerei, diese Schmach des rechten Ritters, sich habe in's Schuldbuch schreiben lassen. Und so sei er des Glaubens, schloß er, daß auch fortab der Friedensengel droben wohnen werde. Dann wolle er noch oft da sich seines Lebens freuen, wo er überhaupt so gerne von jeher geweilt.

Jetzt waren sie an dem Burgweg angelangt. Der Thorwart

---

*) Jetzt Rheinstein, die erneuerte Burg des Prinzen Friedrich von Preußen königliche Hoheit.

stieß in's Horn. Das Thor fiel. Knechte nahmen die Rosse ab und die Herren schritten die Stiege hinauf, die zur Schloßpforte führte. Sie traten in die Halle.

„Wiltberg," rief der Domprobst hier, „ich habe Dir Bautzberg mit Allem, was es umschließt, übergeben. Sieh' hier, wie ich das meine!" —

Er riß eine Seitenthür auf und Agnes von Falkenstein trat ihm entgegen.

„Kommt, Ihr Herren," sprach Kuno, „wir sind hier sehr überflüssig."

Lächelnd folgten ihm die Herren in den Saal, wo der köstliche Frühtrunk ihrer wartete und sie auf das Glück des Brautpaares herrlich zechten.

„Wir sind noch nicht am Ende," sagte der Domprobst und entfernte sich. Nach einer halben Stunde wurden die Ritter in die Kapelle geladen. Da stand im Ornate der Domprobst am Altar und vor ihm Agnes und Rüdiger. Sie wurden Alle Zeugen des Actes, der die Glücklichen auf immer vereinte.

Als die heilige Handlung vorüber war und knieend vor ihm die Glücklichen um seinen Vatersegen baten und ihm dankten, da sprach er gerührt: „Ich habe Euch viel zu vergüten. Scharfenstein hat mich geheilt. Undank hat mir die Augen geöffnet, mich zum Rechte geführt. Gottlob, daß ich noch gut machen konnte. Ein Mündel wollte ich glücklich machen, und es stieß den Dolch nach meinem Herzen. Das Andere wollte ich, vom Wahne verblendet, unglücklich machen — und Liebe und Dankbarkeit ist mein Lohn für die Rückkehr zur Pflicht. Wir wollen nie ihren Weg mehr verlassen! Ihr aber seid glücklich und lasset mir die Freude, aus dem Gewühle der Welt, wo ich nur Undank ernte, in den Schoos Eueres häuslichen Glückes zu flüchten, damit ich nicht ganz verarme am Lebensglücke!"

Die Nußdorfer.

Eine Pfälzer Geschichte aus dem Jahre 1525.

1.

Es sind nun schon sechs Jahre her, da führte mich die heitere Frühlingszeit zum ersten Mal in die schöne Pfalz. Ich zog durch ihre alten Städte und ihre reichen, sauberen Dörfer; ich stand auf ihren stolzen Höhen, wo die gebrochenen Burgen hinabschauen in's üppig grünende Land, und wanderte durch die gesegneten Felder, wo der gelbe Kohl blühte zwischen den grünen Saaten; ich sah die beweglichen, fröhlichen Menschen sich ihres Daseins freuen und athmetet die würzige Luft, und entzückt rief ich aus: „Die Pfalz ist ein Garten Gottes, ein Paradies!“ In's Herz aber tönte mir das Pfälzer Sprüchlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ Mancher denkt, solcher Ausruf gehe über die Schnur. Hast Du das Land noch nicht gesehen, das vom Rheine sanft aufsteigt zu den Höhen, wo aus dunkelem Nadelholze frischgrün die Maibuche hervorlugt? hast Du noch nicht gestanden auf dem Trifels oder auf der Madenburg hinter Landau oder auf der Marxburg bei Neustadt? so darfst Du nicht drein reden! Standst Du aber auf einer dieser Höhen im lieblichen Maien und ließest die Blicke schweifen über das Land, wo Dorf an Dorf sich reiht; wo die Traube schwillt von geistigem Safte, wo die Kastanie sich bräunt im grünen Laube, wo die Fruchtfelder wogen, wo aus dem dunkelen Nadelholze die Burgtrümmer sich erheben und ein blauer Himmel sich darüber wölbt, und Du stimmst nicht ein in den Ausruf, und Deine Lippe wiederholt nicht

das Pfälzer Sprüchlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ — so warst Du blind, als Du dort standst, oder das Herz ist Dir in der Brust gerostet und das Schöne ist für Dich nicht mehr auf Gottes Erde, und ich bedauere Dich! Hab' damals, wo die Gegenwart mich anlachte, der Vergangenheit nicht vergessen. Wie es hier war vor alter Zeit, hab' ich wohl gefragt, Bücher und Menschen hab' ich gefragt, und Manches gehört, was mir seitdem in der Seele lag. Da hat mich Eins gedrückt, daß ich es wieder erzählen muß. Es ist eine gar bewegte Geschichte und ist viel Unheil aus ihr erwachsen, viel Kampf und Blutvergießen, viel Menschenelend und Jammer. Und gerade die jüngste Zeit ließ die Bilder, die ich seit sechs Jahren in mir trug, frisch und lebendig hervortreten. Und ob ich auch wieder ein Vorhänglein davorziehen wollte, es rutschte mir allemal wieder zurück und nur lebendiger, frischer traten die Bilder hervor. Es geht unser Einem manchmal wunderlich mit solchen Bildern, die ein anderes Auge gar nicht sieht. Das innere Auge kann nicht weg davon und es ist einmal keine Ruhe, bis sie dargestellt sind, daß sie auch andere sehen. So ist mir's gegangen, und die mit mir rechten wollen, mögen's thun! Damals, wie oben gesagt, vor sechs Jahren, war ich auch nach Nußdorf gekommen, als gerade die Kirchweihfiedel klang. Das war eine rechte Erklärung des Wörtleins: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ Da war ein Jubel, ein Singen, Aufspielen, Tanzen, Trinken, und wenn Einer für ein traurig Gesicht einen Thaler bezahlt hätte, ich glaub', er hätte keins gefunden.

Die Kirchweihen, einst die fromme Feier der Väter, wenn ihr neues Gotteshaus zur Ehre des Herrn geweiht, geheiligt, übergeben wurde, sind überall ihres christlichen, kirchlichen Wesens entkleidet. Einst so bedeutsam der Gemeinde, daß man in jedem Jahre die Wiederkehr des Tags in dankbarer Feier beging, sind sie nun Tage wilder Lust seit langen Zeiten geworden; Volksfeste kaum, denn sie haben nichts Eigenthümliches mehr. Es sind Tage des Schwelgens, der ungemessenen Lust. So war's in Nußdorf.

Was aber dieser Kirchweih, der jede andere gleicht wie ein Ei dem anderen, für mich eine Bedeutung gab, das war ein Rückblick in die Zeit vor mehr denn dreihundert Jahren; denn gerade diese Kirchweih zu Nußdorf war die Wiege des Pfälzer Bauernkriegs, und das Kindlein fiel recht ungeberdig aus seiner Wiege heraus, wuchs schnell zum wilden, argen Rangen auf und trieb's bunt genug, bis es das bluttriefende Haupt im Tode neigte.

Sollen wohl noch Traditionen bewahrt werden? dachte ich und fragte hier und da einen fröhlichen Alten, dessen Züge der Rebensaft jugendlich geklärt und geröthet hatte.

Ei gewiß waren noch Ueberlieferungen da! Ich hörte Namen und Auftritte schildern; man zeigte mir Stellen, Häuser, Orte genug, wo sich dies und das zugetragen; man wußte noch diese und jene Mähr, die Einen tief bewegen konnte. Alle diese einzelnen Züge, Bilder, Erzählungen sammelten sich in mir wie Strahlen zu einem Ganzen, und als ich heimkehrte, schlug ich die Bücher und Chroniken auf, zu sehen, ob es sich also verhielt, und siehe da, das Einzelne reihte sich zu einem Ganzen zusammen, das nun heraus wollte in die Welt. Hier ist es, wie ich's vernahm, wie ich's in den Büchern bestätigt fand, wie es sich in meiner Seele zu einem Bilde gestaltete, wahr und treu! Vergiß es nicht, lieber Leser, ich gebe wieder, was ich fand. Suche nicht meine Gesinnung in dem, was Du liest. Ich gebe die Zustände, wie sie waren; ihr Lobredner bin ich nicht!

Die letzten Klänge des Gesangs in der Kirche zu Nußdorf waren verhallt. Der Priester hatte segnend seine Hände über die Gemeinde ausgereckt. Aus der Thüre des Gotteshauses quollen nun die Menschen im Sonntagsputze hervor. Ob's noch Nachglanz der Andacht war, der die Gesichter der Mädchen und Jünglinge höher färbte, die Augen froher strahlen machte, oder das Vorgefühl der Lust, die heute kam? Wer möchte fragen? Aber sie glänzten fröhlicher denn sonst. S war ja auch der zweite Ostertag, und

gestern hatten sie alle ihre farbigen Eier verkippt in fröhlicher Lust, und heute war's Kirchweih, und morgen, vielleicht noch übermorgen. Der Himmel war so tiefblau und rein, die Sonne schien wie zu Pfingsten so warm, aus den dunkelen Föhren des Gebirges blickte schon das hellgrüne Laub der Maibuchen, die Rebenknospen schwollen schon in der wolligen Hülle, die Veilchen dufteten an den Rainen und die Kirschblüthen sahen schon weiß aus den grünen Käppchen heraus. Der frühe Frühling erfüllte jedes Herz mit der Hoffnung eines gesegneten Weinjahres. Da wird des Winzers Herz ohnedem weit und leicht, und es schmeckt das Schöpplein Letztjähriger noch einmal so süß in der Hoffnung des kommenden Neuen. Wer wollt's den Nußdörfern verargen, wenn sie fröhlich waren?

Wirklich war der Winter von 1524 auf 1525 kaum ein Winter zu nennen gewesen. Nur einmal hatte es um Weihnachten hart gebacken, wie die Pfälzer vom Froste sagen, und dann war's schier am Ende. Milde Tage und Regen wechselten mit kurz liegendem Schnee, und als Ostern kam, die in den Monat April fiel, fast an die äußerste Zeitgrenze, wo das Fest hinfallen kann, da war schon Alles grün, und der Schnee würde roth vor Scham geworden sein, wenn er auf die Veilchen hätte fallen wollen, die so tiefblau blühten, oder in die rothe Pfirsich- und die weiße Mandelblüthe. Die Wolken machten sich schnell hinter die Berge fort und räumten der siegenden Sonne das blaue Himmelszelt, und diese sah lächelnd auf die schöne Erde nieder, die sich zum Brautfest im Maien zu schmücken anschickte, und in der Pfirsichblüthe sah man ihr geschämiges Erröthen, und die blauen Veilchenaugen versteckten sich im Blättergrün, äugelten aber so recht nach Art der Augen junger Bräute, inniglich selig nach dem Bräutigam.

Nicht weit von der Kirche zu Nußdorf stand ein stattliches Haus. Es war größer als die übrigen, sonst gerade aber nicht ausgezeichnet; denn die Fenster waren klein, und die Rauten darin glichen den übrigen, und das Strohdach sah auch nicht weniger moosgrün aus. Vor dem Hause lag ein Eichstamm, der sollte

Weinpfähle geben, diente aber jetzt noch zum behaglichen Sitzen in der absonderlich warmen Sonne und zum Plauderplätzchen der lieben Nachbarn.

Als der Sonntags- oder Kirchenrock abgelegt war, trat ein Mann aus der Thüre dieses Hauses, der ein kräftiges, trotziges Wesen an sich hatte. Er trug den weißen Wollstrumpf im Bundschuh, die bis unter's Knie reichende Hose von Hirschleder, das lang bis über die Hüfte herabreichende Sonntagnachmittagswamms von Hirschleder mit gelben glänzenden Buckelknöpfen und ein Käppchen von Marderpelz. Alles drückte Kraft und Entschiedenheit in ihm aus, Mienen, Auftreten, Bewegungen, Blicke, Worte. Und doch lag mehr denn ein halbes Jahrhundert hinter ihm, und der lange Bart war schwarz gewesen, jetzt aber so melirt wie Kümmel und Salz auf den Fastenbretzeln. Er setzte sich nieder auf den Eichstamm und sagte laut für sich: „Da ist's bei meiner Seel' wärmer als in der Kirche, und der liebe Gott bescheert uns prächtig Kirchweihwetter."

„Glaub's auch," sprach in dem Augenblick eine tiefe Baßstimme, die aus der Brust des Nachbars klang, der herzutrat. Fast ganz gleiche Kleidung trug auch dieser, den seine Frau begleitete, die im schwarzen Tertenkleid, eine weiße Linnenhaube auf dem Kopfe, recht stattlich aussah, auch eben noch nicht vom Alter gebeugt war.

„Setzt Euch her," sagte mit lächelndem Nicken die getreuen Nachbarn grüßend der alte Pfriemer zu Benz und seiner Frau. „Ihr habt's ja doch gut, Benzin," setzte er hinzu, „denn die blühende Tochter kocht den Kirchweihbrei für die Gäste. In meinem Hause schaltet leider die fremde Magd, der's nicht am Herzen liegt. 'S ist ein armes Leben, wenn die Wirthschaft von fremder Hand geführt wird."

„Wird auch einmal anders," versetzte die Benzin.

„Ihr könnt's bald anders machen," fiel ihr Pfriemer in die Rede.

„Noch nicht, Nachbar,“ nahm Benz das Wort, „denn der Vogt von Germersheim will gar nicht dran, daß ich mein Kind freikaufen soll, und als Leibeigene soll sie Deinem Sohne nicht angetraut werden. Das willst Du selber nicht. Mir thut's leid genug, glaub' mir's.“

Pfriemer runzelte seine Stirne. Man sah, es kochte in ihm ein langgenährter, bitterer Groll, der herauswollte.

Ehe noch der in ihm gährende Unmuth das Wort finden konnte, in welchem er sich hätte entladen mögen, kamen noch andere Bauern zu ihnen, grüßten und wurden gegrüßt, darunter auch Kirchweihgäste aus nahen und fernen Dörfern.

Benz kannte seinen Nachbar und wollte das drohende Wetter seines Unmuthes gerne ableiten, wenn's möglich wäre.

„Ich glaub',“ sagte er zu Pfriemer, „wir sind die Einzigen, deren Gäste noch fehlen. Wo bleibt nur Dein Schwager von Bechingen? Ist doch sonst Keiner, der Dein Gesottenes und Gebratenes und Deinen guten Vierundzwanziger verschmäht.“

„Weiß nicht, ob seine Händel ausgeglichen sind,“ versetzte Pfriemer, ohne daß sich seine Stirne glättete. „'S ist eine Schmach!“

„Mit dem Ritter Rudolf von Zeiskam ist nicht zu spaßen,“ sagte ein Nachbar Pfriemer's, der links neben ihm wohnte, der scheele, rothe Märten Streffer, ein Leibeigener von Kurpfalz, der im Geruche stand, als brächte er dem Vogte die Mährlein. Er fuhr mit der Hand in seine rothen Haare und sagte: „Hu, mit dem möcht' ich nicht anbinden!“

„Thust auch wohl dran, Du feiger Hase,“ sagte Pfriemer bissig zu Märten, „denn wenn Du Kirschen mit ihm äßest, würde er Dir die Kerne an den Kopf werfen.“

„Das könnt' er Euch auch,“ sagte zurückbeißend Märten. „Man meint, Ihr wäret seines Gleichen!“

„Bin's auch, denn ich sitze frei auf meinem eigenen Gute,“ fuhr stolz Pfriemer in die Höhe.

„Ho, ho!“ rief Märten Streffer, „habt Ihr etwa den Ritterschlag vom Kaiser gekriegt? Er ist ein Ritter und des Kurfürsten Mundschenk.“

„Und wenn er des Teufels Mundschenk wäre,“ versetzte der alte Pfriemer, „so soll er den Freisassen nicht hänseln und büßen, und, weil er die Buße nicht erlegen will, in sein Burgverließ werfen und drangsaliren wie's ihm beliebt!“

„Warum hat der denn das gethan?“ fragte Benz.

„Weißt Du das nicht?“ fragte Pfriemer zurück. „Vor acht Tagen ätzten sich ein Rudel Hirsche auf des Fechenheimer's Saat. Der paßte mit der Armbrust auf und jagt einem Vierundzwanzigender einen Bolzen in die Brust, daß das mächtige Thier sich streckt und die anderen blitzschnell davon fliehen. 'S war Morgens, als sich der Himmel röthete. Der Jakob Fechenheimer zieht sein Messer und bricht das Thier auf, weidet's aus und trägt's heim. Des Zeiskamers Förster sieht's, hinterbringt's und der Zeiskamer büßt den Jakob Fechenheimer um fünf Gulden! Habt Ihr so was erhört?“ wandte er sich fragend an die Bauern.

„Hat er die Buß erlegt?“ fragten Drei zugleich.

„Nein,“ sagte Pfriemer darauf; „aber was thut der Stegreifheld? Er läßt von seinen Knechten den Jakob gefangen nehmen und steckt ihn so lange in's dunkele Loch bei Wasser und Brod, bis er das Geld zahlt und den Hirsch dazu herausgibt. Ist das erhört? Hat der Bauer dazu seine Saat, daß sie ihm die Hirsche abweiden, damit der Krautjunker jagdbares Edelwild hege? Sind die Hirsche da, des Bauern Schweiß und Mühe zu verzehren? Das muß anders werden!“

„Wenn's nur schon wäre!“ sagte Märten Streffer spöttisch.

Zu Pfriemer's Füßen hatte sich ein mächtiger, zottiger Hund gelegt, um auch sein Theil Sonne zu erlangen. Als er jetzt den rothen Märten sah, richtete er sich auf und knurrte gegen ihn.

„Nicht einmal mein Brummer kann Dich Mantelträger und Fuchsschwänzer leiden,“ sagte Pfriemer. „Du leibeigener Knecht bist

auch mit der Seele den Rittern eigen. Es ist sonst anders; der Hund haßt seine Kette, Du hast sie lieb!“

„Der Hund hat's von seinem Herrn,“ sagte Märten.

„Freilich,“ entgegnete Pfriemer. „Einen Mährchenträger haß' ich, und der Hund kann die Nachtschleicher nicht leiden.“

„Wer sagt das?“ fragte zornig Märten.

„Ich, rother Tagedieb, ich!“ rief Pfriemer, dem's heiß wurde im Kopfe. „Warst Du's nicht, der dem Vogt zu Germersheim es hinterbrachte, daß ich gemault, daß er im letzten Herbste statt der Theiltrauben, die er zu Dritttheilen hat, mir den Vorlauf aus der Enkbütte schöpfte? Dafür hat er mich in zehn Albus Buße genommen. Theiltrauben hat er zu nehmen und nahm vom besten Moste. Meintest eine fette Suppe zu verdienen oder gar frei zu werden. Prost die Mahlzeit! Vogelfrei kannst Du noch werden. Ich erleb' noch, daß er Dich 'mal auspeitschen läßt, wenn er hinter Deine Lügen kommt.“

Dem Märten, der sich getroffen fühlte, schoß die Galle in's Blut. „Was das Peitschen betrifft,“ sagte er, „so ist mancher andere Buckel davor so wenig sicher als meiner, auch wenn er sich hochmüthig aufrichtet.“

„Ich kenne Dein Sticheln,“ sagte Pfriemer zornglühend, „und wenn Elsbeths Freikauf nicht gelang, so kenn' ich halb und halb die Quelle. Sag', wer hat Dich vom Hungertode gerettet als Benz und ich, als vor drei Jahren die Noth war? Das ist des Strolchen Dank!“

Märten wurde glühend roth vor Scham und Zorn.

Der Hund zu Pfriemer's Füßen sah mit glühenden Augen den Märten an, der seine Faust ballte, als wolle er an Pfriemer's Kehle. Er knurrte laut und stellte sich drohend vor den Rothen.

„Sei still, Brummer,“ sagte der alte Pfriemer zu seinem Hunde gewendet; „die Hasen beißen nicht.“ Zu Märten sagte er: „Geh' hin und sag' Deinem Patrone, was ich geredet. Sie müssen Alle zu Boden getreten werden, die Blutsauger des Volkes, die Vögte

und ihre Helfershelfer. Der Hanf für die Stricke wird heuer gesäet. Will auch drehen helfen! Der Mönch von Wittenberg hat nicht umsonst seine Schrift ausgehen lassen. Nun wissen wir's klar, daß es eine Sünde und Schande ist, daß die Henkersknechte uns so schinden und plagen. Weiß doch die Herrschaft keine Namen mehr für ihre Auflagen, und Ritter und Pfaffen machen's nicht besser. Spann' 'mal Einer die Armbrust über Gebühr — patsch! da bricht sie. Drüben im Reich, am Main und an der Tauber, in Sachsen und Thüringen, wo der wackere Thomas Münzer dem Bauer den Staar gestochen, haben sie das Joch abgeworfen, und in der Ortenau, im Kreichgau, im Elsaß sind die Bauern aufgestanden, brechen Burgen und Klöster und machen sich frei. Nur der Pfälzer läßt sich das Fell über die Ohren ziehen und muckset nicht? Will das der liebe Herrgott? Hat's im Paradiese Ritter und Knechte gegeben? Hat der liebe Herrgott zu Adam nicht gesagt, herrsche über die Thiere des Feldes? War etwa der Adam ein Ritter? Von den Alten wissen wir, daß unser Volk die Alemannen hieß, die alle freie Männer waren, aber durch Gewalt und List haben sie uns übertölpelt. Unser Volk hat auf der Kalmit im Steinringe getagt, Recht gesprochen nach dem Landrechte. Jetzt thut's der Vogt, und wir beugen uns vor ihm. Ich erleb's noch, daß auch wir aufstehen und die Burgen und Pfaffennester brechen!"

„Dann werdet Ihr der ewige Jud'!" sagte Märten höhnend.

„O Du kriechende Katze!" rief Pfriemer und sprang auf.

Der Hund sprang auf Märten zu. Benz faßte ihn am Halsband, und Pfriemer's Sohn, der jetzt auch herzugetreten war, faßte seines Vaters erhobenen Arm und sagte: „Vater, besudelt Euch nicht!"

Wüthend blickte der Alte ihn an, aber sein Zorn legte sich und er sagte: „Du hast Recht, Heinz!" Ruhiger setzte er sich nieder.

„Ach, Nachbar," sprach die fromme Benzin, „redet doch nicht so wild. Ihr bringt uns Alle und Euch mit in's Unglück."

„Benzin, das versteht Ihr nicht," versetzte Pfriemer ruhig;

„den Kurfürsten will ich nicht fortjagen. Obrigkeit muß sein, aber die Blutsauger, die Vögte, Ritter und Mönche, die müssen d'ran, so wahr als ich Pfriemer heiße! Unser Pfarrer hat es mir ausgelegt, wie ehemals das Volk mit dem Herrn zu Rath ging. Sollen wir mit thaten, so wollen wir auch mit rathen, hatten sie gesagt, und so hielten sie's getreulich; aber wo ist das alte Recht?"

„Der ist auch Einer von den Abtrünnigen," sagte der widerbellige Märten Streffer, der so keck war, weil er den Rückhalt am Vogt in Germersheim hatte. „Dem kecken Pfaffen wird's auch noch übel aufstoßen!"

„Seht Ihr's!" rief Pfriemer, „so redet der Vogt und nach ihm der feile Knecht. Wer's wagt, dem Pfarrer Böses nachzureden, der hat's mit mir zu thun. Merk' Dir's, Märten! Der Pfarrer meint, und er hat Recht, es sei nicht des lieben Herrgotts Wille, daß sich Hunderte von Menschen in Klostermauern vergraben, die arbeiten könnten, und es sei noch weniger sein Wille, daß sie dem armen Manne seinen Schweiß und Blut abpreßten, um auf der Bärenhaut zu faullenzen, die Bäuche zu mästen und ein Paar Horen abzuplärren, wobei ihre Andacht auf's Schlafen oder Wohlleben geht. Guckt 'mal hin nach Klingenmünster und Hördt! Welch' ein Reichthum, welch' ein Nichtsthun, welch' ein Prassen und Schwelgen! Und wir geben Zehnten, Dritteltrauben, Besthaupt, Rauchhühner, Fastenhahnen, Ostereier, Blutzehnten, und Gott weiß, was noch Alles, damit die Kahlköpfe dort jubeln und schwelgen, während wir darben? Was haben sie an den Armen gethan, als die Mißernte uns Mangel und Hungersnoth brachte? Nichts! Und die Bettelmönche ziehen im Lande herum und schwatzen den Weibern für Heiligenbildchen das Fleisch aus dem Schornstein und den Rahm vom Topfe. Wetter auch, wenn das nicht Mißbrauch ist, so gibt's keinen mehr! Und die Ritter," fuhr er fort, „was thun die? Sie brandschatzen, rauben, nehmen auch Beede wie die Herrschaft und Lehenszinse von Gott weiß was. Fordern Frohnden und Heerbann, Bastardfall und Mordgilde, während kein Mensch weiß, von wannen

das stammt. Was bleibt uns denn am Ende als zu verhungern? Und schützt uns der Kurfürst?"

„Halt," sagte ein Bauer von Annweiler, der zu Gast in Nußdorf war, „da haut Ihr über die Schnur, Pfriemer. Ich will Euch eine Geschichte erzählen, die Euch schlägt."

„Heraus damit!" sagte Pfriemer, „zeig' mir mein Unrecht."

„Da ist der Ritter von der Hauben," sprach der Bauer von Annweiler, „der —"

„Ich kenne ihn wohl," sagte Märten dazwischen.

„So macht Dir's keine Ehre," warf ihm der Annweilerer hin, „denn er ist ein arger Gaudieb und Straßenräuber."

„Langsam, langsam, Du," sagte Märten; „mach', daß Dir die Trifelser nicht die struppigen Haare kämmen!"

„Nun ist meine Geduld aus," sagte Pfriemer und sprang auf. „Ich sage Dir, rother Galgenvogel, schweig, oder mein Brummer bringt Dich zum Schweigen!"

Brummer trat mit sprühenden Augen vor Märten, daß dieser sich eilig zurückzog und sich unter lautem Gelächter der Jüngeren im Haufen hinter anderen Bauern verbarg.

„So, nun rede!" sprach Pfriemer zu dem Annweilerer; „ich will gern es anhören, wenn von Heidelberg Gutes gesagt wird."

„Der von der Hauben," nahm der Annweilerer wieder das Wort, „trieb's arg mit den Bauern im Neckarthal und bei Mosbach. Er stahl ihnen das Vieh von der Weide, das Korn vom Acker, den Wein vom Weinberge weg, setzte reiche Leute in seine Burg, bis sie sich lösten, kurz, er macht's, wie man die Alten erzählen hört von den Raubrittern vor dem Kaiser Rudolphus."

„Hat er's lange so getrieben?" fragte Pfriemer ganz arglos.

„Freilich, schon seit Jahren," sagte der Bauer, „und weil Niemand klagbar zu werden wagte, blieb's ungerächt!"

„Das ist's ja eben, was ich sage," rief Pfriemer aus. „Hätte das ein anderer Spitzbube gethan, alle Welt hätte auf ihn fahnden und Jagd machen müssen und auf dem Rade hätte er seiner Sünden

Menge büßen müssen nach Urtel und Recht; aber der war ein Ritter, so einer von Adel, und da schwiegen Vögte und Amtleute, weil ein Wolf den anderen nicht frißt. Du hast da des Kaisers Rudolphus gedacht. Unser Pastor hat eine Chronica von Basel, da steht's von dem Grafen Rudolph von Habsburg zu lesen, daß er um kein Haar besser war als alle die Stoßfalken und Raubvögel, die darum die Raubthiere in ihren Wappen führen als Handwerkszeichen und Sinnbilder. Als er aber Kaiser wurde, da hing er, wie gesagt, die kleinen Diebe drunten am Rhein, am Main und da herum, aber die großen ließ er laufen, weil die gesagt hätten: Hör', Bruderherz, sei nicht so kurz von Gedanken, das hänfene Halsband paßt Deinem Halse ganz verwunderlich genau! So erzählt unser Pastor."

Die Bauern lachten im Chor und Märten Streffer schoß giftige Blicke auf ihn her. Pfriemer war stolz auf seine Gelehrsamkeit.

Der Annweilerer sagte: „Pfriemer, Ihr schüttet das Kind mit dem Wasser hinaus. Unser Kurfürst ist ein gerechter Herr und mild gegen uns Bauern. Er heißt wohl der Sanftmüthige, aber unter der Nase läßt er sich doch nicht kitzeln. Was kann er dafür, wenn es nicht zu seinem Ohre kommt, wie's zugeht? Allwissend ist er ja doch nicht!"

„Das ist Alles richtig," fiel Benz in die Rede, „aber warum läßt er die Ritter eine Mauer um sich bilden? Graf Eberhard im Bart von Würtemberg konnte sein Haupt in den Schoos jedes seiner Unterthanen legen und schlafen."

„Wenn's wahr war!" setzte Pfriemer hinzu und zuckte spöttisch lachend die Achseln.

„Laßt mich denn doch meine Mähr auserzählen," sprach der Annweilerer, und als die Bauern wieder schwiegen, fuhr er fort: „Vor noch nicht langer Zeit werden plötzlich eine Rotte Lombarden, die so mit Gold, Silber, Adamsäpfeln, Pfeffer und Seidenstoffen handelnd umherziehen, auf der Landstraße bis auf's Hemd und die leeren Kisten und Kasten ihrer Maulthiere ausgeplündert von Kerlen,

die sich die Gesichter geschwärzt hatten. Die führten in Heidelberg Klage. Da kam die ganze Geschichte an Tag. Der von der Hauben war nun erschrecklich dumm und ließ von den Stoffen verkaufen. Da wurde die Spur verfolgt und er verhaftet und in den Thurm des Heidelberger Schlosses gesetzt, der der „blaue Hut" heißt."

„Kenne ihn," sagte Pfriemer; „ist der Eckthurm, rechts von der Altane. Ein gut Kämmerlein für solche Stoßvögel."

„Richtig," fuhr der Annweilerer fort; „dort sitzt er und ich möcht' in seiner Haut nicht stecken."

„Das könntst Du kühnlich wagen," sagte ein Neukastler Bauer, „denn er ist sammt dem Kerkermeister schon vor vier Wochen durchgebrannt und kämpft mit den Bauern im Elsaß gegen sein eigenes Geblüt, nämlich gegen Ritter und Pfaffen. Ich war selmals in Heidelberg, als er sich aus dem Staube machte."

„Mit den Bauern kämpft er?" fragte Pfriemer.

„Ja, ich weiß es," fuhr der Neukastler Bauer fort; „ein fahrender Schüler von Straßburg, der gen Köln zieht, hat mir's erzählt."

„Dann ist der Hallunke besser als ich dachte," sprach Pfriemer. „Ich sehe, es kann aus dem Volke noch etwas werden, wenn sie in gute Zucht kommen. Krieg zu führen verstehen sie und da mögen die Bauern froh sein, daß er es mit ihnen hält. Wie lang es aber dauert? Trau', schau', wem! sagt das Sprichwort."

„Ihr vergeßt, was ich damit sagen wollte," fiel ihm der Annweilerer in die Rede.

„Was denn?" fragte Pfriemer.

„Daß es noch Gerechtigkeit in der Pfalz gibt!"

„Gewiß," bemerkte spottend Pfriemer, „aber sie ist blind, ihre Waage ist lahm und hängt auf eine Seite; ihr Schwert ist verrostet und hat keine Schneide mehr; ihre Nase ist von Wachs, die immer dahin gedreht wird, wo des Bauern Recht nicht ist." Pfriemer blickte triumphirend im Kreise herum.

„So ist's!“ riefen lachend die Bauern. „Der Pfriemer hat Recht!“

Ehe jedoch die Unterhaltung weiter konnte geführt werden, zog ein Lärm die Aufmerksamkeit auf die Straße, die von Bechingen herführte. Dorther kam ein Trupp jubelnder Kirmeßgäste, unter ihnen auch Fechenheimer und die Seinen und ein Fremder, der in seinem Anzuge vollkommen den Anschein eines Bänkelsängers zur Schau trug, was denn auch seine Zither bewies. Solche Leute waren bei den Kirmessen sehr willkommen, weil sie durch ihre Lieder die Lust des Festes neu beschwingten. Jakob Fechenheimer führte den Bänkelsänger an der Hand. Selbst im ärmlichen Kleide hatte der Mensch eine stolze Haltung und sein Wesen etwas, das mehr zum Befehlen als zum Gehorchen paßte. Jakob Fechenheimer führte ihn bei Pfriemer mit den Worten ein: „Der singt uns eins, wie wir's gern hören!“ und Pfriemer hieß ihn willkommen, führte ihn in sein Haus, und bald war die Versammlung vor diesem verlaufen. Märten Streffer war einer der letzten, die weggingen. Seine Galle war gereizt.

„Wart nur, stolzer Freibauer,“ sagte er halblaut, „ich brocke Dir ein Süpplein ein, das Dir schlecht schmecken soll! Wenn Du nicht heut' über acht Tage in der Veste zu Germersheim bei Wasser und Brod sitzest, so will ich dafür sitzen; aber das hat guten Weg! Und das Mädchen sollst Du nicht für Deinen Heinz freikriechen, und wenn Du Dein ganzes Freigut dargäbest!“ Als er in seiner Stube war, setzte er sich in die Ecke, zu überlegen, und fuhr im Selbstgespräche fort: „Mir schwant's, heute gibt's noch allerlei Geschichten. Aus dem Elsaß brummt's herüber, und der alte Schreier, der Pfriemer, hat Feuer gefangen und die Funken heute schon umher fahren lassen. Es ist nicht just im Lande und der Zeiskamer hat auch nicht zur guten Stunde den Fechenheimer gerippt. Der ist auch so einer wie Pfriemer. Kommt der Stahl an den Stein, so gibt's Funken! Was kümmert's mich? Ich gebe dem Fleckensteiner Kundschaft, der hat sein Fähnlein Landsknechte auch nicht umsonst

zu Germersheim liegen. Er wird sie tanzen lehren und ihnen eins aufspielen, daß es eine Art hat. An mir soll's nicht fehlen, wenn der Pfriemer einen Siebensprung machen muß. Hinge er nur schon! mich sollt's freuen, und kann ich den Strick drehen, so will ich nicht faul sein!"

2.

Nicht weit von Nußdorf, gegen Rhodt zu, ist eine Anhöhe, von der das Auge weit in das schöne Pfälzerland hinausschaut. Damals, nämlich Anno 1525, stand auf selbiger Stelle ein Nußbaum, deß Stamm an Dicke einen Kapuzinerguardian übertraf, selbst den von Speyer, der doch des Rufes genoß, eine Ohm Plempel, wie sie den Landauer Wein nennen, habe gemüthlich Raum in seinem Bauche. Die Aeste reckte er ganz erstaunlich weit hinaus, und der Gipfel ragte so hoch in die Lüfte, daß man ihn weiter denn eine Stunde Weges sehen konnte, und wenn sie so lang gewesen wäre wie die von Oggersheim nach Mannheim, die der Fuchs gemessen hat, der allemal seines Schwanzes Länge beim Sprunge drein gerechnet hat.

Unter dem Nußbaume stand ein Heiligenhäuschen und darin ein Marienbild, roh und grob aus Kaiserslauterer Sandstein gemeißelt.

Der ganze Hügel war frisch grün, und weil sein sonniger Abhang von Veilchen wimmelte, war's absonderlich lieblich daselbst. Hierzu kam, daß der Hügel trocken war, man also hier behaglich ausruhen sollte und auch beten, denn dazu lud der vergitterte Schrein des Heiligenhäuschens fromme Seelen ein.

An dem Nußbaume sah man schon die schwarzbraunen Kätzlein hängen und in den Zweigspitzen die hellgrünen Blüthen, an denen schon die Nüßlein sitzen. Auf seinen Zweigen schmetterte der Buchfinke sein Lied unfern seines sicheren Nestes, und ein Kuckuk saß oben

im Gipfel und rief seinen eintönigen Ruf hinaus in das im Sonnenglanze ruhende Land.

Mehrere Wege liefen hier fächerartig in einen zusammen, der gen Nußdorf führte, und es soll mich wundern, wenn's nicht mehr so ist.

Auf allen diesen Wegen, in größerer oder geringerer Entfernung sah man Haufen herankommen, Männer, Weiber, Jünglinge, Mädchen und Kinder, die alle nur ein Ziel hatten, nämlich die Kirmeß von Nußdorf und deren Fleischtöpfe, Weinkrüge und Tanzplätze. Hier aber mußten sie zusammen, wenn sie nicht querfeldein gehen wollten, und dazu waren doch die Sonntagsschuhe zu gut, weil das Feld frühlingsfeucht war.

An dem Heiligenhäuschen saß schon Einer, aber kein Bauer, denn sein Kleid war nach Art der fahrenden Schüler und ziemlich lumpig und abgenutzt. Die Pelzkappe, die sein Haupthaar deckte, ging weit in die Stirne und der Schirm deckte schier das halbe Gesicht. Ein Bündelein hatte er nicht zu tragen; statt dessen aber eine alte Zither. Daran konnte man schon sehen, daß es einer von denen war, die sich Meister- und den die Welt Bänkelsänger nannte. Sie zogen landaus landein, und sangen lustige und traurige Lieder, Mordthaten und Hochzeitslieder, und erzählten den Leuten wundersame Mährlein und Geschichten. Dagegen empfingen sie Obdach, Speise, Trank und wer's geben konnte und wollte, Geld, waren liebe Gäste für Alt und Jung, absonderlich willkommen auf Kirchweihen, Hochzeiten und Kindtaufen und auch sonst. Sie lehrten Buben und Mägdlein die Lieder und Weisen, die diese dann fortab weiter sangen und nicht wieder vergaßen. Der hier saß, war ein schöner, stattlicher Mann von etwa fünf und vierzig Jahren oder ein paar mehr — und das eher, als weniger; denn es zeigten sich in seinem langen Haar und Barte schon etliche weiße. Sein Aussehen, seine Haltung, ja sein ganzes Gehaben wollte schier nicht zu dem Kleide passen, und seine feine Hand schien auch nicht zu grober Arbeit geschickt, noch daran gewöhnt. Was konnte man aber sagen?

So ein Bänkelsänger lebte ja vom Nichtsthun, und die Zither mit den Finger oder Gänsekiel zu schlagen und mit der Linken oben die Töne zu greifen, das war keine Arbeit, die Schwielen in die Hand brächte. Der Meister- oder Bänkelsänger folgte mit dem Blicke den Heranziehenden, und in seinen Mienen lag eine Freude, die er nicht hätte verhehlen können, wenn er es auch gewollt, als er sie auf sich zukommen sah.

Zu allernächst dem Hügel war ein Trupp, der von Bechingen herkam. Vorauf schritt die stattliche Mannesgestalt des Jakob Fechenheimer von Bechingen, eben der, von dessen Spänne mit dem Ritter Rudolph von Zeiskam der Pfriemer erzählte. Er war ein riesig großer und starker Mann, ein Wittmann, dem seine Söhne und Schwiegertöchter nebst ihren Kindern folgten und noch andere Bechinger, die ihre guten Freunde in Nußdorf mit Essen und Trinken abstrafen wollten gegen Wiedervergeltung auf der Bechinger Kirmeß.

Als sie sich dem Hügel nahten, lüftete der Jakob Fechenheimer seine Tarnkappe von Wolfspelz, die er zu Ehren eines erlegten mächtigen Wolfes trug, wischte sich den Schweiß ab und sagte: „Mein' Seel', 's ist ein Wetter wie zu Johannis! da jubiliren die Lerchen und Buchfinken; der Kukuk ruft, daß man das Geld in der Tasche umwende, *) und die Störche streichen über das Land und klappern, daß es eine Lust ist; die Vögelein und die Immen **) halten auch Nußdorfer Kirmeß und die Blumen Ostern, und das Gethier und Gewächse hält überall Auferstehung; der Nußbaum hat schon Reiher. ***) Das wird heuer ein Weinjahr geben! Da geht's nicht wie das Mährlein vom heiligen Petrus sagt!"

„Wie lautet denn das?" fragten die Anderen.

---

*) Ein alter Volksglaube lehrt, man müsse, wenn man zuerst den Kukuk höre, schnell das Geld in der Tasche umdrehen, dann mehre es sich und werde zu Hecke-stücken.

**) Bienen.

***) Männliche Blüthen.

„Will's Euch erzählen," sagte Fechenheimer. Er blieb stehn und seine Begleiter sammelten sich neugierig im Kreis um ihn.

„Einmal," hob er an, „als der Herbst in die Pfalz kam, und die Sonne so schön in das herrliche Land schien, und die Menschen so fröhlich waren, gelüstet's den heiligen Petrus, der an der Himmelsthüre Jahr aus Jahr ein stehen muß, auch 'mal in den Herbst in die Pfalz zu gehen. Er sagt zum Herrn: „Lieber Herr, erlaub's, daß ich 'mal in die Pfalz in den Herbst geh' und 'mal sehe, was die Pfälzer machen. Mein Bruder, der Jakobus, kann sich auch 'mal so lange an die Himmelspforte stellen, wo's ohnedem zieht, wie auf der Kalmit da unten, daß man Zähnepein friecht!"

„Der Herr sagt: „Geh' auf acht Tag'!"

„Mein Petrus nicht faul und war fluggs zu Nußdorf. Da war eine Herrlichkeit und ein Jubel über die Maßen, denn die Trauben waren goldgelb und fuchsbraun und dazu süß wie Honig. Sie lasen eben und der Petrus half wacker; aß Trauben, daß es eine Art hatte, faulen Käs, dazu Weißbrod und trank Alten, wie ein Schwamm das Wasser. Das gefiel ihm baß. Die acht Tage gingen herum wie ein Gedanke. Nun kam das Keltern und der süße Most und die gebratenen Kastanien dazu. Das schmeckte meinem Petrus, und er blieb auf gut Glück noch weitere acht Tage. Endlich wurde es ihm doch heiß und er machte sich auf, seinen Bruder wieder abzulösen, der den Zug nicht gut vertragen konnte. Als ihn der Herr sah, blickte er ihn zornig an. Petrus aber sagte: „Herr, vergib, es war gar zu schön, und die Leute sagten: „Gottlob, was ist das ein Weinchen! Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!"

„So?" sagte der Herr, „sagen sie das, so freut's mich, und weil Du mir sagst, daß sie dankbar sind, will ich Dir das Ausbleiben diesmal vergeben." Wer war froher als mein Petrus?

„Das Jahr darauf war's anders. Es war ein rauhes Jahr gewesen, kalt, regnerisch und unfreundlich. Die Trauben waren essigsauer, und war nirgends Lust noch Freude.

„Petrus hatte gar keine Schneibe,*) in den Herbst nach Nußdorf zu gehen. „Peter,“ sprach da der Herr, der's merkte, wie die Gäule im Stalle standen, „geh' wieder in den Herbst nach Nußdorf und sag' mir, was die Leute gesagt haben. Ich geb' Dir vierzehn Tage Frist, daß Du mir nicht wieder über die Schnur hauest.“

„Was wollte Petrus machen? Er biß in den saueren Apfel und ging; aber schon am anderen Tage kam er wieder und trat vor den Herrn und schüttelte sich.

„Wie ist's? Was sagen die Nußdorfer?“ fragte der Herr.

„Was sagen sie,“ hob Petrus an — „sie sagen: „Donner, was ist das 'ne Brüh! sauer wie Essig und bitter wie Galle! das gibt ein Drehwein!“

„Was soll das sagen?“ fragte der Herr.

„Ei,“ sagte Petrus, „wenn der 'mal federweiß ist, muß um zwölf Uhr Nachts der Nachtwächter rufen: „Legt Euch herum!“

„Warum denn?“ fragte abermals der Herr.

„Ei,“ sagte Petrus, „sonst frißt er den Magen durch, wenn er zu lang auf einer Seite liegt! Drum, Herr,“ sagte er, „gib den guten Pfälzern guten Wein, dann sind sie fröhlich und dankbar, und singen ihr Liedlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“

„Und,“ schloß Fechenheimer, als Alle laut lachten, „da seht Ihr, woher das Sprüchlein stammt: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ Heuer gibt's keinen Drehwein, sondern einen, dabei es heißt: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“

Die Wirkung dieses Stückleins dauerte noch fort, als sie zugleich mit anderen Kirmeßgästen, die von anderen Orten herkamen, den Hügel erreichten. Da gab's ein Grüßen und Handdrücken, ein Fragen und Antworten und Wiederfragen, daß sie gar den nicht sahen, der hier unter dem Nußbaume sich sonnte und lustig lachend die Begrüßungen und die Freude Aller sah.

„Die lustige Nußdorfer Kirmeß zieht doch Alles herbei,“ sagte

---

*) Lust.

Jakob Fechenheimer, „was nicht gerne Wasser trinkt und das dürre Holz*) gerne rasseln hört!"

„Gehört Ihr denn auch dazu?" fragte ein Bauer von Edenkoben.

„Warum nicht?" sprach lustig Fechenheimer. „Auch altes Holz schlägt noch 'mal grün aus, das seht Ihr an dem alten Kerl dem Nußbaume hier."

Alle lachten über des lustigen Mannes Rede.

Der Edenkober sagte darauf: „Alles macht sich schön. Wir können gleich mit Spiel und Sang einziehen, denn dort sitzt Einer, der Rath weiß dafür!"

Fechenheimer sah jetzt den Bänkelsänger.

„Mein' Seel'," rief er, „den hat ein guter Wind justement daher geweht. Auf, Meister, spielt uns eins! oder seid Ihr müd'?"

„Könnt's wohl sein," sagte der Spielmann.

„Kommt Ihr denn so weit her heute?" fragte Fechenheimer.

„Heute nicht gerade," war dessen Antwort; „aber wenn Einer alle Tage weite Tagfahrten macht, muß er wohl müde werden."

„Freilich," sagte Fechenheimer darauf. „Kommt Ihr denn so weit her?"

„Komme schnurstracks aus dem Elsaß," sagte der Bänkelsänger.

„Alle Blitz," rief der Fechenheimer, „so könnt Ihr uns auch sagen, ob's wahr ist, daß es dort zum Brechen gekommen ist?"

„Freilich," sagte der Spielmann, „die Bauern sind dort wie drüben über'm Rhein, am Main, am Neckar, in der Ortenau, im Lande Würtemberg, einmal wach geworden, nachdem sie lange geschlafen und sich im Schlafe haben das Fell über die Ohren ziehen lassen. Sie sahen ein, daß sie nicht die Lämmer sind, die Klosterpfaffen scheeren sollen."

„Und die Ritter, die Stegreifer und Krautjunker," fiel der Fechenheimer hastig ein. „Ist's wirklich wahr?"

---

*) Volksausdruck für Geigenspiel, Tanzmusik.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, was ich Euch sage!“ versetzte der Bänkelsänger. „Das ganze Elsaß ist in lichtem Brand. In hellen Haufen ziehen die Bauern umher, plündern die Klöster, letzen sich einmal an dem Ueberflusse, der dort in Küche, Keller und Speicher herrscht. Das ist Euch ein Herrenleben! Und wenn sie geschmaust und gezecht haben, wobei die feisten Kahlköpfe und Kuttenmänner aufwarten müssen, brennen sie die Rattennester nieder und theilen sich in das Gut, denn, so sagen sie und haben Recht, sie haben's unseren leichtgläubigen Vätern mit schnödem Ablaß und für Heiligenbildchen abgemaust; wir wollen's ehrlich wiedernehmen; denn wir sind ihre Urenkel und Erben. Und zu der faulen, dickwanstigen Pfaffheit sagen sie — Der Herr spricht: „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brod essen,“ und Sanct Paulus spricht: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!“ Ist das nicht recht?“

„Freilich!“ riefen die Bauern mit leuchtenden Augen.

Fechenheimer klatschte auf seine Lederhose und rief: „Das ist prächtig! prächtig!“

„Und was machen sie mit den Rittern?“ fragte Fechenheimer.

Etwas zögernd sagte der Bänkelsänger: „Die es mit ihnen nicht halten, oder die sie geplagt haben, überfallen sie und brechen und brennen ihre Burgen.“

„Herrlich, herrlich!“ schallte es aus dem Haufen.

„Aber man sagt,“ fuhr Fechenheimer fort, „die Ritter, der Herzog und die hohe Klerisei stünden zusammen gegen die Bauern im Felde.“

„Gewiß,“ sagte der Spielmann; „da geht's nach dem Sprichworte: „Wenn's einem ehrlichen Manne gilt, sind die Schelmen einig!“

Ein wieherndes Gelächter, das nicht enden wollte, begleitete die letzten Worte des Spielmannes.

„Der sagt's dick!“ riefen Etliche. „Es ist die Wahrheit!“ schrieen Andere.

„Wenn Ihr aber meint," fuhr der Bänkelsänger fort, „der Herzog und die Ritterschaft sammt der Pfaffheit könnten den Strom dämmen, so seid Ihr irre. Sie zittern vor dem starken Arme der Bauern, weil ihr Gewissen sie schlägt. Bis jetzt darbte der Bauer und sie praßten in Hülle und Fülle. Nun wird der Spieß einmal umgekehrt."

„Ha," rief ein Bauer, „das wär' auch 'mal bei uns an der Zeit!"

„Gut, wenn Ihr das 'mal einsehet," sagte der Bänkelsänger. „Komme doch auch in der Pfalz herum, daß ich wissen kann, wie es da zugeht. Warum fordert Ihr Euer altes, gutes Recht nicht? Schlagt mit Knebeln drein wie die Elsässer und die anderen. Gutwillig kriegt Ihr's nicht. Ja, die Elsässer, das ist ein kernhafter Menschenschlag; die lassen sich nicht ungeahndet das Fell abziehen wie die Pfälzer. Euch hacken die Mönche und Junker das Mus auf dem Kopf und Ihr sagt noch: „Wohl bekomm's!" Dort schießen sie das Wild und essen's auch, dort fangen sie sich die Fische und braten sie sich auch, hauen sich Holz, so viel sie bedürfen, aber denken nicht daran es zu bezahlen. Vom Zehnten sollt' 'mal Einer reden, von Gülten, Beed, Schätzung oder dergleichen, dem wollt' ich's nicht rathen, daß er lange bliebe! Sie legten ihm ein hänfenes Halsband um. Und über'm Rheine machen sie's gerade so. Geht's überall los, so mögen sie sich einander nicht helfen. Ihr nennt Euern Kurfürsten den Sanftmüthigen — trau', schau', wem! Ich will Euch einmal das Bauernlied aus der Ortenau singen, dann könnt Ihr sehen, wie viel Uhr es ist. Die wissen, was ihnen noth ist."

„Wir brauchen keine Lieder!" rief ein Bauer von Edesheim aus. „Was soll's mit Liedern, wo es zu Thaten kommen muß! Laßt uns die Kolben fassen und aufspielen denen, die uns zu Boden drücken!"

„Nein! nein!" riefen viele Stimmen, „wir wollen das Lied hören und lernen. Es ist so ein heller Funken, der dort in's dürre Reisig fuhr. Er soll's singen!"

„Meinetwegen!“ grollte der Edesheimer. „Singt, so lang Ihr wollt; die Mönche in den Klöstern singen auch. Die haben vollauf zu leben. Meine neun Kinder singen ein Liedlein, das mir durch's Herz geht, und sind alle neun Leibeigene des Stiftes zu Klingenmünster.“ — Er ging trutzig seines Weges nach Nußdorf, und der Sack, der über seine Schultern hing, zeigte an, daß nicht die Lust ihn nach Nußdorf trieb, sondern die Noth und die Hoffnung, daß fröhliche Herzen gerne geben.

Der Spielmann rührte seiner Zither Saiten und sang mit klangheller Stimme:

„Es ist ganz todt, das alte Recht,
Die Freiheit ist ein' Leichen,
Es gibt nur eitel Herr'n und Knecht',
Der freie Mann muß weichen!
Sie zapfen ab das Blut.
Fragt Ihr: wer's thut?
Die in den Burgen hausen
Und schmausen!“

„So ist's! so ist's!“ riefen die Bauern. „Der arme Mann *) darbt und die Ritter führen ein Lotterleben.“

„Seht da hinauf, wo die Thürme der Bischofsburg ragen,“ rief Einer aus dem Haufen mit mächtiger Stimme. „Der Vogt macht's gerade so. Er zapft uns das Blut ab und schmaust alle Tage wie weiland der Sardanapalus.“

„Macht's der Zeiskamer und der Fleckensteiner zu Germersheim besser und der auf der Kästenburg?“ fragte Fechenheimer und blickte über die Menge hin, als wolle er Antwort.

„Ja! ja!“ riefen Alle, „es ist wahr!“

„Sie sollen's am längsten so gemacht haben!“ rief Fechenheimer heftig. „Ich kann reden davon, wie sie's treiben. Die Elsässer haben vorgetanzt; wir folgen.“

*) So nannte sich das Volk in jenen Tagen vorzugsweise, und noch heute ist der Ausdruck im Volke derselbe für denselben Begriff.

„Das wollen wir! das wollen wir!“ hallte es im Chor.

„Hört weiter!“ sagte der Spielmann, spielte weiter und sang:

„Der arme Mann, der leidet Noth,
Die Pfaffen und Ritter prassen;
Für Weib und Kind hat er kein Brod,
Sie haben ihm nichts gelassen.
Der Zehnte, Beed' und Schoß,
Der Bettelmönche Troß,
Das Wild im Bann! — Wer will tragen
Die Plagen?“

„Wir nicht! Wir nicht länger!“ schrie der Haufen.

„Fechenheimer,“ rief Einer, „Du hast's neuerlich erfahren. Ist Dir's gut gegangen im Verließ zu Bechingen? Hat Dir der Zeiskamer auch ein Stück Hirschziemer vorgesetzt?“

Alles Blut stieg in des Fechenheimers Haupt.

„Verflucht sei der Unhold!“ rief er. „Seine Hirsche weideten meine Saat ab. Mein Bolzen streckte einen nieder und er riß mich in das Verließ, bis ich mich löste, und ich sitze als freier Bauer auf meiner Hofstatt? Wer hilft? Der Bischof? Nein — der Kurfürst? Nein! und abermals nein!“

„So wollen wir selber helfen?“ sprach der Bauer. „Streitkolben liefert der Wald.“

„Ihr dürft sie nicht abhauen!“ sagte der Spielmann höhnisch lachend. „Der Wald war Euer — jetzt ist er dem Herrn! Hört mich weiter,“ bat er dann, und sang:

„In unsrer Sach' ein Andrer praßt,
Und thät sich an den Guten;
Die Macht han sie sich angemaßt,
Und streichen uns mit Ruthen
Bis auf das Blut! —
Fragt Ihr, wer's thut? —
Die in den Klöstern zechen —
Ja, zechen!“

„Davon haben sie die rothen Nasen und dicken Bäuche!“ schrieen wild die Bauern. „Unsere Sach' betteln und nehmen sie!“

„Denkt an die fetten Pfründner in Speyer, in Eusserthal, in Klingenmünster und Hördt!“ rief der Edesheimer, dessen Stimme wie ein Heerhorn Alle übertönte. „Es ist das Gut, welches sie unseren Vätern für Ablaß und Seelenmessen auspreßten.“

Solche Worte und noch viel ärgere hörte man, daß Frauen und Mädchen erröthend die Augen niederschlugen. Es war ein wildes Durcheinanderschreien, daß man zuletzt sein eigenes Wort nicht mehr hören konnte.

Der Spielmann ließ den Sturm austoben. In seinen Zügen spiegelte sich die Lust seiner Seele. Er sah seine Saat keimen. Endlich erhob er den Arm und es wurde still. Er sang:

„Hallo! Nur drauf, ihr Männer all,
Solch Schand' soll nit mehr gehen!
Woll'n brechen Zwinger und Zell' zumal,
Und soll'n nit mehr erstehen!
Fragt Ihr, wer's thut?
Das thut der Bauer gut!
Zu lang hat er's getragen
Mit Zagen!“

„Hallo! Hallo! das noch einmal!“ riefen die Bauern, deren Zahl durch die Größe des Haufens und den wechselnden Lärm stets im Zunehmen war.

„Die haben's noch nicht gehört!“ schrien sie, auf die Neuangekommenen deutend.

Man sah von allen Seiten Leute eilings herzuströmen. Die auf dem Hügel Stehenden winkten den Entfernteren herbei und diese beschleunigten ihre Schritte.

Endlich wiederholte der Bänkelsänger seinen Vers unter fortdauerndem Beifalljauchzen der Menge.

„Nun kommt das Beste!“ sagte endlich der Bänkelsänger. Der Lärm wich aufmerksamem Zuhorchen. Er sang:

„Das große Faß ist unser Faß,
Das liegt gefüllt im Keller.
Da woll'n wir trinken Alle baß.
Und zahlen keinen Heller.

Drum drauf, Du frisches Blut!
Bauernfaust ist gut!
Will Klöster und Burgen brechen
Und zechen!"

„Aha," riefen die Bauern, „das ist das große Faß, das der Bischof voll Deidesheimer auf der Kästenburg liegen hat."

„Nein," riefen die Pfälzer, „es ist das große Faß zu Heidelberg im Schloßkeller!"

„Nein, alle beide sind's!" riefen wieder Andere. „Recht so! Das ist das schöne Ende vom Lied! Wollen auch 'mal zechen und sehen, wie's thut. Der Abt zu Limburg trinkt sich alle Abend unter den Tisch, und der Graf zu Leiningen und der Pfälzer machen's nicht besser. Sollen einmal Wasser trinken und wir den Wein, so ist's in der Ordnung!"

Allgemeines Gelächter folgte und man sah in dem lüsternen Flammen der Augen, man hörte im gierigen Schnalzen der Zungen, wie mächtig das reizende Aussichtgeben des Liedes wirkte.

Der Spielmann hing seine Zither um und schickte sich an, seinen Weg fortzusetzen.

„Wohin?" fragte Fechenheimer.

„Gen Grünstadt, dort hinab," sagte er.

„Das wär' mir sauber," entgegnete Fechenheimer. „Ihr wollt fort und in Nußdorf ist die fröhlichste Kirchweih des Landes? Nein, so fett schmelzen wir nicht!*) Der alte Pfriemer zu Nußdorf hat noch Platz auf seiner Bank, einen Teller für Euch und sein Weinkrug hat einen weiten Bauch. Ich käme schön an, wenn ich ihm sagte, ich hätt' Euch ziehen lassen! Ihr seid mein und sein Gast, und meiner Seel'! wenn's Euch reut, mitgegangen zu sein, so soll mich der Zeiskamer, den Gott verdamme! noch einmal in das dunkele, feuchte Loch stecken, in das er mich warf, als ich den Hirsch bolzte."

Dem Bänkelsänger war's nicht Ernst mit dem Gehen nach

---

*) Sprichwörtliche Redensart, die so viel heißt als: „Das geht nicht an."

Grünstadt. Die Nußdorfer Kirchweih hat ihn hergelockt, denn dort trafen viel hunderte von Bauern zusammen aus der Nähe und Ferne. Dort war der rechte Acker, wo er die Saat der Aufwiegelung des Pfälzer Landvolkes mit Erfolg streuen konnte. Hier schon sah er, wie trefflich der Boden ihm bereitet war, wie leicht das Werk, wie augenscheinlich der günstige Erfolg. Es war eben nur Spiegelfechterei, daß er nicht dorthin wolle. Gerne ließ er sich daher bestimmen, dem Fechenheimer zu folgen, und der ganze Troß brach zusammen auf, dessen Ankunft in Nußdorf ein so großes Aufsehen machte.

3.

Die Wohnungen des Benz und Pfriemer zu Nußdorf lagen neben einander. Die Höfe hinter dem Hause schied zwar eine Mauer, aber sie war im Laufe der Zeit mürbe und lückig geworden, theilweise selbst bis auf geringe Höhe zusammengefallen, und da beide Nachbarn sehr befreundet waren, so dachte Pfriemer, dem die Mauer gehörte, nicht dran, sie wieder aufzumauern. So war ein heimlicher Verkehr möglich, ohne daß man der Straße dazu bedurft hätte. Das war Niemand lieber als dem Heinz Pfriemer und der Elsbeth Benz.

Wie zwei treue Nachbarskinder waren Beide spielend mit einander aufgewachsen, und die Liebe war in ihre Herzen hineingewachsen so fest und tief, daß ihre Wurzeln mit den Wurzeln ihres Lebens eins geworden waren.

Heinz war ein schöner Jüngling geworden. Hoch aufgewachsen und stämmig zugleich, war er ein Abbild seines Vaters. Wie er ihm äußerlich glich, so auch innerlich. Fest, männlich, muthig, bieder und treu stand der Jüngling da, die Freude seines Vaters, der Liebling seiner Altersgenossen, und der Mädchen Augen stahlen sich selbst während der Messe zu ihm hin und betrachteten mit stillen, süßen Wünschen den schönen Burschen, dessen unbescholtenes Leben

und Reichthum eine wünschenswerthe Zugabe war, und endlich galt noch mehr, daß er eines freien Bauern freier Sohn war.

Nur Eine blickte nicht nach ihm, weil sie ihm alle Tage ganz nahe in's Auge sah, und ihr Bild drein spiegelte. Das war Elsbeth Benz.

Es war auch gar kein Geheimniß, daß sie sich lieb hatten. Warum hätten sie's verheimlichen sollen? Ihre Liebe war alt, treu, lauter und die keuscheste Sitte heiligte sie. Die Eltern wußten's und billigten es. Da war kein Grund für heimliches Schmuggeln. Daß Elsbeth beneidet wurde, lag klar auf der Hand; aber das kümmerte Beide gar nicht. Ebenso wenig, daß trotz Elsbeths Leibeigenschaft mancher Bursche den Heinz Pfriemer beneidete; denn Elsbeth war ohne Zweifel das schönste Mädchen in Nußdorf, und das sittigste, bravste, häuslichste dazu, und dort sind fast alle Mädchen hübsch.

Sie sahen sich alle Stunden, plauderten, scherzten, lachten und meinten, ihr Glück bedürfe keines Zuwachses, keiner engeren Verbindung, obwohl sich das mit den Jahren änderte.

Der alte Pfriemer und Elsbeths Eltern waren auch der Meinung, die vom siebzehnten Jahre an ihre Kinder gefaßt hatten.

Pfriemer war schon lange Wittwer. Er hatte seinem Sohne die Zuchtruthe einer bösen Stiefmutter nicht aufbinden mögen, nicht das Erbe durch Theilnehmer schmälern wollen. Nun wurde er alt und die alte Magd Grete wurde baufällig, und ihr Auge blöde. Sie war eine verwaiste Verwandtin von ihm. Verstoßen sollte sie nicht werden, aber der Hülfe bedurfte sie und das Hauswesen. Sie selbst sagte oft zu dem Pfriemer: „Mage,*) sorgt doch, daß die liebe Elsbeth bald Hausfrau wird; meine alten Knochen sind mürbe."

Die Benz' sahen den Vortheil und Segen einer solchen Verbindung wohl ein, und hätten lieber heut als morgen ihren Segen gegeben; aber Elsbeth war eine Pfälzer Leibeigene. Die paßte

*) Verwandter, Vetter, ein alter, jetzt seltener Ausdruck in der Pfalz.

nicht gut zu des Pfriemer's freiem Stamme. Benz hatte sich ein schönes Anwesen erworben. Er wollte sie, koste es, was es wolle, freikaufen; aber das wollte gar nicht gehen. Der Vogt von Germersheim stimmte nicht zu, denn er haßte den freimüthigen Pfriemer und der rothe Märten Streffer goß, weil er mit dem Pfriemer in nachbarlichem Unfrieden lebte, Oel in die Flamme. So waren zum großen Herzeleid der Eltern alle Versuche bis jetzt gescheitert. Dies nährte Pfriemer's Grimm, der ohnehin angeweht vom herrschenden Geiste des Aufruhrs, seit ihn der Vogt geärgert, lichterlohe aufflammte.

Benz wollte nun das Letzte wagen und selbst nach Heidelberg zum Kurfürsten gehen, dessen Güte den besten Erfolg verhieß. Pfriemer war dagegen, denn er wollte ihre Freiheit erkämpfen. Das war mehr nach seinem Sinne.

Benz war eine lenksame Natur. Wäre nicht seine fromme und sanfte Frau gewesen, er hätte gleich Pfriemer dreingeschmissen, weil dieser es wollte. Sie aber hielt ihn im Zaume und darum neigte er zum Wege der Güte, wenn er daheim war, zu dem der Selbsthülfe, wenn er Pfriemer's beredte, feurige Worte vernahm.

Fechenheimer und die Seinen waren mit dem Spielmann und anderen Gästen in das Haus Pfriemer's getreten, und der Bänkelsänger erzählte lebhaft und viel aus dem Elsaß und den Bauernaufständen dort. Selbst während des Imbisses wurde das Gespräch lebendig fortgesetzt, und um so lebhafter, als der Steinkrug unaufhörlich kreiste, für dessen Füllung Heinz aus einem ungeheueren alten Kruge höchst aufmerksam sorgte. Das Lied war auch wieder erklungen. Nachbarn sammelten sich bei Pfriemer, und mit jedem Augenblicke steigerte sich die Erregung, die der Bänkelsänger wohlberechnend nährte und pflegte.

Wieder war der dicke Krug leer und Heinz schritt rüstig die Kellerstiege hinab. Der hölzerne Hahn ließ die goldene Fluth in den weiten Krug rauschen, den Heinz in gebückter Stellung unterhielt, da legte sich eine kleine Hand sanft auf seine Schulter.

Erschreckt, denn er hatte keine Schritte gehört, fuhr er empor und — blickte in Elsbeths wunderschöne, milde, blaue Augen.

„Hab' ich Dich fürchten gemacht, Heinzchen?" fragte sie schmeichelnd. „Sei mir nicht böse!"

„Du garstige Maid!" sprach halb zürnend, halb lachend der Jüngling. „Hab' Dich doch gar nicht gehört."

„Bist mit Deinen Gedanken halt immer droben, wo der Bänkelsänger die Köpfe toll macht," sagte das Mädchen mit einem Seufzer. „Ach, Heinz, wenn's so fort geht, werden wir niemals Mann und Frau!"

„Oho! Elschen, oho! Du hast falsch gerechnet!" rief er aus und setzte den Krug auf's Knie. „Willst 'mal Muth trinken!"

„Nein!" sagte das Mädchen; „mir fällt der Muth stündlich mehr."

„Das fass' ich nicht," sagte Heinz. „Meinst Du, mit Geld zwäng's Dein Vater? Mein Leben nicht! Der Fleckensteiner zu Germersheim haßt meinen Vater, weil er Haare auf den Zähnen hat, und der rothe Strolch neben uns, der Märten Streffer, mit dem's mein Vater vollends nicht gut kann, der bläst das Flämmlein zur Flamme. So wird's nicht; aber wenn wir wie die Elsässer dreinschlagen, dann gibt's wieder das alte Recht, die Leibeigenschaft hat ein Ende und Du bist meine Frau!"

„So leicht gesagt und schwer gethan!" seufzte das schöne Mädchen. „Ach, Heinz, die Schrift lehrt, wie meine gute Mutter sagt, unterthan sein der Obrigkeit, die von Gott ist. Wer sich gegen die Obrigkeit setzt, der widerstrebt Gottes Ordnung und wird bestraft werden. Wer im Aufruhre das Schwert zieht, der soll auch durch's Schwert fallen. Ach, da beb' ich; gingst Du mit, ich stürbe! Laß ab, Heinz! Bleib auf Gottes Wegen! Ach, man richtet mit gutem Worte mehr aus als mit wilder Gewalt!"

„Man meint, man hörte Deine Mutter," lachte Heinz. „Der hat der vertriebene Pfaff, der von Wittenberg kam, den Kopf voll ʳcher Dinge gemacht, und da sie lesen kann, ihr ein Testament

gelassen, oder ein Stück davon, das erst ganz neu von dem Luther verdeutscht ist. Ist mir auch recht und lieb; aber damit wird's nicht. Hat Dein Vater nicht gute Worte gegeben und gutes Geld geboten? Was hat's gefruchtet?"

„Nichts, weil es Dein Vater zusammenriß," sagte sie.

„Schmähe ihn nicht," warnte Heinz.

„Das sei fern," sprach aus Herzensgrund das Mädchen; „aber was doch wahr ist, ist wahr. Hätte er mit dem Vogt nicht aufgesetzt —"

„Soll er sich die Haut über die Ohren ziehen lassen und sich dazu bedanken? Damit lockt man die Katze nicht vom Ofen weg, glaub' mir's!"

Elsbeth seufzte und schwieg.

„Was Recht ist, ist auch Recht," fuhr Heinz fort. „Dazu konnte er nicht schweigen, daß der Vogt Unrecht that! Schütte ihm nur nicht Alles in die Schuhe! Doch wozu das Gerede? Hat nicht der Vogt zu Deinem Vater gesagt: Da wird nun und nimmermehr was draus! Das ist doch genug gesagt und deutsch; man kann's leicht verstehen. Dein Vater will nach Heidelberg? Halbwegs, Elsbeth, halbwegs!"

„O Heinz," sagte schmeichelnd das Mädchen und legte ihre Hand auf die seine und sah ihn mit unaussprechlich flehendem Blick an, „hilf zurückhalten! Willige nicht ein! Schließ Dein Ohr vor dem Spielmann. Ich hab' ihm in die Augen geschaut, das sind böse Augen; der ist nicht lauter und meint's nicht treu. Mir ist das Blut aus dem Gesichte gewichen, als er mich so ansah."

„Hast ihm auch gefallen," scherzte Heinz. „Du thust's halt allen Leuten an."

„O scherze nicht, Heinz," bat sie. „Mir ist's gar nicht um's Scherzen. Das Herz ist gepreßt von Angst. Was soll's werden, wenn ihr zu den Waffen greift? Fällst Du im blut'gen Streite, so gräm' ich mich todt! Und zum Kampfe muß es kommen. Sollt' Euch der Herr Kurfürst gehen lassen, wenn Ihr, wie der Spielmann

singt, Burgen und Klöster brechen wollt? Da kommen die Ritter und die Landsknechte. Und was vermögt Ihr gegen Ihre Spieße und Kugelbüchsen? Mit Streitkolben richtet Ihr nichts aus und sie metzeln Euch nieder. Ach, Heinz, soll ich denn in meiner Jugend vor Jammer sterben?"

„Nein, nein!" rief Heinz; „Hochzeit halten sollst Du mit mir, als freie Dirne zum Altare treten, wenn ich Dich habe freimachen helfen. Sie fallen nicht Alle. Sei ruhig, Kind! ich sehe als Ziel Deine Freiheit, Dich als meine Hausfrau, Recht, Zucht, Ordnung im Lande. Da muß man gerne ein paar Tropfen Blut hingeben. Anders geht's ohnedem nicht. Du stellst Dir Alles so grausam vor. Laß 'mal uns Bauern ausrücken zu Tausenden! da klappt's, und der Pfälzer zieht linde Saiten auf; verlass' Dich darauf, er thut's."

„Der Herr Kurfürst soll Euch widerbelligen Bauern nachgeben?" fragte das Mädchen. „So wenig als schwarz weiß wird und Nacht Tag! Und Ihr wagt ein Spiel, das Euch Leben und Alles kostet. Abtrotzen wollt Ihr, abreißen, nicht abbitten."

„Das sind eisgraue Träume! mach' mir meinen Gaul nicht scheu! laß mich sorgen. Du weißt, wie lieb ich Dich habe, und wie ich nur ein Glück suche — Dich. Da ich's nun auf dem Wege der Geduld nicht erreichen kann, will ich's erkämpfen."

„Heinz!" rief in diesem Augenblicke des Vaters mächtige Stimme, „wo steckst Du? Hast Du den Krahnen in die Gurgel geleitet und liegst am Faß?"

„Jesus Maria!" rief halblaut das erbleichende Mädchen, „wenn er mich hier bei Dir fände?"

Sie versteckte sich schnell, und Heinz antwortete und lief eiligst die Stiege hinauf, dem Vater entgegen mit dem Krug.

Als ihn der Alte kommen sah, trat er wieder in's Haus, fragte aber rückwärts schauend: „Schließest Du die Kellerthüre nicht?"

„Ich geh' gleich wieder heraus!" sagte Heinz.

Elsbeth horchte mit angehaltenem Athem auf ihre Entfernung, und als es stille geworden, eilte sie pfeilschnell in ihr Haus.

Heinz konnte kaum durch den Hausflur nach der Stube kommen, so voll Menschen stand's da, die nicht müde wurden, das Bauernlied und die aufregenden Reden des Bänkelsängers zu hören. Kopf an Kopf standen sie, Alt und Jung, Frauen und Männer. Es war eine gar lockende Aussicht, die sich in den Worten des Mannes kund gab, reich zu werden ohne Mühe, und einmal mit den Mönchen und Rittern zu theilen und in ihrem Ueberflusse sich den Guten anzuthun.

Je mehr der Bänkelsänger trank, desto lebhafter, glühender seine Reden wurden. Das Volk schrie Beifall, und der alte Pfriemer, der sonst um keinen Preis solchen Zudrang in seinem Haus, einen solchen Lärm in seiner Stube und Flur würde geduldet haben, sah und hörte das heute nicht. Da viele Fremde, Bettler und Landstreicher da waren, hatte die alte Grethe alle Räume verschlossen, das wußte er, nur den Keller nicht. Darum empfahl er das nochmals seinem Sohne Heinz, und dieser drängte sich durch.

Als er die Kellerthüre, die, weil sie schief hing, von selber zufiel, aufzog, rief er leise hinab: „Elschen!" Aber Niemand antwortete, und da von Benz' Hinterthür ein leises „Bst!" herüberklang, sah er rasch dorthin, wo Elsbeth sich eben vom Fenster zurückzog, da der rothe und scheele Märten Streffer zu Heinz trat.

Heinz theilte seines Vaters Abneigung gegen den widerlichen Menschen.

„Was wollt Ihr?" fragte er ihn trotzig. „Man sollt' sagen, Ihr schämet Euch über unsere Schwelle zu treten, nach dem, was Ihr heute Morgen gehört und erfahren habt!"

Märten zuckte die Achseln.

„Besser Unrecht leiden als Unrecht thun!" sagte er. „Daß ich es besser mit Dir und Deinem Vater meine, als Ihr alle Beide denkt, will ich Dir beweisen, Heinz!"

„Beweist's einem der Juden von Worms," sagte mit einer sprichwörtlichen Redensart Heinz. „Ich mag's nicht hören!"

Märten blickte ihn zornig an. „Knabe," sagte er, „Dich hab'

ich auf meinen Knieen geschaukelt. Darfst Du so mit einem älteren Manne reden? Du thätest besser, Du hörtest, was ich Dir wohlmeinend sagen will."

Heinz fühlte, daß der Märten Recht habe. Er schwieg und Märten Streffer fuhr fort: „Kennst Du den, der drinnen in Eurer Stube ein so groß Maul führt und sich als einen so getreuen Bauernfreund darstellt?"

„Es ist ein fremder Spielmann," sagte Heinz kurz.

„Ich kenn' ihn," sagte Märten mit Nachdruck.

„Nun, so seid damit zufrieden," versetzte Heinz, der eine Bewegung machte, in's Haus zu gehen.

„Bleib' noch ein Weilchen, ein kurzes Weilchen," sagte eifrig Märten. „Es ist Dir wichtig zu wissen, wer's eigentlich ist, und ich will Dir's sagen. Hast Du heut' Morgen gehört, was der Annweilerer sagte? Hast Du den Namen von der Hauben gehört?"

„Freilich!" sagte Heinz mit größerer Aufmerksamkeit, als er sie dem Mantelträger*) sonst gewidmet haben würde.

„Nun, der Bauernquäler und Straßendieb, den der Herr Kurfürst im „blauen Hute" sitzen hatte, und der mit dem Kerkermeister zugleich durchbrannte, der im Elsaß mit den Bauern kämpfte, der hier auch Feuer legen will, ist in Euerm Haus — ist der Spielmann!"

„Fuchsschwänzerei und Lüge!" rief Heinz.

„Heinz," sagte Märten, „geh' hin und sag's ihm und sieh zu, was er macht und sagt."

„Thut Ihr's!" warf Heinz hin.

„Dein Vater würfe mich zur Thüre hinaus," sagte Märten. „Folgt nur dem Verräther, und Ihr fallt Alle in die Grube!"

„Nehmt Ihr Euch nur in Acht!" sagte Heinz.

„Sorge nicht so liebreich für mich, Heinz," fuhr spottend der Rothe fort; „ich denke, Du hast's nöthiger. Der bringt der Elsbeth

---

*) Gleichbedeutend mit Ohrendiener, Mährchenträger, Fuchsschwänzer.

Freiheit nicht; aber hättest Du mir ein Wort vergönnt, für ein ordentlich Botenbrod*) hätt' ich Dir's fertig gemacht und will's noch heute. Nur jagt den Spitzbuben fort!"

„Das will ich thun!" rief Heinz und faßte Märten bei der Brust mit seiner riesig starken Faust, trug und schleppte ihn zur hinteren Hofthüre, die nach der Straße führte, und warf ihn hinaus.

„So!" sagte er. „Ich habe gethan, was ihr gewünscht!"

„Verfluchter Bube," schrie Märten und ballte seine Fäuste, „das sollst Du mir nicht umsonst gethan haben! Fluch auf Dich und Deinen meuterischen Hund von Vater!"

„Brummer!" rief Heinz dem Hund.

Als aber Märten den Namen hörte, floh er pfeilschnell davon.

4.

Eben, als zornglühend Heinz in die Stube treten wollte, erklang von der Straße her ein mächtig Jubiliren und Jauchzen, und die Töne der Fideln und Zinken mischten sich lustig darunter.

Wie ein Blitz war die Hausthüre leer. Alles strömte hinaus. Das helle Kirchweihglöcklein läutete.

„Heinz!" rief Pfriemer, „die Bursche ziehen auf und holen ihre Mädchen und Du fehlst noch!"

Rasch wie ein Gedanke flog Heinz zur Hinterthüre hinaus, warf den Kellerschlüssel der alten Grete zu und war schnell in Benz' Haus.

„Komm, komm Elschen," rief er, „sie fideln vor dem Hause, laß uns eilen!"

Er zog das Mädchen fort und bald stand das schönste Paar des Dorfes vorn an in der Reihe.

Unter Jauchzen und Musik zogen sie weiter.

---

*) Trinkgeld, Lohn.

Bursche trugen mächtige Krüge und Becher, und schenkten den Alten und Armen ein, auch wohl ihren Befreundeten. Ueberall leerten sich die Häuser, und Alt und Jung trat auf die Straße. Manche Bursche hatten alte Muskedonner und krachten sie 'mal los, was den Tumult und Lärm noch vermehrte.

Bei jedem Hause, wo ein Mädchen war, das einen Buben hatte, der es zum Tanze führte, hielt der Zug an, bis Beide kamen. So wurden alle Paare gesammelt; alsdann zogen sie langsam zum Wirthshause, wo der Ausgangspunkt und der Versammlungsort war.

Als der Zug dort anlangte, war überall das Mittagsmahl vorüber. Allmälig reihten sich Nußdorfer und Gäste zu Haufen, und zogen auch langsam zum Wirthshause, wo der Tanz gehalten werden sollte.

Der Raum war die große Zehntscheune des Dorfes, die in Länge und Breite alle anderen übertraf. Auf dem Lehmestrich tanzte es sich wundergut.

Als die Paare diese Stätte der Lust betreten hatten, und die Musikanten unmittelbar aus einem Marschtempo in das eines Tanzes übergingen, schaarten sie sich sogleich in Reihen und der Tanz begann. Unter jubelndem Gejauchze schwangen hoch die Buben ihre Mädchen, und im wirbelnden Drehen flogen sie dahin.

Allmälig füllte sich der Raum mit Alten, die an den Tischen sich niederließen und auch die Räume des nahen Hauses füllten. Pfriemer, Benz, Fechenheimer und der Spielmann saßen in des Hauses geräumiger Unterstube bei einander und viele noch bei ihnen, die ihres Mundes Feuerrede andächtig hörten. Andere gingen ab und zu. Ganz in einer dunkelen Ecke saß Märten Streffer lauschend auf jedes Wort, wie eine Katze jede Bewegung des Mäusleins belauscht, das noch nicht recht aus dem sicheren Loche heraus will. Hatte der Wein schon daheim ihre Köpfe erhitzt, so wurde hier noch mehr getrunken, und die Wirkung des genossenen Weines immer merklicher an Worten und Geberden.

Immer lebhafter sprach der Spielmann von den Elsässern und

ihren Thaten und Errungenschaften. Das Alles klang so lockend, daß die Bauern immer lebhafter dafür erweckt wurden, zumal sie hörten, wie sie dort die Klostergüter theilten, die Wälder sich zueigneten, die Klöster und Burgen plünderten und in ihrem Ueberflusse schwelgten. „Die Herren stellten," sagte der Spielmann, „Urkunden aus, wodurch die Leibeigenen gefreiet, die Abgaben für immer erlassen, und die Zehnten an Herren und Pfaffheit für immer aufgehoben würden. Das thäten sie aber erst dann," sagte er, „wenn die Bauern im Kampfe es ihnen abrängen."

Immer voller wurde es in der Stube. Der Raum faßte sie nicht mehr. Die Fenster wurden geöffnet, daß die Worte heraustönen und auch von den Draußenstehenden vernommen werden könnten. Der Tanz hörte auf. Da ergriff der Spielmann die Zither und das Bauernlied erklang wieder in seiner ergreifenden Weise.

Da sprang Pfriemer wieder auf und rief: „Wir wollen's auch so machen! Wer geht mit?"

„Wir! wir!" riefen Alle ohne Ausnahme.

„Der Spielmann soll unser Führer sein!" schrie Fechenheimer.

„Ja! ja!" erklang's im wilden Chor; „aber Ihr, Pfriemer, Euer Heinz, der Fechenheimer und Benz sollen Unterführer sein!"

Da trat Heinz Pfriemer vor den Spielmann und sah ihn durchdringend an.

„Warum spielt Ihr Mummerei, Ritter von der Hauben?" fragte er laut, daß es Alle hörten.

Erstaunt sprangen sie von ihren Sitzen auf. „Was? Wie?" schrieen sie durcheinander, „Der ist's?"

„Werfet die Maske ab," sagte mit fester Stimme Heinz, „und steht Rede, ehe wir Euch folgen."

Der Spielmann war bleich geworden. Er schoß giftige Blicke auf den kräftigen Jüngling, und es war ihm, als stünde er vor einer Macht, die ihn zur Rechenschaft und Strafe zöge. Endlich stand er auf.

„Woher kennst Du mich?“ fragte er mit schneidendem Tone.

„Das thut nichts zur Sache,“ entgegnete Heinz, „wenn Ihr's seid. Aber ein anderes gilt. Ihr wart ein Bauernschinder und nun wollt Ihr ein Bauernfreund sein, wo liegt die Bürgschaft?“

Von der Hauben bebte im Bewußtsein seiner Schuld und in der Gefahr des Augenblicks. Ehe er antworten konnte, fuhr Heinz fort:

„Wer es treu mit uns meint, sei uns willkommen, aber ich zerschmettere mit meinem Morgenstern jedem Treulosen den Kopf, merkt Euch das. Und nun redet, ob wir Euch trauen können.“

Der Spielmann sprang auf die Bank empor. „Hört mich Alle!“ rief er. „Es ist wahr, ich bin Ritter Erasmus von der Hauben, aus altem, edlem Stamm. Es ist wahr, daß ich mit dem Kerkermeister heimlich aus dem blauen Hute entwich; es ist wahr, daß ich ein Führer der Bauern im Elsaß war und verkappt hierher kam, um auch Euch zu helfen, daß Ihr frei und Eurer Bande ledig würdet, weil ich erkannt habe, daß es ein Unrecht ist, daß Ihr Leibeigene seid und so gedrückt werdet. Was sie mir Schuld geben, ist nur halb war; und gesetzt, es wäre wahr, ganz wahr, kann nicht bessere Einsicht und Reue das gethane Böse gut machen? Ich habe es schon dadurch gut gemacht, daß ich im Elsaß für der Bauern Freiheit stritt und, um Euch sie auch zu bringen, hierher kam. Daß ich es nur in diesem Aufzuge wagen durfte, mögt Ihr selber erwägen.

„Daß ich die Klöster brandschatzte, das ist meine Schuld, und darin ergriff mich der blödsinnige Pfalzgraf. Verdammt sollen alle Die sein, die den Joachimsthaler geschoren auf dem Kopfe tragen und damit den klingenden in ihren bodenlosen Säckel bringen! Hätt' ich mich sollen geduldig hängen lassen?“

„Nein, nein!“ schrien die Bauern, „Ihr hattet Recht!“

„Daß ich nun Euer bin mit Leib und Seele, das schwör' ich Euch! Ist das nicht genug? Findet Ihr mich auf fahlem Pferde, so geb' ich Euch das Recht, mich todt zu schlagen wie einen alten Hund.“

„Er soll unser Feldhauptmann sein," riefen die Bauern.

Heinz, den die Rede des Mannes nicht überzeugt hatte, wollte nochmals das Wort nehmen; aber sein Vater gebot ihm Schweigen. Alle Bauern stürmten fort, sich zu bewaffnen, so gut sie konnten. Einige eilten in die Kirche und läuteten Sturm.

Es war acht Uhr Abends, als sich das Volk unter der Linde sammelte. Da sah man die seltsamsten Waffen. Keulen aus Baumästen, Heugabeln, Morgensterne, alte Streitärte und Streithämmer, Knüttel, Aexte, Spieße, Hellebarden und einige schwere Muskedonner mit Stativen dazu; aber in allen brennende Begierde zum Kampfe. Lautes Schreien und Heulen, Jammern der Weiber und Kinder, Jubeln der Aufruhrlustigen, dazwischen das Heulen der Sturmglocken; es war ein betäubender Lärm. Vergebens war es, daß die Frauen und Mädchen flehten; umsonst war es, daß der ehrwürdige Pfarrer bat, sie möchten doch erst den Weg der Güte versuchen. Jene mußten verstummen, dieser sich zurückziehen, wenn er nicht wollte sich den rohesten Ausbrüchen der Volkswuth aussetzen. Er schlich sich hinweg wie die weinenden Frauen und Mädchen. Der Strom war wild über seine Ufer getreten; an ein gutwilliges Dämmen war nicht mehr zu denken, und das war wie ein Blitzschlag gekommen. Als sich endlich der Tumult etwas legte und die Sturmglocke schwieg, trat Pfriemer auf den Steinring, welcher die Dorflinde umgab.

„Laßt uns die Sache ordnen," rief er, „daß es kein wildes, unordentliches Durcheinander werde. Auf allen Dörfern in der Umgebung hören wir das Sturmläuten, das dem unserigen folgt; aber die Leute wissen nicht, was es gilt. Wir wollen Eilboten an sie senden und ihnen kund thun, was wir wollen." —

„Recht, recht!" riefen die Massen in einem Schalle.

„Hört weiter," sagte Pfriemer; „wir müssen einen Sammelplatz haben, wo wir uns einigen, gliedern, ordnen und beschließen, was zuerst geschehen soll."

„Richtig!" hallte es durch die Menge.

„Ich schlage vor," fuhr er fort, „daß wir uns mit dem grauenden Tag alle bei dem Geilweilerer Hofe finden. Ist Euch das recht?"

„Ja ja!" schrieen Hunderte von Männern und Buben.

„Dann rasch an's Werk!" rief Pfriemer.

Boten meldeten sich freiwillig. Kirmeßgäste waren es meist, die sich erboten, in ihre heimathlichen Dörfer zu eilen, um dort die Kunde hinzutragen. Diese stoben nun auseinander. Die fünf Führer ordneten die zweihundert Nußdorfer und die Fremden, die da blieben, in vier Haufen. Erasmus von der Hauben an der Spitze, die Zinkenisten der Kirchweihe, lustig blasend, voraus, so brach der Zug im hellen Mondenlichte nach dem Geilweilerer Hof auf unter ungemessenem Jubel. Laut aber wurde schon der Ruf, daß der Zug nach dem Kloster Hördt müsse gerichtet sein. Das war in Nußdorf reich begütert, und dort war Alles in Hülle und Fülle zu finden.

Daheim aber blieben die weinenden Kinder und jammernden Frauen und Mädchen, deren Kirchweihfest so bitter unterbrochen und in Leid verkehrt worden war. So bot das erst noch in Lust schwimmende Dorf das Bild jenes erschütternden Wechsels dar, der im Leben des Einzelnen so nahe den Schmerz der ausgelassenen Freude bringt und das heitere Lachen des Scherzes in bittere Thränen des Schmerzes umwandelt.

Nahe dem Ofen in der Wirthsstube hatte Märten Streffer gesessen, tief herabgedrückt, daß ihn Pfriemer's Blicke nicht trafen. Er war Zeuge aller der Auftritte, die sich dort ereigneten, hörte Alles genau, was vorging. Als die Bauern fortstürmten, folgte er unter die Linde, damit ja nichts geschähe, das ihm verborgen bliebe. Als nun dort die Boten ausgesandt wurden, als der Geilweilerer Hof als Sammelplatz erwählt worden und die Mehrheit der Stimmen auf das Kloster Hördt gefallen war, das zerstört werden sollte, da galt's ihm Eile, gen Germersheim aufzubrechen.

Es war Mitternacht geworden im bunten Wechsel dieser Ereig-

nisse. Der Mond stand hoch am Himmel und verbreitete fast Tageshelle über die Gegend.

Märten kannte alle Seitenwege und Fußpfade der Gegend so genau wie seinen Wammssäckel. Kein Schlupf war ihm im Wald und auf dem Blachfelde fremd; denn er fing heimlich in den Forsten das Wild in Gruben und Schlüpfen und die Drosseln, die Wachteln, die Krammetsvögel, Hasel- und Birkhühner, um damit den Gaumen des Herrn von Fleckenstein, der des Kurfürsten Vogt zu Germersheim war, zu laben und sich seine Gunst zu erwerben, denn er buhlte um Lösung seiner Leibeigenschaft schon viele lange Jahre.

So brach er denn auch jetzt auf und Niemand sah ihn weggehen. Wo ihm aber ein Bote begegnete, wenn er nämlich ihm gar nicht ausweichen konnte, da gab er sich kecklich auch für einen Boten aus, und seiner gewandten Zunge gelang es trefflich, Jeden zu überzeugen, er gehe dieselben Wege im Dienste der aufständischen Nußdorfer.

Jacob von Fleckenstein hieß der Ritter, der des Kurfürsten Vogt zu Germersheim war zur selbigen Zeit. Der Ritter von Fleckenstein war ein dicker, wohlgewampter Herr, dessen Bauch weit vorstand, dessen feistes Gesicht den Schlemmer verrieth, dessen rothe Nase Kunde davon gab, daß er des Weines goldene Fluth mehr liebe als die augenklärende des Quells.

Er liebte die Ruhe wie alle fetten Leute und versäumte es nicht, wenn er daheim war zu Germersheim, nach dem Morgenimbiß sein Schläflein, nach dem Mittagsmahle seinen Schlaf zu halten und Abends bei Zeiten das weiche Lager zu suchen, wozu ihn dann freilich der selige Dusel genossenen Weines gar gebieterisch mahnte.

Sein Regiment im Lande war nicht eben strenge; aber hatte er einen Pick auf irgend Einen, so drückte er ihn weidlich oder ließ ihn drücken, und freute sich deß weidlich, wenn's eben nach Wunsch gelungen war. Absonderlich haßte er die, welche es wagten laut über Unrecht zu klagen.

„Ich will den Maulfechtern das Handwerk legen," sagte er dann, und er that's auch. So hatte er den Pfriemer zu Nußdorf auf dem Striche. Wo er ihm eins versetzen konnte, da säumte er nicht.

Um aber genau Alles zu wissen, unterhielt er überall Kundschafter, und Einer der beliebtesten, weil auch gewandtesten, war Märten Streffer.

Tief lag der Ritter in den Armen des erquickenden Schlafes jenseit Mitternacht. Alles war friedlich und stille, und keine Seele ahnte die Stürme, welche wie ein Wirbelwind auf der Nußdorfer Kirmeß begannen, dann aber wild und verderbend über das Land hin sich verbreiteten.

Am ersten Ostertage war Herr Jacob von Fleckenstein gen Speyer geritten, daß er im Dome seine österliche Zeit hielte, aber daneben auch des Herrn Bischofs Capaunen zusprechen könne benebst dem köstlichen Weine, der in seinen mächtigen silbernen Pokalen Perlen schlug.

Dieses Mal hatte er's extra getroffen. Der Herr Bischof war gut auf Kurpfalz zu sprechen, und der Confrater zu Worms hatte ein Fäßlein jenes herrlichen Weines zum Ostergruß gesendet, der um die Liebfrauenkirche zu Worms wächst und den Namen „Liebfrauenmilch" trägt.

Geizig war der Bischof nicht. Was er Gutes hatte, das ließ er seine lieben Gäste mitgenießen. Zwar waren nach dem Jägersprüchlein die Schnepfen vorüber, das nach den Sonntagen vor Ostern also heißet:

„Oculi — da kommen sie;
Lätare — da kommen die wahre;
Judica — dann sind sie wohl noch da;
Palmarum — tralarum!"

Aber der Märten Streffer hatte noch ein halb Dutzend Nachzügler in seinen Schneußen gefangen, und die hatte der Ritter Fleckenstein als Vorboten seines Kommens dem Herrn Bischof verehrt. Da war

denn der Ritter ein willkommener Gast, denn der Herr Bischof liebte die Schnepfen über die Maßen, und sein Koch konnte sie zubereiten, daß der Kaiser davon entzückt worden wäre.

Als nun der Ritter Fleckenstein Abends heimreiten wollte, passirte es ihm höchst unangenehm, daß er zwar links aufstieg, aber rechts heruntergesunken wäre, wenn nicht sein Knappe und des Herrn Bischofs Diener ihn zur rechten Zeit aufgefangen hätten. Sie mußten freilich Hülfe herbeirufen, denn für Zweie war die Last zu schwer, allein es gelang doch ganz ohne sein eigenes Zuthun, ihn herunter, die Stiege hinauf und in das Lotterbette zu bringen, wo des Bischofs Gäste ihren Rausch auszuschlafen pflegten.

Da es ihm nun in Speyer so absonderlich gut gegangen war, blieb er auch noch den zweiten Ostertag da und ritt erst Abends heim und war auch im Stand, allein im Sattel sich zu halten. Nach solchen Anstrengungen bei Speise und Trank hielt ihn keine Macht der Erde bis zehn Uhr außer dem Bett. Ehe er aber das hohe Polsterbett bestieg, sagte er zu seinem Knappen: „Jochem, geh' in das kleine Kellerchen, Du weißt's schon, da liegt rechts neben dem Forster eine Reihe Krüglein, darin süßer Franzwein ist, den mir der Geroldsecker verehrt hat. Hol' eins; ich denke es wird mir den Jammer vertreiben, den ich im Kopfe, Magen und Gebeinen fühle."

Der Knappe ging hinab, wie er geheißen worden, setzte aber den Krug an den Hals, trank ihn halb leer und ließ ihn dann an dem Krahnen, der in dem Fasse Guntersblumer Rothen steckte, wieder voll laufen und — kredenzte den Franzwein.

Der Fleckensteiner trank zwar, setzte aber schnell wieder ab. „Es ist doch ganz verwunderlich! Mein Magen muß gottlos verdorben sein, denn das köstliche Tröpflein, das die heiße Sonne Frankreichs kochte, schmeckt mir bitter und herbe!"

„Ihr habt des Guten zu viel genossen," sagte der Knappe mit eiserner Kaltblütigkeit; „da ist am Ende das Köstlichste nicht mehr im Stande den Gaumen zu reizen."

„Versuch Du's 'mal, Jochem!" sagte er und reichte ihm den Becher. Der zog ihn leer bis auf die letzte Thräne.

„Herr," sagte er, „es muß mit Eurem Magen übel stehen, denn das ist ein Trank, der den Herrn Bischof erquicken würde. Wißt Ihr was, nehmt ein Becherlein bitteren Alantweines, wie Ihr ihn von Eurem Collegen in Bacharach bezogen habt und wie sie ihn dort bereiten. Der wird Euch wieder in den Bügel helfen."

„Du hast Recht, Jochem," sprach Fleckensteiner, „geh' und hole. Schütte den Rest in das Faß Guntersblumer, daß es nicht Kahnen zieht."

Der Knappe ging und ließ den Rothen in seine Gurgel fließen, brachte den Alantwein, und Fleckenstein stürzte ihn mit Todesverachtung hinunter, verzog aber das Gesicht grimmig. „Es ist eine rechte Arznei," sagte er, „schmeckt aber, als hätt's des Teufels Großmutter ihrem Enkel zur Magenstärkung gebraut!"

„Nun lösch' das Licht aus und geh, ich will schlafen!" Er legte sich herum, und ehe noch der lachende Knappe das Vorzimmer verlassen, hörte er schon jene langgezogenen, unmelodischen Töne, die dem kundigen Ohre den tiefen Schlaf feister Leute verkünden.

Nicht lange nachher erloschen die Lichter in der Burg. Es wurde todtstille und nur der Thorwächter saß beim Lichtglanz der Ampel in seinem Stübchen — und — duselte.

Die Sterne wollten schon bleicher werden, da that es drei mächtige Schläge wider die Zugbrücke, die über den Graben sumpfigen Wassers führte. Es waren Steine, die heftig dawider geworfen wurden.

Die Hunde begannen im Burghof ein höllisch Gebelle und der Wächter fuhr aus seinem Schlaf auf.

„O wärst Du in der Hölle!" sagte er für sich und öffnete das kleine Lugfensterlein. Da sah er eine dunkele Gestalt jenseit des Grabens stehen.

„Du Bengel," so sandte er sein Willkomm hinüber, „wie magst Du so unverschämt werfen?"

„Du hörst ja nicht, Du Siebenschläfer, wenn man sich auch die Lunge aus dem Leibe schreit. Mach' schnell und laß die Brücke nieder! Es eilt!“ rief Märten Streffer dem schlaftrunkenen Wächter zu.

„Bist Du's, Du rothe, scheele Nachteule?“ brummte der Wächter. „Da muß ich wohl aufmachen, denn es muß etwas Absonderliches sein.“

Die Zugbrücke rasselte nieder und der Wächter schloß, nachdem er die Hunde durch Schelten beschwichtigt, das kleine Pförtlein auf, durch welches Märten Streffer, von Schweiß triefend, schnell hereintrat.

Die Brücke wurde wieder aufgerollt, das Pförtlein geschlossen und Märten stand im Burgringe.

„Schnell, schnell,“ drängte er. „Laß mir den Herrn Vogt wecken.“

„Das mag der Teufel thun,“ sagte der Wächter, „Du weißt, der versteht in dem Artikel keinen Spaß.“

„Und wenn's Deinen Kopf kostete,“ rief Märten, „er muß schnell geweckt werden.“

„So leg' Deinen hin,“ sagte ruhig der Wächter. „Ich habe nur den Einen, und wenn's um den geschehen ist, ist's alle!“

„Mach' keine Späße, Jäckele,“ sagte Märten. „Die Zeit zum Spaßen ist jetzt nicht. Das ganze Land am Gebirge ist im hellen Aufruhr. Du siehst, da ist der Scherz vorüber! Wecke mir nur den Jochem, das Uebrige überlass' mir.“

Der Wächter erschrack. „Ist's wahr?“ fragte er fast zitternd.

„Freilich!“ rief Märten Streffer. „Käm' ich sonst um diese Zeit und so mit Schweiß bedeckt?“

Das machte dem Wächter Beine. Er schloß die innere Burgpforte auf und verschwand mit Märten innerhalb derselben. Von des Wächters Laterne geleitet erreichten sie Jochems Kammer; aber auch hier kostete es Mühe den Schläfer zu wecken, auf dessen Augen

der Franzwein eine bleierne Kappe gelegt hatte. Als er aber eben hörte, wie es stand, ging er in seines Herrn Kloset.

Es war indessen auch keine leichte Arbeit, den wach zu bringen, wenn er einmal schlief. Nach vielem Rütteln, Schütteln und Rufen richtete er sich endlich auf. „Was gibt's, Du Hund? was weckst Du mich?"

„Haltet zu Gnaden, gestrenger Herr, ich muß," sagte der Knappe, „denn es ist ein Eilbote da."

„Jochem," sprach der Vogt, „sag' ihm, es würde keine solche Eile haben."

„Doch, doch, gestrenger Herr!" rief Jochem.

„Ist er von Heidelberg?" fragte der Ritter sich wieder herumdrehend.

„Nein, Herr, es ist der Märten Streffer von Nußdorf. Er ist die Nacht gelaufen und trieft von Schweiß. Die ganze Pfalz ist in Aufruhr!" rief der Knappe.

„Alle Pest! Wer sagt das?" fragte der Ritter und setzte sich hell und klar erwacht im Bett auf.

„Ich sag's Euch ja, der Märten Streffer!" sprach der Knappe.

„Laß ihn herein, schnell, schnell! Hol' mir auf den Schrecken gleich einen Krug Franzwein! Hörst Du? Der Schrecken hat meine Gurgel getrocknet. Geschwind! geschwind!"

Der Knappe lief was er laufen konnte, und sogleich trat Märten herein mit demüthigem Neigen des Hauptes und Gruße.

„Sag's an, Märten!" rief ihm der Ritter zu.

„Gelt, gestrenger Herr," begann Märten, „Ihr wolltet mir niemals glauben, wenn ich Euch sagte, das fahrende Volk bringe aus dem Elsaß alle paar Tage neue Mähr, wie es dort gehe; und der alte Pfriemer zu Nußdorf habe Feuer gefangen? Nun brennt's lichterlohe!"

„Wo? Märten, wo?" rief der erschrockene Ritter.

„In Nußdorf, aber es läutet Sturm die ganze Nacht in allen Dörfern bis auf zwei Stunden von Nußdorf im Umkreise." Nun

erzählte Märten Alles genau, wie es sich zugetragen, und sparte nicht die Farben recht dick aufzutragen, da er des alten und des jungen Pfriemers gedachte. Als er im Verlaufe seiner Erzählung auf den Spielmann zu reden kam, ließ er ein Wörtchen fallen, daß er ihn kenne.

„Warum nennst Du den Strolch nicht?“ fragte der Vogt.

„Ja, Herr Ritter,“ sagte Märten, „Ihr sagt immer, Adleraugen habe nur ein Ritter. Ich glaube aber, daß sie diesesmal der leibeigene Bauer auch hatte; allein Ihr glaubt mir's nicht.“

„Ich will's ja glauben!“ schrie Jacob von Fleckenstein. „Sag' es nur!“

„Es ist Erasmus von der Hauben, der dem „blauen Hut“ entsprungen ist!“ sprach, stolz auf seine Entdeckung, Märten.

Der Vogt sah ihn betroffen an.

„Woher weißt Du das?“ fragte er dann — „oder welche Kennzeichen hast Du?“

„Ein Freund in Speyer sagte es mir,“ fuhr Märten fort — „und ich habe ihn so oft gesehen. Wenn auch mein Auge scheel ist, so ist doch das andere desto schärfer.“

Der Vogt brummte halblaut: „Der mag von Glück sagen, daß er dem „blauen Hut“ und dem hänfenen Halsband entschlüpfte. Heutzutage noch Straßenr —“ das Wort blieb ihm jedoch in der Kehle stecken und er setzte schnell an dessen Stelle — „Wegelagerei treiben, ist doch mehr als Keckheit! Der Esel! die Zeiten sind herum und andere, noblere Passionen gibt es jetzt für den Adel. Der Teufel hat die Donnerbüchsen erdacht! die haben dem Ritterthum den Hals gebrochen, und das verdammte Reichskammergericht — diese langsame Auszehrung! Aber es ist schade um ihn. Er war eine lustige Haut!“ — Laut sagte er: „Also den hättest Du erkannt? Hast Du Dich auch nicht geirrt?“

„So gewiß ich eine Drossel von einem Stoßfalken unterscheiden kann! Gestrenger Herr, glaubt mir, er ist's. Ich sagt's dem Heinz Pfriemer, und der freche Bub' hat's ihm schnurstracks unter

die Nase gerieben und ihm vorgehalten, er sei ein Bauernschinder gewesen."

„Was hat er denn da gemacht?" fragte gespannt der Vogt.

„Nun, was wollt' er machen?" sagte Märten; „er hat's bekannt, daß er der Ritter Erasmus von der Hauben sei, er habe sein großes Unrecht eingesehen und wolle sich bessern."

„Das hat er zu den Bauern gesagt?" fragte der Vogt. — „So soll ihn der Blitz mitten auf seinen Hundekopf treffen!"

„Was wollt' er machen? gestrenger Herr," fuhr Märten fort. „Er findet jetzt nur im Aufruhre seine Rache und sein Fortkommen, denn heimkehren darf er nicht."

„Verflucht!" rief der Vogt; „aber, Kerl, Du hast Recht und ich sehe, daß Du Verstand hast. Sag', waren viele Bauern in Nußdorf?"

„Das mein' ich," antwortete Märten. „Unsere Kirchweih ist die berühmteste in der ganzen Pfalz. So an tausend Menschen mögen leicht im Dorfe gewesen sein, ein Paar drüber, ein Paar drunter, wer kann's so genau wissen, ohne sie gezählt zu haben? Freilich ist da Weib und Kind, Jung und Alt mitgerechnet."

„Auf den Dörfern läuteten sie Sturm?" fragte der Ritter, wie wenn er träumte.

„Hab's Euch ja gesagt, gestrenger Herr," versetzte Märten Streffer fast ärgerlich über das tolle Durcheinanderfragen des Vogtes.

Der Knappe hatte während der Unterredung den Krug gebracht und ohne Aufhören sog der Ritter an seinem Halse, bis er ihn geleert hatte auf die Neige. Es war, als ob mit dem Wein erst Leben in ihn käme.

„Hole dem Märten ein Krüglein Plempel und etwas zur Atzung," sagte er jetzt zum Knappen. „Der arme Kerl ist die Nacht hindurch gelaufen und der Magen mag ihm schief liegen. Er muß Kräfte sammeln, denn ich brauche ihn."

Darauf wandte er sich an Märten: „Was haben die Racker

von Bauern denn eigentlich für Pläne? Du hast das ja doch wohl gehört?"

„Meint Ihr," entgegnete der Kundschafter, „der Bauer sei ohne Verstand? Fehlgeschossen, gestrenger Herr! Der von der Hauben ist ein Mönchs- und Klosterfeind; die Bauern gehen weiter. Sie wollen die Ritter todtschlagen, die Burgen verbrennen, die Leibeigenschaft und alle Abgaben, Zinse, Theile abschaffen; freie Jagd, freien Fischfang, kurz, der Ritter soll Bauer werden oder sterben, und der Bauer will Ritter sein. Da habt Ihr's kurz! Ist's Euch genug?"

Der Vogt schwieg.

„Heute Nacht noch," fuhr Märten fort, „ziehen sie nach dem Geilweilerer Hofe, wo die vielen Pfälzer Zehntweine in den Kellern liegen, dort halten sie Nußdorfer Kirmeß. Wenn aber morgen Abend von dem Weine noch ein Tropfen übrig ist, so sollt Ihr mich pflöcken, vorausgesetzt, daß Ihr so ruhig im Bette bleibt und sie ruhig gewähren lasset."

„Blitz und Hagel!" schrie plötzlich der Vogt. „Jochem! Jochem!"

Der Knappe stürzte herbei.

„Meine Kleider, meinen Harnisch und Helm! Laß die Rottmeister der Landsknechte wecken. Alles muß heraus. Wir ziehen mit dem grauenden Tag ab. Das will ich ihnen eintränken, den Hunden!" schrie er.

Nun gab's Leben. Er war wie ein Gedanke aus dem Bett und angezogen.

„Soll ich Euch den Harnisch gleich anlegen?" fragte Jochem.

„Meinst Du, ich wäre ein Engel, oder könnte vom Morgenwinde satt werden, Esel?" fragte er zornig. „Nur geschwind etwas zu nagen her!"

„Das sag' ich Dir, Märten," sprach er zu diesem, „wenn sie blos den Glatzköpfen auf's Tapet wollten, so ließ ich mir's noch gefallen; ich kann sie auch alle nicht leiden vom Papst bis zum

Frühmesser; aber wenn sie an des Landesherrn Recht und Gut und an den Adel wollen, so haben sie's mit mir zu thun."

„Wie, die Klöster dürften sie plündern?" fragte Märten Streffer.

„Wer sagt das, Du Narr?" fragte er zurück, sein unbesonnenes Wort verbessernd. „Ich bin des Herrn Kurfürsten Vogt und will ihnen mit meinen Landsknechten am Geilweilerer Hofe schon in die kurzen Rippen fahren, daß ihnen das Tanzen auf der Nußdorfer Kirmeß vergehen soll. Und kriech' ich den Pfriemer, so will ich ihm das hänfene Halsband um seinen Spitzbubenhals legen, daß er vom Aufruhre genese."

Der Knappe hatte Wein und Speisen gebracht, dazu dampfendes Warmbier, das der schnell geweckte Koch bereitet hatte, weil er die ansehnlichen Nahrungsbedürfnisse seines Herrn genau kannte. Während der Vogt zu essen und zu trinken anhub und Märten Streffer sich auch anschickte, seinen Hunger und Durst zu stillen, traten die Rottmeister ein.

„Halloh, Ihr Rottmeister!" rief der Vogt, „es gibt Arbeit. Die Bauern im Gebirge sind aufständisch geworden. 'S gibt eine lustige Bauernjagd. Laßt die Trompeter blasen, daß man's zu Speyer hört, und schnell aufsitzen; aber esset und trinket erst," setzte er gutmüthig hinzu, „daß es den Kerlen nicht unterwegs hohl und schwindelig wird!"

„Gestrenger Herr," fiel ihm Märten in die Rede, „wenn Ihr, wie's die Buben bei den Vogelsnestern machen, die Alten mit den Jungen auf dem Neste fangen wollt, so bitt' ich, thut fein zimperlich und fein sachte. Sie denken nicht an Euch. Macht Ihr aber viel Lärm, so ist's vorbei. Fangt Ihr den Erasmus von der Hauben und die zwei Pfriemer sammt dem Jacob Fechenheimer von Bechingen, so glaub' ich, wäre dem Aufruhre der Kopf abgeschnitten; aber der Ritter versteht das Kriegshandwerk auch und wird seine Wachen 'sstellen, daß Ihr ihn so leicht nicht überrumpelt. Thut Ihr aber

langsam, so kann's sein, daß es Euch doch gelingt, denn die Bauern betrinken sich, wenn sie's umsonst kriechen."

„Du hast Recht," sagte der Vogt; dann wandte er sich an die Rottmeister. „Ihr seht, man muß im Eifer noch von den Bauern lernen. Geht und thut Alles fein still ab."

Sie gingen. Der Vogt saß still da und aß und trank mit großer Behendigkeit und Eifer. Auch Märten that desgleichen. Beide gaben sich ihren Gedanken hin. Der Vogt erwog es, ob er eine Botschaft an den Kurfürsten senden sollte oder nicht. Märten sah sich im Geiste bei den Bauern. Er überlegte, wie er seine Rolle zu spielen habe, daß er mit essen und trinken, rauben und stehlen und doch den Verräther spielen könne.

Plötzlich rief der Vogt: „So muß es sein!"

Er war nun mit sich im Klaren. Niemand anders als Märten Streffer durfte die Botschaft übernehmen. Sandte er einen Anderen, so mußte er einen Brief schreiben, und das ging langsam, denn er mußte viel Zeit haben, um seine Katzenfüße, die dennoch nicht leicht Jemand lesen konnte, auf's Papier zu malen. Der wußte Alles und konnte es mündlich ausrichten. „Höre, Märten," sagte er, „Du mußt noch heute nach Heidelberg, um dem gnädigen Herrn Kurfürsten, den Du ja kennst, Alles mündlich zu sagen."

Das fuhr quer durch Märten Streffer's Pläne. „Ihr denkt, meine Knochen seien von Eisen," sagte er. „Wie soll ich das fertig bringen? Ich kann's nicht!"

„Du mußt!" rief der Vogt.

„Schlagt mich lieber gleich todt!" sprach Märten kalt, der wohl erkannte, daß es kein Anderer könne, und seine Dienste im Werthe steigern wollte.

„Märten," rief der Ritter Fleckenstein, „wenn nun Deine Freiheit der Preis wäre?"

„So ging ich in den Plan ein, und wenn ich hinkriechen müßte!" rief Märten.

„Es sei!" sagte der Vogt und ließ sich den Kaplan rufen.

Als dieser kam, sagte er ihm, er solle an den Kurfürsten einen Brief aufsetzen, worin er ihm meldete, daß er dem todmüden Märten Streffer von Nußdorf, der ihm die Hiobspost des Aufruhres schnell bringen wolle, die Freiheit als Preis zugesagt habe.

Der Kaplan eilte hinweg, und ehe noch der Ritter völlig geharnischt war, brachte er das Schreiben wieder, das Fleckenstein unterzeichnete und Märten übergab.

Eine Viertelstunde später ritten die Landsknechte mit dem Vogt aus der Burg, nachdem Märten ihnen den Weg beschrieben, und dieser selbst eilte pochenden Herzens zum Rheine, wo ihn ein Färcher schnell an's andere Ufer führte, von wo er so leicht, als habe er die Nacht durchschlafen, seinen Weg antrat.

5.

In friedlicher Stille lag der Geilweilerer Hof, rings umgeben von Fruchtwäldern, Wiesen, Gärten und Weinbergen. Hohe weitästige Nuß- und Kastanienbäume umgaben die Wohngebäude und Scheuern und Ställe. Der Hof war ein Regal und der Bauer, der darauf im Erbpachte saß, stand sich gut und war allgemein bei Hoch und Nieder, Alt und Jung beliebt. Unter den Gebäuden aber liefen mächtige Keller hin, in denen der Zehntwein der Pfälzer Dörfer lag.

In tiefem Frieden lag der Hof, als gegen drei Uhr des Morgens die Hunde zu bellen begannen. Der Hofmann sprang aus dem Bett und riß den Laden auf. Mit Entsetzen vernahm er den wilden Gesang des Nußdorfer Haufens, der von der Höhe herabstieg. Ganz unbekannt mit dem, was das bedeuten solle, kleidete er sich schnell an und ging ihnen entgegen.

Da vernahm er mit Entsetzen ihre Absicht; aber er war auch klug genug, dem Strome nicht entgegenschwimmen zu wollen. Nur flehte er, sie möchten doch ihn nicht verderben.

Dies wurde ihm unbedingt zugesagt und auch ehrlich gehalten. Da aber die Nacht frisch war, so mußte er die Keller öffnen und die Bauern begannen ein Gelage, das kaum irgendje seines Gleichen hatte.

Im Gemache saßen die beiden Pfriemer, Benz und Fechenheimer. Was sie besonders beschäftigte, war das ganz unerklärliche Verschwinden des Erasmus von der Hauben.

„Wird er uns nicht dem Vogt verrathen?“ fragten sie sich.

„Dem können wir begegnen,“ meinte Jacob Fechenheimer, „wenn wir ein Dutzend der Zuverlässigsten auswählen und sie als Lugposten, als Feldwachen ringsum auf die Höhen stellen, sobald der Tag kommt.“

Sie gingen hinaus, sich Wachen auszusuchen; aber von allen Seiten schallte ihnen der wilde Gesang entgegen:

„Das große Faß ist unser Faß!“

Alle ohne Ausnahme waren völlig trunken, und nicht Wenige lagen vom Rausche überwältigt hier und dort in den Ecken und schliefen wie die Säcke.

Ehe sie in der Verlegenheit einen Rath gefaßt, hörte man Pferdegetrappel auf dem Hofe. Nicht ohne Angst sah der alte Benz zum Fenster hinaus und berichtete dann, Dreie stiegen eben von stattlichen Rossen, doch sei es der dicke Vogt nicht; den kenne er auf eine Wegstunde am dicken Bauche.

Bald darauf trat Ritter Erasmus in vollem Schmuck und in der vollen Wehr des Ritterthums in das Gemach. Als er aus dem Elsaß kam, hatte er seine Rosse und seinen Knappen mit dem entflohenen Kerkermeister im Wald unfern des Dorfes Annweiler verborgen bei einem Köhler, den er durch Geld sich zu eigen gemacht. Um nicht länger in der lumpigen Tracht eines Spielmannes umherzugehen und einen größeren Einfluß zu gewinnen, war er dorthin geeilt und war dann in wildester Eile hierher geritten, weil er das befürchtete, was bereits in weitester Ausdehnung eingetreten war. Zum Glücke für die trunkenen Nußdorfer kamen jetzt von allen

Seiten die neuen Zuzüge von Bauern. Der Ritter stellte von diesen Feldwachen aus und bewirkte auch, daß nicht das Uebermaß des Weins auch die neuen Ankömmlinge völlig kampfunfähig mache, wenn etwa der Vogt mit seinen Landsknechten käme, sie zu überfallen.

Dennoch ging die großartigste Trinkerei ihren Gang fort, und die am Abend geendet, begannen am Morgen auf's Neue.

Plötzlich aber, nachdem es hell geworden, stürmten die Wachen herbei und das Geschrei: „Der Vogt! Der Vogt!" brachte eine Verwirrung hervor, die jede Beschreibung übertrifft. Wild rannten Alle durcheinander, Trunkene und Nüchterne; aber mancher Rausch verflog schnell und gab klarem Bewußtsein der Gefahr völligen Raum.

Der Ritter Erasmus und die Nußdorfer Führer eilten hinaus. Die wenigen Büchsenschützen wurden auf eine Anhöhe hinter dem Hofe postirt; Andere stellten sich tiefer und höher auf, und trugen Haufen von Steinen herbei, um mit einem Steinhagel die Landsknechte zu begrüßen. Viele schlichen heimlich davon, die eigene Haut in hinlängliche Sicherheit zu bringen.

Das Land war einem Reiterangriff durchaus ungünstig; denn sein Ansteigen legte, wenn irgend ein tapferer Widerstand geleistet wurde, in die Hand der Bauern den Sieg. Sowohl die Führer als der Ritter Erasmus setzten indessen wenig Hoffnung auf einen Sieg, wozu sie bei der herrschenden Trunkenheit und Feigheit der Bauern auch nicht berechtigt waren.

Mit unsäglicher Mühe war endlich so weit die Ordnung hergestellt, als die Landsknechte erschienen.

Schüsse knallten und ein fürchterliches Halloh der Bauern empfing sie.

Rasch und energisch war ihr Angriff. Einige Landsknechte fielen, aber auch mancher Bauer. Nach kurzem Kampfe flohen die Bauern den Höhen und dem Walde zu, erst einzelne, dann in Haufen, endlich alle.

Die Landsknechte verfolgten sie höhnend und spottend, und nach wenigen Stunden war um den Hof und in seiner Umgebung

Niemand von den Bauern mehr sichtbar als die Todten, die Verwundeten und eine Schaar Gefangener, die der Trunk unfähig gemacht hatte zu fliehen.

Der Vogt ritt zum Hofe zurück. Seine Wuth legte sich. Er brach in ein lautes Gelächter aus, das so urkräftig war, daß sein Bauch wackelte und es die Landsknechte selber unwiderstehlich mit fortriß.

„Das war ein Stücklein Bauernkrieg," rief der Vogt aus — „das den Pfälzer Muth bewiesen hat. Meiner Treu'! er ist wie Aprilschnee, der nicht bis zum Morgen währt, wenn er Abends gefallen ist. Ein solches Gelächter nach einer Schlacht ist unerhört, aber das beste Siegeslied!"

„Sollen wir sie verfolgen?" fragten die Rottmeister.

„Laßt die Hasen laufen," erwiederte gutmüthig der Vogt. „Was sollen wir sie todtschlagen? Ich wette, der Spaß hat ein Ende. Es ist schade, daß es nicht Fastnacht heute ist. Dazu wär's eben angethan."

„Wir wollen uns laben nach dem Ritte, wenn das Bauernvolk uns etwas übrig ließ, und dann durch die Dörfer reiten, um zu sehen, was dort geschieht."

Wohl hatten die Bauern ordentlich aufgeräumt; aber der Hofmann konnte doch seine Gäste laben und that's um so lieber, als sie ihn von großer Furcht befreit; denn wenn die Trunkenen ihr gegebenes Wort vergaßen, das erkannte der Mann wohl, war's auch um ihn und sein Eigenthum geschehen.

Nachdem Hunger und Durst gestillt und die Pferde erquickt waren, saßen Vogt und Landsknechte auf und ritten mit ihren Gefangenen heim, den Hofleuten es überlassend, die wenigen Todten zu bestatten. Wo der Vogt durchkam, war's stille wie im Grabe. Weiber, Kinder und Greise verbargen sich scheu, und gegen Mittag schon machte der Vogt mit seinem Fähnlein Kehrt! und ritt unter Lachen und Späßen gen Germersheim.

„Hab's doch gedacht, Jochem," sagte er zu seinem Knappen, „daß der Märten aus einer Mücke einen Elephanten gemacht hat!

das ist so feiger Bauern Art. Wußt's im Voraus, daß es so kommen würde!"

Und dennoch hatte er sich getäuscht!

Nachdem die Reiter abgezogen waren, fanden sich die Entflohenen wieder zusammen. Erasmus donnerte in mächtiger Rede sie an. Er wies auf das Elsaß hin, wo die Bauern tapfer stünden und selbst die Ueberzahl ihrer Feinde vertrieben hätten. „Er wolle," sagte er, „nicht länger unter dem Hasenpanir befehlen. Er gehe in das Elsaß zurück, um mit Männern für die Freiheit und das gute, alte Recht zu kämpfen."

Nach ihm ergriff Pfriemer das Wort. Es sprudelte über seine Lippen. Sein Zorn brach wie ein Waldstrom hervor, den ein Wolkenbruch gespeist.

Scham und Reue malten sich in allen Gesichtern. Endlich baten sie den Ritter und ihre Führer, sie nicht zu verlassen, und schwuren, künftig festzustehen und muthig zu streiten. Ein Beschluß wurde gefaßt, nämlich der, am anderen Morgen in der Frühe in Nußdorf sich zu versammeln und dann gegen das Kloster Hördt zu ziehen. Die weiter abwohnenden Gemeinden sollten sich im Siebeldinger Thale sammeln und der Nußdorfer harren.

Jetzt schieden die Haufen, die sich wieder gesammelt hatten. Ein Theil zog in das Siebeldinger Thal ab, ein anderer in das von Annweiler und ein dritter gen Nußdorf, wo sie die Nacht hindurch jubelten und tanzten.

Umsonst waren die Thränen und Bitten der Mütter und Gattinnen, der Bräute, Geliebten und Schwestern, abzulassen von dem verderblichen Treiben, dessen bitteren Vorgeschmack der Ueberfall des Burggrafen und Vogts von Germersheim bereitet habe. Wie von einem tiefwurzelnden, blindmachenden Wahnsinne befangen prallten alle diese Vorstellungen treuer Liebe an ihnen ab, und theils Hohn und Spott, theils harte Worte waren der Bauern Antwort.

In Pfriemer's Hause war Kriegsrath.

Für Hördt stimmten Alle. Das war ein reiches Kloster,

dessen überall ausgebreitete Güter, dessen innerer Reichthum, dessen Rinder=, Schaf= und Schweineheerden eine schöne Erbschaft verhießen. Seine Mönche, Augustinerchorherren, waren ihrer Sittenlosigkeit wegen die verrufensten und verachtetsten im Lande. Sie drückten ihre Pflichtigen und Leibeigenen am härtesten und — da der Bischof von Speyer Vogt des Klosters war, so war der Germersheimer nicht zu fürchten, denn die Pfalz sah auf dies altkaiserliche Vogteirecht mit unfreundlichem Auge, weil allemal in Nothfällen Pfälzer Hülfe gesucht wurde, ohne daß ein dauernder Vortheil für die Kurfürsten von der Pfalz daraus erwuchs. Waren auch die Führer darin einig, so entspann sich dennoch zwischen Heinz Pfriemer und Erasmus von der Hauben eine Spänne über die etwa vorfindlichen heiligen Gefäße des Klosters von edelm Metall.

Erasmus höhnte den Jüngling ob seiner religiösen Bedenken. Heinz wollte die heiligen Gefäße dem Kloster erhalten wissen, unangetastet und rein.

Erasmus sah sie als Güter an, die dem gehörten, der sie finde. Auch bei diesem Streite zeigte sich eine tiefe Abneigung Beider gegen einander, die bei Heinz in einer Ahnung lag, für die er noch nicht die Gewißheit hatte, bei Erasmus aber eben in der vollsten Gewißheit, daß Heinz der Geliebte, der Bräutigam des engelschönen Mädchens sei, auf das Erasmus sein unreines Auge geworfen, dessen Besitz, seit er es am gestrigen Tag erblickt, sein Sinnen und Trachten in Anspruch nahm. Vergeblich hatte er sie bei dem Tanze gesucht; umsonst war er um Benz' Haus geschlichen. Elsbeth ließ sich nicht sehen, und doch war Heinz, der verhaßte Glückliche, lange bei ihr gewesen.

Heftig vertheidigte der Ritter seine Ansicht von der Siegesbeute. Ebenso heftig verlangte Heinz den Schutz der Heiligthümer. Auf seine Seite traten die anderen drei Führer, und Erasmus mußte knirschend nachgeben, wollte er nicht seinen Plan vor die Versammlung gebracht und dann vielleicht seinen Einfluß vernichtet sehen. Spät schieden sie, um kurzer Ruhe zu genießen. Als aber

Erasmus, der in Pfriemer's Hause schlief, aus seinem Kammerfensterlein blickte, sah er mit grimmigem Hasse Heinz bei Elsbeth stehen und vertraulich kosen. Nur die einzige Lust genoß er, daß er durch das Oeffnen seines Fensterleins sie auseinander scheuchte. Kaum graute über den dunkelen Höhen des jenseit des Rheines sich ausbreitenden Odenwaldes der junge Tag, so weckte der Zinken durchdringlicher Schall die Streiter. Bald hatten sie sich gesammelt und zogen dann in großer Zahl in das Siebeldinger Thal ab.

Dort wogte es schon von Menschen. Das Ortenauer Bauernlied klang hell von allen Seiten aus den Thälern und von den Bergen, und im frohen Vorgefühle der Freude des heutigen Tages stimmten nun auch die Nußdorfer die Strophe an:

„Das große Faß ist unser Faß,
Das liegt gefüllt im Keller.
Da woll'n wir Alle trinken baß,
Und zahlen keinen Heller!
Drum drauf, du junges Blut!
Bauernfaust ist gut!
Will Klöster und Burgen brechen
Und zechen!"

Mit diesem lauten Jubelgesang einstimmend in den Schall, der von allen Seiten herüber und herauf klang, stiegen sie in das Siebeldinger Thal hinab, wo massenhaft sich das Volk gesammelt hatte und auf die Nußdorfer wartete, die es als seinen Kern, deren Führer als seine Häupter anerkannte.

Ungemessener Jubel begrüßte sie dort.

Es schien heute ein anderer Geist die Massen zu beseelen. Man fühlte das Entehrende der gestrigen Flucht. Heute sollte festes Stehen Alles gut machen; man erkannte, daß das Verlassen der Führer am gestrigen Tag ein schnödes Unrecht war; heute wollten sie Alle um so williger gehorchen. Ueberall sprachen die Bauern das aus, und diese Gesinnung forderte das Werk der Abtheilung in fünf Haufen, deren ersten Erasmus von der Hauben, den zweiten Pfriemer, den dritten Fechenheimer, den vierten Benz

und den fünften Heinz Pfriemer befehligte. Dieser bestand meistens aus Jünglingen seines Alters.

6.

Am Morgen des dritten Ostertages waren Märten Streffer und der Burggraf und Vogt von Germersheim, Jacob von Fleckenstein, geschieden. Dieser ging zum Kampfe gegen die aufständischen Bauern, Jener setzte in einem kleinen Kahn eines dem Vogt ergebenen Fergen *) über den Rhein.

Die aufgehende Sonne drückte einen kalten Nebel in das Rheinthal; Märten fror entsetzlich. Er hatte nicht geschlafen, war den weiten Weg gelaufen und fühlte wohl, daß er kaum im Stande sein werde, den Weg nach Heidelberg zu vollenden, ohne vorher geruht zu haben.

Zwar hatte der Koch zu Germersheim in der Burg, der Märten Streffers guter Freund war, ihm eine halbe Hammelskeule und ein gewichtig Stück guten Brods und Jochem in der Eile noch ein Krüglein Plempel in einen Ranzen gesteckt, den er umhing; aber er fühlte, daß außer guter Nahrung der Leib doch auch der Ruhe bedürfe.

So lang es ging, schritt er rasch querfeldein dem Gebirge zu, das er in gerader Linie zu überschreiten pflegte. Als aber die Sonne warm zu scheinen anfing, dachte er, was hilft's, ob ich eine Stunde früher oder später in's Schloß komme, meine Hiobspost kommt immer noch zu früh und mein Lohn ist gewiß.

Er suchte sich ein sonnig Plätzlein am Saume des Waldes und streckte die müden Glieder in's dürre Gras und raschelnde Laub, das den Boden deckte. Bald war Alles, was seine Seele bewegte, in den Nebel des Traumes gehüllt und der Schlaf senkte sich mit bleierner Schwere auf seine Augenlider. Der Mittag war

*) Fährmann.

nicht fern, als ihn das Horn eines Hirten, der nahe weidete, weckte. Er rieb sich die rothen Augen, blickte nach dem Stande der Sonne und griff dann zum Ranzen, der seine Leibesatzung enthielt. Mit einer ungemein großen Geschwindigkeit arbeiteten seine Kinnladen. Neu gestärkt erhob er sich und eilte dann in das Waldesdunkel hinein, die Pfade verfolgend, die er wie kein Anderer kannte.

Es mochte gegen neun Uhr des Abends sein, als er sich dem Schloß über's Gebirg her näherte. Aus allen Fenstern des Innern, in das ihm die Höhe den Blick gönnte, quoll blendender Lichtglanz. Im Rittersaale tafelte der Kurfürst, von dorthin und von dorther sah er über den Hof die Diener mit Windlichtern eilen in andere Theile der weiten Gebäude, die das mächtige, thurmreiche Schloß der alten Pfalzgrafen bildeten und im Laufe der Zeit wachsend einen weiten Umkreis bedeckten. Der Mond war über dem heiligen Berg aufgegangen und beschien magisch die reizende Landschaft. Nur die Stadt, die zu den Füßen des Schlosses lag, und die Tiefe des Neckarthales deckte ein dünner blauer Nebelflor.

Weniger aber war es dieser an sich schöne und ein empfänglich Gemüth zu fesseln fähige Anblick, als die Ueberlegung, wie er einen recht großen Antheil für seine Person erwecke und seine Dienstleistung recht groß erscheinen mache, was Märten Streffer's Fuß hier fesselte. Er nahm die Reste seiner Lebensmittel und legte sie am Fuß eines Baumes nieder in der Hoffnung reicherer Erquickung an des Kurfürsten üppiger Hofstatt. Dann sann er eine Weile und stieg dann rüstig und kräftig hinab. Als er sich aber dem Thore nahte, das nach der Stadt hinabführte, am Berge hin, da schritt er langsam hinkend und keuchend einher, wie einer, dessen letzter Rest von Kraft durch außerordentliche Anstrengung erschöpft ist. Als er am Thore selbst anlangte, legte er sich hin, sobald ein Diener nahe, als Ohnmächtiger gefunden zu werden. Jeder im Schlosse kannte ihn genau, denn er kam oft mit geheimer Botschaft des Fleckensteiners. Schlau zu rechnen und jeden Vortheil zu benutzen war des Märten Hauptkunst. Es dauerte auch keine Viertelstunde, so wurde er gefunden.

Im Schloßhof entstand eine Bewegung. Diener mit Windlichtern, begleitet vom Thürmer und Wächter, nahten sich und hoben ihn auf, als sie in ihm den Kundschafter erkannten, der sie so oft mit lustigen Geschichten beim Kaminfeuer und in der sommerlichen Abendkühle unterhalten hatte.

In des Thorwarts Kämmerlein trugen sie ihn, und einer eilte es dem Marschalk anzuzeigen, der an des Kurfürsten Tafel saß.

Dieser theilte sogleich die Mähr dem Kurfürsten mit, und auf seinen Wink eilte der Leibarzt und der Marschalk hinweg, das Nöthige zur Belebung des Botschafters vom Ueberrheine anzuordnen.

Bereits hatten ihm die Diener und Reisige Wasser und Essig in's Gesicht gespritzt und Märten schlug eben die Augen auf, als die beiden vom Kurfürsten Gesandten in das enge Stüblein traten.

Der Leibarzt faßte seine Hand und sagte zum Marschalk nach einigem Schweigen: „Es ist wunderlich! Des Menschen Pulsschlag geht so kräftig als Eurer und meiner, und er ist gesund wie ein Fisch im Neckar."

Darauf fragte er ihn, ob er gefallen sei, oder ob ihn Jemand verletzt habe?

Märten schüttelte den Kopf und flüsterte: „Jähhunger!"

„Aha" sagte der Leibarzt; „das ist allerdings etwas Anderes. Hast Du lange fasten müssen?"

„Seit neun Uhr heute früh," sprach leise Märten.

„Glaub's wohl," versetzte der Arzt. „Holt ihm einmal ein gutes Stück duftigen Hirschziemers, wie es eben auf meinem Teller an der Tafel liegt und einen Becher alten Rheinweines, so wird er fluggs auf den Beinen sein."

„Solche Recepte laß ich mir gefallen," lachte der Marschalk. „Verordnet sie auch nur, wenn ich erkranken sollte."

„Alles nach Gestalt der Sachen," sprach ernst der Arzt.

Die verordneten Erquickungen kamen, und wie es der Arzt gesagt, so war's. Märten richtete sich auf und sagte: „Gott lohn's,

Herr Doctor, Ihr habt mich hergestellt, obwohl mein Magen jetzt erst zu bellen anfängt."

„So labt ihn!" befahl der Arzt.

Zum Marschalk aber, der auf Märtens Wink herzutrat, sagte er flüsternd: „Verschaffet mir bald, gnädiger Herr, einen Zutritt zu des Herrn Gnaden. Ich bringe wichtigere Botschaft, als ich sie jemals getragen, und darum, daß sie schnell komme, bin ich seit drei Uhr diese Nacht auf den Beinen und unterwegs; aber wenn ich hätte kriechen müssen, ich wäre hergekommen."

Der Marschalk nickte und ging, solches zu melden, während die Diener die köstlichsten Speisen und Getränke Märten darreichten.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde Märten Streffer in das Kloset des Kurfürsten geführt.

Es war ein Gemach von ansehnlicher Größe, dessen Fenster nach dem Neckar hinab und hinaus in das Thal führten, wo der Rhein sich hindehnt. Es lag in dem westlichen Eckthurme des Schlosses, da wo jetzt der Epheu sich um wüste Trümmer und zwei mächtige Steinbilder alter Pfalzgrafen rankt. Auf einem kostbar behängten Tische standen zwei große silberne Leuchter, deren jeder drei Wachskerzen trug. Hinter dem Tische saß der Kurfürst im bequemen pelzverbrämten Hauskleid, eine stattliche, edle Gestalt mit liebreichem Ausdruck im männlich schönen Gesichte. Wer ihn so sah, begriff es, warum ihm die Zeitgenossen, so bereit in bezeichnenden Beinamen für die Landesherren, den des Sanftmüthigen beilegten. Er lehnte in einem reichverzierten, sammtgepolsterten Armsessel und in seinen freundlichen Zügen möchte man jetzt unschwer die Neugierde lesen, die Botschaft Märten Streffer's zu vernehmen.

Zu seiner Rechten saß im schwarzen Kleide mit dem über die Brust herabhängenden weißen Barte, geschmückt mit der güldenen Ehrenkette, ein dürres, kleines Männlein mit klugen, aber stechend scharfen Augen. Eine gewaltig gebogene, schmale Habichtsnase trug die großglasige Brille. Er las in den Papieren, die vor ihm lagen, gar eifrig. Links von dem Kurfürsten saß der Marschalk und zu

dessen Seite der Ritter Rudolph von Zeiskam, des Kurfürsten Mundschenk und Liebling. Sonst war das Gemach leer und es herrschte tiefe Stille, als der Leibdiener die Thüre aufschloß und Märten Streffer ziemlich fest hereintrat.

Keine Verlegenheit offenbarte sich in dem Wesen des Bauers. Man sah es deutlich, daß er oft in dem Gemach und in dieser vornehmen Gesellschaft gewesen war. Nicht einmal linkisch war sein Gruß, seine tiefe Verbeugung. Er schwieg darauf, harrend der Anrede des Landesherrn.

„Wir bedauern Deinen Unfall, Märten Streffer," hob mit sanfter Stimme und Ausdruck der Kurfürst an, „hoffen aber, daß Du Dich erquickt und erholt haben wirst. Setzt ihm einen Stuhl, Rudolph von Zeiskam; ein so treuer Diener mag auch wohl sitzen, wenn er in seines Herrn Dienst so weite Wege gegangen ist."

Der Befehl wurde schnell vollzogen und Märten ließ sich wie Einer, der kaum mehr zu stehen vermag, nieder.

Der kleine Mann mit der Brille, des Kurfürsten Kanzler, wandte nun den Kopf zu dem Kundschafter und betrachtete ihn mit scharfem Blick, indem er die Klammbrille auf die Staatsacten legte, welche vor ihm ausgebreitet waren.

„Deine Eile," hob wieder der Kurfürst an, „zeigt, daß Du etwas Wichtiges bringst. Wer sendet Dich?"

„Jacob von Fleckenstein, Euer Gnaden Burggraf und Vogt," sagte Märten.

„So sag' an, ob Du Briefe habest," fuhr der Kurfürst fort.

Märten nestelte sein Lederwamms auf und löste von einem Bande, das er um den Hals trug, das Brieflein, und reichte es dem Kurfürsten. Dieser winkte, es dem Kanzler zu übergeben, welcher es nahm, seine Brille aufsetzte und es schnell durchlas.

„Euer kurfürstliche Gnaden," sprach der Kanzler, „sind hier außer einer Bitte an Eure Huld auf den mündlichen Bericht des Boten gewiesen, da der Vogt nicht mehr Zeit fand, Weiteres zu berichten."

„Das ist ja seltsam," versetzte der Kurfürst. „Was trieb ihn denn zu so großer Eile?"

„Die Gefahr," sagte Märten Streffer.

„Welche Gefahr?" fragte betroffen der Kurfürst, und der Ausdruck der bangen Sorge war in seinen Zügen zu lesen. „Bringst Du Hiobsposten aus meiner Pfalz?"

„Leider ja," versetzte Märten. „Die Dörfer am Gebirge sind in vollem Aufstande."

„Was sagst Du?" rief der Kurfürst und sprang auf. Der Kanzler neigte sein Haupt weit vor und der Marschalk blickte betroffen in das Antlitz Rudolph's von Zeiskam, dessen Züge in diesem Augenblick so erdfahl wurden, als seien sie die einer Leiche.

„Erlaubt, gnädigster Fürst und Herr," sprach jetzt Märten, „daß ich Euer Gnaden Alles genau und so erzähle, wie es sich auf der Nußdorfer Kirmeß entsponnen hat." Er begann nun zu berichten, wie schon seit Wochen Kunde aus dem Elsaß gekommen sei von dem Aufruhr dort, theils durch fahrende Schüler, Landstreicher und wandernde Handwerksgesellen. „Das habe," fuhr er fort, „schon eine bedenkliche Stimmung im Volke, besonders aber zu Nußdorf erregt, wo der Pfriemer und sein Sohn und der Benz, widerwillig gegen den Vogt zu Germersheim, zornig gegen die Bedrückungen der Augustinerchorherren zu Hördt, die seinen Bruder in Leimersheim bedrückt, solchen Lehren gerne Gehör gegeben und die Brandfackel in die Gemüther geschleudert haben. Dazu seien an anderen Orten Auftritte gekommen, die alten Groll rege gemacht, besonders, daß Herr Rudolph von Zeiskam den freien Bauer Jacob Fechenheimer, des Pfriemer's Schwager, gebüßt, weil er einen Edelhirsch erlegt, der ihm seinen Weizen abgeweidet, und als er die Buße habe nicht erlegen wollen, ihn in das Verließ seiner Burg zu Bechingen gesteckt habe, bis er die Buße erlegt."

„Rudolph — das habt Ihr gethan?" rief unwillig der Kurfürst. „Wißt Ihr nicht, daß ich solche Härte verabscheue und meinen Bauer nicht gedrückt haben will?"

„Haltet zu Gnaden," sprach mit dem Tone, den das böse Gewissen dem Schuldigen aufnöthigt, Rudolph von Zeiskam; „der Fechenheimer ist ein Krakeeler, der mit nichts zufrieden ist. Er schoß meinen schönsten Hirsch im Forste nieder, und brach ihn auf und trug ihn heim."

„So hättet Ihr es gütlich schlichten können und sollen," sprach scharf betont der Kurfürst. „Wenn so die Ritterschaft ihre Gewalt gegen Recht und Urtel mißbraucht, wird der Bauer zum Schlimmsten getrieben. Herr Kanzler, warum erfahre ich nichts von solcher Unbill?"

Der dürre Kanzler stand auf, neigte sich tief und sagte: „Ich vernehme eben das erste Wort davon wie meines gnädigen Herrn eigenes Ohr."

„Laßt eine Schrift ausgehen an alle Amtleute, Vögte und die Ritterschaft, die in aller Strenge gebietet, daß man säuberlich und sanft mit dem Volke handele!"

Der Kanzler verbeugte sich, nahm die Feder und merkte sich seines Herrn Befehl auf ein Papier an.

„Ritter Rudolph," fuhr er dann zu jenem gewendet fort, „ich erwarte, daß Ihr Euch sühnet mit den freien Bauern und Eure Hirsche abschießt. Für sie und Eure Jagd pflanzen meine Unterthanen ihre Früchte nicht. Sie zu schützen, ist mein landesherrlicher Wille!"

„Was hat der Pfriemer gegen meinen Vogt zu Germersheim?" fragte er mit festem Ton und ihn scharf in's Auge fassend den Kundschafter. „Du mußt es wissen. Rede!"

„Er hat im Herbste Theiltrauben — zu heben bei — dem alten Pfriemer" — sagte stotternd Märten Streffer, der gern ein Mäntelein darum gehängt hätte.

„Du stotterst!" rief der Kurfürst. „Ich verlange die ganze Wahrheit."

„Statt daß er," fuhr Märten fort, „die Theiltrauben erhoben

hätte, wie es Satzung ist, hat er ihm den besten Most nach Willkür aus der Entbütte weggeschöpft."

„Wieder ein Unrecht, und ein schnödes dazu!" rief zornig der Kurfürst. „Geht es so im Lande zu, dann mag ich's dem Bauer nicht verargen, wenn er schwierig wird. Wozu seid Ihr da, Herr Kanzler, wenn solches in meiner Nähe geschieht? Ist es nicht, als ob sich Alle vereinigt hätten, meine Unterthanen zum Aeußersten zu bringen? Fällt nicht aller Fluch auf mein Haupt, und ich bin doch nur ein schwacher Mensch, der nicht Alles wissen kann? Wie gerne will ich meine Unterthanen glücklich wissen! Gott weiß es! Aber die, die in meinem Namen handeln, die, die mir nahe stehen, zertreten das arme Volk und tödten den Keim des Vertrauens und der Liebe!"

Er stieß den Tisch weg und schritt mit starken Schritten in dem Gemach auf und nieder. Endlich stand er stille.

„Da ist's kein Wunder, wenn das Volk in die Hände seiner Verführer fällt; wenn es die Fackel des Aufruhrs schwingt." Wieder maß er das Gemach mehrmals, dann trat er wieder zu seinem Sessel und befahl Märten, weiter zu erzählen.

Dieser fuhr nun fort, das Gespräch vor Pfriemer's Hause zu berichten, und darauf die Ankunft des Spielmanns und sein Wirken und die nächsten Auftritte, bis er selber Nußdorf verlassen.

Der Kurfürst hatte sehr aufmerksam zugehört.

„Wer ist der Spielmann, dessen Du gedacht hast, und woher ist er?" fragte der Kurfürst.

„Es ist der Ritter Erasmus von der Hauben," sagte Märten.

„Was? der?" rief der Kurfürst und sprang abermals auf. „Seht Ihr's, Herr Kanzler," rief er aus, „das ist die Frucht des langen Verheimlichens. Wäre der Strolch damals gestört oder bestraft worden, als er die Bauern bestahl und auf seiner Burg den Raub verpraßte, es wäre niemals so weit gekommen! Hättet Ihr den schlechten Claus, den Ihr damals kennen mußtet, wegge-

jagt, er wäre jetzt nicht mit dem Abschaume des Ritterthums auf- und davongegangen."

Wie früher, so schwieg auch jetzt der Kanzler, weil sich so das Unwetter am besten entlud.

Wirklich war die Berechnung richtig, wie der Erfolg bewies. Die natürliche Gutmüthigkeit des Kurfürsten gewann bald wieder die Oberhand.

„Was ist zu thun?" fragte er, und schnell die allgemeine Frage zu einer besonderen an Märten machend, „was that der Vogt Fleckenstein?"

„Er ist mit seinem Fähnlein Landsknechte nach dem Geilweilerer Hofe," sagte Märten, „wo die Bauern lagern."

„Wird Blut geflossen sein, glaubst Du?" fragte er weiter.

„Wer kann es wissen!" sagte Märten. „Soll ich aber meiner Vermuthung Raum geben, so möchte ich eher glauben, daß die Bauern heimliefen, wenn sie die Landsknechte sahen."

„Das wolle Gott geben!" sagte der edle Kurfürst und blickte mit gefalteten Händen betend gen Himmel.

„Glaubst Du aber, daß die Geschichte aus ist?"

„Nein, gnädigster Herr," sagte Märten. „Dazu sind die Leute, die an der Spitze stehen, nicht angethan. Der Ritter Erasmus ist landflüchtig. Geht's drunter und drüber, so hat er gewonnen und glaubt Euch einen Frieden abtrotzen zu können, der ihm eine sichere Rückkehr verheißt. Die Anderen wollen Rache, wollen aber dann die Freiheit aller Leibeigenen, das Aufhören der drückenden Abgaben und Zehnten und Theile, und endlich freies Waldrecht und die alte Verfassung, da es hieß: „Sollen wir mit thaten, so wollen wir auch mit rathen!"

„Das ist viel, mehr als ich gewähren kann, fürchte ich," sagte der Kurfürst. Er schwieg und sagte: „Märten geh' und laß Dir's wohl sein."

Jetzt nahm der Kanzler das Wort: „Der Vogt schreibt, daß

Euer kurfürstlichen Gnaden den Märten Streffer damit lohnen möchten, daß ihm und seinem Hause die Freiheit gegeben werde."

„Fertigt diese Nacht noch das Instrument aus," sprach der Kurfürst, „denn morgen muß er hinüber, um die Befehle der Mäßigung dem Vogte zu bringen."

Märten wollte auf die Kniee fallen und danken, aber der Kurfürst litt es nicht. „Sage meinen Pfälzern, ihr Landesherr habe ein menschlich Herz. Nun geh'!"

Märten ging, aber er wußte nicht, ob er gehe oder schwebe. Nun war sein Höchstes erreicht. Nun stand er Pfriemer'n ebenbürtig. Wer vermöchte das Uebermaß des Glückes zu schildern, das jetzt in seiner Seele wohnte?

In dem Klosete des Kurfürsten aber dauerte die Berathung fort; denn in anderen Theilen des Landes war auch der Aufruhr ausgebrochen oder drohte auszubrechen. Das Land diesseit des Rheines durfte nicht entblößt werden, und doch mußte auch in die jenseitige Pfalz ein Heer geworfen werden, das drohend dastehe und Furcht einflöße. Endlich wurde entschieden, daß der Marschalk die Landsknechte und Reisige sammeln, deren er habhaft werden könnte, und sich bei Worms, doch dem Rheine nahe, aufstelle; aber ehe er zu den Waffen greife, jeden Versuch gütlicher Beilegung mache, der nur irgend zu machen sei; jedenfalls aber Botschaft sende, ehe er etwas Entscheidendes unternehme.

Zuletzt bat Rudolph von Zeiskam, der seine Reue aussprach über sein Verfahren gegen Fechenheimer, daß ihn der Kurfürst nach seiner Burg Bechingen entlasse, damit er sein Eigenthum schütze und bewahre, wenn etwa ein Ueberfall drohe. Der Kurfürst gab es unter der Bedingung zu, daß er alle Versuche mache, sich mit dem Feinde zu versöhnen. So endete die Berathung. Der Kanzler weilte noch im Klosete. Der Marschalk und der Ritter aber traten heraus, und als die Thüre hinter ihnen geschlossen war, sahen sie sich lachend einander an.

„Er wäre besser ein Bischof geworden oder ein Guardian,"

flüsterte der Marschalk. „Ein Fürst ohne alle ritterliche Kraft! Aber laßt mich hinüberkommen, ich will ihnen gute Worte mit Feldschlangen und Kettenkugeln geben, und zureden mit Lanze und Schwert. Niederwerfen müssen wir sie, hängen und köpfen wie räudige Hunde, das ist die Sprache, die ihrer ziemt. Und wenn einmal ein paar Tausend niedergestreckt sind, dann wird ihr Uebermuth Demuth werden und ihr Auflehnen Gehorsam."

Rudolph von Zeiskam drückte seine Hand und sagte: „Das ist die Sprache, die wir reden müssen! Glaubt nur, das Herz wollte mir brechen, als ich von Reue reden mußte. Hätt' ich den Bauer aufgehängt, jetzt müßte mir nicht bange sein um einen Ueberfall meiner Burg; aber das gelobe ich Euch, was mir von dem verfluchten Pack in die Hände fällt, das soll hängen!"

Sie gingen — und der edle Kurfürst war glücklich in dem Gedanken, daß sie im Geiste versöhnender Milde handeln würden.

7.

Als die Nußdorfer im Siebeldinger Thal ankamen und dort bereits schon zahlreiche Haufen fanden, rief Ritter Erasmus von der Hauben seinen Knappen zu sich. Er hatte zwei, den mit ihm entflohenen Kerkermeister des blauen Hutes, der Claus hieß, und einen anderen Namens Jockel, einen treuen Spießgesellen aus den Tagen seiner Heldenthaten an Bauern und ihrem Gut und ihren Frauen und Töchtern.

Sie ritten selbdritt in einige Entfernung auf einen Hügel, und als Erasmus sich rings umgesehen und nirgends einen verdächtigen Horcher wahrgenommen, sagte er zu Claus: „Für Dich hab' ich ein Meisterstücklein aufgehoben, wo es gilt zu beweisen, daß Du in alle Sättel passest."

„Probirt's, Herr," sagte der Mensch spöttisch lachend. „Gäb' mir der Teufel selbst ein Räthsel auf, ich wollt's schon lösen."

„Meiner Treu'!“ fiel Jockel ein, „Herr, der Kerl ist für Alles zu gebrauchen, und wenn wir erst 'mal wieder frei in unsere Burg einziehen dürfen, könnt Ihr kecklich etwas zu Dritt wagen!“

Erasmus lachte Beifall. „So hört,“ sagte er. „Als ich in des alten Pfriemer's Haus war, sah ich Elsbeth, die Tochter des alten Benz. Es gibt nichts Schöneres auf dieser Welt! Und dies engelschöne Mädchen ist die Braut des Heinz Pfriemer, des frechen Buben, den ich hasse, der mir überall in den Weg zu treten wagt —“

„Versteh' schon halb,“ sagte Claus mit einem teuflischen Lachen.

„Das Mädchen muß mein werden,“ sagte mit wildem, leidenschaftlichem Ausdrucke der Ritter. „Niemand kennt Euch in Nußdorf. Gebt Euch als Landsknechte des Vogts von Germersheim aus und sagt, Ihr hättet Befehl, sie als Geißel für Pfriemer's und Benz' Rückkehr zur Ordnung nach Germersheim zu holen sammt der Alten, ihrer Mutter. Habt Ihr sie eine Stunde weit weggebracht, so jagt die Alte heim und bringt das Mädchen zu dem Köhler, bei dem Ihr waret und wo unsere Rosse standen. Der Kerl ist ein ausgeheckter Spitzbube und zu jedem Streiche bereit. Dort verwahrt Ihr mir die Dirne, bis ich komme. Reicher Lohn ist Euer!“

„Das Ding ist herrlich herausgefischt,“ lachte Claus. „Verlaßt Euch auf mich und kommt diese Nacht in die Köhlerhütte!“ Mit diesen Worten trabten sie fort und Erasmus kehrte zu den Bauern zurück, die ungeduldig seiner harrten.

Die beiden Strolche ritten scharf und hatten bald Nußdorf ereilt. Um recht genau des Ritters Plan zu verfolgen, ritten sie, wohl wissend, daß kein Mann und kein Jüngling in dem Dorfe zurück sei, geradezu an den Brunnen, wo Wasser schöpfend und sich ihr Leid klagend Frauen und Mädchen standen.

„Wie wunderlieb die Nußdorfer Frauen und Mädchen sind,“ hob Claus zu scherzen an. „Wär' ich ein Nußdorfer Bub', zehn

Gäule hätten mich an der Kirmeß nicht von meinem Mädchen weggebracht!"

Alle senkten bei so frecher Rede beschämt die Blicke. Eine nur sagte: „Wenn Ihr uns Verlassene höhnen wollt, so reitet nur weiter. Uns ist's nicht um's Scherzen."

„Mir auch nicht," sagte Claus, „und zum Scherzen hat mich der Vogt von Germersheim nicht hierher geschickt."

„Was wollt Ihr denn?" fragte die Frau.

„Des Benz Frau und Tochter als Geißel für des Benz und der beiden Pfriemer Rückkehr zur Ordnung nach Germersheim holen," sagte er pochend auf das Schwert an seiner Seite. Darauf wandte er mit Jockel die Rosse, und Beide ritten gegen die Kirche hin, wo am freien Platze Benz' Wohnung lag.

„Habt Ihr's gehört," sagte die Frau, „was die Strolche wollen? Das sind keine Landsknechte des Vogts, die sind anders gekleidet und gewappnet."

„Du hast Recht," sagte eine andere, „ich sah sie alle Beide bei dem Ritter von der Hauben."

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" rief die erste. „Soll's nicht am Ende auf das liebe Elschen abgesehen sein?"

„Sollen wir überhaupt es zulassen, daß sie ihnen Gewalt anthun?" fragte eine dritte, „und wenn sie auch des Vogts hergesandte Landsknechte wären?"

„Was würden unsere Männer und Brüder sagen?" rief eine vierte.

„Auf," sagte die erste, „laßt uns mit Allem, was wir haben, auf sie losgehen!"

Das Wort fuhr, wie ein Funke in eine Pulvertonne, in die Herzen der Frauen und Mädchen.

Alle verließen den Brunnen, ohne ihre Geräthe zu beachten, und vertheilten sich in's Dorf.

Vor Benz' Hause hatten indeß die Reiter ihre Pferde angebunden. Die erste der Frauen ging leise hin, band beide Rosse los und

führte sie, ohne daß es Jemand in Benz' Hause wahrnahm, in ihren Stall, der eine ziemliche Strecke davon entfernt lag, wo sie angebunden gewesen waren.

Bald darauf gab es in Benz' Haus ein Wehgeschrei. Die beiden Knappen schleppten Mutter und Kind gebunden vor die Thüre, wo sie ihre Pferde vermutheten.

Mit einem fürchterlichen Fluche bemerkte Claus, daß die Pferde fehlten. Er ließ das Mädchen in Jockels Schutz und eilte in's Dorf, um die Pferde zu suchen.

Plötzlich aber sah er sich von Frauen umringt. Ein Schlag mit einem Mosterkolben traf seinen Kopf, daß er taumelnd zur Erde sank. Schnell banden ihm die Frauen Hände und Füße mit Stricken und schleppten ihn nach dem Rathhause, wo ein Gefängniß für Feldfrevler war, und schlossen es ab.

Jockel wartete mit Angst auf Claus. Da sah er den Zug der Frauen und Mädchen, und nichts Gutes ahnend, feig dabei, wie der Verworfene stets ist, ließ er seine Schlachtopfer zurück und floh so schnell er konnte zum Dorfe hinaus. Lauter Jubel erfüllte die Luft, als die beiden geknebelten Frauen aus ihren Banden erlöst waren.

Jetzt erzählten sie ihren muthigen Befreierinnen, daß sie in diesen Beiden die Knappen des Ritters Erasmus erkannt hätten, was diese auch gar nicht geleugnet hätten.

Elsbeth brach in lautes Weinen aus, als sie den Abgrund ermaß, der sich vor ihren Füßen geöffnet hatte; aber sie gedachte des Blickes noch, den ihr Erasmus zugeworfen, und schauderte.

Wohl hatte Pfriemer Recht, als er meinte, ob wohl der verworfene Mensch seine Raupen *) lassen werde? Und Heinz, als er ihn so hart zur Rede stellte.

„Hört 'mal, Nachbarin," sagte die Frau, die den Anschlag gegeben, „mein Rath wäre, Ihr gingt zu Eurer Schwester nach

*) Lücken.

Hardt mit dem Kinde. Die alte Pfriemersgrete und ich füttern Euer Vieh und Euer Haus schließen wir zu. Kommt Euer Mann, so sagen wir's ihm; Euch und das Mädchen halte ich hier nicht mehr sicher. Hat der Strolch das am hellen Tage gewagt, wer steht dafür, daß er nicht einmal Euch Nachts überfällt?"

Die Frauen und Mädchen stimmten damit alle überein, und die alte Benzin brach noch an dem Tage nach der Hardt auf, wo sie bei ihrer Schwester sichere Unterkunft fand.

Als Claus erwachte und seine Fesseln fühlte, die ihn wie Feuer brannten, wüthete er und schäumte; aber Niemand hörte das, denn die heldenmüthigen Frauen wußten ihn sicher verwahrt. Ihn hungern und dursten zu lassen dünkte ihnen rechte Strafe. Die Pferde aber versorgten sie wohl.

Während sich dieser Schurkenstreich in Nußdorf auf eine die Frauen ehrende Weise löste, war das Heer, das weit über fünfzehnhundert Bauern betrug, gen Hördt aufgebrochen.

Ungemein freundlich lag das Dorf Hördt auf seinen Hügeln zerstreut. Obstbäume und Gärten zwischen den einzelnen Gehöften, erschien es wie ein fortlaufender großer Garten, an dessen einem Ende das reiche Kloster gleichen Namens, von Augustinerchorherren besetzt, lag.

Das Kloster war ein mächtiges Gebäude, das sich an die Klosterkirche von der wundervollsten Bauart anlehnte. Die Kirche des Dorfs oder die St. Georgenkapelle lag auf einem sonnigen Hügel und dicht dabei stand das Wohnhaus des Leutpriesters. Um die Klostergebäude lief, wie es in jenen unsicheren Zeiten häufig stattfand, eine dicke Ringmauer, wohl im Stande, einem heftigen Angriffe Trotz zu bieten. Ein Thor aus ungeheueren Eichenbalken und Eichenbohlen zusammengefügt, und dicht mit eisernen Nägeln beschlagen, war auch geeignet, Stich zu halten, wenn nicht eine ungeheuere Gewalt es bedrängte.

Der Probst Florentius Schlider aus Lachen in der Pfalz bürtig stand damals dem Convente vor, der nur aus acht bis zehn Chor-

herren meist adeligen Stammes bestand. Gerade der Probst Florentius Schlider war es, der den Convent in die Verachtung und den Haß hinabstieß, der ihn drückte. Er selbst, ein Mensch von losen Sitten, war nicht geeignet, seine Conventualen zu einem gottgefälligen Leben anzuhalten. Schwelgereien aller Art entehrten das Kloster, und wie es in jenen Tagen auch anderwärts zu geschehen pflegte, so wurde nicht selten die Clausur von Dirnen überschritten, deren Ruf nichts mehr einzubüßen hatte. Ueberdies aber war der Probst seiner Habsucht wegen verrufen und noch verrufener durch die Unbarmherzigkeit, womit er die Abgaben des Klosters von den hörigen Leuten eintrieb, und selbst Arme und Hungernde mit harten Worten von seiner Schwelle trieb, wo Erbarmen wohnen sollte.

Und dennoch hatte der Probst seine Freunde, die ihm die Gefahr meldeten und zur Flucht mahnten.

Florentius Schlider lachte der Gefahr. „Unsere Mauern sind gut, und steigen sie darüber, so sollen sie erwarten, wie sie bewillkommt werden!“ so sprach er im unbegreiflichen Uebermuthe, bewaffnete schnell die Conventualen und die Klosterknechte, und harrte des Angriffs.

Es war noch nicht zehn Uhr, da sah man die wimmelnden Schaaren heranrücken. Als sie das Dorf erreicht und sich bei dem Kloster aufgestellt hatten, forderte Erasmus die Mönche zur Uebergabe auf. Höhnend antwortete Florentius ihm zurück.

„Woll'n Burgen und Klöster brechen
Und zechen!“

riefen die Bauern und bald rannten sie mit Balken gegen das Thor, daß es in seinen Fugen bebte. Noch zwei, drei Stöße mit solcher Gewalt, und es lag innerhalb des Hofes. Jetzt quoll das Bauernheer herein.

„Wie?“ riefen sie, „wollen die Kirchenratten beißen?“ als sie die Mönche und Knechte bewaffnet erblickten.

Wenige Augenblicke später lag der Probst Florentius in seinem Blute schwimmend am Boden und die Uebrigen flohen.

Jetzt aber begann ein Treiben in diesen geweihten, leider aber schon entweihten Mauern, das jede Vorstellung übersteigt.

Vom Tabernakel wurden die silbernen Leuchter, das Crucifix, der Kelch und die Patene geraubt, aus der Sacristei die kostbaren Paramente. Jeder nahm, was er fand, und kleidete sich in die heiligen Gewänder. Dann strömten die Haufen in die Keller und Vorrathskammern. Mit Eimern und Butten wurde der köstliche Wein herausgetragen. Andere führten die Kühe aus den Ställen weg und trieben sie heim; Andere wieder raubten Schafe. Bilder und Statuen der Heiligen wurden ihres Schmuckes beraubt und zertrümmert. Viele hatten Wagen und Säcke mitgebracht, die sie auf den Speichern mit Frucht füllten und heimführten.

Erasmus war der Erste, der den goldenen Kelch vom Altare raubte und das goldene Ciborium in seinem Kleide verbarg.

„Darf der's," riefen die Bauern, „so dürfen auch wir's," und nun war dem losesten Frevel Thür und Thor geöffnet.

Ein barmherziger Bauer des Dorfes schleppte den wunden Probst in sein Haus und pflegte seiner, allein trotz aller Kunst, welche später die Aerzte von Speyer an ihm verwendeten, starb er dennoch im folgenden Jahr an den Folgen der Verletzungen, die er empfangen.

Mitten in dem Plündern trat schweißtriefend Jockel zu dem Ritter Erasmus.

„Ist's geschehen?" fragte der vom Wein glühende Ritter.

Aber mit Jammer erzählte der Schurke, wie es ihnen dort ergangen, wie die Rosse verloren seien und Claus in Haft durch die Frauen liege.

Wüthend zog Erasmus sein Schwert und würde Jockel durchstoßen haben, wäre der nicht dem Stoß ausgewichen und dem Wüthenden entflohen.

„Zündet das Nest an!" rief er, um seinem Grimme Luft zu machen.

Das Wort war Befehl, und bald loderten die Flammen aus dem Kirchenbach und leckten gierig an dem dürren Holz.

Als der Abend nahte, lag das Kloster theilweise in Asche, und das Bauernheer zog trunken und beutereich nach der Gegend von Klingenmünster ab.

Als die Führer von Nußdorf dem Ritter heftige Vorwürfe über den Brand machten, wagte er es jedoch nicht, sie mit schnöden Worten abzuweisen, sondern schob die Schuld auf die betrunkenen Bauern.

Mitten in der Nacht verschwand plötzlich Erasmus mit Jockel, dem er vergeben hatte.

Er ritt gen Nußdorf, Claus zu befreien und die Pferde wieder zu gewinnen; aber er hatte nicht berechnet, daß Nußdorfer Bauern mit ihrem Raube bereits heimgekehrt seien. Als er in das Dorf schlich, war er Zeuge, wie sie Claus an der Linde aufknüpften.

Da galt es schnelle Umkehr, und spurlos, wie er gekommen, aber voll unsäglichen Grimmes gegen Heinz Pfriemer, kehrte er nach Annweiler zurück, wo die Hauptmasse des Heeres diese Nacht lagerte.

Erasmus gehörte nicht zu den verschlagenen Naturen, die unter dem gleißenden Lächeln, unter der bestechenden Freundlichkeit den Haß zu verbergen im Stande sind. Seinen Leidenschaften den ungehemmt wilden, natürlichen Ausbruch zu lassen, war er von Jugend auf gewöhnt, und sein wildes Leben that dieser Richtung seines Wesens keinen Einhalt. Berechnende Schlauheit war ihm wohl eigen, aber sie verließ ihn jedesmal, wenn die Leidenschaft in ihm gohr, oder wenn der Augenblick ihn heftig erregte.

So war es heute, als er zu den Führern trat, die in einem befreundeten Hause versammelt waren, um das zu berathen, was weiter zu thun sei.

Er trat herrisch herein und blickte mit finsterem Blick auf sie hin.

„Ohne mich berathet Ihr?“ fragte er drohend.

In Heinz' Herzen lebte tiefer Unwille gegen Erasmus, der heute, ohne eine Ahnung dessen, was ihm derselbe hatte bereiten wollen, Nahrung genug gefunden. War es doch hinlänglich erwiesen, daß er den Kelch des Altars entwendet und, die heilige Religion verhöhnend, daraus in den Kellern getrunken hatte; war man doch nun gewiß, daß auf sein Geheiß die Flamme das herrliche Gebäude der Kirche zerstörte, dessen rauchende Mauern einen so grauenvollen, die Frevler anklagenden Anblick darboten; war es doch mehr als gewiß, daß er zum schnöden Entweihen der Heiligen dadurch den Anlaß geboten, daß er des Probstes goldene Inful auf das Haupt gesetzt, seine Stola umgehängt, sein Cingulum als Schwertgehänge gebraucht und ein kostbares Pluviale als Mantel übergehängt. Daher war es denn gekommen, daß mit heiligen Gewändern geschmückt die Bauern umhertanzten, daß einer, der die Monstranz erbeutet, damit den entsetzlichsten Frevel trieb. Gerade die Nußdorfer Führer hatten sich vom Diebstahle frei erhalten und waren nur bemüht, dem gotteslästerlichen Treiben, wo und wie sie es vermochten, Einhalt zu thun, was freilich nur selten und nicht in dem Grade gelang, wie sie es gewünscht. Sie aber ganz schuldfrei zu halten, wäre Unrecht und Unwahrheit. Sie theilten sich Klostergüter zu, weil sie es so für Recht hielten, und als Benz in des Probstes Gemach eine wohlgefüllte Geldkiste und die Documente des Klosters in einer eisernen Kiste fand, theilte er ehrlich mit seinen drei Gefährten, und sie verbrannten jene Documente. Das war in ihren Augen Kriegsrecht und Kriegsbeute, aber an dem durch die Religion Geheiligten vergriffen sie sich nicht.

Kein Wunder, daß sie auf Erasmus zürnten. Als er nun so kecklich auftrat, erhob sich Heinz und stützte sich auf das schöne Schwert, das er einem der Chorherren entwunden hatte, und sagte mit zornglühendem Auge: „Seit wann sind wir Euch denn unterthan? Seid Ihr nicht als Landstreicher und Landflüchtiger zu uns gekommen? Wir haben Euch zum Führer gemacht, weil Euer Kriegsberuf Euch größere Fähigkeit dazu gibt, aber nicht zum Herrn

über uns, nicht zum Führer in Kirchenraub, im Entweihen des Heiligthums, im Mordbrennen. Das ist Eures Standes nicht zu beneidendes Vorrecht gewesen und Euer Anrecht auf den blauen Hut."

„Bauer!" schrie der Ritter und er schäumte vor Wuth, „verfluchter Bauer, willst Du mich erniedrigen?"

„Nein," sagte Heinz mit Kälte, „das thut Ihr selber mehr und besser, als es Euch ein Bauer lehren könnte!"

Heinz hatte die Eigenthümlichkeit, daß, ob er gleich jähzornig war, er dennoch einem noch Jähzornigeren gegenüber schnell eine Ruhe gewann, die aber dann in ihren Worten zerfleischend traf und in ihren Handlungen den entschiedenen Vortheil der Besonnenheit ihm zuwandte.

„Meint Ihr," fuhr er fort, „Ihr fändet willige Werkzeuge Eurer Pläne? Da irrt Ihr! Ihr habt den Kelch vom Altare gestohlen und ihn entweiht; Ihr habt das Beispiel des frevlen Höhners gegeben; von Euch ist der Befehl ausgegangen, die Kirche anzuzünden; gebt Rechenschaft! Habt Ihr nicht gelobt, kein Kloster niederzubrennen? Verspracht Ihr nicht in Nußdorf, das Heiligthum zu schonen?"

Erasmus riß das Schwert aus der Scheide und wollte auf Heinz eindringen, aber in dem Augenblick unterlief Pfriemer seinen Arm und schleuderte ihn an den Boden, daß ein Ach! des Schmerzes seinen Lippen entfloh.

Die Besonnenheit war ihm durch dieses klare Beweismittel wiedergegeben. Er raffte sich auf.

Pfriemer sagte: „Wagt's nicht noch einmal so aufzutreten, Ritter von der Hauben! Ihr habt uns gelehrt, Bauernfaust sei gut. Bedenkt's, Ihr seid in unserer Gewalt, wir nicht in der Euern."

Bleich vor Zorn, aber dennoch erkennend, daß es Noth thue, einzulenken, zog er den Kelch des Altars aus seinen weiten Pluderhosen und reichte ihn dem alten Pfriemer.

„Vergebt,“ sagte er, „daß meine Hitze mich übermannte. Es war nicht meine Absicht, das Kleinod zu bewahren für mich. Ich nahm's, um es dem Priester in Annweiler zuzustellen. Thut Ihr's an meiner Statt. Uebermuth des Sieges ließ mich Scherz damit treiben; aber das ist schnöder Lug und Trug, daß ich den Brand befohlen!“

Er reichte Heinz die Hand. „Laßt uns in Eintracht wirken,“ sagte er, aber die Stimme zitterte und das Auge entsandte giftige Blicke gleich Blitzen.

Heinz wandte sich ab. „Ich will die Judashand nicht!“ sagte er mit Entschiedenheit.

Jetzt legten sich Fechenheimer und Benz ernstlich darein. Der Ritter hörte mit glühendem Aerger Dinge, die er sich unter anderen Umständen und Verhältnissen nicht würde haben sagen lassen. Er fühlte indessen zu sehr, daß er die einflußreichen Bauern nicht gegen sich noch mehr aufreizen dürfe, denn das Volk hing an ihnen mit einer abgöttischen Verehrung. Waren sie gegen ihn, so war er verloren. Darum bezwang er sich zum ersten Mal in seinem Leben. Und endlich gelang es den beiden Friedensstiftern, daß auch Heinz ihm die Hand der Versöhnung reichte und so äußerlich ein Frieden hergestellt wurde, unter dessen dünner Rinde das Feuer eines glühenden Hasses fortloderte. Sie trennten sich diesen Abend äußerlich versöhnt, aber die Bauern hatten eine Lehre gewonnen, die nämlich, daß sie wachsam sein mußten auf des Ritters herrschezische Gelüste.

Kaum hatte die Tagglocke vom Kirchthurme von Annweiler am anderen Morgen geläutet, als schon wieder die Bauernhaufen weit zahlreicher als am Tage vorher von Hörbt in das Thal herabstiegen. Aus dem Dahner Thale, aus dem Siebelbinger, aus dem Neustädter, von den Gebirgsdörfern und aus der Ebene von Landau strömten sie raublustig herzu. Es war eine unübersehbare Menge, die, als die Führer erschienen, die heute alle hoch zu Roß saßen, nur e i n Wort riefen: Klingenmünster!

Dorthin setzte sich der unabsehbare Zug in Bewegung, denn dort war der Sitz großen Reichthums.

Auch hier wiederholten sich vollkommen die Auftritte von Hördt, nur mit dem Unterschiede, daß die Heiligthümer unangetastet blieben und die Gebäude nicht niedergebrannt wurden. Es wurde Abend über dem Werke des wildesten Raubens, des ausschweifendsten Lebens.

Der maßlos ausgelassene Zug ging dann am anderen Tage nach dem Bischofshofe zu Mechtersheim und nach dem reichen Johanniterhofe zu Haimbach.

Am Abend dieses Tages, wo die Führer in einer Mühle ihr Quartier genommen, kam es zu heftigen Erörterungen. Es war auffallend, daß Erasmus von der Hauben nur dazu aufreizte, Klöster zu plündern. Kam die Rede auf das Brechen einer der Burgen, die als Zwingburgen des Landes erschienen, so suchte er davon abzuleiten, weil ja dort nicht der Reichthum zu finden sei wie in den Klöstern und Klosterhöfen. Mit solchen Gründen hatte er im großen Haufen gesiegt und sich einen namhaften Anhang erworben.

Die Nußdorfer und zunächst Fechenheimer waren anderer Meinung. Sie trugen ebenso glühenden Haß gegen die Ritter als gegen die Mönche, und da die nächsten, verhaßtesten Klöster gezüchtigt waren, erwachte das Verlangen, nun die Burgen am Gebirge zu brechen.

Wieder war es Erasmus, der widersprach und hemmte.

„Wir sehen wohl, wie wahr es ist, was Heinz Pfriemer schon zu Nußdorf sagte, daß ein Wolf den anderen nicht auffrißt," sprach Pfriemer. „Das raublustige Gesindel habt Ihr auf Eurer Seite. Wißt Ihr was, zieht Ihr in's Bischofsland, am Rheine hinab; wir wenden uns gegen das Gebirg und thun, was uns Recht dünkt! Da könnt Ihr Klöster genug finden!" — Das war das Schlußwort langen Streitens und Haderns.

„So laßt das Volk entscheiden!“ rief Erasmus von der Hauben.

Damit waren die Nußdorfer einverstanden.

Am anderen Morgen sammelte sich das Heer, das nun schon zu mehr denn zweitausend angewachsen war.

Der alte Pfriemer redete zu ihnen mit der ihm eigenen Kraft. „Wer mit uns hinziehen will, die Raubnester der Stoßfalken da oben am Gebirge zu zerbrechen, daß sie nicht mehr erstehen, wie's im Liede heißt, der trete rechts; wer's aber mit dem von der Hauben hält und in Klöstern gottesvergessenen Kirchenraub treiben will, der trete links.“ So schallte es klar und vernehmlich über die Menge hin. Einen Augenblick hörte man ein Murmeln wie fernen Donners schauerliches Grollen, dann entwirrte sich der Knäuel und es schieden sich die Massen.

Erasmus sah mit höhnischem Grinsen, daß die Mehrzahl rechts sich wandte.

„So sei's!“ sagte er grimmig und gab seinem Rosse die Spornen. Und die Haufen schieden unter brüllendem Gesange. Erasmus trug die Flammen des Aufruhrs hinab in die Ebene des Speyer- und Wormsgaues, während die tapferste und größte Schaar mit den Nußdorfern nach dem Gebirge heimkehrte.

Wie auf jede heftige Aufregung eine Abspannung zu folgen pflegt, so trat sie auch hier ein. Die Bauern wollten ihres Gewinnes, ihrer Beute einmal froh werden, wollten die in ihren Gemarkungen liegenden Klostergüter theilen und verloosen; darum trennten sie sich auf acht Tage, sich das Wort gebend, am Morgen des neunten Tages wieder in Nußdorf sich zu sammeln.

8.

Als die Nußdorfer heimkehrten, traf sie das dort Vorgefallene, von dem sie keine Ahnung hatten, wie ein Blitz aus heiterem

Himmel. Noch standen die Rosse da, noch hing der Gefängnißwärter Claus an den Aesten der Linde.

Mit Entsetzen erkannten sie des Ritters Rosse und seinen Knappen. „Da liegt der Beweis seiner Verworfenheit," rief Heinz und gedachte der Worte Elsbeths, die seine stechenden Blicke gerügt hatte.

„Es ist Gottes Urtel an dem Claus vollzogen," sprach Pfriemer; „auch der Ritter wird dem Gerichte nicht entgehen;" aber die muthigen Frauen empfingen wohlverdientes, ihnen schmeichelndes Lob.

In Benz und Heinz erwachte ein dringendes Verlangen die Ihrigen zu sehen, und Fechenheimer hatte gleiche Sehnsucht nach Bechingen zu eilen.

Da acht Tage Frist gegeben war, begaben sie sich auf den Weg; aber Jeder trug eine Waffe, Benz einen mächtigen Morgenstern, den er in den letzten Tagen geführt, Fechenheimer eine Streitaxt, die er von seinen Vätern ererbt, und Heinz sein erbeutetes stattliches Schwert, das eine rechte Wirkung that, zumal wenn die ungeschwächte Kraft Heinz Pfriemer's den Nachdruck gab.

Das herrlichste Frühlingswetter hatte bis jetzt ununterbrochen eine wahre Sommerwärme verbreitet. Das Pflanzenleben war schnell hervorgelockt worden. Wenige Tage waren hinreichend gewesen, die Kirschbäume in die herrlichste Blüthe zu versetzen. Frisches Grün sproßte überall und der Anblick des Gebirges war ungemein schön, da aus dem dunkelen Grün der Föhrenwaldung jetzt überall das saftige Buchengrün hervorsah. Der Himmel war wolkenlos und tiefblau. Die Lerche jubelte in den Lüften, der Wachtelruf erschallte weithin und die Gesänge der Nachtigallen waren an den schönen Morgen und Abenden vermischt mit dem hellen Schlage der Golddrossel schon auf's herrlichste zu hören.

Es war ein sonniger Mittag, als die drei Männer Nußdorf verließen, um gemeinsam bis Edesheim zu gehen, wo dann Fechenheimer sich nach Bechingen wenden, indeß Heinz und Benz ihren

Weg nach der Hardt fortsetzen wollten. Sie waren durstig und erschöpft, als sie Edesheim erreichten.

„Laßt uns bei dem Engelwirth eintreten," sagte Fechenheimer; „er ist mein Vetter und Gevatter und guter Freund. Da trinken wir einen Becher Forster oder Deidesheimer, wie kaum am Orte selbst, wo er gewachsen."

Der Vorschlag gefiel den Gesellen und selbdritt betraten sie das Wirthshaus, wo sie der Wirth freundlich aufnahm und ihnen bald den perlenden Deidesheimer vorsetzte, der den Durst löschte, den Gaumen kitzelte und dem Blut eine belebende Wärme gab.

In fröhlichem Gespräche saßen die Drei bei dem Wirth, und die Ereignisse der letzten Tage und Woche, die Pläne der nächsten Zukunft waren Gegenstände ihrer Unterredung. Nur Heinz nahm wenig Antheil am Gespräche. Seine Gedanken schweiften hinüber nach der Hardt, wo seine Elsbeth war.

Da vernahm man den Hufschlag eines Pferdes. Der Wirth sprang zum Fenster und rief: „Entfernt Euch durch's Hinterpförtlein, denn der Ritter Rudolph von Zeiskam kommt!"

„Laß ihn kommen," sagte Fechenheimer ruhig. „Wir sind Gäste wie er, und wir wollen ihn nicht reizen, aber auch nicht aus dem Wege gehen!"

Rudolph von Zeiskam war von Heidelberg glücklich und ungefährdet nach Bechingen gekommen; denn damals hatte sich das Bauernheer nach Hördt und später weit aufwärts am Gebirge, dann wieder gegen den Rhein hingezogen. Der Theil der Pfalz, den er zu durchziehen hatte, war noch unerschüttert von dem Kriegsruf, und es schien, bei der herrschenden Ruhe könne dieser friedliche Zustand nicht in jenen umgewandelt werden, der die Gegenden höher am Gebirge jetzt in eine so wilde Gährung versetzte. So bange es ihm gewesen, so wuchs jetzt sein Muth wieder und mit heiteren Aussichten ritt er gen Bechingen, wo er mit aller Kraft daran ging, vertraute Leute anzuwerben, Hörige, auf die er sich verlassen zu können glaubte, an sich zu ziehen und die Burg in belagerungs=

fähigen Stand zu setzen. Da er nun doch das Wetter sich nur gegen die Klöster entladen sah, die selten ein kräftiger Rittersmann im Herzen trug, suchte er sich zu überzeugen, die Bauern seien zu feig, es mit den Rittern und ihren Burgen aufzunehmen. Da wuchs ihm und seinen Standesgenossen wieder der Kamm so frischroth wie den Hähnen im Frühling.

Gerade an dem Tage, als die Drei in Edesheim beim Engelwirth einkehrten, stieg, gelockt von der warmen Frühlingssonne, aber mehr noch von der Neugierde, wie es um die Unternehmungen der Bauern stehe, der Ritter zu Roß, empfahl die Burg sorgfältiger Bewachung und ritt allein hinab nach Edesheim. Als er an der Herberge zum Engel vorüber ritt, däuchte es ihm, er höre laut und stark darin reden. Er saß schnell ab, gab sein Pferd dem Wirth und schritt mit trotzigem Uebermuth in die Wirthsstube, wo die Drei in der Ecke saßen, ihre Waffen neben sich.

Alle Vier waren betreten über dies Zusammentreffen. Kein Gruß noch Gegengruß wurde gewechselt. Hätte Rudolph nur einen Knappen zum Beistande gehabt, er würde sie, so dachte er, sofort zu Gefangenen gemacht und auf seine Burg geschleppt haben. Doch gab er den Gedanken auch so noch nicht auf, trotzend auf sein gutes Schwert.

Die Drei in der Ecke fuhren, nachdem sie sich gesammelt, in ihrem Gespräche ruhig fort, wenn auch weniger laut, und der Ritter verlangte Wein, den er fast in einem Zuge hinabstürzte.

Das Zusammenwirken seiner Erregung und des starken Weines brachte bald seine Früchte. Der Uebermuth ließ es nicht zu, daß Rudolph lange müßig geblieben wäre, ohne mit den Bauern anzubinden.

„Da treff' ich ja ein sauber Kleeblättlein!“ rief er aus mit einem Tone schneidenden Hohns, „und ich glaube gar bewaffnet?“

„Da habt Ihr Euch nicht geirrt,“ sagte Fechenheimer. „Das Kleeblättlein ist sauber von Uebermuth und will Jeden seines Weges ziehen lassen; bewaffnet ist's aber, weil die Zeit herum ist, daß nur

ein Stand das Recht haben soll, Waffen zu Schutz und Trutz zu tragen. Der Bauer will seine Haut eben nicht mehr gutmüthig zu Markte bringen."

„Ei, sieh 'mal, wie der Bauernkamm gewachsen ist, weil er ein Paar Nester voll wehrloser Kahlköpfe bezwang! Hast Du lange keinen Hirsch mehr gejagt, Jacob?" fragte er Fechenheimer, mit spitziger Hindeutung auf seine letzten Erfahrungen.

„Nein," sagte ruhig Fechenheimer. „Wär' aber einer auf meine Saat gekommen, und ich hätt' ihn gesehen, so wär' ihm gewißlich für das Wiederkommen gethan worden."

„Das will sagen, Du hättest ihm den Bolzen in die Brust gejagt?" fragte ihn Rudolph von Zeiskam.

„Wie Ihr saget," war Fechenheimer's ruhige Antwort.

„Du hast wohl wieder einmal ein Verlangen nach Stock und Verließ?" fragte der Ritter.

„Das nicht," versetzte der Bauer, „aber darnach, mein Eigenthum gegen frevelndes Verletzen zu schützen, wozu ich ein Recht habe als Freisasse."

„Verfluchtes Gesindel," rief der Ritter, „das auf ein Recht pocht und an den Ketten rasselt, die es nach Ordnung und Verdienst trägt!"

„Haltet Maß!" bat Benz halblaut seinen Nachbar.

„Sind wohl die Ketten von Gott bestimmt dem einen Theile, während der andere faullenzt und praßt?" fragte Fechenheimer. „Wer sie zu tragen Lust hat, mag zusehen; der freie Mann wird sie zurück auf das Haupt dessen schlagen, der so keck ist, zu versuchen, sie ihm anzulegen."

„Zweifelst Du daran, frecher Bauer," rief Rudolph von Zeiskam, „ob ich ein Recht habe, Dich, so Du mir frevelst, in Ketten zu legen, so sollst Du es schon wieder erfahren wie schon einmal."

Mit diesen Worten faßte er seinen Schwertgriff.

„Laßt den Flederwisch stecken," sagte Fechenheimer, „ich fürchte ihn nicht, und der Versuch zu dem, was Ihr eben geredet, möchte

meine gute Streitaxt mit Eurem Schädel in eine ungefüge Berührung bringen. Uebrigens solltet Ihr und Eure Zunft bedenken, daß es mit dem vermessenen Pochen auf die Macht und Gewalt nichts mehr ist. Der Mönch von Wittenberg hat ein Wort gesprochen, das gilt. Gleiches Recht vor Gott und vor den Menschen!"

„Ich bitt' Euch, Herr Ritter, und Euch, Fechenheimer, laßt ab vom Reizen und Rockeln,*) das führt zu eitel Hader," sagte Heinz begütigend.

„Nun, Du Nußdorfer Finke," rief Rudolph von Zeiskam, „bist Du auch schon flügge? Willst Du Pater**) werden, weil Du so guten Rath hast, oder Prädicant?" ***)

„Bin weder ein Vögelein, noch ein Pater, noch ein Prädicant," sagte Heinz, dem die Galle stieg, vor deren Steigen er eben erst Fechenheimer gewarnt; „aber ich kann doch ein Liedlein singen, das Euren Ohren mißfällt, eine Hora anstimmen, daß sie Euch gellen, und eine Predigt halten, die Euch kaum erbauen möchte."

„Traun, Bürschlein," höhnte der Ritter, „laß hören, vielleicht bekehrst Du mich. Heißest Du nicht Pfriemer?"

„Das ist mein ehrlicher Name," sagte Heinz, „und wenn Ihr's denn so wollt, so will ich Euch den Staar stechen. Hätt' ich aber nicht Lust dazu, so ließ ich's fein bleiben. Wißt Ihr, wie der Adel entstanden ist? — Ich will's Euch sagen: Mächtige Spitzbuben und dumme und arme Teufel spielten Würfel mit einander. Die Spitzbuben warfen den Pasch, und da die armen Teufel nichts hatten, nahmen sie die Spitzbuben ganz und gar. Da wurden sie hörige Leute und der Teufel lachte, daß der Adel da war! Wollt Ihr mehr hören?" —

„Das Maul will ich Dir stopfen, Du patziger Bauer," schrie zornglühend der Ritter und sprang auf. Blitzschnell fuhr das Schwert aus der Scheide.

*) Aufwiegeln, aufreizen.

**) Mönch.

***) Prediger.

Aber auch Fechenheimer und Benz sprangen auf, und während Benz den Hieb, der Heinzen galt, mit seinem Morgenstern also auffing, daß die Klinge zwischen den Eisenzähnen tief in das harte Holz drang, unterlief Fechenheimer des Ritters Arm, faßte ihn an der Kehle und warf ihn mit entsetzlicher Wucht zur Erde.

Rudolph versuchte aufzustehen und riß seinen langen Dolch aus der Scheide. Fechenheimer hatte jede Bewegung seines Feindes beobachtet. Wie ein gieriges Raubthier warf er sich jetzt auf ihn, kniete auf seine Brust und entwand ihm den Dolch. Mit der Wuth eines blutgierigen Tiegers zuckte er den Dolch nach des Ritters Brust und würde ihn durchbohrt haben, wäre nicht Heinz, der erst, als jene Beiden aufgestanden waren, aus seiner Ecke konnte, herbeigeeilt, seinen Arm zu fassen und auch ihm den Dolch zu entreißen.

„Gib mir ihn wieder!“ schrie Fechenheimer, „daß ich das Herz des Drängers finde! Gib mir ihn!“

„Nein,“ sagte Heinz. „Laß ab! Hat er den Streit begonnen, so ist er bestraft. Kein Blut fließe und besudle unsere Hand!“

Fechenheimer fühlte die Wahrheit. Seine schnell aufflammende furchtbare Hitze legte sich schnell. Er stand auf und ließ den Ritter los.

„Gebt mir meine Waffen!“ schrie dieser.

„Sie sind im ehrlichen Kampf erbeutet,“ sagte Benz, „und also unser. Euch aber rath' ich, sucht das Weite! Einmal kommt Ihr ohne Blut davon, weil Heinz Pfriemer Euch rettete; das zweite Mal könnt Ihr schlimmer wegkommen! Im Liede heißt's: „Bauernfaust ist gut! sie trifft!“

Voll wüthenden Grimms und mit den entsetzlichsten Drohungen eilte der Ritter hinaus, und bald jagte er im wilden Galopp davon.

Fechenheimer schlug eine gellende Lache an, in der sich befriedigte Rachsucht und Freude über die schmähliche Niederlage eines vermessenen Feindes ausdrückte.

Der Wirth sagte: „Gevatter, Euer Lachen ist zu früh. Den Einzelnen habt Ihr besiegt; wie aber wird es werden, wenn er nun

mit seinen Landsknechten und Reisigen wiederkehrt? Und das wird er, so wahr ich lebe! Ich kenne ihn, und auch Ihr wißt, wie wenig sein Stolz einen solchen Schimpf erträgt. Und werdet Ihr seine Gefangene, so macht Euer Testament."

Der Auftritt im goldenen Engel war indessen im Dorfe nicht unbeachtet geblieben. Auch aus Edesheim waren Viele mit auf den Zügen nach Hördt, Klingenmünster, Haimbach und Mechtersheim gewesen. Man hatte die hochgehaltenen Führer in die Herberge treten sehen, dann auch den Ritter, und Gruppen hatten sich schon gesammelt, als die Niederlage des verhaßten Zeiskamer erfolgte. Jetzt, wo sie ihn waffenlos und wutherfüllt davon jagen sahen, wo sie erwarteten, daß er Hülfe holen würde, drängten sie in die Thüre der Herberge.

„Seht Ihr's," sagte Fechenheimer mit triumphirender Miene, „unsere Brüder lassen uns nicht im Stiche! Geht heim, Ihr Männer," fuhr er fort, „und waffnet Euch; bald wird unser Feind kommen, uns niederzuwerfen. Das duldet Ihr nicht!"

„Nein!" schrieen die Bauern und eilten hinweg, den Rath zu befolgen.

Dem Wirthe wurde es nachgerade unheimlich. In seinem Hause war der Unfall vorgekommen. Lud auch er des Ritters Zorn auf sich, so mußte er alle die Folgen tragen, die aus seinem Zorn und Haß unabweisbar erwuchsen. Er bat, er flehte, daß sie sein Haus verließen. Aber Fechenheimer zeigte ihm, wie er sie dann erst recht in die Hände des grausamen Feindes stieße.

Wenn sie aber auch hätten entweichen wollen, es wäre nicht mehr möglich gewesen; denn schon sammelte sich das Volk in Schaaren vor dem Hause, darinnen sie waren. Die Sturmglocke heulte hinaus in das Land, und bald antworteten die Glocken hier und dort, und man sah von ferne die Leute von den Feldern und aus den Weinbergen herzueilen.

Den schönen Gedanken, nach der Hardt zu gehen, mußten Heinz und Benz jetzt aufgeben, wie Fechenheimer den, seine Lieben

in dem Dorfe Bechingen wiederzusehen. Jetzt war jeder Schritt weiter ein verderblicher.

Wie es der Wirth vorausgesehen, so kam es. Der Ritter nahte mit einer ansehnlichen Schaar seiner Leute, die alle beritten waren und wohl bewaffnet. Als sie aber die Bauernschaaren sahen und das Sturmgeläute immer weiter vernahmen; da zogen sie sich eben so schnell zurück, als sie gekommen waren.

Ein Hohngelächter im vollsten, brüllendsten Chore folgte den sich Zurückziehenden, und aus dem Kampfe, der bevorstand, wurde ein Gelage, bei dem durch den Vortheil des Wirths angstvolle Züge sich wieder aufheiterten.

Als der Ritter heimkehrte mit namenlosem Zorn und glühendem Rachedurst, war Märten Streffer in seiner Burg.

Mit dem Ritter war er in die Pfalz zurückgekehrt, war, nachdem er die Erfolge der Bauern erkundet, nach Germersheim zum Vogte Fleckenstein geeilt, der in seiner Bequemlichkeit den günstigen Augenblick versäumt hatte, den Unfug im Keime zu ersticken, und dessen Spott über der Bauern Muth nun wie ein Centner auf seiner Seele lag. Er sah nun, daß seine Macht nicht mehr ausreichte, den Strom zu dämmen; ja, als sie Mechtersheim heimgesucht, wurde es ihm schwül in seiner Burg, weil er einen Ueberfall befürchtete und sich nicht Macht genug zutraute, den Ueberfall abzuschlagen. Märten mußte wieder nach Heidelberg eilen, um dort Alles zu berichten und um Hülfe zu bitten. Der Marschalk aber gab schlechten Trost; denn er bedurfte der geringen Macht, um einen entscheidenden Streich gegen Erasmus von der Hauben zu führen, der mit seinen Haufen die Niederungen des Altrheins und der Rheinufer selbst mit der Brandfackel durchzog und überall den Auswurf der Dörfer, das Gesindel der Städte und die zulaufenden Strolche und Landstreicher in seine Schaaren aufnahm. Märten mußte eilen die Botschaft zu bringen, daß sich Ritter Fleckenstein für's Erste selber helfen müsse, aber dem Ritter Rudolph von Zeiskam die Freundesbotschaft des Marschalks zu melden, daß er

vom Rheine her gegen das Gebirge ziehen und seine Burg, sollte sie belagert werden, sicherlich entsetzen werde. Dazu fügte der Marschalk den Rath, so viel Geißeln als möglich in seiner Burg zu häufen, damit er durch die Drohung, sie hinzumorden, die Bauern zurückhalten könne.

Märten erschrack, als er von dem Auftritte hörte; der Ritter selbst erzählte ihm Alles und erleichterte so sein Herz einigermaßen. Ein Blitz leuchtete in seinem Auge, als Märten die Botschaft von den Geißeln ausrichtete. Ohne Verzug ließ er Fechenheimer's ganze Familie und die seines Bruders aufgreifen und in die Burg schleppen.

„Darf Euch," hatte der arglistige Märten gesagt, „unser einer einen Rath geben?"

„Heraus damit!" rief Rudolph von Zeiskam.

„Wär' ich an Eurer Statt," sprach listig Märten, „so holte ich mir einmal zuerst alle Anverwandte des Jacob Fechenheimer, die alle in Bechingen zur Hand sind."

„Du hast da einen prächtigen Plan!" rief Rudolph.

„Noch mehr," fuhr der Tückische fort. „Glaubt Ihr, daß die Drei heute, wo wieder der alte Brand aufflackert, zu Edesheim bleiben? Ich glaub's nicht. Wißt Ihr aber, wo sie hinwollten?"

„Nein," sagte der Ritter mit großer Spannung. „Weißt Du es denn?"

„Ich weiß es," sagte mit dem Stolze, den der Bauer auf sein Wissen Höheren gegenüber zu legen pflegt, der hier den besonderen Nachdruck dadurch erhielt, daß Märten den Werth seiner Person in das rechte Licht setzen, seine Unentbehrlichkeit beweisen wollte. „Der Ritter von der Hauben hat die Tochter des Benz schön gefunden und den entlaufenen Claus, den Gefängnißwärter im „blauen Hut", und seinen Knappen heimlich nach Nußdorf geschickt, das Mädel unter dem Vorwande, der Vogt von Germersheim wolle sie als Geißel aufheben lassen, in seine Arme zu liefern. Die Weiber von Nußdorf aber standen zusammen, fingen den Claus

und jagten den Anderen davon. Bauern, die mit Beute heimkamen, hingen ihn an der Linde auf."

„Das ist herrlich!" rief ganz seinen Aerger vergessend der Ritter.

„Hört weiter," fuhr Märten fort. „Da sich nun des Benz Frau und Kind, das des Heinz Pfriemer, eben dessen, der in Edesheim ist, Liebchen ist, in Nußdorf nicht sicher hielten, wichen sie von dannen und begaben sich zu einer Base auf die Hardt. Dort sind sie noch. Was hindert Euch, sie morgen aufzuheben?"

„Du bist ein brauchbarer Kerl," rief Rudolph, „und sollst dafür heute Abend die beste Kanne Forster haben, die in meinem Keller zu finden ist."

„Noch bin ich nicht fertig, Herr Ritter," nahm Märten, dem das Lob ungemein schmeichelte, das Wort wieder. „Ich fragte, ob wohl die Drei in Edesheim blieben? Darauf antwortete ich mit Nein! Offenbar wollte Fechenheimer heim und die zwei Anderen nach der Hardt. Glaubt Ihr aber, daß sie, wie's nun steht, dorthin gehen werden und Jacob hierher?"

Der Ritter besann sich einige Minuten, dann sagte er: „Nein!" „So mein' ich auch," war Märten's Antwort. „Sie warten den Abend ab und gehen dann nach — Nußdorf."

„Meinst Du?" fragte der Ritter.

„Versteht sich," fuhr Märten fort; „denn sie müssen ja doch dort die Geschichte erzählen, um die Bauern nicht zu Verstand kommen zu lassen! Wie wär's, wenn wir die fingen und so der Schlange den Kopf abschnitten? Ihr hättet sie dann und die Geschichte wär' aus und der Kurfürst wär' Euer großer Schuldner."

Der Ritter sah den Rathgeber mit leuchtenden Augen an. „Kerl," sagte er, „Du könntest Kanzler werden, so gute Anschläge hast Du! Aber wie sollen wir's anfangen?"

„Ei, nichts leichter als das!" rief Märten. „Kennt Ihr den dicken Nußbaum bei dem Heiligenhäuschen vor Nußdorf, wo die Pfade zusammentreffen? Dort verbergt Ihr Euch mit Euern

Landsknechten, stellt die Gäule im Walde heimlich ein und erwartet sie. Sie kommen gewiß. Sie ahnen auch nichts. Dann knebelt Ihr sie, schleppt sie zu den Rossen und dann geht's haidi — hierher."

„Wie aber kommen wir unbeachtet dahin?" fragte der Ritter.

„Ei," rief Märten, „das ist ja das Leichteste! Ich kenne, wie ein Fuchs, der Trauben naschen will, alle Schliche und Gänge, führe Euch unbemerkt an Ort und Stelle und das Weitere ist Eure Sache! Ohnehin geht der Mond jetzt erst spät auf."

Der Ritter ging freudig ein auf den arglistigen Plan. Er hatte Alles für sich und das Gelingen schien völlig gesichert.

Fürs Erste, da es noch zu früh am Tag war, um aufzubrechen, ließ der Ritter Fechenheimer's ganze Mage und Sippe*) aufheben und in die Burg schleppen. Es war ein entsetzliches Jammern und Schreien, Angst und Bestürzung im Dorf über diese Gewaltthat, die Märten Streffer unklug genug war, selber mit auszuführen, und die mit Rohheit und Härte ausgeführt wurde. Märten genoß schon einen Theil seiner befriedigten Rache, und sein Herz pochte lauter bei dem Gedanken, diesen Abend noch sie völliger befriedigen zu können. Gelang es, was er vorhatte, so lag noch der weitere Plan in seiner Seele, dann sogleich Nußdorf zu überrumpeln und Pfriemer'n selbst ebenso wegzuholen. Sie dann in der Burg zu quälen und dem sicheren Strange zu überliefern war ein Gedanke, der ihn ganz außer sich selbst brachte. — Sah er sich ja doch schon im Pfriemer'schen Haus und Gut als Freibauer durch des Kurfürsten Gnade.

Der erste Streich war gelungen. Die Bechinger ahnten nicht, was in Edesheim geschehen war und wer dort weile, sonst würden Boten dorthin geeilt sein.

Als die Nacht sich herabsenkte, ritt eine große Schaar mit dem Ritter an der Spitze aus der Burg. Ganz am Gebirgsfuße

---

*) Familie und Verwandtschaft.

hin führte sie der Kundschafter, jeden bewohnten Ort vermeidend. Ja, daß man selbst der Hufe schweren Tritt nicht in der Ferne höre, ließ er sie umwickeln.

So erreichten sie unbemerkt die Stätte, wo Erasmus von der Hauben als Bänkelsänger zuerst die Gemüther so heftig entflammt hatte, und dort verbargen sie sich auf's Sorgfältigste nach Märtens Angabe und harrten mit Spannung der Heimkehrenden. Das Sturmläuten hatte zeitig aufgehört; aber die Wirkung, die es hervorbrachte, war in ihrem ganzen Umfang und Kraft, wie sie beabsichtigt worden war, eingetreten. Ganze Schaaren Landvolkes waren nach Edesheim geeilt mit Wehr und Waffen, wie sie sie eben hatten und fanden. Der Vorgang dort und des Ritters beabsichtigter Ueberfall empörte sie um so mehr, als die ganze Spänne von Seiten des Ritters war hervorgerufen worden. Fechenheimer benutzte den Augenblick, der so günstig war, um das Landvolk gegen die Ritter und ihre unerträgliche Gewalt, ihren verabscheuungswürdigen Uebermuth aufzustacheln. Seine eigene Erfahrung und der heutige Auftritt wirkten so mächtig, daß das Volk entschieden erklärte, des Ritters Burg zu Bechingen müsse gebrochen werden, ehe der morgende Tag sich neige. In oder bei Edenkoben, beschlossen sie, solle der Versammlungsort sein. Freiwillige in Menge meldeten sich in der Nacht noch, die Botschaft hier und dorthin zu tragen, damit eine runde, volle Zahl Streiter erscheine, die auch Brandleitern und Feuerhaken mitzubringen hätten.

Die Dämmerung kam schnell und in ihrem Schatten wollten die drei Männer den Rückweg nach Nußdorf antreten.

Die Edesheimer Bauern sagten aber: „Ihr lauft dem Zeiskamer geradewegs in die Falle, wenn ihr allein geht! Meint Ihr, der Strolch bedächte nicht, daß Ihr heim gingt? Meint Ihr, er legte Euch nicht hier und dort einen Hinterhalt? Den kennen wir, und wo's einen listigen Streit gilt, da ist er nicht blöde und das Schämen hat er schon gar lange verlernt."

Fechenheimer meinte, er habe für heute genug; aber die Bauern

ließen einmal nicht nach zu bitten, daß sie nicht allein ihres Weges gingen. Endlich gaben sie es denn zu, daß ihrer vierzig, die am besten bewaffnet waren, sie begleiteten. Einer war darunter mit einer Hakenbüchse, die er auf dem Johanniterhofe zu Haimbach erbeutet, nebst Pulver, Kugeln und Zündkraut. Er hatte sich schon eingeübt, daß er damit schießen konnte.

Ehe sie noch aufbrachen, lud er sie.

Ohne alle Gefährte waren sie bis in die Nähe Nußdorfs gelangt. Schon sah man im Zwielicht der Sterne die dunkelen Umrisse des Nußbaums und des Heiligenhäuschens, und Alles war so still wie im Grabe. Schon mehrmals hatten sie früher die Begleiter gebeten zurückzukehren; diese aber hatten's abgelehnt und wollten in Nußdorf herbergen, damit sie morgen früh genug bei der Hand wären.

Plötzlich rief der Hakenbüchsschütze halblaut: „Halt! dort an dem Nußbaum seh' ich Leute! Laßt sehen, ob's nicht des Zeiskamers Schnapphähne sind?“

Er legte Zündkraut auf die Pfanne und der Schuß fuhr mit mächtigem Knalle dorthin, wo er die Bewegung gesehen. Ein Schrei wurde gehört, dann ein Ruf und in geschlossener Reihe rückten die Landsknechte heran.

Die Bauern standen, und bald entbrannte ein wilder Kampf, allein des Ritters Leute waren die geringere Zahl und der Kampf bald entschieden. Drei wurden gefangen, Einer lag todt an dem Nußbaume, die Anderen flohen. Eine Weile wurden sie heftig verfolgt, dann ließen die Bauern ab, denn von Nußdorf her, wo der Büchsenschuß und das Schreien gehört worden war, kamen Haufen Bauern daher.

Der Ritter war glücklich entronnen und Märten Streffer hatte sich, sobald er den Schuß und den Schrei des tödtlich getroffenen Landsknechtes gehört, schleunigst davon gemacht. Er war schon vor dem Ritter in der Burg.

Schlau und vorsichtig hatte er sich die Umstände zusammen=

gestellt auf seinem Weg. Er sah die Belagerung der Burg voraus, und was ihm dann blühen könnte, wenn man ihn dort finde, das war ihm sonnenklar. Er ging daher nur in die Burg, um sein Bündelein zu holen, sich mit Speise und Trank zu versehen, und dann irgendwo einen Schlupfwinkel aufzusuchen, an denen er keinen Mangel litt.

Als die Sieger in Nußdorf einzogen, begrüßte sie das ganze Dorf; allein nur mit der Aufbietung seines ganzen Ansehens mochte es Heinz Priemer gelingen, die Gefangenen dem Zorne der Nußdorfer zu entziehen. Nur in seinem Hause waren sie sicher. Die Aufregung hatte wieder schnell ihre frühere Höhe erreicht. Man erkannte es in der Gemeinde an, es sei dringend Noth, an den Geilweilerer Hof eine Versammlung des Volkes zu berufen, unter dem Vorwande den Brüdern im Elsaß zu Hülfe zu ziehen. Eilboten wurden entsandt, die wieder andere entsenden ließen, und ehe es Mitternacht vorüber war, trugen schon in weiter Entfernung die schnellfüßigsten der Bauern die Kunde von Dorf zu Dorf, daß morgen am Geilweilerer Hofe das Stelldichein sei.

Am anderen Morgen lag ein dichter Nebel auf dem Lande; daher geschah es, daß es ein grauenhafter Anblick war, wie aus dem Nebel die Gestalten heraustraten, die schaarenweise sich dem Hofe nahten. Wie wenn sie Erdgeister wären, die aus ihren Erdgängen und Höhlen hervorträten an den nebeligen Tag, so war es anzusehen. Als nun bei Tausend zusammen waren, erzählte Heinz Priemer mit seiner ferntönenden, klaren Glockenstimme, was gestern geschehen sei. Er sagte ihnen, wie er nur den Vorwand gebraucht mit dem Zuge nach dem Elsaß, um etwa die Vögte hier und da irre zu leiten. Es gälte die Burgen des Landes zu brechen; denn wie der Verrath sie überall auf Schritten und Tritten umgebe und umlauere, das habe sich aus dem Verhöre mit den gefangenen Reisigen in dieser Nacht herausgestellt; denn nun liege es am Tage, daß Märten Streffer von Nußdorf, den der Kurfürst gefreiet habe, der Verräther sei, der dem Vogte von Germersheim die Kunde

gebracht, daß sie sich das vorige Mal am Geilweilerer Hofe versammeln wollten; daß er stets unterwegs sei, zwischen Heidelberg und der Pfalz, und zwischen den Burgen der Ritter und Vögte; so habe er am gestrigen Abend den Hinterhalt, der ihm, Benz und Fechenheimer habe gelegt werden sollen, auf weiten Pfaden an die Höhe geführt und den Anschlag gemacht, seinen Vater auch aufzuheben. Er sowohl als der Ritter seien in der Burg Bechingen, und da Rudolph von Zeiskam der wildeste, boshafteste und hinterlistigste der Ritter sei, so meine er, daß auch seine Burg die erste sein müsse, die falle.

Als er noch so redete, kam ein Eilbote daher, der die Gewaltthat ankündigte, die Rudolph von Zeiskam gestern an Fechenheimer's Familie und Verwandten geübt.

Das würde entschieden haben, wenn nicht schon Alle eines Sinnes gewesen wären.

Unter lautem Gebrülle des Bauernliedes brachen sie auf. Vorausgesendete Boten riefen die bei Edenkoben Versammelten zur Einigung. Da waren denn mehr als zweitausend Bauern vereint, die mit Leitern, Haken, Balken, Schmiedhämmern und dergleichen gen Bechingen zogen. Das Bauernlied schallte schrecklich, von so viel rauhen Kehlen gesungen. Selbst den Ritter Rudolph von Zeiskam wandelte etwas Menschliches an, als er die Macht, als er die Zornglut der Bauern wahrnahm. Es wollte ihn tief reuen, was er gestern gethan, und — daß sich Märten Streffer aus dem Staube gemacht, das dünkte ihm die schlimmste Vorbedeutung, da, wie er wußte und sich selber sagte, das Sprüchwort meinte: „Der Fuchs verlasse allemal erst dann den Bau, wenn er ihm keine Sicherheit mehr biete.“

Die dummen Bauern dachte der Ritter damit zu ködern, daß er ihnen die Botschaft sandte, er wolle Fechenheimer's Sippschaft frei geben, sie sollten nur heimkehren.

„Die wollen wir selber befreien, aber die Burg brechen!“ riefen hohnlachend die Bauern, banden den Boten rücklings auf's Pferd

und gaben ihm den Schweif als Zügel in die Hand und ließen dann mit einem Schlage das Pferd laufen.

Darauf machten sie unverweilt Anstalt die Burg zu berennen. Schnell erkannte Rudolph seinen nahen Untergang. Nur geringe war gegen solche Zahl seine Vertheidigungsmacht; aber er war zu stolz, noch einmal Friedensvorschläge zu machen, da sie die ersten mit solch rohem Schimpf und Hohne zurückgewiesen hatten. Er wandte daher alle Macht an, aber sie reichte nicht aus. Die Thore stießen sie ein, die Mauern überstiegen sie und ehe eine Stunde vorüber war, lagen seine Leute theils todt da, theils waren sie verwundet oder zu den siegenden Bauern übergegangen. Er selbst, von Fechenheimer's Streitart getroffen, sank betäubt nieder und erwachte in den Fesseln und Handschellen, die er selber hatte Fechenheimer anlegen lassen, unter dem Gesange der Bauern:

„Bauernfaust ist gut!
Will Burgen und Klöster brechen
Und zechen!"

Jeder Winkel wurde durchstöbert, die Schränke und Kisten ausgeleert und besonders die Waffenkammer geplündert. Ueberall herrschte Gräuel und Verwüstung, und als die Burg leer war und auch Märten Streffer nicht gefunden worden war, da drohten die Bauern dem Ritter mit der Folter, wenn er nicht gestehe, wo der Verräther sei. Es war ein Glück für ihn, daß die gefangenen Reisigen und Landsknechte es mit betheuerten, daß er schon vor des Ritters Rückkehr entwichen sei. Eins lag schwer auf des Ritters Herzen. — Früh am Morgen noch hatte er Reisige nach der Hardt gesendet, um Elsbeth zu fangen. Brachten sie das Mädchen, so war es um sein Leben geschehen. In dieser Angst schwebte er, als er hinab in Fechenheimer's Haus abgeführt wurde, wohin die Führer und die Befreiten gegangen waren. Vor der Thüre Fechenheimer's lag ein Balken. Darauf wurde er gesetzt, bewacht von zwei Bauern. Hier hatte man die Burg gerade im Auge. Hier mußte er sehen, wie die Bauern die Mauern niederrissen bis gegen Mittag. Das

Werk der Zerstörung war vollendet, so weit es die Menschenhand vermochte.

Jetzt schlugen himmelhohe Flammen heraus unter einem wahrhaft teuflischen Jubelgeschrei der Bauern. Und bis gegen Abend saß er da, verhöhnt und verspottet, immer noch Aergeres erwartend, wenn die Reisigen mit Elsbeth kämen. Schwarz standen die Mauern seiner stolzen Burg da; nur aus dem Innern brach bisweilen eine rothe Lohe hervor und ein furchtbarer Qualm, bis endlich auch der erlosch und die Nacht ihren Rabenschleier über die schreckliche Stätte der Verwüstung breitete. Mit gebrochenem Herzen folgte Rudolph von Zeiskam kettenbelastet dem Haufen, der sich am Gebirge hinzog und in den Dörfern rastete.

Früh am anderen Morgen zogen sie mit vermehrten Schaaren nach der Krobsburg, die auf ihrer steilen Höhe größere Schwierigkeiten bot; aber der Muth fehlte den Vertheidigern und leichten Kampfes wurde sie erobert, geplündert, und wieder am Tage mit Zerstören und Plündern hingebracht. Großer Gewinn waren die vollen Waffenkammern der Burgen, die Rosse und Rüstungen, die nun bald eine stattliche Schaar Geharnischter, wohl beritten, bilden ließen.

Von der Krobsburg führte ihr Weg zum Kloster Eussersthal Hier wiederholten sich die unbeschreiblich schauerlichen Gelage von Hördt und Klingenmünster. Als der Rausch ausgeschlafen war, stürmte das Heer die Burg Trifels. Mit jedem Erfolge stieg der Bauern Uebermuth und rohe Gewaltthat. Jede Fessel war gelöst, jeder Zügel zerstört. Der rohen Gewalt wilster Leidenschaften waren Thür und Thor geöffnet.

Nach der Eroberung des Trifels fiel die Bischofsburg Kirrweiler, und siegestrunken zog das stets wachsende Heer, mit allem Geräthe nun reichlich versehen, theilweise trefflich bewaffnet, selbst mit Feldschlangen bereichert, nach der reichen Kästen- oder Marrburg bei Hambach, wo das große Faß lag, von dem sie so lange schon geträumt, und von dem sie sangen:

„Das große Faß ist unser Faß,
Das liegt gefüllt im Keller.
Da woll'n wir Alle trinken baß
Und zahlen keinen Heller!"

Die umfangreiche und wohlbewehrte Burg machte den Bauern wohl viel Sorge und Mühe, aber dennoch erlag sie endlich den vereinten Anstrengungen, und auch in ihren Mauern begann das Werk ausschweifendster Völlerei, des Plünderns und Zerstörens. Kahle Wände, rauchende Trümmer hinterließen sie, als sie nach Neustadt hinabzogen.

Todesschrecken überfiel die Bürgerschaft. Der Rath war versammelt, konnte aber zu keiner Entscheidung kommen. Der Gedanke, daß eine wilde Plünderung bevorstehe, lähmte allen Muth. Lange zu warten war nicht der siegestrunkenen Bauern Sache.

„Laßt uns das Rattennest stürmen!" schrieen sie, und ohne Weiteres wurden die Leitern angelegt, die Thore zerschellt, und unaufhaltsam drang der wilde Strom in die Stadt. Da rettete der pfälzische Vogt die Stadt durch Unterwerfung. Zwar hatte er muthig geredet, aber der Muth saß ihm nur auf der Zunge. Feig unterwarf er sich mit seinen Landsknechten und war so gottes- und pflichtvergessen, daß er den Eid seinem Herrn, dem Kurfürsten, brach und den Bauern Treue und Gehorsam schwur.

Märten Streffer hatte in der Nähe alle diese Ereignisse mit angesehen. Jetzt eilte er über den Rhein, die Hiobspost gen Heidelberg zu bringen.

9.

Wenn man im Jahre 1525 durch das kleine Dörflein, das die Hardt hieß, hindurch ging, so kam man ganz am nördlichen Ende an ein kleines Hüttchen, dessen Strohdach hinten auf die Erde niederging und unter seiner schiefen Höhlung ein Ställchen barg, darinnen zwei Ziegen blöckten. Ein altes Mütterchen wohnte in

dem Stübchen, das Küche, Wohnraum und Schlafstätte zugleich war. Einsam waren des Mütterchens Tage hingeflossen, denn Gatte und Kinder hatte eine Seuche ihr genommen; Armuth war ihr Loos, und Gebet und Trauer ihr tägliches Brod. Sie bedurfte wenig, und dies Wenige warf ihr Fleiß ab, und was fehlte, ersetzte die Barmherzigkeit der bemittelten Insassen des Dörfleins und ihrer Verwandten in Nußdorf. Plötzlich wurde das Hüttlein belebt; denn ein Weib zog ein mit einem bildhübschen Knaben, der nun dem Mütterchen Holz las und auch andere Arbeiten still und willig that. Wer die schlanke und doch so edelgeformte Gestalt des Knaben sah, verwunderte sich darob; aber Niemand dachte daran, daß das Knabenkleid eine Jungfrau verhülle, daß unter der wüsten Pelzmütze, die der Knabe nicht ablegte, ein reiches, glänzendes Mädchenhaar verborgen sei, und daß das bleiche Aussehen des schönen Gesichtchens nicht eine Folge der Krankheit, sondern tiefen Gebrestes des Herzens sei.

Sie lebten so stille, mieden so sehr den Umgang Anderer, daß sie kaum beachtet wurden, zumal denn in solchen Zeitläuften die Blicke hinausgerichtet waren auf das wilde Treiben des Bauernaufruhrs, der sich mit seinen Stürmen immer mehr das Hardtgebirge herabzog. Ohnedem waren aus dem Dörflein alle Männer und Jünglinge fortgezogen zum Kampf, und jedes Haus war eine Stätte des Leids und schwerer, drückender Sorgen.

So war's denn auch gekommen, daß, als des Zeiskamers Reisige die Leute von Hardt, die sie auf dem Felde trafen, nach des Benz von Nußdorf Töchterlein fragten, sie ohne zu lügen versichern konnten, die sei nimmer in Hardt gewesen, noch weile sie heuer daselbst. Sie waren darauf unverrichteter Sache abgezogen und — da sie Bechingen und seine Burg erobert sahen, schnell nach dem Rheine geeilt, wo der Marschalk des Kurfürsten den Aufständischen unter Erasmus von der Hauben entgegenstand.

Elsbeth ahnte nichts von der Gefahr, die ihr gedroht, aber sie hatte von dem Auftritt in Edesheim gehört, von dem Brechen der

Burgen, und da keine Nachricht kam, zog in ihre Brust eine namenlose Sehnsucht ein, den Vater und Heinz wiederzusehen, und zugleich eine große Angst um sie.

Die Mutter aber wandte immer ein, wie sie sich auch selbst im Knabenkleide so großer Gefahr nicht aussetzen dürfe. Es könne, sagte sie, ihr ja leicht ein Unfall begegnen, der dann ihr Geschlecht verriethe, und das könne höchst unselig gegen sie ausschlagen.

Immer auf's Neue flehte das Mädchen. „Sind denn nicht vier Männer, die mich schützen?" sagte sie zur Mutter. „Und wenn nun einer von ihnen an einer Wunde Schmerzen leidet," fuhr sie fort, „wer soll, wer wird ihn pflegen und seine Leiden mildern? Und in dem Kampfe, wie leicht ist es, daß einer von solch einem Unglück ereilt werde? O Mutter, laßt mich ziehen, ich sterbe vor Angst und Qual!"

Die Mutter verwies sie zu christlicher Ergebung und Geduld, und wies sie hin auf das erfahrene Ungemach, das sie hierher getrieben habe von Haus und Hof.

Der Unhold ist ja fern, der uns solch Leid bereitet," sagte sie zur Mutter, „und wahrlich bei den Männern bin ich sicherer, als hier bei Euch, wo Ihr mich doch nicht vertheidigen könnt."

Dennoch blieb die Mutter unerschütterlich.

Als aber nun die Kunde kam, daß die Marrburg bei Hambach von den Bauern erstürmt werde, da eilte ganz Hardt auf die Höhe, von wo man Zeuge dieses Sturmes sein konnte, wenn auch nur aus der Ferne. Auch Elsbeth und ihre Mutter stiegen zur Höhe hinan. Als nun die Alte die Vorgänge sah, die Stürme, als sie die Hakenbüchsen und die Feldschlangen knallen hörte, dann die brennende Burg sah, da neigte sich ihr Herz zu ihres Kindes Wünschen, und am anderen Morgen sagte sie selbst zu ihr, daß sie hinab gen Neustadt gehe, zu sehen, wie es um sie stehe.

Da aber flog das Mädchen wie ein Pfeil, den die Sehne treibt, und in kürzester Frist trat sie in das Gemach, wo die vier Führer beim Ochsenwirth Rath hielten, was nun weiter zu thun sei. Sie

waren im eifrigen Gespräche, als die Thür aufging und der Knabe hereintrat. Keiner von den drei Männern erkannte sie, selbst ihr Vater nicht; aber das Auge der Liebe sieht scharf.

Heinz rief plötzlich: „Elsbeth, meine liebe Elsbeth!“ Die Männer blickten erstaunt auf den Knaben, und nun erkannten auch sie das ihnen allen so theuere Mädchen. Da gab es ein Reden und Erzählen, ein Fragen und Antworten, das kein Ende nahm. Aber mitten durch die frohen Ergüsse der Liebe tönte das klirrende Kettengetöse aus der Kammer nebenan.

Elsbeth vernahm es, und es durchschauerte sie allemal, ohne daß sie die Ursache des entsetzlichen Geräusches kannte, noch errieth. Endlich fragte sie Heinz darnach, und dieser erzählte ihr, wie es gekommen, daß sie Rudolph von Zeiskam in seinen Ketten mit sich führten.

Tief ergriff es ihre Seele, daß ein Mensch von Ketten belastet sei, der doch ein eigentliches Kapitalvergehen nicht begangen habe. Sie legte sich auf's Bitten. „Laßt ihn Urfehde schwören und dann laßt ihn los. O,“ flehte sie, „erlaubt es mir, daß ich seine Ketten und Banden löse.“

Pfriemer, noch weniger Fechenheimer, war nicht der Meinung, eine solche Unklugheit zu begehen; aber am Ende flehte Heinz wie sie, um ihr eine Freude zu machen, und die Alten willigten ein.

Heinz trat mit Elsbeth in das Gemach, wo der Ritter saß.

„Ritter,“ sagte Heinz, „Ihr habt einen guten Engel gefunden! Seht, dies Mädchen, das um ihrer Sicherheit willen im Gewande eines Knaben kommt, bittet für Euch, obgleich sie Euch nicht kennt. Sie ist des Benz' Tochter und meine Braut.“

Rudolph von Zeiskam schlug beschämt die Augen nieder, denn nun fiel es ihm ein, daß er in der feindseligsten Absicht das Mädchen hatte wollen gefangen nehmen lassen. Er wagte sie kaum anzusehen.

„Ihre Bitte gab Euch die Freiheit," fuhr Heinz fort. „Wollt Ihr die Urfehde*) schwören, so seid Ihr heute noch frei!"

Da hob der Ritter das Angesicht gegen das holdselige Mädchen, das ihn anlächelte wie ein Engel, und sagte: „Ist es wahr?"

„Ja, ja!" rief in kindlicher Freude das Mädchen.

„Kind, so vergelte Dir's Gott!" sprach feierlich der Ritter, „und kann ich Dir oder Dir, Heinz Pfriemer, denn Du hast mich menschlich behandelt, je vergelten, so soll Gott meiner vergessen, wenn ich es nicht thue!"

Heinz löste seine Ketten, und nun schwur er die Urfehde und ging.

Fechenheimer sah ihm mit Unwillen nach. Elsbeth sah es.

„O," rief sie, „Herr Ritter, Ihr wollt mir vergelten. Seht, jetzt schon ist der Augenblick da! Ihr habt dem Fechenheimer Uebels gethan, er Euch. O, gebt Euch jetzt, wo Ihr wieder frei einander gegenüber steht, die Hand der Versöhnung!"

In dem Tone des Mädchens lag eine bewältigende Macht. Der Ritter stand und drehte sich um.

„Es ist wahr," sagte er, „wir sind quitt. Dies Mädchen übt einen Zauber aus! Sie hat mit ihrem Worte mir das Herz umgewendet. Hier ist meine Hand, obgleich Du mir schrecklich vergolten hast, Jacob!"

Da reichte ihm auch Fechenheimer die seine.

„O, Herr Ritter," sagte Elsbeth, kühner gemacht durch ihre Erfolge, „Ihr geht zu dem Herrn Kurfürsten. Er soll so gut und sanftmüthig sein. Redet zu seinem Herzen, daß er doch den Leuten nachgebe und ihre Lasten erleichtere, damit doch dies Kriegswesen ende!"

Rudolph ließ lange seinen Blick auf den Zügen des Mädchens ruhen. Endlich sagte er: „Du verdientest eine Königin zu sein mit

---

*) Urphede, Urfehde schwören hieß: durch einen heiligen Eid betheuern, daß man die Waffen in diesem Kampfe nicht mehr führen wolle.

Deinem Herzen! Wisse denn aber, Kind, daß ich das dem Kurfürsten sagen will, so wahr mir einst Gott der Herr helfe!"

Und er ging mit freundlichem Grüßen gegen seine Feinde von dannen. Benz wischte sich etwas vom Auge, was einer Thräne glich wie ein Tropfen Wassers dem anderen. Fechenheimer sah ernst unter sich. Pfriemer's Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf dem Mädchen, und sie legte mit seligem Lächeln das Haupt an die Brust ihres Heinz, der sie innig an sie drückte.

Diesen stillen Augenblick, der einem besseren Wesen in Aller Herzen den Weg zu bahnen schien, störten einige Rottmeister des Bauernheeres, die von den Thor- und Lagerwachen meldeten, daß man dort Zwei angehalten habe, die sich als Boten des Kurfürsten ausgäben.

Betreten blickten sich die Männer an.

„Wer weiß," sagte Pfriemer, „vielleicht will er sich milder geben, als wir glaubten. Wir wollen sie hören. Laßt sie kommen!"

Dieses Unerwartete hing aber so zusammen.

Als die Siege der Bauern Schlag auf Schlag folgten, war Märten Streffer mit der Kundschaft über den Rhein geeilt. War sie eine Hiobspost, so erfuhr er eine Freudenbotschaft, ehe er das rechte Ufer des Rheins erreichte, und diese konnte das Bittere der anderen versüßen. Erasmus von der Hauben war wie ein Mordbrenner durch's Land gezogen, und sein Anhang hatte sich vermehrt wie der Schneesturz, der vom Berge herabgleitet. War schon oben am Gebirge jede Schranke der Zucht und der Sitte zu Boden getreten, wenn es das Eigenthum der Klöster und Ritter galt, so war es bei seinem Zuge nur den Klöstern zugedacht, daß sie verschwänden. Burgen fand er auch nur wenige.

Obgleich der Bauernaufstand im Neckarthale dem Kurfürsten eine Theilung seiner Kriegsmacht gebot, so zog doch der Marschalk nach dem Rheine, dem Erasmus entgegen, und da kam es denn zur entscheidenden Schlacht. So lange die Feldschlangen nicht knallten, standen die Bauern; als aber diese ihre Verheerungen

begannen, stiebten sie wie Spreu vor dem Wind auseinander. Erasmus wandte sich gen Pfeddersheim, und dort loderte auf's Neue der Brand der Empörung auf, und Wachenheim erntete zuerst den vollen Gewinn des Verderbens von diesem Aufstande. Diese Kunde brachte eiligst Märten Streffer dem Landesherrn, und der sanftmüthige Kurfürst erkannte es, jetzt sei die Stunde da, die Hand friedlicher Verständigung zu bieten. So zog denn der Kanzler hinüber mit dem Oelzweige des Friedens. Von einer Anzahl bewaffneter Bauern umgeben trat der Kanzler des Kurfürsten, begleitet von einem Schreiber in das Gemach. Die bewaffnete Schaar von des Marschalks Heer, die ihm zum Schutze gedient, mußte außerhalb des Lagers und der Stadt harren. In ihre Mitte hatte sich auch Rudolph von Zeiskam begeben. An einem länglich runden Tische im Hause des Ochsenwirthes saßen die vier Nußdorfer, als der Kanzler eintrat.

Ehrerbietig grüßend standen sie auf und Heinz rückte den Abgesandten Stühle zurecht. Die Bauern setzten sich erst, nachdem der Kanzler sich niedergelassen hatte.

Mit gewandter Rede, schonend und ernst mahnend zugleich, wies der Kanzler sie hin auf das Unrechte, das sie begingen, auf das frevlerische Brennen und Rauben, auf das gottlose Auflehnen gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit. „Dennoch," fuhr er fort, „biete der Kurfürst, der mit Recht den Namen des Sanftmüthigen führe, die Hand friedlicher Verständigung und hoffe, daß die Aufständischen mit Einsicht und dem Gefühl ihres Unrechts ebenfalls geneigt seien, Alles wieder in das Geleis gesetzlicher Ordnung und guten Rechtes zurückzuleiten; damit sie aber darin nicht etwa eine Schwäche erkenneten und trotzig zu sein Lust bekämen, müsse er ihnen sagen, daß jenseit des Rheines der Aufstand besiegt sei, und der Marschalk die zügellosen Haufen des Erasmus von der Hauben gänzlich zersprengt habe und mit raschen Schritten nahe, um die Schandthaten dieses Verbrechers und seiner neugewonnenen Haufen zu Wachenheim mit der ganzen Schärfe des Schwertes zu züchtigen.

Er sei," fügte er hinzu, „beauftragt von seinem gnädigen Herrn und Gebieter, den Aufständischen anzubieten, eine Unterredung mit ihnen in der Rathhausstube des Dorfes Forst zu halten, zu welcher er selber in hoher Person zu kommen gedenke, um ihre Beschwerden zu hören und nach Kräften abzustellen, aber auch ihnen diejenigen Bedingungen zu stellen, die er als Landesherr seinen aufrührerischen Unterthanen stellen müsse. Als Bedingung dieser Zusammenkunft habe er die erste Forderung zu stellen, daß der Ritter Erasmus von der Hauben dem Arme der Gerechtigkeit ausgeliefert werde."

Die gewandte, würdevolle und doch mildgewinnende Weise, wie der Kanzler dies Alles vorzubringen verstand, blieb nicht ohne eine eingreifende Wirkung bei den Bauern.

Pfriemer nahm das Wort und sagte: „Sie erkenneten in den Worten des Kanzlers wohl die sanftmüthige Gesinnung des Kurfürsten an, allein sie hätten auch das Recht auf ihrer Seite und auch die Macht. Wenn der von der Hauben wirklich geschlagen sei, so berühre sie das nicht. Er habe sich ohnehin von ihnen getrennt; auch könnten sie ihn nicht ausliefern, da er nicht in ihrer Gewalt sei, sie nicht einmal wüßten, wo er sich herumtreibe. Was die Zusammenkunft beträfe, so stehe die Antwort darauf nicht in ihrer Macht. Der Herr Kanzler möge weilen, bis sie das Heer selber in seinen besten Männern gefragt. Dies solle sogleich geschehen; sie wollten alsdann die Antwort schnell überbringen."

Der Kanzler entfernte sich, nachdem er sie nochmals kurz, aber höchst eindringlich auf die Nothwendigkeit der Beilegung hingewiesen, theils um nicht das Maß ihrer Schuld noch mehr zu häufen, theils um nicht noch mehr Unheil für Einzelne anzurichten, aber endlich, um nicht durch Vernachlässigung ihrer ländlichen Geschäfte Noth und Verderben über sie und die Ihrigen zu bringen, ja über die ganze Pfalz.

Nachdem der Kanzler weggegangen war, berief der alte Pfriemer die hervorragendsten und einflußreichsten Männer des Heeres. Er stellte ihnen das vor, was der Kanzler gesagt, und die Ver-

sammlung entschied sich für die Unterredung mit dem Kurfürsten; aber, meinten sie, es sei nothwendig, daß man sich darüber einige, wie groß die Begleitung des Kurfürsten sei, damit nicht irgendwie ein Verrath geübt werde. Dreißig Pferde, meinten sie, sei das höchste, was dem Landesherrn zuzugestehen sei, und mit dreißig Pferden wollten auch sie gen Forst ziehen. Die beiderseitigen Heere aber müßten in ihren Stellungen bleiben.

Diese Kunde brachte Pfriemer dem Kanzler, und dieser fand keinen Grund, darin etwas Nachtheiliges zu argwöhnen.

So wurde es denn festgestellt, daß bis zur Besprechung nichts Neues unternommen werden dürfe, und der Tag der Unterredung in Forst anberaumt.

Obwohl Viele im Bauernheere diese Lösung wünschten, so war doch auch eine große Zahl Solcher vorhanden, die darein nicht willigen wollten, weil das Leben im Saus und Braus ihnen gefiel, und das Plündern der Burgen und Klöster ihnen besser zusagte als das mühselige Arbeiten.

Dennoch gelang es den Besseren, die Böswilligen zu beruhigen, und das dem Kanzler gegebene Wort wurde gehalten.

Am Tage der Unterredung ritten mit den Führern noch sechs und zwanzig Bauern gen Forst. Wohlbewaffnet mit stattlichen Schwertern traten sie in das Rathhaus der Gemeinde Forst, des Kurfürsten zu harren. Es waren kernige, mannhafte, kräftige Gestalten. Die Bauern begriffen die Wichtigkeit des Augenblicks. In ihrem Wesen prägte sich ein trotziger Sinn, aber auch ein tiefer Ernst aus. Sie hatten den alten Pfriemer zu ihrem Fürsprecher erwählt, wohl wissend, daß er dazu ganz gemacht sei.

Sie saßen im Halbkreise, Pfriemer in der Mitte, und verhandelten noch lebhaft ihre Forderungen, als Pferdegetrappel die Ankunft des Kurfürsten ankündigte.

Pfriemer hatte vorgeschlagen, den Kurfürsten an der Thüre des Hauses zu empfangen, aber die Mehrzahl war auf's schärfste dagegen. So blieben sie ruhig sitzen; als aber die Thüre sich

öffnete und die stattliche Gestalt des Kurfürsten hereintrat, da standen sie Alle auf und neigten sich vor ihm voll Ehrfurcht. Vor ihm gingen der Marschalk und der Kanzler, und die Weisesten seiner Räthe folgten ihm.

Die Gestalt des Kurfürsten war groß und edel. Um das schöne männliche Gesicht, dessen Ausdruck mild und freundlich war, kräuselte sich ein gar schöner Bart, der auf die hohe Brust fiel. Der mit Hermelin besetzte Kurfürstenhut bedeckte sein Haupt. Ein schwarzes Sammtkleid stand ihm herrlich zu Gesicht. Enganliegende hirschlederne Beinkleider reichten bis in die breitüberhängenden Stulpstiefel. Eine ungemein schwere goldene Kette hing auf seiner Brust, und von einem reichverzierten Wehrgehänge wurde das kostbare Schwert getragen. Ein kurzer Mantel von Hermelin hing leicht um die breiten Schultern des Fürsten.

Es war mehr der leise Anflug von Trauer, welcher das Auge des Kurfürsten umdüsterte, als Unmuth. Die tiefen Falten der Stirne zeigten, daß die Regentensorgen nicht allein dem Kanzler zufielen. Die sonst so frische Farbe des Fürsten war einer Blässe gewichen, die von dem Leide zeugte, das seine Seele trug um die verirrten Unterthanen. Der Gruß des Fürsten war herzlich und volles Zutrauen erweckend. Er allein war bedeckten Hauptes in der Versammlung.

Kaum hatte sich das aus dreißig Personen bestehende Gefolge geordnet, als der Kurfürst sie Alle niedersitzen hieß. Er nahm das Wort.

Aus seiner bewegten Seele rangen sich die Worte los. Sie kamen aus tiefstem Grunde dieser edeln Seele. Er sprach den Schmerz aus, daß der unbändige Geist wilder Zerstörungssucht, Selbsthülfe und unseligen Verlangens nach fremdem Eigenthume, der wilde Geist der Widersetzlichkeit gegen das heilige Recht und Gesetz, der durch das deutsche Reich hindurchgehe, auch seine lieben, bisher so getreuen Pfälzer ergriffen habe, eingehaucht von Verworfenen, die sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entzogen

hätten. Einer dieser Ruchlosen habe dies besonders bewirkt. Tief bedauere er es, müsse es darum auch strenge rügen, daß sie sich zu Verbrechen hätten hinreißen lassen, den Landfrieden zu brechen, die Stätten des Friedens und der Andacht zu berauben und zu zerstören, mit den Heiligthümern heillosen Frevel zu treiben. — Immer mehr steigerte sich bei diesen Worten der Ernst des Kurfürsten, seine Stimme wurde lauter, der Ausdruck des tiefen Unwillens schärfer. Er hielt ihnen alle ihre Verbrechen vor und schloß mit dem Alle erschütternden Worte, daß das eigene Gewissen ihnen sagen müsse, sie Alle seien dem Schwerte der Gerechtigkeit verfallen.

Hier hielt der Kurfürst einen Augenblick inne, und sein fester Blick traf jeden Einzelnen im Kreise, und Jeder schlug seine Augen nieder im Gefühle der Wahrheit dessen, was der Kurfürst gesagt.

Darauf fuhr er fort, und sein Ton wurde väterlich milde, — er sähe sie Alle nur als Verführte an, als Irregeleitete, als Ergriffene vom Schwindel einer Freiheit, die nicht Freiheit, sondern Zügellosigkeit sei; denn wahre Freiheit achte und ehre das Gesetz und das Recht über Alles. Und weil er sie als Verirrte betrachte, so sei er als Vater in ihre Mitte getreten, obwohl er es mit der Strafgewalt der Waffen habe thun können. Statt zu vergelten wolle er verzeihen, wenn sie in reuevollem Erkennen ihres Unrechtes zu ihren Wohnungen und Geschäften zurückkehrten und den Frevler von der Hauben auslieferten. Er wolle, schloß er, gerne ihre begründeten Beschwerden abstellen.

Der Kurfürst hatte geendet. Der Eindruck seiner so ernsten als milden Worte war tief. Stille saßen die Bauern da und blickten unter sich. Gerade die wildesten und die größten Schreier, die viel Wesens davon gemacht, wie sie dem Kurfürsten die gute Wahrheit sagen wollten, waren bleichen Antlitzes verstummt. Die Wahrheit hatte sie schwer getroffen.

Da erhob Pfriemer das Haupt, und als er sich überzeugt, der Kurfürst habe geendet, da stand er auf, blickte ehrerbietig aber fest in des Kurfürsten Auge und hob dann an: Daß sie in gebührender

Ehrfurcht sein Wort angehört, aber nun auch erwarteten, daß er, der von sich gesagt, er sei als ein Vater in die Mitte der verirrten Kinder getreten, nun auch diese Kinder hören und ihre Beschwerden abstellen werde. Vorerst beklage er es mit ihm, daß Frevel sei getrieben und das Heilige entweiht worden; das sei nicht sein, nicht seiner Freunde Wille gewesen, auch sei ihre Hand rein davon; es sei schwer einen Strom zu dämmen, daß er nicht ausbreche und Verderben stifte. Wenn aber der Kurfürst glaube, daß der Aufstand blos und lediglich durch den Erasmus von der Hauben hervorgerufen worden sei, so sei das falsch. Das Wort des Ritters Erasmus sei nur der Funke gewesen, der in das Zündkraut gefallen sei und es entzündet habe. Es sei heute oder morgen doch zum Brennen gekommen, denn die Lasten, die sie niederdrückten und beugten, der Druck der Frohnden, die Unmenschlichkeiten der Ritter, die Härte der Vögte, das Unchristliche der Leibeigenschaft, die Schonungslosigkeit, Unsittlichkeit und Habsucht der Mönche, das Alles sei genug gewesen, das Volk zur Verzweiflung zu bringen, da nirgends Abhülfe gewesen, keine Bitte Gehör gefunden habe. Nachdem dies im Allgemeinen vorgehalten, ging er in's Besondere ein. Er belegte Alles, was er gesagt, mit Beispielen, und hob besonders auch hervor, wie die Hördter Pfaffheit in Leimersheim gehandelt, was sein Schwager Fechenheimer vom Ritter von Zeiskam erfahren, wie ihm der Vogt von Germersheim mitgespielt und wie er des Benz Tochter Elsbeth um keinen Preis habe wollen freikaufen lassen.

In des Kurfürsten Antlitz konnte man den Mißmuth lesen, solche Dinge hören zu müssen. Er blickte den wundersam beredten Bauer, der so frei, so ruhig, so klar, so geordnet sprach, mit wachsender Theilnahme an und lieh im völlig sein Ohr.

„Pfriemer,“ unterbrach er ihn, als er von Elsbeths Befreiung sprach, „glaubst Du, daß von dem Allem eine Silbe an mein Ohr drang? O, wie gerne würde ich geholfen haben! Damit Du es erkennst, so sei das Mädchen in diesem Augenblicke gefreiet durch

mein fürstliches Wort, und Jacob von Fleckenstein wie auch Rudolph von Zeiskam werde ich zur Rechenschaft ziehen. Glaubet mir, liebe Pfälzer, mir ist es eine Lust, zu segnen, aber ein bitteres Weh, zu strafen! Doch," fuhr er fort, „Pfriemer, Du hast geklagt, Du hast Deine Klagen mit Beispielen belegt, die ich zum Theil abstellen kann: — aber ist das Alles, so ist bald unser Friede hergestellt, und ich will die Stunde segnen, die ich hier zubrachte!"

„Nein, Herr Kurfürst und Pfalzgraf," sagte Pfriemer, „das ist nicht Alles. Ich will's Euch nun auslegen, was wir wollen. Gewährt Ihr uns das, so gehen wir heim in Frieden, vorausgesetzt, daß alle Unbill vergeben und vergessen sei."

„Das hab' ich Dir zugesagt," bemerkte der Kurfürst.

Pfriemer fuhr fort: „Was wir wollen, ist dieses: Ihr löset die Leibeigenschaft, wie Ihr sie Elsbeth Benz gelöst —"

„Und Märten Streffer von Nußdorf!" fiel der Kurfürst ein und meinte etwas recht Dankenswerthes gesagt zu haben.

Alle Bauern sprangen auf, als ob sie eine Schlange gestochen.

„Was?" rief Pfriemer. „Den Landesverräther habt Ihr gefreiet? den, dem der hänfene Strick von allem Volke zuerkannt ist?"

Der Kurfürst stand wahrhaft verblüfft da. Er sah den Kanzler an, als ob er sagen wollte: „Hilf Du, gewandte Zunge." Der verstand den Blick, stand auf und nahm das Wort, und es gelang ihm auch, Alles wieder rund zu machen. Die Bauern setzten sich beruhigt nieder und dachten wohl, daß die Freiung ihn nicht retten solle, käme er in ihre Hand.

Pfriemer fuhr fort, nachdem der unangenehme Zwischenfall erledigt war, die Forderungen der Aufständischen geltend zu machen. Aufhebung der Leibeigenschaft in Summa, wiederholte er, dann Aufhebung des kleinen Zehntens und Blutzehntens, die Erlaubniß, das Wild für sich zu erlegen, das ihre Saaten abweide; den Wald wollten sie nicht betreten, sofern sie kein Recht dazu hätten. Daran schloß sich die Erlaubniß des Fischens in den Wassern, sofern sie

ihr eigenes Land oder ihre Almend*) berühren; das Empfangen des nöthigen Bau- und Brenn- und anderweitigen Nutzholzes aus den Wäldern um billigen Geldsatz, damit das Freveln und Büßen**) aufhöre; Minderung der vielen harten Frohnden für die Herrschaft, die Klöster und Ritter; Rückgabe der ihnen entrissenen Almenden; Aufhebung des Mord- und Bastardfalles, von dessen Ursprung keine Menschenseele wisse; Milderung der Abgaben überhaupt, da der arme Mann kaum mehr im Stande sei, die Hälfte derselben, zugeschweigen das Ganze herbeizuschaffen; endlich aber verlange das Volk, sollten sie mit thaten, auch mit zu rathen, oder mit anderen Worten, die Herstellung ihrer alten Volksberathung, damit nicht Unrecht stattfinde und zeitig zum Ohre des Landesherrn dringe, was Unbilliges irgendwo und wie und wann vollbracht werde, und ohne Beirath des Landtages keine neuen Lasten ihnen aufgebürdet würden. Gewähre das der Kurfürst und auch der Bischof von Speyer unter Vergessen alles bisher Geschehenen, und binde es durch Handgelöbniß, so wollten sie friedlich heimgehen, wo nicht — und feierlich erhob er seinen Arm, sprach mit einer wahren Donnerstimme: so möge Gott die Schuld denen zurechnen, die sie verwirkt!

Als Pfriemer mit diesen Worten schloß, erschallte plötzlich Trompeten- und Zinkenschall von der Straße her. Erstaunt und erbleichend blickten sich die Begleiter des Kurfürsten an. Ebenso verblüfft standen die Bauern.

„Was ist das?" rief der Kurfürst.

„Verrath!" schrie der kleine Kanzler, der an das Fenster getreten war. „Es nahen die Bauernhaufen mit Macht! Das gilt Euch, Herr Kurfürst!"

Die Begleiter des Kurfürsten waren aufgesprungen und die Hände lagen am Schwertgriffe.

„Haltet ein!" rief Heinz Pfriemer mit seiner mächtigen, glocken-

---

*) Gemeindegut.

**) So viel als strafen.

hellen Stimme und sprang an's Fenster. Ein Blick reichte hin, ihm das Räthsel zu lösen.

„Herr Kurfürst," rief er, „fürchtet nichts! Wir alle stehen zu Euch, wenn der Spitzbube, der das angezettelt hat, der Ritter Erasmus von der Hauben, irgend eine Meuterei im Schilde führen sollte. Nur über unsere Leichname sollen sie an Euch kommen."

Während dies im Saale vorfiel, waren die Bauern genaht. Achttausend Männer schritten in engeren Gliedern, die ganze Straße einnehmend, daher, voraus die rothe Nußdorfer Fahne und Erasmus von der Hauben. Vor dem Rathhause hielten sie an, und im furchtbaren Chor erklang des Liedes Vers:

„Es ist ganz todt, das alte Recht,
Die Freiheit ist ein' Leichen;
Es gibt nur eitel Herrn und Knecht',
Der freie Mann muß weichen!
Sie zapfen ab sein Blut.
Fragt ihr, wer's thut?
Die in den Burgen hausen
Und schmausen!"

Es war ein Gesang, so wild, so erschütternd, daß eines Jeden Nerven erbebten und er durch Mark und Bein ging.

Der Kurfürst war ruhig, aber die Blässe seines Gesichtes gab Kunde, daß es ihm kein erfreulicher Gedanke sei, sich in solcher Gewalt zu wissen. Es bewegte seine Seele der Gedanke, wie doch sein armes Volk mißhandelt worden sei, und nun hatte dies Lied ihn tief erschüttert.

Heinz Pfriemer arbeitete sich durch, um auf den Balkon zu kommen, der in der ganzen Giebelbreite des Rathhauses sich befand.

Kaum sah ihn das Volk, so wirbelte ein Jubelruf durch die Lüfte. Heinz winkte und alsbald trat eine lautlose Stille ein.

„Was wollt Ihr hier?" rief er mit mächtigem Schalle; „habt Ihr nicht Euer Wort gegeben, die Besprechung nicht zu stören? Und nun brechet Ihr dies Wort und häufet Schmach und Schande, Treubruch und Verrath auf Euch und uns! Schämet Euch und

schämet Euch um unsertwillen. Trauet Ihr uns nicht mehr? Haltet Ihr uns für Verräther, so ziehet vor's Dorf und wir legen unsere Köpfe vor Euch auf den Block, so Ihr uns untreu findet; aber brechen solltet Ihr Eure Zusage nicht, weil der Strolch von der Hauben Euch verleitet. Trauet Ihr dem Kirchendieb und Bauernschinder mehr als uns, so sei's. Folget dem Ruchlosen und vollendet das Werk der Schmach und der Treulosigkeit. Wo nicht, so jagt ihn von dannen und erfüllet, was Ihr dem Kurfürst gelobet durch uns!"

„Er hat Recht! er hat Recht!" riefen die Bauern.

Von der Hauben würde ihn erdolcht haben, hätte er ihn erreichen können.

„Glaubt ihm nicht!" schrie er im wildesten Zorne.

„Er hat meine Braut heimlich rauben wollen. Sein Knappe hängt an der Linde zu Nußdorf!" rief Heinz. „Trauet Ihr ihm mehr als mir?"

Ein wildes Geschrei ertönte für und wider; aber bald entwirrte sich der Knäuel. Mit unsäglichem Grimm erkannte Erasmus von der Hauben seine Niederlage. Nur ein kleiner Theil der Bauern folgte ihm, die ungleich größere Menge wandte sich um und kehrte dahin zurück, von wo sie hergekommen. Der Kurfürst und seine Begleiter athmeten erst wieder frei, als der schwere Tritt der letzten Bauern verklungen war.

Als Heinz wieder durch die Thüre des Balkons hereintrat, reichte ihm der Kurfürst die Hand.

„Du hast Dich als ein braver Mann bewährt und ich sehe, daß Ihr alle schuldlos seid; aber das tritt auf's Neue in's Licht, wie gefährlich der von der Hauben ist," sagte er. „Er muß der Strafe verfallen."

„Euer Wille geschehe," sagte Heinz; „nur können wir's nicht gleich erfüllen, wie es Euer Herr Kanzler verlangte. Er hat immerhin einen Anhang im Volke, der seines Gelichters ist. Gönnt mir Zeit, und ich gelobe es, ihn zur Haft zu bringen!"

„Wohlan, es sei, wie Du sagst," fuhr der Kurfürst fort.

„Noch Eins, Herr Kurfürst," sprach Heinz; „uns müßt Ihr einen anderen Strolch ausliefern, den Märten Streffer —"

„Was that er Euch?" fragte betroffen der Kurfürst.

Da brach Heinz' ganzer Zorn hervor. Er wies dem Kurfürsten nach, wie er Lug und Trug auf seinen Vater und ihn gehäuft; wie er die Spänne mit dem Vogte von Germersheim geschürt; aus Rache seiner Elsbeth Freikaufung verhindert, die nun der Kurfürst selbst gefreiet; wie er dem Zeiskamer die heillosen Rathschläge gegeben, und das ganze Sündenregister des Kundschafters entrollte sich vor Aller Augen.

Der Kurfürst war betreten. Das merkte der schlaue Kanzler und nahm das Wort. Glatt wie ein Aal und sich windend wie eine Schlange war seine Rede. Gelahrte Redensarten flossen drinnen hin. Allmälig lenkte er den Gedankenkreis der Bauern wieder auf das Allgemeine und meinte, es sei doch heute nicht mehr möglich, die Punktationen einer Einigung aufzustellen, da der Vorgang auf der Gasse allzusehr einen Jedweden erregt habe. Er schlage daher vor, daß sobald als möglich gemeine Landschaft, Ritterschaft, Klerus und Landesherrschaft zu einem Sendtage oder Landtage zusammentrete, um alle desideria und gravamina zu prüfen und in gesetzlicher, ordentlicher Weise zu lösen. Bis dahin solle der Landfriede wie die alte treuga Dei ausgerufen werden und ein Jeglicher seine Waffen niederlegen und nach Hause gehen.

„So sei es," sagte der Kurfürst, dessen Brust leichter athmete.

Obgleich viele Bauern leise die Köpfe schüttelten und meinten, ein Fuchs habe mehr als ein Loch in seinem Baue, so hatte doch die Mehrzahl, gerade je weniger sie das hochgelahrte Gerede des Kanzlers verstanden hatte, Lust, ohne Arg in diesen Vorschlag zu willigen. Dazu gehörten vorzugsweise die Nußdorfer. Endlich stimmten, überredet von diesen, auch die Zweifelnden bei und durch Handgelöbniß wurde das Alles besiegelt.

Die Zeit war weit über Mittag bereits vorgerückt. Der Kur-

fürst lud die Bauern zu Gast, die das auch annahmen; nur Heinz sagte: „Herr Kurfürst, lasset mich erst zum Volke gehen. Ihr seht, wie leicht der Strolch von der Hauben es irre leiten kann. Draußen stehen die Achttausend und harren. Lasset mich ihnen die Kunde bringen, daß nicht neuer Treubruch vorbereitet werde. Ich kehre nach gethanem Werke zu Euch zurück.“

„So geh' mit Gott, mein Sohn,“ sagte der edle Ludwig von der Pfalz, „und möge Gott Deine Friedensworte segnen.“

Während die Uebrigen alle dem Kurfürsten folgten zum Banket, eilte Heinz sein Roß zu besteigen, und flog hinaus zu dem Volk. In Gruppen standen sie da, die Lage der Sache erwägend; aber Erasmus von der Hauben hatte durch Märten Streffer, der horchend an der Rathhausthüre gestanden, einen Wink erhalten und sich aus dem Staube gemacht.

Als die Bauern Heinz daher sprengen sahen auf seinem stolzen Rosse, das er in der Kästenburg erbeutet, da begrüßte ihn ein tausendfacher Jubel. „Er bringt uns Kunde!“ riefen sie. Schnell ordnete sich ein mächtiger Ring, in dessen Mitte Heinz hielt.

Er winkte mit der Hand und es trat tiefe Stille ein.

Jetzt erzählte Heinz den Hergang genau. Seine helle Stimme klang zu jedem Ohr und trug ihm deutlich und vernehmlich seine Worte zu, bis er geendet.

Nun gab es ein murmelndes Hin- und Herreden.

Gar schwer einigt sich der Bauer. Bei seinem Mißtrauen ist es schwer, daß er Zutrauen gewinne. Mehrmals nahm Heinz das Wort wieder. Erst als die Dämmerung zu nahen drohte, waren die Würfel gefallen; die Bauern nahmen die Vorschläge an, wollten aber, wenn auch ruhig, doch bis zur endlichen Lösung durch den Landtag bewaffnet bleiben.

Als dieser Beschluß des Friedens endlich gefaßt war, blickte Heinz dankend gen Himmel. Heute war ihm doch Manches in anderem Licht erschienen. Die Worte des edeln Fürsten hatten seine Seele erschüttert, und es schien ihm, die wilde Gewalt, die sie geübt,

sei nicht zu rechtfertigen. Glücklich pries er sich deßfalls, und frohen Herzens wollte er zu dem Gelage zurückkehren, als in den äußersten Kreisen des Rings ein Tumult erschallte.

„Märten! Märten!“ rief das Volk, und bald drängten sich mehrere Männer in den Ring, den rothen Strolch, der todtbleich aussah, herbeischleppend.

Er war umhergeschlichen und drängte sich vor, Alles genau zu vernehmen.

„Hängt ihn auf!“ schrie das Volk. „Hängt ihn auf!“

„Erbarmet Euch!“ rief, die Hände faltend und auf die Kniee sinkend, der Verräther.

„Fort mit ihm!“ schrie das Volk wieder immer lauter.

Heinz sah ihn an. Seine Stimmung war nicht geeignet, der Rache Raum zu geben.

„Hört mich!“ rief er, und das Volk schwieg, seinem Wort gehorsam. „Laßt ihn laufen, ist mein Rath. Laßt ihn geloben, daß er dem Verrath entsage, und besudelt das heutige Werk des Friedens nicht mit Blut.“

Märten Streffer hob seine Hände in die Höhe und rief laut „Ich gelobe von heute an, was Heinz gesagt!“

„Geh' hin, Du hast es an mir nicht verdient!“ rief er ihm zu.

„Hätten wir den von der Hauben, der uns irre geleitet, der müßte dran!“ riefen einige aus dem Volke.

„Ich weiß, wo er ist,“ sagte Märten Streffer, glücklich, daß er die Volkswuth auf einen Anderen lenken konnte. „Ich bringe Euch Kunde!“ versicherte er und machte sich davon.

Bei dem Mahle des Kurfürsten war es anfänglich sehr still geblieben. Jeder gab seinen Gedanken Gehör und stellte sich das heut Erlebte in seiner Weise zusammen. Hier und da flüsterten zwei miteinander. Den meisten der Bauern wollte die Sache nicht recht zu Kopf. Was sie am meisten beunruhigte, war der Umstand, daß keine Frist gesetzt war für das Zusammentreten des Landtags.

Als der Wein die Zungen löste, wurden diese Gedanken laut, und Fechenheimer, der sich bis jetzt still gehalten, hob an, dem Kurfürsten dieses Bedenken zu äußern.

Nach vielem Hin- und Herreden kam man denn endlich auch darüber in's Klare, daß als äußerster Punkt das Pfingstfest festzustellen sei. Nun kreisten die Becher lustig und die Bauern redeten laut, wie es ihnen um's Herz war. Das war aber ein Liedlein, das dem Kurfürsten übel klang. Allmälig wurde es überlaut.

Da wurde der Kanzler abgerufen.

Es war Märten Streffer, der auf ihn harrte.

„Was willst Du?" fragte der Kanzler, dem es ungemein unbehaglich war.

„Euch warnen," sagte der Unverbesserliche, „denn ich habe Reden gehört, die vorschlugen, den Herrn Kurfürsten aufzuheben. Da könne man ihm vorschreiben was er thun solle und was die Bauern wollten."

Mit Entsetzen hörte das der Kanzler. Verglich er es mit den wilden Aeußerungen der Bauern, so däuchte es ihm, als sei die Gefahr groß.

„Wo stehen die Bauern?" fragte er. „Ist eine Stelle, wo man gut entweichen kann?"

„Gen Neustadt," sagte Märten. „Dort ist der Weg frei. Die Bauern sind theils in Forst, theils weiter weg; andere liegen auf den Feldern im Lager. Eilet, ehe es zu spät ist!"

Auch hier hatte der Schurke gelogen. An die geheiligste Person des Landesherrn die frevelnde Hand zu legen, war in keines Bauern Seele gekommen. Und dennoch warf er den Feuerbrand des Verdachtes dazwischen, weil friedliche Einigung ihm eine reiche Quelle des Verdienstes entzog. Während der Kanzler wieder in das Gemach trat, machte sich der Verräther, der eben erst dem Strick entgangen war und gelobt hatte, sein unseliges Werk zu lassen, schnell hinweg, weil er noch Anderes auszuführen im Sinne hatte. Den Bauern

nämlich sich werth zu machen, galt ihm jetzt, wo er so nahe am Abgrunde durch sie geschwebt hatte, höher als Alles.

Der Kanzler flüsterte Märtens Kundschaft in des Kurfürsten Ohr. Dieser erhob sich anscheinend ruhig und entfernte sich. Nach ihm der Kanzler, der den übrigen Begleitern des Kurfürsten Winke gegeben; einer nach dem anderen verschwand, während einer der Bauern nach dem anderen von dem edeln Weine bemeistert zur Erde sank. Allmälig wurde es still im Gemach, und während die Bauern ihren Rausch ausschliefen, war der Kurfürst mit den Seinen nach Neustadt gekommen, von wo er unbemerkt nach Heidelberg entwich.

Die aber, welche seine Sanftmuth nicht theilten, sondern mit roher Gewalt dreinschlagen und die Bauern zu Boden werfen wollten, fanden jetzt ihn empfänglicher für ihre Saat und streuten sie unermüdet. Wie hier eine Partei den Frieden nicht aufkommen zu lassen trachtete, so im Bauernheer die, welche immer neuen Verdacht erhoben und jede Maßregel, so die Flucht des Kurfürsten, dahin deuteten, als sei, was er gesagt, nicht sein Ernst.

10.

In Pfeddersheim, wo der Ritter Erasmus von der Hauben jetzt die Rolle des Anführers spielte und eine ungetheilte Macht ausübte, lagen seine Schaaren, die Früchte des Zuges nach Wachenheim genießend. Da kam die Kunde von den versöhnlichen Schritten des Kurfürsten und von dem nahen Frieden. Diese Kunde fiel wie ein Donnerschlag auf des Ritters Haupt. Kam eine friedliche Lösung zu Stande, so war er verloren, das erkannte er. So war es denn eine Lebensfrage die, wie er Mittel und Wege finde, solcher Einigung entgegenzuwirken. Schnell brach er nach Forst auf, um wo möglich noch vor der Besprechung die Brandfackel zu schleudern.

Er kam zu spät, die Nußdorfer abzuhalten, die er wohl

fürchtete, seiner Schurkereien und ihrer Entdeckung in Nußdorf gewiß, die er aber durch die Macht seines Anhanges zu besiegen hoffte. Als er mit einem Haufen von nahe an tausend Mann Neustadt erreichte, war es ihm ein Leichtes, die Bauern zu dem Zuge nach Forst zu bestimmen. Es sei Gefahr für die Nußdorfer Führer, sagte er ihnen. Der Kurfürst wolle sie nur heimlich machen,*) um sie desto sicherer in die Falle zu locken, die er ihnen gestellt; denn Kundschafter hätten gesagt, der Marschalk nahe mit seinen Landsknechten Forst, um sie dort aufheben zu können. Es gelte darum, fuhr er fort, ihnen zuvorzukommen, und das am Kurfürsten und seinen dreißig Begleitern auszuführen, was er gegen die Nußdorfer im Schilde führe.

Diese Kunde, verbunden mit diesem Vorschlage, fand Eingang. Schnell flog's durch die Haufen, und bald erhoben sich die achttausend Bauern und zogen gen Forst in der festen Absicht, den Kurfürsten zu fangen.

Dort störte Heinz Pfriemer's Auftreten des Ritters Pläne. Die Bauern ließen sich besänftigen, und ihr Haß warf sich auf den Ritter, der sich nun so schnell als möglich unsichtbar zu machen strebte.

War sein Haß früher schon bodenlos heftig gegen Heinz gewesen, jetzt erreichte er die größte Gewalt. Mancherlei Gedanken durchkreuzten seine ruchlose Seele. Ihm auflauern und ihn meuchlings niederstoßen, das wurde am Ende herrschender Gedanke.

Da bot sich ihm eine andere Gelegenheit, ihm unaussprechlich wehe zu thun, ehe sein Stahl sich in seinem Herzblute tränke, und seine Seele jauchzte auf in wilder Lust.

Als nämlich die Führer des Bauernheeres in des kurpfälzischen Kanzlers Vorschlag einstimmten, eine Besprechung mit dem Kurfürsten selbst zu halten, und Forst dazu als Versammlungsort bestimmt worden war, quälte sie die Sorge um Elsbeths Unterkunft, da sie,

*) Volksausdruck für Sichermachen, Zutrauen einflößen.

wenn auch im Knabenkleide, doch nicht mit in die Versammlung gehen konnte.

Zum Glück fiel es Benz ein, daß in Forst eine Wittwe wohne, die einst in seinem Haus als treue Magd gedient, da eben Elsbeth ein liebliches Kind war. Dort ahnte Niemand ihre Anwesenheit und sie war sicher, bis sie sie wieder mit sich zurücknehmen konnten nach Neustadt.

Als sie nun aufbrachen, saß Elsbeth fest und sicher wie ein Mann auf dem stattlichen Rosse, das im Marstalle Rudolphs von Zeiskam eine Zierde gewesen war, und das sie mit großer Sicherheit und Erfahrung lenkte. Unterwegs ritt Heinz immer neben ihr, und manches trauliche Wort flog hinüber und herüber, und mancher Scherz über ihre Angst.

„Kind," sagte Benz sich zurückwendend, „bei der alten Sibylle bist Du wohl aufgehoben; nur darfst Du Dich an keinem Fenster blicken lassen!"

Sie gelobte das heilig, und als sie Forst erreichten, trabte Benz mit Heinz Pfriemer zu der Hütte Sibyllens, um dort ihr Kleinod zu bergen.

Mit großer Freude begrüßte die Alte ihren guten Brodherrn und mit noch größerer das liebe Kind, das sie auf ihrem Schooße geschaukelt und das nun zur reizenden Jungfrau erblüht war. Benz sagte ihr, er werde sie am Abend abholen oder durch einen sicheren Mann abholen lassen, um nach Neustadt zurückzukehren.

Während die Alte für ein Mittagsbrod sorgte, lag Elsbeth auf ihren Knieen und betete für ein gesegnetes Gedeihen des heutigen Werkes. Das heiße Ringen im Gebete hatte Freudigkeit und Hoffnung in ihre gläubige Seele gesenkt.

Da hört sie mit einem Male die Zinken und Trompeten schallen, da vernimmt sie den ungeheueren Lärm, der die Straße daherkommt. Sie faltete zitternd ihre Hände. Sollten die Bauern Hand legen wollen an die geheiligte Person des Kurfürsten? Sollte der Kurfürst

eines so schändlichen Verrathes fähig sein? Sollte all' ihr Hoffen so gräßlich zu nichte werden?

Immer näher kam der Tumult. Die fast taube Sibylle vernahm nichts davon. Von unaussprechlicher Angst gefoltert eilt Elsbeth, alle die Warnungen ihres Vaters vergessend, an des Häuschens Thüre. Da nahte der Zug, an dessen Spitze noch Erasmus von der Hauben ritt. Sein scharfer Blick erkannte auf der Stelle das Mädchen, sie in eben dem Augenblick ihn. Rasch eilte sie in das Hüttchen zurück, ihre Unvorsichtigkeit schwer beklagend. Als jedoch das mächtige Heer vorüber war und es bis zum Abend stille blieb, sie selbst nicht angefochten wurde, auch ihr Vater nun bald kommen mußte, da wich ihre Furcht.

Aber Benz kam nicht, denn auch er hatte des süßen Weines, dessen Schwere sie Alle nicht kannten, zu viel genossen, und Heinz, der Einzige, der nüchtern war von den Führern, hielt noch Rath auf dem Feld und mußte dann die Befehle geben, wo das Heer übernachten sollte. Auch er, Elsbeth sicher wähnend, kam nicht, weil ihn seine Führerpflicht in Anspruch nahm.

Erasmus hatte sie gesehen; das war genug, um an diesem Punkte den Faden seiner blutigen Rache an Heinz anzuknüpfen, zumal er die Befriedigung einer lodernden Leidenschaft zugleich in der Ferne winken sah.

Von dem Heere hatte er sich weggeschlichen und in einer Herberge sich bis zur Dunkelheit verborgen. Dort war mit seinem in allen Schlichen des Lasters erfahrenen Knappen der Plan zur Reife gediehen.

Als die Nacht gekommen war, umwickelte Jockel die Hufe der Rosse und führte sie unferne des Hüttchens Sibyllen's, das nahe dem Ende des Dorfes lag.

Dann blieb Erasmus draußen auf seinem Rosse, des Opfers gewärtig, und Jockel trat zutraulich zur Alten.

„Benz läßt Euch grüßen," sagte er. „Er hält vor der Thüre

mit seinem Roß. Elsbeth soll kommen." Darauf trat er wieder vor die Thüre.

Sibylle lief in die Stube und sagte zu Elsbeth: „Tummle Dich, Kind, Dein Vater harrt vor der Thüre, er hat Eile!"

Jockel war unterdessen wieder hereingeschlichen und hatte das Licht der Alten ausgeblasen.

Elsbeth setzte ihre Mütze auf, verbarg darunter die Flechten ihres schönen Haares und eilte freudig dem Vater entgegen.

Jockel ergriff sie, hob sie vor den Ritter in den Sattel und dieser, ihr schnell einen Mantel überwerfend, gab seinem Pferde die Sporen und war verschwunden.

Wie der Iltis und Marder nach seiner Beute umher schleicht, so war Märten Streffer umher geschlichen, den Aufenthalt des Ritters von der Hauben zu erkunden; aber er hatte es mit Einem zu thun, der ihn an Schlauheit weit übertraf. Sein Geld schloß des Wirthes Mund, und Märten war zweimal im Haus und ahnte nicht, daß Erasmus mit ihm unter einem Dache weile. Nun durchkreuzte er in der Dunkelheit das Dorf in allen Richtungen und kam an Sibyllen's Häuschen, als Elsbeth auf's Roß gehoben wurde. Er hörte einen halb erstickten Schrei; dann schien es ihm, als seien es Geisterpferde. Er sah sie vorüberfliegen, ohne ihren Hufschlag zu hören.

„Halt," sagte er zu sich selbst, „mit rechten Dingen geht das nicht zu. Da sind die Hufe umwickelt und zu ehrlichen Zwecken thut man das selten."

Er trat in das Haus. „Alte," sagte er, „wer wurde denn da auf das Pferd gehoben?"

„Wer anders als Elsbeth, des Benz von Nußdorf Töchterlein?" gegenfragte antwortend Sibylle.

„War's denn Benz, der sie abholte?" fragte er.

„Wer anders soll's denn gewesen sein?" war ihre Antwort.

Noch stand Märten bei ihr, als die Thüre aufging und Heinz Pfriemer hereintrat. Er trat rasch herzu, als er Märten sah.

„Was willst Du hier?“ fragte er ihn und mit schlecht verhehltem Unwillen und Mißtrauen.

„Heinz,“ sagte Märten, „da ist eben ein Mädchen in Knabenkleidern auf ein Roß gehoben und fortgeführt worden, das nicht auf dies Roß gehörte, dessen Hufe umwickelt waren. Wenn das nicht Erasmus von der Hauben war, so war es der Teufel!“

„Was?“ schrie Heinz und faßte verzweifelnd mit beiden Händen seine Haare. „Was sagst Du?“

Da erzählte Märten den Hergang und Sibylle bestätigte es.

Wie eine Leiche bleich stand der Jüngling da. Es war, als seien ihm alle Gedanken getilgt. Starr blickte er in die Flammen des Lichtes. Da war's, als führe er plötzlich erwachend zusammen. Er faßte Märten Streffer's Schulter, daß dieser zuckte, und rief: „Welche Richtung haben sie genommen?“

Märten sagte: „Wie willst Du sie erreichen? Sie haben einen weiten Vorsprung und Du hörst ihren Hufschlag nicht, da die Hufe umwickelt sind. Eile Du morgen nach Pfeddersheim, dort ist des Fuchses Bau, der das Täubchen geholt hat.“

Heinz stürzte hinaus und auch Märten verließ die Hütte. In seiner Seele jubilirte er über das Unglück, das den Verhaßten getroffen hatte. Ja, die Verruchtheit des Menschen zeigte sich deutlicher, daß er die entgegengesetzte Richtung andeutete, als die war, die Erasmus genommen, als Heinz dringender darnach fragte.

Erasmus war mit seiner widerstrebenden Beute davon gejagt, und als er sich in hinlänglicher Sicherheit wußte, ließ er von Jockel die Hufe losbinden und das Mädchen knebeln. Darauf jagten sie blind in das Dunkel der Nacht hinein, in der Hoffnung einen Wald zu erreichen, wo die erste Rast möglich wäre, um weitere Pläne zu ermitteln. Noch keine Wegstunde waren sie so in gestrecktem Laufe, nur selten zur Erholung der Thiere unterbrochen, fortgeritten, als sie sich plötzlich von Landsknechten umgeben und ergriffen sahen. Das Wehren wäre Thorheit gewesen, denn Erasmus konnte sich nicht regen, weil er das Mädchen vor sich auf dem Sattel hielt.

Einer der Landsknechte zog unter seinem Seitenmantel eine kleine Laterne hervor und beleuchtete die Gefangenen.

Da rief der Anführer plötzlich: „Alle Pest, das ist ja Erasmus von der Hauben!“

„Victoria! Ihr Landsknechte,“ rief er, „der Preis, den der Kurfürst auf des Strolchen Kopf gesetzt hat, ist Euer!“

Erasmus wollte jetzt das Mädchen unbemerkt zur Erde gleiten lassen, aber die Landsknechte hatten es bemerkt.

„Das gefangene Vögelein muß zu den Raubvögeln gehören,“ rief Einer lachend, „denn er hat da ein Täubchen gestohlen — und es ist geknebelt!“

„Was?“ rief da der Anführer und ritt herzu.

„Seht her, Herr Marschalk,“ sagte der Landsknecht, „da ist kein Zweifel!“

„Mensch,“ rief der Marschalk, „welche verruchte Streiche häufen sich bei Dir, das Maß voll zu machen!“

Erasmus entgegnete nichts. Er war verstummt; aber Trotz, Grimm und Furcht zugleich standen deutlich in seinen Zügen.

„Macht den Knaben frei,“ rief der Marschalk.

„Es ist kein Knabe,“ sagte der Landsknecht, „denn eben ist ihm die Kappe entfallen. Seht nur selbst, das reichste Frauenhaar, das ich jemals gesehen!“

Das arme Mädchen war jetzt frei. Der Knebel war ihr aus dem schönen Munde genommen; aber Todesangst malte sich in ihren Zügen.

„Wer bist Du, Mädchen?“ fragte sie der Marschalk.

Mit zitternder Stimme sagte sie, wem sie angehöre. Fast kein Wort konnte sie zusammenhängend reden, so preßte ihr die Angst heftiges Weinen aus.

Der Marschalk sah ihre Angst.

„Sei ruhig, Kind,“ sagte er, „Dir geschieht kein Leid. Danke Gott, daß Du aus den Händen dieses Unmenschen erlöst worden bist! Freilassen darf ich Dich zwar nicht, denn Du bist das Kind

eines Anführers der Aufständischen, aber hier stehst Du unter meinem Schutz und morgen unter dem Deines Herrn, des Kurfürsten. Da trifft Dich kein Weh."

Alles Nöthige war unterdessen beendet, der Ritter und sein Knappe auf's Grausamste geknebelt und Elsbeth auf ein Handpferd gesetzt worden, und so ging es denn jetzt zurück in das Lager des Marschalks.

Das unerwartete Zusammentreffen war aber so gekommen: Obgleich der Kurfürst volles Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit der Bauern setzte, so hegte doch der Marschalk Sorgen um seine Sicherheit. So war er denn aus eigenem Antrieb im Dunkel der Nacht mit zweihundert Landsknechten ihm entgegen geritten oder doch nahe zu geritten, damit, wenn er von Verrath umgeben sein sollte, eine schnelle Hülfe möglich sei. Durch die lichtlose Nacht, da nicht einmal Sternenlicht die Dunkelheit hellte, waren sie jedoch in der Richtung irre geworden, in der sie Forst zu suchen hatten. Deshalb hielten sie auf freiem Felde stille. Als sie die Pferde hörten und den scharfen Ritt, meinten sie, es sei vielleicht der fliehende Fürst; allein es war Erasmus, der ihnen in die Hände lief und seinem Schicksal entgegen, das ihn mitten im Wege zum Ziel einer neuen Frevelthat ereilte.

Im Lager entstand allgemeiner Jubel über die Gefangennahme des Mannes, der so vieler Verworfenheit sich schuldig gemacht. Alle Ritter und Befehlshaber eilten herbei, sich zu überzeugen, daß dem wirklich so sei. Als sie das Mägdlein sahen, bewunderten sie dessen Reize, und nicht Wenige trugen Lust, sich Scherze zu erlauben, die dem reinen Gefühl Elsbeths wehe gethan haben würden. Sie wagte nicht aufzublicken und stand da, ein zitternd Engelsbild, das an jedes edle Herz das Anrecht des Erbarmens hatte.

Als eben ein Kreis junger und roher Gesellen um sie stand, trat auch Ritter Rudolph von Zeiskam hinzu, der sich in das Lager des Marschalks begeben hatte. Kaum erblickte er Elsbeth, als er sie erkannte.

„Halt!“ rief er, „laßt das Kind in Ruhe! Das edle Mädchen rettete mich aus Ketten und Banden, vielleicht vom Tod. Ich bin ihr hochverbunden. Komm, Kind,“ sagte er zu Elsbeth, „fasse Muth. Die Stunde ist da, wo ich vergelten kann!“

Er faßte ihre Hand und führte sie zum Marschalk, dem er das erzählte, was ihm Elsbeth gethan. Er bat den Marschalk, sie seiner Obhut anzuvertrauen, indem er sein Manneswort für ihre Sicherheit verpfändete, und gern überließ dieser sie ihm, da er wußte, daß der Ritter in einem Haus Einlager hielt, wo für das Mädchen bei einer braven Hausfrau eine rechte Stätte des Trostes sei.

Wenige Stunden nach diesen Ereignissen erreichte der Kurfürst mit seinen Getreuen das Lager, nachdem sie vielfach herumgeirrt, endlich aber von einem treuen Bauern zurecht geführt worden waren.

Noch in der Nacht brach das Heer gen Heidelberg auf, und als die Morgensonne hell über dem Gebirge aufging, beschien sie zwei Leichname an den Aesten eines Nußbaums. Es waren die des Ritters Erasmus von der Hauben und seines Knappen. Elsbeth aber zog mit gen Heidelberg, wo sie in dem Hause des Ritters Rudolph von Zeiskam eine Stätte, und bei seiner wackern und sanften Hausfrau eine Zuflucht fand.

11.

Früh am Morgen erwachten die Bauern im Rathhause zu Forst von ihrem wüsten Rausche. Alles, was sie am Tage vorher erlebt, erschien ihnen wie ein Traum.

Benz gedachte Elsbeths, Pfriemer fragte nach Heinz.

„Wo wird er sein,“ — fragte lachend Benz seinen Nachbar, „wo wird er sein, als bei ihr?“

Sie brachen auf zu dem Hause Sibyllen's; aber schon im Dorfe hörten sie das Entsetzliche und vernahmen, daß Heinz ihm nachgesetzt habe.

Dieser Schlag traf die Väter um so schwerer, als sie bereits die Nachstellungen kannten, die Elsbeth von dem Verworfenen erfahren hatte. Sie waren tief gebeugt von dem Schicksale.

Allgemein wurde der Schmerz der geliebten Führer von dem Volke getheilt. Die Schlauesten unter den Bauern erboten sich als Kundschafter auszugehen und eilten hinweg, dem Mädchen nachzuspüren, wohin sie auch der Räuber gebracht haben könnte.

Am Abend des Tages kehrte Heinz mit seiner Schaar trostlos zurück. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß der Mensch, dem er das Leben erwirkt, ihn auf eine falsche Fährte absichtlich geleitet habe, nämlich Märten Streffer. Er hatte sie nicht gefunden. Der Zorn gegen den verworfenen Märten Streffer kannte keine Grenzen, und Heinz war trostlos über Elsbeths Verlust. „Wüßt' ich sie todt," sagte er, „ich wollte weinen um sie, aber ich wüßte sie wohl geborgen im Himmel; doch so weiß ich sie in der Gewalt eines Ruchlosen, der die schändlichsten Absichten gegen sie hegt, die er ausführen wird, um sein Gelüsten und die Rache gegen mich zu befriedigen."

Er raufte sein Haar in wilder Verzweiflung. Vergebens war jeder Trost, den ihm theilnehmende Liebe widmete. Er versank in einen Zustand des Lebensüberdrusses, der seinen Vater namenlos unglücklich machte. Benz war außer sich, weil er sich sagen mußte, daß sein Rausch des Unglücks Ursache sei.

Ein Bote nach dem anderen kam zurück. Keiner brachte Kunde. Endlich am Abend des dritten Tages kam einer, der sich bis in's pfälzische Lager gewagt hatte. Er brachte die unerwartete Nachricht vom Abzuge des Heeres und von dem Ende des Erasmus und seines Knappen; aber auch die tröstlichere von Elsbeths Rettung durch Rudolph von Zeiskam.

Da fiel ein Lichtstrahl des Trostes in die gequälten Herzen. Sie wußten, daß sie jetzt außer Gefahr sei, und vertrauten dem Edelmuthe des Zeiskamers, daß er sie schützen werde um so mehr, als sie ihm die Freiheit in Neustadt gebracht.

Von jetzt an widmeten sich die Männer wieder den übernommenen Pflichten. Im Rathe der Führer wurde beschlossen, daß das Heer unter den Waffen bleiben solle, bis des Kurfürsten Wort seine Erfüllung fände. Die Stelle aber war bei Winzingen und in den nächsten Dörfern, wo das Heer sich lagerte, wenigstens ein Theil desselben.

Mittlerweile war das Heer des Kurfürsten von der Pfalz, verstärkt durch die Hülfstruppen der ihm verbündeten Fürsten und Bischöfe, den Aufständischen jenseit des Rheins entgegengezogen und Sieg auf Sieg folgte seinen Fahnen. Bald genug unterlagen die Bauern, denen es an Einheit der Führung fehlte, den verbundenen Fürsten und Herren, und mit Thomas Münzer's schmählichem Tod endete der Aufstand, weil die wirkende Feder in ihm gebrochen war und der mächtigste Hebel gefallen. Durch diese Ereignisse verzögerte sich die Erfüllung des Versprechens, mit dem es dem Kurfürsten ein rechter Ernst war.

Pfingsten kam, aber kein Landtag wurde ausgeschrieben. Da gohr es wieder heftig jenseit des Rheins.

„Er hat uns betrogen!" riefen die Bauern voll Grimm und Zorn. Heinz hielt zurück. Ach, war ja doch sein Theuerstes in des Kurfürsten Gewalt! Er sandte Botschaft hinüber, aber der Kanzler wies sie schnöde ab. Von Elsbeth kam keine Nachricht, auch nicht die geringste. Da war's umsonst, länger die Bauern zurückzuhalten, und auf's Neue loderte des Aufruhrs wilde Flamme auf; gewaltiger denn je. Heinz begann nachgerade Elsbeth für sich als verloren anzusehen. Auch in seiner Seele loderte eine wilde Leidenschaft auf, und um dem Schmerz ein Gegengewicht zu bereiten, stürzte er sich in den wilden Strom des Aufstandes. Alle seine Hoffnungen waren zu Grabe gegangen; darum wollte er mit den Brüdern siegen oder sterben.

Die Burg Wolfsberg war die erste, die das Schicksal Bechingens und der übrigen Burgen erfuhr. Kaum drang die Kunde in's Land, so strömten wieder die verwilderten Haufen herzu. Das Winzinger

Schloß loderte in Flammen auf. Ihm folgte Rupertsberg und des Bischofs Schloß zu Deidesheim. Sie bildeten die Fackeln des Aufruhrs, die in's weite Land hinein leuchteten.

Nach diesen Siegen theilten sich die Haufen. Die Bockenheimer, wie man die Haufen aus den Niederungen nannte, zogen gen Neuhausen, die Nußdorfer aber nach Landau. Wie groß auch ihr Gelüsten war, die reiche Stadt zu plündern, so wußte doch die tapfere Bürgerschaft zu gut das Loos, das ihrer wartete, als daß sie nicht ihre Mauern und Thürme hätte mit allem Muthe vertheidigen sollen. Wohl gelang es den Bauern, eine Verschwörung in der Stadt anzuzetteln, allein der sorgsame Vorstand der Stadt entdeckte sie, strafte die Verschworenen am Leben und vertheidigte um so tapferer die Stadt. Endlich wurden die Bauern müde, vor der Stadt zu liegen; sie trafen ein Abkommen mit dem Magistrat. Dieser lieferte dem Bauernheer, in dem Hungersnoth auszubrechen drohte, Brod und Wein, worauf sich die Bauern nach der Burg Scharfeneck wendeten. Der feige Burghauptmann übergab die Burg gegen freien Abzug der Besatzung und überließ die Veste mit ihren reichen Vorräthen der Plünderung der Bauern. Hier geschah es, daß Fechenheimer von der schwindelnden Höhe eines Thurmes herabstürzte, ohne sich im mindesten zu beschädigen. In diesem Ereigniß erblickten die Bauern einen Fingerzeig, daß ihr Werk den Beifall des Himmels habe, und mit diesem Troste brachten Viele das allmälig erwachende Gewissen zur Ruhe; Andere gebrauchten es, die Bauern mehr und mehr zu entflammen und die Leichtgläubigen nur um so mehr an die Sache des Aufruhrs zu fesseln.

Und welch ein Bild bot die gesegnete Pfalz dar! Die Aecker lagen unbearbeitet; keine Sommersaat senkte sich in die Furchen; kein Weinberg wurde bearbeitet; kein Gewerbe ging. Nur die Schmiede hatten Arbeit und die Schuster, sonst lag die Nahrungslosigkeit drückend auf allen Ständen. Wer es bewerkstelligen konnte, floh in die jenseitige Pfalz oder weit hinab in die Unterpfalz und den Nahgau, wo tiefer Friede wohnte. Alle vorhandenen Vorräthe

waren aufgezehrt. Eine Zeit des Mangels, wie sie kaum erst verschmerzt war, zeigte sich immer näher und blickte hohlaugig und bräuend die an, die nicht blind, wie die Aufständischen, die rechte Lage des Landes prüfend erkannten. Was sollte werden, wenn kein Friede zu Stande kam? Und konnte er zu Stande kommen, wo neuerdings Frevel auf Frevel gehäuft wurde? Wo man Gesetz, Recht, Ordnung und Sitte mit Füßen trat? wo Raub und Mord jetzt die Schritte der Horden zu begleiten begann? Raub, geübt an dem stillen Bürger, der noch etwas hatte; Mord, geübt an dem, der es wagte, dies Treiben zu tadeln oder sich demselben zu widersetzen.

Konnte der Kurfürst schweigend zusehen, wie seine schöne Pfalz verwüstet wurde? Konnte der „Sanftmüthige" länger Nachsicht und Schonung üben, wo man sein höhnte und die Bitten so vieler Entflohenen um Hülfe flehten?

Immer weiter abwärts bezeichneten Ruinen und rauchende Trümmer den Weg des Volksheeres, aber nicht blos dies, alle Schandthaten eines entmenschten Haufens wurden geübt, alle Frevel entfesselter Rohheit und Leidenschaft. Sie nannten sich Befreier und man bebte vor ihrer Freiheit; man floh vor ihnen.

Sie waren Räuber- und Mordbrennerhorden, die keine Schonung mehr kannten. Vergebens war auch alles Einschreiten der besserdenkenden Führer, denn Zucht und Gehorsam waren Dinge, die seit der Forster Besprechung zu den nichtvorhandenen gehörten.

Nachdem die Schlösser Dirmstein, Leiningen, die Abtei Limburg, die zahlreichen Burgen, die wie ein Kranz den Donnersberg umgaben, gefallen waren; nachdem man Städte und Dörfer geplündert, geraubt, geschändet, gemordet, zog von tausendfachem Fluche begleitet das Heer gen Pfeddersheim. Feig ließ sie der Rath der Stadt einziehen, und hier wollten die Bauern ruhen von ihrer Arbeit und der Früchte ihres Raubes froh werden.

Tief in seine düsteren Gedanken verloren saß Heinz Pfriemer am Fenster eines Hauses am Markte, wo er und die drei übrigen Hauptführer Quartier genommen. Ihm war's in der Seele, als

nahe das Schwert der Vergeltung. Er sprach seine Ahnungen aus, aber seine Gefährten, sein Vater, Fechenheimer und Benz, waren der entgegengesetzten Meinung. Sie trauten ihrer Macht, die über zehntausend Streiter betrug, und hofften, nun werde der Kurfürst andere Saiten aufziehen, zumal das Heer verlange, gen Heidelberg geführt zu werden.

Ihr Gespräch wurde immer lebhafter. Sie vernahmen nicht, daß ein wilder Lärm draußen auf den wogenden Gassen wirbelte. Plötzlich sprang ein Bauer, der als Rottmeister diente, in das Gemach und rief: „Endlich haben wir ihn!"

„Wen?" fragten alle Vier zugleich.

„Den Verräther, den Märten Streffer!" rief der Bauer. „Er schnüffelte wieder heimlich in der Stadt herum und suchte nach einem Knaben; aber das war nicht genug. Er forschte auch unsere Leute aus, um unsere Zahl zu erfahren!"

„Nach einem Knaben forschte er?" fragte Heinz und ein leises Beben ergriff sein ganzes Wesen.

„Ja," sagte der Bauer; „aber wir halten das nur eben für einen Vorwand, für einen Kreuzer Ursache zu kaufen."

„Bringt ihn hierher!" rief Heinz. „Er allein kann uns von Elsbeth Kunde bringen!"

„Das ist zu spät," sagte der Bauer, „sie haben ihn draußen vor dem Thor an der großen Linde gehängt!"

„Sein Maß war voll," sagte Pfriemer. „Du, Heinz, warst Schuld, daß er uns so lange schadete. Und was war des Strolches Lohn dafür, daß Du ihm das Leben erhieltst? Daß er Dich auf eine falsche Straße wies, wo Du Elsbeth verfehlen mußtest. So gerieth sie in die Hand unserer Feinde."

„O hätte ich ihn noch sprechen können!" klagte Heinz.

„Nach einem Knaben hat er gesucht?" sprach Fechenheimer. „Gebt Acht, das Mägdlein ist ihnen in Heidelberg entsprungen."

Das Wort war kaum geredet, da öffnete sich leise die Thür

und ein bleicher Knabe wankte herein, taumelte und sank erschöpft zu Boden. Es war Elsbeth.

Alle Vier stürzten auf sie zu und hoben sie auf. Ein Bader, der als Arzt in Pfeddersheim Ruf hatte, wurde schnell herbeigeholt.

„Legt sie auf's Bett," sagte er; „sie ist übermüdet, das arme Mädchen. Laßt sie schlafen und haltet's stille. Ihre Ohnmacht wird in einen gesunden Schlaf übergehen, und wenn sie erwacht, ist sie genesen."

Sie folgten dem Rathe. Heinz, Pfriemer und Benz wichen nicht von ihrem Bett. Jede Veränderung ihrer Züge erspähte Heinz mit bewegtem Herzen, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung; aber als endlich die tiefen Athemzüge die Brust so ruhig hoben und senkten, als nach einem mehr als zwölfstündigen Schlaf auf die eingesunkenen Wangen wieder eine leise Röthe trat, da hob sich das treue Herz in der seligen Gewißheit baldigen und gesunden Erwachens.

Und bald darauf schlug sie die Augen auf und fuhr angstvoll empor; als sie aber ihren Vater und ihren Heinz sah, da lächelte sie wie eine Selige und sank wieder matt zurück. Erst als sie sich durch Speise und Trank erquickt, kehrte die jugendliche Lebenskraft in reichem Maße zurück, und ihre Hände drückend standen Alle um sie her.

„Wo kommst Du her, mein Kind?" fragte ihr Vater.

„O, das ist eine lange Geschichte," sagte das Mädchen; „doch ich will sie so kurz als möglich zusammenfassen." Sie erzählte nun, wie Erasmus von der Hauben sie in Forst getäuscht und dann geraubt hatte. Sie schilderte so lebendig ihre Empfindungen in jener Nacht, daß einmal über das anderemal es die starken Männer eiskalt überlief. Wie sie dann durch den Marschalk gerettet, von Rudolph von Zeiskam freundlich aufgenommen und gen Heidelberg zu dessen Frau gebracht worden sei. Hier habe sie als dienende Magd gelebt, kummervoll und gebeugt, überall bewacht und beargwohnt.

„O, in meiner Seele war nur ein Gedanke," sagte sie, „wie ich entfliehen könne aus diesem Kerker, den man mir wirklich angenehm zu machen suchte, zumal ich gehört," sagte sie leise und erröthend, „daß mich der Herr Kurfürst frei gemacht habe. Wie ich aber bemerkte, so wurde ich von allen Seiten bewacht. Von Niemanden als von Märten Streffer, den ich oft umherschleichen sah, hörte ich von Euch; aber was ich hörte, das machte mir das Herz bluten. Ihm gab ich Aufträge, aber ich dachte mir, daß er sie nicht ausrichten würde. Da machte ich mir einen Plan. Ich wollte recht fröhlich und heiter werden; ich wollte selbst die Bewerbungen eines Knappen des Ritters, aus Sanct Lamprecht bürtig, mir gefallen lassen, um sie zu täuschen und meine Flucht möglich zu machen. Die Hofhunde des Schlosses zu Heidelberg köderte ich mir an und machte sie heimlich. Das Töchterlein des Thorwarts machte ich zu meiner Freundin, und so hielt ich mich lange und schläferte ihre Wachsamkeit ein.

„Endlich — ach, es war vor acht Tagen! — da hörte ich den Herrn Marschalk zu dem Ritter Rudolph von Zeiskam sagen, nun sei der Feind am Main, an der Jaxt, der Tauber und dem Neckar besiegt, nun werde der Kurfürst seine ganze Heeresmacht auf die Pfälzer Bauern werfen, die eines solchen Schlages nicht gewärtig wären, die er darum zermalmen werde.

„Das, o ich kann es kaum sagen, fuhr mir wie ein Pfeil in das arme gequälte Herz. Euch von der Gefahr Kunde zu geben, Euch von dem Untergange zu retten, das ging mir jetzt über Alles. Einen Tag lang stellte ich mich krank, dann ging ich Abends zu des Thorwarts Käthe; aber im Schatten der Mauer zog ich meine alten Knabenkleider wieder an, die ich sorgfältig aufbewahrt hatte, und, einen günstigen Augenblick benutzend, flog ich zum Thore hinaus in die Stadt. Es war Nacht. Mit Bauern aus Seckenheim, die noch in der Stadt waren, kam ich durch das Mannheimer Thor und lief nun links vom Thor am Berge hin, um den Rhein zu erreichen. Mit vieler Mühe, unter schweren Opfern und Ent-

behrungen kam ich glücklich herüber. Rast und Ruhe gönnte ich mir nicht, bis ich Euch fand, um Euch die Botschaft der Gefahr zu bringen, die Gefahr mit Euch zu theilen!"

Als sie geendet, überhäuften sie sie Alle mit Lob, und Einer sah sie mit süßem Entzücken an und drückte innig die kleine Hand.

Wenige Tage reichten hin, die Rosen wieder auf die Wangen zurückzurufen, die einst so herrlich hier geblüht.

Darüber entstand aber eine ernste Berathung, ob es nicht gerathener sei, daß Elsbeth nach der Hardt gehe, wo die Mutter noch immer in schwerem Kummer weile.

„Gewiß!" sagte sie; „aber ich kehre wieder, daß Euch die Liebe in der Stunde der Gefahr pflege." Das mußten sie ihr zugestehen, und so begleitete Benz sie zur Mutter, die in schwerem Herzensgebreste sich schier verzehrte um ihr theueres Kind.

12.

Wie der Marschalk gesagt, als Elsbeth nahe stand, so war es wirklich, so lag es im Plane, so wurde es zur Ausführung bereitet.

Das sanfte Herz des Kurfürsten war empört über der Bauern Treubruch. Sie hatten gelobt, die Waffen ruhen zu lassen, bis es dem Kurfürsten möglich werde, den Landtag zu berufen; dann hatten sie ihm als Frist Pfingsten abgerungen, obgleich er kaum die Möglichkeit einsah, bis dahin Alles vorzubereiten. Und nun war kaum Pfingsten halbwegs, so zogen schon Viele nach dem Elsaß, dort ihren Brüdern zu helfen, oder besser und der Wahrheit treuer, dort zu rauben, da es jetzt in der Pfalz nichts zu rauben gab. Dort war bei Weißenburg in offener Schlacht das Bauernheer überwunden, zersprengt, vernichtet worden, obgleich es an Zahl dreifach den Truppen geordneter Kriegsmacht überlegen war.

Dort war ein Beispiel gegeben. Noch war es Zeit zum Frieden,

aber die Meisten waren zu sehr mit Schuld belastet, als daß sie nicht hätten wünschen müssen, die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes zu setzen; Andere, und deren war eine große Zahl, waren verblendet genug, zu glauben, der Kurfürst werde es nicht wagen, sie anzugreifen; darum könnten sie nach Herzenslüsten rauben, plündern und ausschweifen. Noch Andere waren entrüstet über den Treubruch, weil der Kurfürst nicht sein Wort löse; Alles hielten sie darum für Spiegelfechterei, und so glaubten sie aus Rache das alte Werk der Zerstörung beginnen zu müssen.

O, es war eine Sünde des Kanzlers und derer, die den sanften, menschenfreundlichen Fürsten umgaben, daß nicht ein offener Verkehr mit den Bauern unterhalten und das gegenseitige Vertrauen erweckt wurde. Kundschafter, wie der verworfene Märten Streffer, schlichen hin und her, und nährten den Argwohn, den des Erasmus von der Hauben unselige Aufreizung der Bauern am Tage von Forst gesäet hatte. So trieb ein Keil den anderen, bis die Flamme aufloderte, die das Land zerrüttete; bis die Aufwühlung aller Verhältnisse dem Verderben Thür und Thor öffnete; bis das arme, verblendete, leider arbeitscheu und verdorben gewordene Volk wieder zu Raub und Plünderung sich wandte.

Da endete des edlen Kurfürsten reiche Geduld, und er erkannte, wie sehr die Recht hatten, die da sagten: „Man müsse der Schlange den Kopf zertreten, wenn man ihrem giftigen Bisse entgehen wolle!"

Bei Oppenheim setzte das Heer über, das der Kurfürst in Person begleitete, und in Eilmärschen rückten die Landsknechte mord- und beutelustig gen Pfeddersheim heran, wo das Bauernheer sich gelagert hatte, des Feindes in keckem Siegesübermuth harrend, denn viel Tausende waren in der Stadt. Die Mauern waren mit Feldschlangen besetzt, Munition war in Fülle da, und kundige Feuerschützen in hinlänglicher Zahl, und an Lebensmitteln waren reiche Vorräthe in den Kirchen der Stadt aufgespeichert.

Um noch einmal das Wort der Liebe und Versöhnung zu reden, ließ sie der Kurfürst zur Uebergabe auffordern und ihnen Vergebung

zusichern, wenn sie heimkehrten zu ihrem friedlichen Herde; allein der alte Pfriemer, auf's Höchste erbittert, weil er den Kurfürsten des Meineides beschuldigte, ließ ihm durch den Boten sagen: „Ihn, den Meineidigen und Treulosen, und sein Heer von Henkersknechten würden sie in die Pfanne hauen, und was übrig bleibe wie räudige Hunde im Rhein ersäufen?"

Das war zu arg, zu viel, um es ruhig zu ertragen.

Enger umschloß das Heer die Stadt. Ueberall wurden Hügelreihen aufgeworfen und Brustwehren, um die Feldschlangen günstig aufzustellen. Am Abend war dies vollendet und am anderen Morgen sollten die Karthaunen den schrecklichen Morgengruß den Belagerten zurufen.

Noch in der Nacht versuchten die Bauern einen Ausfall. Es gelang ihnen, einige Kriegswerke zu zerstören; aber des Kurfürsten Heerführer waren wachsam. Es kam zur mörderischen Schlacht und viertausend Bauern blieben auf dem Felde liegen. Ein schauerlich, ein schrecklich Vorspiel des morgenden Kampfes. Heinz Pfriemer und Benz waren die Anführer dieses unglückseligen Ausfalls. An ihrer Seite war das unerschrockene Mädchen auf einem Rosse. Sie ließ es sich nicht nehmen, die Theuersten, die sie auf Erden hatte, in der Todesgefahr zu begleiten. Eine der ersten Stückkugeln traf Benz. Er sank leblos, ohne einen Laut zur Erde. In demselben Augenblick entsank die rothe Nußdorfer Fahne der Rechten Heinz Pfriemer's. Die Kugel eines Handrohres hatte den Oberarm, jedoch nur im fleischigen Theile getroffen.

Elsbeth, wenn auch schmerzzerrissen über des Vaters Tod, sah kaum das Sinken der Fahne und das Hervorschießen des Bluts aus dem ledernen Aermel am Handgelenk, als sie des Pferdes Zügel ergriff und, das ihre antreibend, aus dem Bereiche des Kampfes hinausflog.

„Wohin? Wohin?" rief Heinz ihr zu — aber sie hörte ihn nicht; nur vorwärts trieb sie die Thiere. Vergebens widerstrebte Heinz. Die Thiere selbst, getrieben von der Angst, die das Knallen

der Geschütze ihnen brachte, flogen dahin, wohin, ohne zu wissen, welche Richtung sie nahm, Elsbeth das ihre lenkte.

Allmälig wurde der Ton der Geschütze dumpfer, das Dröhnen des Bodens weniger bemerkbar; das Kampfgetöse verhallte in der Ferne. Heinz, vom Blutverluste matt, ließ sich fast willenlos leiten.

Endlich vermochten es die Thiere nicht in so gestrecktem Galopp weiter hinzujagen. Elsbeth hielt an.

„Wie ist Dir?“ fragte sie. „Schmerzt Deine Wunde sehr?“

Sie zog ein Tuch hervor, der Arm wurde entblößt, und sie wand es um die blutende Wunde, indem sie Heilkräuter, die sie gesammelt hatte, darauf band.

Heinz wollte zurück zu den Seinen. Er überhäufte sie mit Vorwürfen, daß sie ihn seinem Beruf entzogen.

Sie lächelte unter Thränen. „Soll ich Dich auch sterben sehen, wie ich den Vater sterben sah?“ fragte sie. „Nun sind die Thore verschlossen. Du kannst nicht mehr zurück. Aber sagt Dir nicht der Kampf dieser Nacht, welch ein schrecklich Ende der Aufruhr nehmen muß?“

„Aber mein Vater!“ rief er aus. „Treulos verlass' ich ihn im Augenblicke der Gefahr!“

„Will ihn Gott retten, so geschieht es,“ sagte gläubig das Mädchen. „Ich habe ihn beschworen zu fliehen, er that's nicht!“

Und wieder faßte sie die Zügel und immer in der Richtung, die sie einmal genommen, ging der Ritt fort, bis in einem Walde der Ruhepunkt gefunden war. Doch auch hier war kein Weilen. Nach einer Frist von höchstens einer Stunde trieb das Mädchen die müden Thieren von Neuem an, die jetzt nur langsam die Reise fortzusetzen im Stande waren. Als der Tag graute, lag rechts ein Hochwald. Der aufsteigende Rauch kündigte eine Köhlerhütte an. Dorthin lenkte das Mädchen die müden Rosse und den todtmüden, ganz erschöpften Heinz.

Die Niederlage der letzten Nacht brachte in Pfeddersheim eine Wirkung hervor, wie sie zu erwarten stand. Zwar antworteten die

Geschütze der Bauern wacker denen des kurfürstlichen Heeres, welche die ganze Nacht durch die Mauern beschossen; aber eine große Muthlosigkeit war über die Bauern gekommen. Als der Tag kam, konnte man von den hin und wieder gänzlich zerstörten Mauern das Schlachtfeld des gestrigen Abends überblicken. Es war ein grauenvoller, entsetzlicher Anblick. Viertausend Leichen deckten das Land. Die Landsknechte hatten kein Pardon gegeben, darum waren nur wenige Verwundete in die Stadt zurückgekommen. Ein Todtenfeld dehnte sich über den Kampfplatz, dessen Anblick das Herz stocken machte.

Heinz, Elsbeth, Benz fehlten! Sie waren geblieben, das lag außer Zweifel.

Der alte Pfriemer, der nie geweint hatte, saß da und stützte den Kopf in beide Hände. Die Arme ruhten auf seinen Knieen und die Thränen träufelten nieder zwischen seine Füße. Jetzt ging ihm das rechte Verständniß auf, jetzt sah er, wie er sein Glück, das Glück Tausender zertrümmert hatte.

„Sei ein Mann!“ rief Fechenheimer, dessen Söhne Beide auf dem Schlachtfelde lagen. „Hab' ich weniger eingebüßt als Du? — Nun gilt's einen ehrlichen Mannestod. Ein Anderes bleibt uns nicht mehr übrig. Laß uns als Männer sterben! Sie wollen die Stadt übergeben!“

„Nimmermehr!“ rief er aus und sprang auf. Beide eilten auf den Platz, wo das Volk versammelt war in bedauerlichem Kleinmuthe.

Pfriemer und Fechenheimer widersetzten sich mit aller Kraft der Uebergabe; aber schon wehte die weiße Fahne vom Kirchenthurme, schon waren die Glieder des Raths von Pfeddersheim mit einigen Bauern hinausgeeilt, ihre Unterwerfung mit der Bitte um Schonung vorzubringen.

Der Marschalk wies sie trotzig zurück. Uebergabe auf Gnade und Ungnade, Auslieferung der Führer von Nußdorf, Niederlegung der Waffen, das waren die Forderungen, die er stellte.

Trostlos kehrten die Abgesandten zurück. Es galt einen ernsten, kräftigen Widerstand von Seiten der Führer. Und dennoch riefen plötzlich Feiglinge: „Sie haben uns in's Unglück gestürzt und nun wollen sie uns vollends auf die Schlachtbank führen!"

Ein wildes Gemurmel entstand.

Fechenheimer sprang auf einen Brunnen, um sich desto besser vernehmbar zu machen.

„Reißt ihn herunter!" schrie das Volk.

Mächtig drängten sie heran, und ehe Fechenheimer herabsteigen konnte, war er und auch Pfriemer ergriffen und sogleich gebunden.

Unter eben dem brüllenden Jubel, mit dem sie die Führer sonst begrüßt, schleppten sie sie jetzt zum Thore.

In weitem Umkreise schweiften die Landsknechte umher, die Bauern, die in der letzten Nacht dem Blutbad entronnen waren, zusammen zu treiben. Schaaren brachten sie in das Lager, die hier dicht gedrängt standen.

Da öffnete sich das Thor Pfeddersheims und waffenlos kamen die Schaaren der Bauern hervor, die gefesselten Führer vor sich herschleppend.

Als aller Augen auf dies Schauspiel gerichtet waren, machten die im Lager zusammengetriebenen Bauern einen Versuch zu entfliehen.

Kaum bemerkten das die erbitterten Landsknechte, als sie schonungslos auf sie einhieben.

Der Kurfürst, der zu Pferde gegenwärtig war, sprengte unter sie und rief: „Laßt ab. Es sind Verirrte. Ich habe ihnen vergeben!" — Aber sein Wort blieb ungehört und also unbeachtet; achthundert Bauern hieben sie so zusammen.

Der Kurfürst sah ganz bleich vor innerer Bewegung die Leichenmenge und er zerdrückte eine Thräne in seinem Auge. Denen in Pfeddersheim verzieh er; aber dreißig Rädelsführer der Bauern und vier Bürger der Stadt, die die Thore den Bauern geöffnet hatten, wurden enthauptet.

Priemer's und Fechenheimer's Häupter fielen zuerst.

Der Tag von Pfeddersheim endete den Pfälzer Bauernkrieg.

Einzelne zersprengte Haufen fielen bald unter dem Racheschwerte der Landsknechte — und über der Pfalz lag die Stille des Grabes — aber Schmerz, Jammer, Elend wütheten fort und fort, gieriger als das Schwert, und droben in Nußdorf brach ein Mutterherz unter der Last seines tiefen Schmerzes über sein zertrümmertes Glück.

13.

Jahre waren vergangen, Jahre voll Leid für Tausende in dem schönen Land, und das Sprüchlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!" wollte nicht mehr wahr werden.

Rudolph von Zeiskam hatte Bechingen nicht mehr aufgebaut. Er lebte in seinem Burghause zu Zeiskam in stillem Familienglück. Eines Tags, es war schon spät im Jahre, trat eine junge Frau in das Thor, so dürftig gekleidet, daß die Edelfrau, welche gerade im Hofe stand, ihre eine Gabe reichte.

„Ach," sagte das Weib, „ich wollte nicht betteln — aber —"

Die Edelfrau wurde jetzt aufmerksam. Sie blickte das Weib schärfer an. Es war eine blühende, kräftige Gestalt, mit sanftem, bescheidenem Ausdruck. Auf ihrem Arme trug sie ein engelschönes Kind, ein Mädchen, und ein vollwangiger Knabe von etwa drei Jahren hielt sich am Rock der Mutter.

Wie scharf aber auch die Edelfrau sie ansah, etwas Bekanntes konnte sie nicht finden.

„Was willst Du denn?" fragte sie endlich mild und freundlich.

„Ach," sagte das junge Weib, „Ihr kennet mich nicht mehr, edle Frau, und doch habet Ihr mir viel Liebs und Guts erwiesen."

„Dir?" fragte die Edelfrau und blickte sie noch schärfer an, und das Weib lächelte und zwei Reihen Zähne wurden zwischen den frischen Lippen sichtbar wie Perlen.

Jetzt fiel's wie Schuppen von ihren Augen, und: „Elsbeth!" rief sie aus, ihr freundlich näher tretend.

„O, erkennet Ihr mich doch wieder?" sagte die junge Frau, und es trat eine Thräne in ihr Auge.

Die Edelfrau faßte ihre Hand und sagte: „Komm herein, Elsbeth! komm! Sind das Deine Kinder?"

Mit Mutterseligkeit im Blicke bejahte sie's, und als die gütige Edelfrau die Schönheit der beiden Kinder pries, da leuchtete Elsbeths schönes Auge im Vollgefühl ihres Mutterglücks. Als sie in das Burghaus trat, fragte sie nach dem Ritter. — Er war anwesend und freute sich, Elsbeth wiederzusehen, die noch schöner geworden war als Mutter.

Die Edelfrau bewirthete die Wohlthäterin ihres Gatten, und auf natürliche Weise kam die Frage im Verfolge des Gespräches, wie es ihr ergangen sei.

Da erzählte denn Elsbeth, daß sie in das Gebiet des Erzbischofs von Mainz geflohen sei, und dort anfänglich mit ihrem Heinz sich als Knecht und Magd verdingt habe, immer fürchtend, es möge noch die Rache des Gesetzes sie verfolgen. Dort habe sie das Schicksal Pfriemer's, der Tod ihrer Mutter tief gebeugt; noch tiefer, daß sie nicht in die theuere Heimath habe zurückkehren dürfen. Heinz habe seine Verirrung schwer beklagt und in langem Leid gebüßt. Als Knecht und Magd hätten sie sich nicht heirathen können; allein eine gute alte Wittwe, bei der sie gedient und die sie in ihrer Krankheit treu gepflegt, habe ihr, da sie keine Kinder gehabt, ihr Häuschen und ein Gärtchen dabei vermacht. Nun hätten sie sich denn verheirathet und als Tagelöhner bisher sich redlich ernährt; aber — da sei denn mit jedem Jahre die Sehnsucht nach der Heimath mehr und lebendiger erwacht. Sie hätten wohl gehört, daß das Anwesen Pfriemer's vom Kurfürsten sei eingezogen worden, und daß ein Pächter darauf wohne. Da nun der Ritter Rudolph einst gesagt, sie solle sich an ihn wenden, wenn sie einst seiner bedürfe, so sei sie den weiten Weg dahergewandert, um die Bitte auszusprechen, ob

nicht der Ritter bei dem Herrn Kurfürsten eine Bitte einlegen wolle, daß ihr lieber Heinz, der ein so guter Gatte und Vater sei, und die Verirrungen seiner Jünglingsjahre so tief bereue, begnadigt werde, und vielleicht durch des Kurfürsten Gnade Pächter werden könne auf dem Freigut, das einst sein rechtmäßiges Erbe gewesen, das ihm aber durch den Spruch des Gesetzes ewig verloren sei. Der Ritter könne überzeugt sein, daß er seine Bitte für einen gründlich Gebesserten einlege, der gewiß ein treuer Mann sein werde seinem rechtmäßigen Herrn.

Das junge Weib hatte diese Worte mit einer so sanften, wehmüthigen Stimme, mit einem so das Herz bewältigenden Tone vorgebracht, daß beide Gatten davon tief ergriffen waren.

„Sei ruhig, Elsbeth," sagte Rudolph von Zeiskam; „ich reite morgen schon hinüber, und wenn Du hier bleiben kannst, etwa acht Tage, so kannst Du die Antwort selber mitnehmen."

Sie versicherte, daß sie das könne, und wenn es die edle Frau erlaube, hier bleiben wolle. Sie mußte nun dem Paar ihre und ihres Heinz Rettung aus Pfeddersheim erzählen und that's mit aller Genauigkeit, wie es die Sitte des Volks ist. Sie ließ dabei so tiefe Blicke in ihn reines und treufrommes Herz thun, daß die Edelfrau sie sehr lieb gewann und Abends ihren Gatten bat, Alles aufzubieten, das Glück der zwei Menschen zu gründen.

Früh am Morgen ritt Rudolph von Zeiskam, begleitet von den heißen Gebeten Elsbeths und den innigsten Wünschen seiner Gattin, hinweg. In seiner Seele lebte der heißeste Wunsch, daß ihm das gelingen möge, was seine Seele erfüllte.

Der edlen Frau, die schon damals, als Elsbeth als Gefangen in ihrem Hause war, sie geliebt und ihr viel Gutes erwiesen hatte gewährte es eine hohe Freude, Elsbeth und ihre Kinder besser zu kleiden, als sie trotz der schon kühlen Herbstzeit gekleidet waren. So in besserem äußerem Zustande, ging Elsbeth nach Nußdorf, an das Grab ihrer guten Mutter. Sie war dort mit reicher Liebe aufgenommen worden; aber wie hatten die Ereignisse des Bauernkrieges

zerstörend in das Familenleben eingegriffen! Keine Familie im Dorfe war ohne Trauer um irgend ein theueres Glied. Und der Wohlstand früherer Tage, wie war er zerrüttet und vernichtet!

Im Hause ihres Vaters saß eine andere leibeigene Familie. Märten Streffer's Kinder bettelten ihr Brod, obgleich sie Freie geworden waren. Der tausendfache Fluch, der sich an ihres Vaters Namen knüpfte, schien auf ihnen zu lasten.

Sie verließ recht erschüttert den Ort ihres Glücks, ihrer Jugend, ihrer schönsten Lebenstage, und ging über Bechingen zurück. Dort fand sie von Fechenheimer's Familie keine Spur mehr. Die Männer waren alle bei Pfeddersheim gefallen, und die übrigen alle in wenigen Jahren hingestorben.

Blutenden Herzens kehrte sie in das Burghaus zurück, und es bedurfte der Liebkosungen ihrer herzigen Kinder und der liebevollen Behandlung der edeln Frau, um ihr verwundetes Gemüth zu heilen und alle die schmerzlichen Vorstellungen zu entfernen, die in ihrer Seele lebendig geworden waren. Schnell, aber doch zu langsam für die harrende Sehnsucht, und unangenehm durch das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung flossen die Tage hin in Zeiskam.

Endlich traf Ritter Rudolph ein. Die liebende Gattin eilte ihm entgegen; Elsbeth saß bebend in der Ecke des Gemaches. Sie konnte nicht von der Stelle.

Ritter Rudolph trat ein. Sie wagte nicht zu ihm aufzublicken.

Er reichte ihr zuerst eine Pergamenturkunde und sagte: „Du weißt, Elsbeth, der Herr Kurfürst hat Dich frei gemacht; aber Du hattest keine Urkunde darüber. Ich dachte wohl, es sei nothwendig, daß Dir das verbriest werde, für Dich wie für Deine Kinder. Nimm hier die Urkunde und bewahre sie wohl, sie sichert die Freiheit Dir und Deinen Nachkommen."

„Gott lohn's Euch und Euren Kindern, was Ihr an mir Gutes thut!" sagte Elsbeth, und die Thränen der Dankbarkeit begleiteten ihre Worte. „Aber," fragte sie zitternd, „wie steht es mit Nußdorf?"

„Der Kurfürst heißt nicht ohne Grund der Sanftmüthige," sagte der Ritter. „Sieh' hier," er reichte ihr eine zweite Urkunde, „die Begnadigung Deines Gatten und die Rückschenkung des Pfriemer'schen Anwesens an Heinz, sein Weib und seine Nachkommen als freies Eigenthum für ewige Zeiten."

Da sank das junge Weib auf ihre Kniee nieder und betete laut: „Herr, Herr, segne den milden Herrn mit Deinem besten Segen und den Ritter, der mir solches Glück erwirkt!" Dann schwieg die betende Lippe, aber sie bewegte sich leise, und ein Strom von Thränen begleitete ihr Gebet.

Und wie aus einem Traum erwachend sprang sie auf, und küßte Rudolphs und seiner Gattin Hände. „O, Ihr habt reich, mehr als reich vergolten," sagte sie; „aber jetzt muß ich fort. Es duldet mich nicht mehr hier. Jede Minute ist eine verlorene für Heinz. Ach, wie wird er staunen, wie wird er Euch und den Herrn Kurfürsten segnen!"

Vergebens redeten die Gatten ihr zu, nur noch einen Tag zu weilen. Sie eilte beflügelten Schrittes hinweg, dem geliebten Gatten die Freudenbotschaft zu bringen.

Und als sie unter dem heißesten Danke geschieden war und unter den innigsten Segenswünschen, da sagte die Edelfrau zu ihrem Gatten: „Ach, wie selig ist das Verzeihen, und wie belohnend Böses mit Gutem zu vergelten!"

Als im darauf folgenden Jahre Nußdorfer Kirchweih war, da saßen Heinz, sein Weib und seine Kinder in ihrer Wohnstube, und gedachten mit tiefem Weh, was einst dieser Tag ihnen und so Vielen Unheil und Verderben gebracht.

„O meine Elsbeth," sagte der wackere Bauersmann, „wir wollen alle Tage beten, daß niemals mehr solch ein Gelüsten die Pfälzer heimsuche, und unsere Kinder wollen wir beten lehren: „Führe uns nicht in Versuchung!"

Da trabten Pferde vor ihrem Haus. Und als sie zu den Fenstern liefen, erblickten sie den Ritter Rudolph und sein Gemahl und seine Kinder.

Heinz eilte hinaus, den Bügel zu halten; dann sagte er, sich vor den vornehmen Gästen neigend: „Ihr erweiset mir große Ehre, aber noch größere Freude, denn Ihr kommet, mit den Fröhlichen Euch zu freuen, mit den Glücklichen glücklich zu sein, die Ihr glücklich zu machen so treulich halfet!"

Und was das Haus vermochte, das wurde den edlen Gästen geboten, und Rudolph von Zeiskam nahm die Kreide, die am Fenster lag, und schrieb unter die Wochentage, die mit der Monatszahl an der Stubenthüre standen, um als Kalender zu dienen:

„Fröhlich Pfalz,
Gott erhalt's!"

Als es Heinz erblickte, sagte er: „O Herr Ritter, schreibet darunter:

„Treu und friedlich Pfalz,
Gott erhalt's!"

denn davon hänget das Glück ab, so das meine wie das des Pfälzer Volkes überhaupt. Was hilft ein paradiesisch schönes Land ohne Gottesfurcht, ohne Treue, ohne Friede?" Und Rudolph drückte seine Hand und sagte: „Du hast Recht!"

Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel.

Unstreitig ist die Sippschaft der armen Teufel die größte auf Erden, und ihren Stammbaum aufzustellen, wäre das größte Kunststück eines Genealogen. Von Kindesbeinen an gehöre ich, der ich diese Blätter als siebenjähriger Referendarius niederschreibe, dieser alten Familie an, die ihre Ahnen bis zu den Pforten des Paradieses (versteht sich, zu den geschlossenen) hinaufreichen sieht, ohne in einer Adelsmatrikel zu stehen — obwohl sie auch in diesen noblen Regionen ihre Zweige zählt — und — nicht die geringsten. Wie gesagt, sieben Jahre liegen hinter mir, seit ich Referendarius wurde, und wenn es so fortgeht, werde ich vollends dem Kranken am Teiche Bethesda gleich, mit dem ich jetzt schon Aehnlichkeit genug habe in Betreff des Nachsehens, wenn Andere zu einträglichen Stellen befördert werden. Wo ich zu Hause bin? Nun, das siebenjährige Referendariat weiset ja hin auf ein Land einträglicher Hoffnungen, süßer Vertröstungen, zahlreicher Examina und eisgrauer, trostloser Candidaten; daß es in Deutschland zu suchen, bezweifle Niemand. Mein letztes, halsbrechendes Examen liegt hinter mir. Es soll der Dietrich sein, der alle Thüren öffnet. — Bei mir muß er den Bart zerbrochen haben! — — Nirgends her strahlt ein Hoffnungsstern, und es wird mir allmälig so kühl um's Herz, wie wenn draußen der eisige Wind über die kahlen, grauen Felder streicht. Was soll's nun werden? — Acht und zwanzig Jahre bin ich alt, habe etwas gelernt, aber keinen Pfennig Geld in der Tasche. Meine Eltern ruhen längst unter den Rasen von des Lebens Mühen aus. Ge-

schwister habe ich keine. Mein geringes Vermögen ist hin. Schulden sind die Pest des Lebens — aber — was bleibt mir übrig? Doch — ich will nicht verzagen! Mein Hauszins und meine Kostleute sind ja bezahlt; der Schneider und Schuster hat nichts zu fordern; auch die Wäscherin nicht. Das will etwas sagen für einen blutarmen Referendarius, und — ich glaube, es sind ihrer Wenige, die das sagen können, und doch ist bei unserem Landgerichte ihre Zahl Legion.

Das schrieb ich vor etwa sechs Wochen nieder. Erst heute fahre ich fort.

Damals stand ich trüben, recht trüben Sinnes am Fenster. Draußen heulte der Novemberwind durch die Straßen. Meine Fenster waren angelaufen, und bedenkliche, schnurgrade Linien ließen auf die schönsten Bildungen von Eisblumen rechnen, die bald ihr Gezweige entwickeln wollten. Mein Dachstübchen begünstigte absonderlich ihr Wachsthum.

Ich trat zum Oefchen, schürte Kohlen an und ließ mich in dem alten Ledersessel nieder, den meine gute, alte Hausfrau in mein Stübchen gestellt hatte. Es war, dem Alter nach zu urtheilen, der Sorgstuhl ihres seligen Vaters — und sie zählte etliche sechzig. Es war mir ein rechter Sorgenstuhl. Ich ließ mich hineinfallen, nachdem ich meine Thüre verriegelt hatte, um allein zu sein, und meine Gedanken schweiften sorgenschweren Flugs in der allernächsten Umgebung nach Raum und Zeit herum. Mit der zunehmenden Wärme meines Stübchens wurde ihr Flug leichter, freier, kühner, und Raum und Zeit beengte sie nicht mehr. Die Nacht kam, und ich merkte nicht, daß es dunkel wurde — denn ich dachte an Nettchen. — Wer liebt, braucht keine Kerze oder Lampe, um im reinsten Rosenlichte zu schweben, und wenig Feuer im Ofen, um doch warm im Herzen zu sein. Mit Nettchen stand es so.

Der Landgerichtsrath Rudolphi war ein glücklicher Mann, denn er war Landgerichtsrath, hatte viel, sehr viel Vermögen, ein schönes,

gemüthliches Familienleben, inclusive einer wackeren Gattin, die eine tüchtige Hausfrau war, und dreier Töchter, deren jüngste schön, die mittlere schöner und die älteste ein Engel war, und die hieß: Nettchen.

In diesem Hause hatte ich zuerst das schönste Glück des Lebens kennen gelernt, das gemüthlicher Häuslichkeit, liebevollen Familienlebens, wie es eben alle Tage seltener wird. Ein Hauch stillen, beseligenden Friedens wehte Einen hier an. Ein Band umschloß alle Glieder der Familie, das Band der reinsten, heiligsten, aufopferndsten Liebe. Da gab's keine tanzenden Thee's, keine überschwänglichen Abendessen mit Champagner, keine Concerte, keine Spielpartieen, und doch war's ein Haus, das Jeder gerne betrat, und wer dort eingeführt war, rechnete es sich zur Ehre und Freude. Und in diesem Kreise glänzte Nettchen als leuchtender Stern erster Größe. Sie sehen und sie lieben war bei mir Eins; aber wie durfte ich armer Teufel zu ihr das Auge erheben, um die meine adeligen Herren Collegen herumscharwänzelten? Ich stand in bescheidener Ferne, aber meine Seele wohnte nur im Auge und im Ohr, und was sie stille dachte und empfand, das lag verborgen im Schreine der Brust.

Ich kam durch des Vaters Freundlichkeit dann und wann in das Haus, wohin meine Sehnsucht zog, wie der Magnet nach Norden.

Als im letzten Herbste die Wiesen gemäht waren und der Wald noch in frischer Pracht stand, wurde ich auch zu Rudolphi's geladen. Ich zog den alten Frack an, der sehr fadenscheinig zu werden begann und in seinem Schnitte weit hinter der Mode des Tages stand, und ging klopfenden Herzens hin. Der Vater empfing mich wie einen Freund, und sprach so herzlich, so väterlich mit mir, daß mir das Herz aufging wie eine Blume, die der warme Morgensonnenstrahl aus dem Schlaf in ihrer festgeschlossenen Knospe lockt. Er stellte mir meine Anstellung in eine fröhliche Aussicht und in eine nahe Zukunft. Mir war so wohl lange

nicht gewesen, und die Hoffnung kam wieder einmal recht nahe. Nettchen war an diesem Abend ungewöhnlich freundlich. Meine Seele schwelgte in Entzücken, denn sie zeichnete mich aus, wie es ihr Vater that.

Es waren der jungen Leute viele da, und alle beschlossen, eine Waldpartie zu machen. Die jungen Männer besprachen sich darüber. Ein Musikchor sollte bestellt, draußen ein Zelt errichtet werden — kurz, es gehörte Geld dazu. Wie konnte ich Armer daran Theil nehmen?

Nettchen aber fragte mit ihrem Engelslächeln: „Sie sind doch auch von der Partie? Ich freue mich recht darauf."

Erglühend bejahte ich, und das Erglühen galt ebensowohl der freundlichen Frage, als dem Bewußtsein meiner großen Armuth. Nun wäre ich nicht zurückgeblieben, und wenn ich hätte hungern müssen bis dahin. So schlimm kam's nun nicht.

Der Herr X., ein Advokat, der wundersamer Weise ebenso dumm, als gesucht ist, weil er eben nicht wählerisch im Annehmen unlauterer Prozesse ist, gab mir viel zu arbeiten und honorirte ziemlich gut. Gerade an diesem Tage brachte er mir Aktenstöße. Ich arbeitete Tag und Nacht, und gewann mehr, als ich brauchte. Drei Wochen später war die Landpartie. Die Gesellschaft ordnete sich paarweise. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, Nettchen hüpfte auf mich zu, mich etwas zu fragen, und — ich hatte den Muth, ihr meinen Arm zu bieten. Sie nahm ihn freundlich. Wie pochte das Herz in der Brust! —

Wir waren in der langen Reihe das letzte Paar, das eine steile Höhe hinanstieg, um in die dunkelen Hallen des duftigen Hochwaldes zu gelangen.

„Sie sehen bleich, Herr Referendar," sagte sie mit zutraulicher Natürlichkeit. „Waren Sie krank? Ich sah Sie lange nicht zum Vater gehen."

Diese Frage drang tief in meine Seele. Sie nahm Theil an mir. Sie bemerkte meine Blässe. Wer beschreibt meine Seligkeit?

Was ich eigentlich antwortete, weiß ich nicht; aber ich glaube, daß ich von vieler Arbeit sprach und dergl.

Gute Seele, hättest du gewußt, daß ich so gearbeitet, um heute bei dir sein zu können! —

Sie sah mich nicht ohne Bewegung an, als ich das sagte.

„Sie müssen Ihre Gesundheit mehr schonen," bemerkte sie wohlwollend. „Ich hoffe," setzte sie hinzu, „dieser Tag soll Ihnen recht heilbringend sein."

„Er ist es schon," sagte ich aus tiefstem Grunde der Seele.

Sie erröthete tief; aber mit dem Worte, das mir eigentlich so herausgefahren war, schien alle Bangigkeit von mir gewichen. Was nun kam, weiß ich wahrhaftig nicht mehr, aber das weiß ich, daß ihr Wort prophetisch war, daß ich ihr meine Liebe gestand, und sie mir's eben auch nicht verhehlte, daß sie mir gut sei. Unser Bund war geschlossen. Der Himmel lächelte zum ersten Male Frieden, Wonne und Seligkeit in meine Armuth, und ich war der Glücklichste auf Erden.

Aber das blieb unser Geheimniß bis heute, und in dem süßen Geheimnisse liegt die größte Wonne.

Ich hatte doch endlich mein Lämpchen angezündet und eine der wenigen Pfeifen guten Tabaks dazu, die ich mir in meiner Armuth zu rauchen gestatten durfte, als es an meine Thüre klopfte.

Ich meinte den Anwalt X. zu erkennen und öffnete. Er war's auch wirklich.

„Puh! was ist das für ein Wetter," rief er aus, den Pelzmantel hinwerfend, „und Sie haben kalt! Schüren Sie doch, ich habe ein Langes und Breites mit Ihnen zu reden." Er ließ sich im Sorgstuhle nieder, ich schürte und saß ihm dann gegenüber, begierig, seine Angelegenheit kennen zu lernen.

„Hören Sie, lieber Referendarius, mir ist da eine sehr fatale Geschichte in die Quere gekommen," hob er an. „Ein Onkel meiner Frau ist gestorben, der mir seine nicht unbedeutende Habe vermacht hat. Ich muß hin, und werde, wenn's rasch geht, in

vier Wochen erst zurückkehren. Nun ist mir aber ein sehr wichtiger Prozeß übertragen, dessen Gegenstand ich Ihnen kurz auseinandersetzen will.

„Ein reicher Schuft ist Vormund dreier reicher Waisen. Er betrügt sie auf eine schamlose Weise. Die Sache wird ruchbar; alle Welt ist empört. Der fernwohnende Beivormund hört's, kommt, nimmt Einsicht, und da die Sache nackt und frackt vorliegt, macht er sie anhängig. Sie kommt in acht Tagen vor, und ich muß fort, wenn ich nicht unendlichen Schaden leiden will. Nun habe ich mit dem Präsidenten gesprochen, und Alles ist in Ordnung. Sie sollen, wenn Sie wollen, in der Sache auftreten. Die Akten schicke ich Ihnen morgen. Alles ist klar. Alle Welt nimmt Partei für die Waisen. Bei solchen Sympathien ist die Sache herrlich. Ohnehin ist das gute Recht auf Ihrer Seite. Rudolphi sprach mit mir für Sie. Wollen Sie? Ein solches erstes Auftreten haben Tausende umsonst gewünscht."

Ich sagte rasch zu und sein Antlitz erheiterte sich.

„Vortrefflich!" rief er aus. „Nun aber, lieber Freund, weiß ich, daß Sie eines Vorschusses bedürfen. Der Beivormund hat mir vierzig Thaler gegeben. Hier sind sie! Es ist ein goldener Fisch in Ihrem Netze. Halten Sie zu! Morgen erhalten Sie die Akten. Nun, gute Nacht!"

Er nahm Pelzmütze und Mantel, drückte mir die Hand und rannte rasch die Stiegen hinab.

Ich stand noch lange stille da und dankte innig Dem, der die Hülfe sendet zur rechten Zeit, und legte mich dann mit dem seligen Bewußtsein nieder, daß mein Mangel gehoben sei auf lange Zeit. Vierzig Thaler! So reich war ich lange nicht! —

Am anderen Morgen empfing ich die Akten. Es war, wie R. gesagt; klar lag die Schuld vor. Es war himmelschreiend, wie der Mensch gehandelt. Ich, selbst eine Waise, konnte die Stütze mißhandelter Waisen werden! Und Rudolphi hatte mich empfohlen! Ein neues Leben durchzuckte mich. Vielleicht würde dies ei[illegible]

zu einer bessern Zukunft. Ich arbeitete unermüdet Tag und Nacht. Endlich war mein Vortrag ausgearbeitet, durchdacht, memorirt. Ich war durchdrungen von der Gerechtigkeit meiner Sache.

Ueberall sprach man von der Geschichte. Meine Collegen beneideten mich um die Sache. Man wünschte mir Glück. Die Sitzung verhieß eine glänzende zu werden bei der allgemeinen Theilnahme. Wie pochte mein Herz.

So kam der Sitzungstag. Als ich in den Audienzsaal trat, fühlte ich, wie alles Blut aus meinem Gesichte wich. Meine Brust war unendlich beklommen; denn ein glänzendes Auditorium füllte den Raum. Aller Blicke ruhten auf den Waisen, lieblichen Kindern, dem Beivormund und mir. Der Beklagte schoß giftige Blicke herüber. Er hatte den tüchtigsten Advokaten gewählt.

Rudolphi lächelte mir Muth zu. Das hob mich wieder.

Endlich begannen die Verhandlungen. Hatte mir früher gebangt — jetzt war meine Seele frisch, froh, frei. Die Gerechtigkeit meiner Sache durchglühte mich, und was in der Seele lebte, ging in begeisterter Rede über die Lippe. Es war im Saale so stille, daß man hätte das Herzpochen des Beklagten hören können, der immer tiefer sein Haupt senkte, im Bewußtsein, daß mit jedem meiner Worte seine Schuld klarer hervortrat.

Das Gericht widmete mir die größte Aufmerksamkeit. Rudolphi's Züge leuchteten vor innerer Lust.

Alles, was mein Gegner vorbrachte, schlug ich siegend nieder. Das Gericht entfernte sich. Der Kläger drückte mir warm und innig die Hand. Jetzt erst wagte ich mich umzusehen. Da erblickte ich Nettchen, und ein Sonnenstrahl spiegelte sich in den Thränen, die in ihrem schönen Auge glänzten.

Endlich trat der Gerichtshof wieder ein. Der Sieg war für meine Clienten errungen. —

Die Sitzung wurde aufgehoben, der Saal leer. Die Richter standen noch da.

Der Präsident trat zu mir, drückte meine Hand und sagte:

„Sie haben heute einen schönen Sieg, brav und wohlverdient, errungen. Ich habe in vielen Augen Thränen der Theilnahme gesehen, und manches Männerherz haben Sie tief bewegt. Ihr Beruf ist entschieden. Datiren Sie von heute eine schöne Zukunft, zu der ich Ihnen Glück wünsche!"

Rudolphi drückte mir stumm die Hand; aber dieser Handdruck war beredt.

Ich rannte in großer Bewegung heim.

„Ei, ei, Herr Referendar," rief meine alte gute Hauswirthin, die ich fast über den Haufen warf, „Sie sehen und hören ja nicht! Ich war auch im Saal und wollte Sie hören; aber das haben Sie 'mal schön und gut gemacht! Potz Wetterchen auch! Neben mir standen des Landgerichtsrathes Rudolphi bildschöne Töchter. Wie die weinten! Eine war anfangs ganz bleich. Ich glaube, die hatte Angst für Sie; aber als Sie so frisch von der Leber, so schön und beweglich sprachen, da hat sie die Hände, wie zum stillen Gebete, gefaltet, und ihr schönes Gesichtchen hat gestrahlt wie die Sonne. Nun, Gott segne Sie! Sie haben brav für die armen Kinderchen gesprochen, und wenn Sie einmal Advokat werden, so kann's Ihnen nicht fehlen!"

Das sagte die alte gute Frau so treuherzig. Sie konnte nicht ahnen, wie unendlich wichtig das war, was sie mir sagte.

Das war ein Abend! Ich mußte allein sein; daher ließ ich meine gute Alte alle Leute abweisen, deren viele kamen, mir Glück zu wünschen, wie ich nachher von ihr erfuhr. Mir war das Herz so voll, aber so voll seliger Freude, daß es zu bersten drohte.

Das Honorar meiner Clienten machte mich reich — denn so viel Geld hatte ich nie besessen.

Großer Gott, wie glücklich ist der Arme in einem bescheidenen Besitze! Der war hier wohlverdient, darum doppelt werth.

War mir früher der Landgerichtsrath Rudolphi freundlich, so war er's jetzt in viel ausgedehnterem Sinne, in reicherem Maße. Ich fand täglich Beschäftigung in seiner Schreibstube. Commissa-

rische Geschäfte führten mich hier- und dorthin. Mehrere Prozesse bekam ich nicht nur zu führen, sondern sie wurden mir vom Präsidenten überwiesen. Meine Stellung war eine andere geworden. Ich verdiente mir Geld. Ich konnte mich anständig kleiden, obwohl ich stets in bescheidener Höhe mich hielt und nicht mit dem breiten Strome der Mode schwamm. Nicht ohne Wehmuth sah ich mein Fräcklein von Anno 11 zum Trödler wandern. In ihm hatte ich ja schweren Herzens Sorgentage, und seligen Herzens die ersten Sonnentage meines Liebesglückes verlebt. Auch meine persönliche Stellung zu Rudolphi wurde eine andere. Er gehörte zu den wenigen Männern, die im nahenden Alter eine innere Jugendfrische des Gemüthes bewahren und darum fähig sind, auch an einen jüngeren Mann sich noch warm anzuschließen, und ihn mit goldenen Fäden an sich zu ziehen, und ihm in seiner Nähe wahrhaft wohl werden zu lassen. Das hab' ich gefühlt und erfahren. Je mehr ich den Mann kennen lernte, desto enger ich mich an ihn anschloß, desto inniger ich ihn liebte, desto vertrauensvoller er sich mir erschloß. In sein Haus kam ich selten; aber in der Regel sandte er mir den Gerichtsdiener, um mich zu einem Spaziergange laden zu lassen. Da erschloß sich ihm mein Herz. Da legte ich vor ihm mein Leben bloß, wie ich mit Armuth gerungen bis zur Stunde. Er lächelte gutmüthig und sagte: „Das ist ja nun mit Gottes Hülfe vorüber, aber Vertrauen weckt Vertrauen. Sie sollen zu rechter Stunde auch die Wege meines Lebens kennen lernen.“

Eines Tages, es war eben schon tiefer Winter und die Abende waren lang, bekam ich eine Einladung zu Rudolphi.

Nettchen hatte ich lange, lange nicht gesehen. Sie war bei Verwandten oder guten Freunden gewesen. Wie pochte mein Herz in heißer Sehnsucht. — Ich erwartete eine glänzende Soirée — aber ich fand nur den Familienkreis und zwei fremde Männer, einen Geistlichen von schlichtem, aber ehrwürdigem Wesen, und einen Bürger, dessen Gesicht Gutmüthigkeit, Offenheit und Biederkeit ankündigte.

Rudolphi behandelte sie mit einer Innigkeit, die mir in der

Seele wohlthat, nannte sie „Du," wie sie ihn; aber doch fiel es mir auf, daß man mir sie nicht nannte, nicht vorstellte, sondern mich bloß ihnen. — Alle Familienglieder behandelten beide Männer mit wahrer Verehrung. So in sich froh, so innig glücklich hatte ich Rudolphi niemals gesehen, wie heute, und doch war diesen Aeußerungen seines Inwendigen eine gewisse Wehmuth beigemischt, wie ich sie auch nie an ihm bemerkt. Nettchens Auge leuchtete mir entgegen. Es sprach mehr als Worte, und ich verstand die stille, geheime Sprache. Als Alle vereint waren und der Thee dampfte, sagte der Landgerichtsrath: „Ich werde heute sechzig Jahre alt. Da wollte ich den Tag nur mit Menschen verleben, die mir lieb sind. Ich denke, diese Beiden lernen Sie noch kennen. Es sind meine Speciale."

Ich wünschte ihm Glück.

„Weiß wohl, daß Sie es gut und treu meinen," sagte er, mir die Hand drückend.

„Albert," sagte Rudolphi, sich zu dem Geistlichen wendend, „Du hast das Talent, sehr gut vorzulesen; thue mir den Gefallen und lies diese Blätter vor." Er reichte sie ihm dar und wandte sich dann zu mir und sagte: „Ich hoffe, ihr Inhalt wird uns nicht ganz unangenehm unterhalten." Der Pfarrer las mit klangvoller Stimme:

Das Hungertuch ist ein hartes Gewebe, meiner Treu'! Auf dem langen Webstuhle des Lebens wird es tüchtig zusammengeschlagen, und das Schifflein: Elend fährt wacker hin und her. Ich habe daran genagt von Kindesbeinen an, und wie viel Gesellschaft ich auch im Allgemeinen hatte, das Gewebe ist noch immer fest und wacker, und es geht ihm besser als der großen Zehe an der Statue des heiligen Petrus in Rom, die rein weggeleckt ist an dem harten Marmor von Carrara. Wäre nur das Gewebe an meinem billardgrünen Gottfried ebenso fest, aber da sind die Nähte weiß geworden und die Fäden sind sichtbar und, was das Schlimmste ist, er reißt aus. Nun, er hat lange gedient, treu und redlich. Mein Vater behielt das Tuch übrig, als

er sein Billard überziehen ließ, trug den Rock viele Jahre, und dann ließ ich mir ihn machen, daß ich hineinschlüpfen konnte, und das ist auch schon lange her, denn ich merke, daß meine Arme über Gebühr lang aus den Aermeln herausgewachsen sind. Kein Wunder, daß am Ellnbogen das Hemd in transparentem Style sichtbar wird; es war auch lange genug im Dunkeln, und seit er „durchlauchtig" wird, kommt er zu Rang und Ehren.

Es ist doch eine fatale Geschichte, wenn man über sein eigenes Elend spottet. Ich habe ja doch keinen anderen Rock, mit dem ich in die Häuser gehen kann, wo ich Privatstunden gebe. Zu Hause trag' ich ein gestricktes Wollwamms, eine Arbeit meiner seligen Mutter. O, du Gute, nun ruhst du schon lange, und dein armer Sohn muß sich durch die Welt drücken!

Wie seltsam sind die Güter des Lebens und — des Gemüthes vertheilt! Da drüben, der alte reiche Filz, der nicht weiß, wie reich er ist, lebt im Ueberfluß und jagt alle Bettler von seiner Thür, und wenn die Nichte, das herzig liebe Mädchen, nicht heimlich gäbe, bekäme kein Armer von ihm. Die hat auch wohl keine Rosentage, denn sie ißt, wie mir scheint, das Gnadenbrod. Auch ein bitteres Geschick! Armes Mädchen, mein Hungerbrod ist vielleicht süßer! Wenn ich so dasitze und für den Notar abschreibe, oder wenn ich Noten copire für den alten Musiklehrer und Organisten und kaue an meiner Brodkruste, tröstet mich ordentlich ein Blick auf sie. — Aber der Blick dauert oft ungebührlich lange, und es ist mir leider vorgekommen, daß ich hintennach Achtel in Zweiunddreißigstel verwandelte und den Baß in die Diskantlinien schrieb, oder umgekehrt. Ich darf nicht mehr so oft nach ihr sehen! Neulich hab' ich auch eine Uebersetzung aus dem Euripides grundfalsch gemacht, und der Magister Brummer brummte entsetzlich und sagte: „Noll, er hat das Concept verrückt oder seinen Kopf. Für einen Primaner solche Quartanerarbeit!" Es soll mir gewiß nicht wieder vorkommen!

Nehme sich Einer so was vor! Wollt' ich wohl oder übel, ich mußte meinen Tisch vom Fenster wegsetzen, sonst hätt' ich gar nichts mehr gethan und noch mehr hungern müssen. Nun ging's besser; aber ich stand doch gar oft auf, um einmal zu sehen, was es für Wetter wäre!

Nun ist's Weihnachten. O wie glücklich war ich als Kind! Die Mutter bescheerte mir den Christbaum mit Lichtern, Nüssen, die golden und silbern glänzten, Aepfeln, Birnen, Lebkuchen und Zuckerwerk, und sie lächelte so selig bei meinem Glück, und der Vater war froher als ich. Gute Eltern! ruhet sanft; ich will heute noch, so tief auch der Schnee ist, Euer Grab besuchen, und Ihr möget Euch droben im Himmel meiner Liebe freuen, wenn's auch Christtag bei Euch ist. Mir ist er kalt und trübe! — Wie undankbar bin ich! Hat doch mein guter Konrad so viele Liebe für mich, hat mich so oft schon gespeist und mein treuer Albert schenkte mir zum Christfest einen warmen Flaus, weil mein billardgrüner keine Strapatzen mehr aushält. Gott lohn's, ihr treuen Seelen! In Euerer Liebe bin ich reich!

Als ich am ersten Christtage hinausging auf den Gottesacker, wo meiner lieben Eltern Gräber so stille neben einander liegen (sie starben zwei Tage von einander), war mir das Herz recht schwer. Lieber Gott, man fühlt sich nie verlassener, als am Christfest, wenn man Niemanden mehr hat! Auch ich habe ja keine verwandte Seele mehr auf Erden! Ich betete stille auf den lieben Gräbern, und meine Thränen schmolzen die scharfe Eiskruste, die den Schnee bedeckte. Als ich recht traurig zurückging und außerhalb des Thores an die Stelle kam, wo der Weg nach N. abbiegt, da glänzte Etwas in dem Gleise eines Schlittens. Ich bückte mich, und siehe da, es war ein goldenes Medaillon an einem Halsbande von Granaten. Darauf war ein Mädchenbild sehr fein gemalt. Als ich's näher betrachtete, erschrack ich fast, denn es glich dem

herzigen Minchen drüben an des alten Geizhalses Fenster wie ein Tropfen Wasser dem anderen. Ich fühlte keine Kälte mehr, und — da es ja Niemand sah, — küßte ich das schöne Gesichtchen, aber erröthete darauf bis hinter die Ohren, steckte schnell den Fund ein und rannte heim.

Warum ich roth ward? Kurios! Es war ja doch nichts Schlimmes? Aber ich fürchtete mich jetzt, das liebe Mädchen anzusehen, denn ich meinte, sie wüßte es. Ich sah nicht hinaus, als ich in mein Stübchen trat und mein Feuer anmachte. Gleich darauf trippelt's die Stiege herauf.

„Musje Roll!" rief die alte Hausfrau, „mach' Er 'mal die Thür auf!"

Was will doch die Alte, dachte ich, und that, was sie wünschte. Allein wie erstaunte ich! Sie hatte ein Kännchen mit Kaffee und eines mit Milch auf einem Theebrette stehen und daneben lag ein Berg von Kuchen.

„Da bring ich ihm den Weihnachtskaffee und Kuchen," sagte sie freundlich lächelnd. „Er war nicht da, als wir tranken; da hab' ich's Ihm aufgehoben. Laß Er sich's recht gut schmecken!"

Die gute Seele! Wie dankte ich ihr so herzlich, und wie schmeckte es mir so gut! Behaglich saß ich nun am warmen Ofen und meine Zukunft trat vor mich wie das verhüllte Isisbild zu Sais. Was sollte aus mir werden? Achtzehn Jahre war ich alt, hatte mich mit Eifer und Fleiß durch die Klassen des Gymnasiums durchgearbeitet. Zu Ostern sollte ich mein Abiturienten-Examen machen. Was dann? — Studiren? O, meine Seele hing an dem Gedanken mit aller Kraft; aber woher das Geld nehmen? Hier auf dem Gymnasio war ich durch Privatstunden, die ich gab, ganz leiblich durchgekommen. Manchmal ohne Abendbrod zu Bett, ohne Frühstück in die Schule gehen — das war nichts. Konnte ich das auch dort? Ich hatte einmal dem alten Pfarrer zu N., den ich zufällig traf, und der meinen Vater gut gekannt hatte, das gesagt. „Ach," sagte der freundliche Greis, „aber Herr Roll, glaube Er

mir, da studiren Viele, wie Er sich hier durchhilft. Dort ist mehr Gelegenheit zu Privatstunden, und sie werden besser bezahlt wie hier. Sei er nur gutes Muths, ich will Ihn dort an einen Professor empfehlen."

Seitdem hatte ich Muth genug. Allein was sollte ich denn wählen? Theologie? Das gefiel mir nicht. Philologie? — Ich hatte geschulmeistert genug, um zu wissen, wie da die Galle wächst. Medicin? Du lieber Gott, überall ist's voll Doctoren, und die Menschen hassen sich wie Hund und Katze und gönnen sich einander das Weiße im Auge nicht. Jurisprudenz? — Ja, das gefiel mir gar sehr; aber das war ein weites Feld und die breite Straße, die gar Viele gehen. —

Es fing an dämmerig zu werden, und ich saß noch in meinen Gedanken. Alle Fenster leuchteten hell von den Weihnachtsbäumen. Ueberall Kinderjubel und Elternlust.

Wiederum trippelte es die Stiege herauf. Bald nachher trat meine Alte herein. „Musje Noll," sagte sie, „ich hab's vorhin vergessen, des Bäckers Konrad ist schon zweimal dagewesen. Er soll doch zu ihm kommen und mit seinen Leuten zu Nacht essen. Sie warten auf Ihn. Geh' Er jetzt. Es ist Zeit!" —

Du guter Konrad, dachte ich, zog meines Alberts neuen Flaus an und ging.

Als ich in des Bäckers Stube trat, saß auch Albert da. Er war auch geladen, obwohl nicht bei ihm wie bei mir alle Tage „Halbfasten" war. Die Eltern meines guten Konrads, diese treuherzigen, biederen, einfachen Menschen, nahmen mich mit warmer Liebe auf. Das war ein rechtes Weihnachtsfest, und auch das fehlte nicht, das gemüthliche Familienleben, das ich seit meiner Kindheit so schmerzlich vermißte. Nach Tisch sagte der Meister: „Musje Noll, wir haben heute viel über Ihn verhandelt. Nehm' Er's nicht übel, daß es so hinter Seinem Rücken geschah: aber Er war nirgends zu finden; so mußte es denn so kommen. Da Er

nun einmal absolut ein Jurist werden will, so sind wir im Folgendem übereingekommen, was Ihm, wie ich denke, recht sein wird."

„Der Notar S. sucht einen Schreiber im Wochenblatte, dem er die Copialien tüchtig bezahlen will. Zu dem bin ich hingegangen, habe ihm Seine Handschrift, die mir Konrad gab, vorgewiesen und Ihn empfohlen. Es ist nun schon richtig, wenn Er nur Ja sagt. Ueberdieß sucht der reiche Nachbar drüben einen Secretär, dem er Kost und Logis geben will, nebst sechszig Gulden jährlich. Da bin ich denn auch hingegangen und hab' gefragt, was der Secretär zu thun habe. Item, das ist blutwenig, und ich bin überzeugt, Er kann alle Beide bedienen, ohne Kreuzweh, wie ich's fühle, wenn ich meine Mulde Teig eingemährt habe. Nun schätz' ich, daß Er, da Er Kost und Obdach hat, sich alle Jahr seine hundert Gulden zurücklegen kann, und da Er ein junger Kerl ist, sich in wenigen Jahren so viel erspart, daß Er studiren kann. Ueberdies soll Er erst zu Ostern das Alles antreten, wenn Er seine Prüfung gemacht hat. Wie gefällt ihm das?" —

Ich war ganz verblüfft; aber ich fiel dem alten Manne weinend um den Hals, und dankte ihm heiß für seine Liebe.

„Damit Er aber," fuhr der alte Mann fort, und wischte sich eine Thräne weg, „sich nicht so kümmerlich zu behelfen braucht, zieht Er bis zu Ostern hin zu uns, schläft beim Konrad und ißt bei uns. Wir haben's ja! Schlag' er ein und es ist gut!"

Er reichte mir seine derbe Hand und ich schlug tiefbewegt ein. Das war meiner Eltern Christbescheerung! Wer ermißt meine Freude und Dankbarkeit! O, wie habe ich auf meinen Knieen Gott gedankt für diese Wendung meines Schicksals.

Als ich am zweiten Christtage zum guten Albert gehen wollte, fesselte mich der öffentliche Ausrufer an der Schwelle.

Bei einer Schlittage, machte er bekannt, sei ein Halsband, so und so, verloren gegangen. Der redliche Finder solle es Nr. 87 abgeben und eine Krone dafür empfangen.

Jetzt erst gedachte ich meines Fundes und erschrak, daß ich

nicht schon Schritte selber gethan, um ihn zurückzugeben. Nr. 87, das war ja das Haus des alten Geizhalses! Ich blickte unwillkürlich hinauf zu dem Fenster, wo in der Regel das schöne Minchen saß. Ich sah sie dort sitzen und weinen. O gewiß, diese Thränen galten dem verlorenen Kleinode! Ich Glücklicher konnte sie trocknen!

Rasch fuhr ich in die Tasche, zog's heraus und zeigte es ihr.

Sie sprang fröhlich vom Stuhl auf, ich aber eilte, mir nichts, dir nichts, in das Haus und die Stiege hinauf.

„Wohin so wild und ungeberdig?" fragte da plötzlich der alte Herr Rath, vor dem ich stand. Alle Freude im Herzen erstarb, und ich wäre vor Schrecken fast ohnmächtig geworden; denn ich fühlte jetzt erst meine Unart, als ich mich dem strengen Manne gegenüber sah, der gar bärbeißig drein schaute.

„Ach, ach," stotterte ich, „ich — ich — habe das Halsband gefunden!"

„Nun, nun," sagte der Alte viel milder, „so erschreck' Er nur nicht, und komm' Er herein zu meiner Nichte; geb' Er's ihr selbst."

Er machte die Thüre auf und ich trat, noch kreidebleich, in das Gemach und überreichte, selbst glücklich, der noch Glücklicheren den Schmuck.

„Ach Gott, wie danke ich Ihnen," sagte sie mit hellen Thränen in den Augen, und preßte das Bild an ihre schönen Lippen. „Es ist das Bild meiner theueren Mutter!"

„Wo hat Er's denn gefunden?" fragte der Alte.

„Am Kirchhofthore," sagte ich.

„Was hat Er denn in diesem Schnee und Wetter dort gemacht?" fragte er weiter.

Ich gerieth in Verlegenheit; aber was brauchte ich's zu verhehlen? Ich sagte ihm, ich habe die Gräber meiner lieben Eltern besucht.

„So? so?" sagte er darauf. „Nun, das ist brav. Er hat also keine Eltern mehr?"

„Weder Eltern, noch Geschwister, noch Verwandte," antwortete ich mit einem tiefen Seufzer.

„Ach," fuhr der Alte fort, „ist Er nicht der junge Roll, der drüben bei der alten Knauerin wohnt?" —

Ich bejahte.

„Da hat der Bäcker Lamprecht mit mir Seinetwegen gesprochen. Es ist mir lieb, daß ich Ihn sehen und sprechen kann. Hat Ihm der Meister das Nöthige gesagt?"

Ich bejahte wieder.

„Ist Er damit zufrieden?"

Auch jetzt bejahte ich.

„Nun gut; so will ich mich bis Ostern behelfen, und alsdann reden wir weiter. Da hat Er die versprochene Krone zur Belohnung!"

Minchen erglühte. Sie wußte nicht, wo aus, wo ein vor Verlegenheit.

Mir aber kam der volle Muth wieder.

„Entschuldigen Sie, Herr Rath," sagte ich fest, und ein unendlich bitteres Gefühl stieg in mir auf, „ich kann keine Belohnung annehmen, weil ich nichts weiter that, als was jeder ehrliche Mensch thun muß — das Gefundene dem rechtmäßigen Besitzer zurückgeben."

Er maß mich mit großen Augen eine Weile, dann sagte er: „Hm! das ist brav. Wahr ist's im Grunde wohl; aber es wäre mir doch lieb, wenn Sie's nähmen." Er reichte mir den Kronthaler wieder hin. Daß er aus dem „Er-Tone" in das „Sie" überging, zeigte, daß er meine Erklärung achtete und mich anders behandeln zu müssen glaubte.

Ich bat ihn, mir die Freude unverkümmert zu lassen, seiner Nichte ein trauriges Weihnachtsfest in ein fröhliches verwandelt zu haben.

Darauf empfahl ich mich kurz. Minchen reichte mir ihre Hand und dankte mit einer Thräne im Auge, die mich unendlich beglückte.

In so einem Menschenkopf entstehen doch ganz verwunderlich einfältige Gedanken! Da ist mir das gar nicht aus dem Kopfe gegangen, daß das schöne Minchen das Bild ihrer schönen Mutter küßte, und unsere Küsse seien sich bei dem Theuersten begegnet, was

Minchen hatte! Ich spann den albernen Faden des Gedankens fort, träumte mit offenen Augen von der Liebe und war complet toll. Ich hatte noch ein griechisches Exercitium und Etliches aus der Lehre von den Kegelschnitten zu machen; aber da gab's Unsinn über die Maßen, und als ich dem alten Brummer unter die Finger kam, sagte er: Noll, er ist entweder verrückt, oder verliebt, was freilich schnurgerade auf Eins hinausläuft, und einen braven Schüler schlecht, einen gescheidten dumm und einen verständigen albern macht, daß ihn die Gänse beißen! Das war eine gesalzte Kritik, und das Lachen meiner Mitprimaner gab den Druck drauf. Da! sagte ich zu mir selbst. Da! Nun hat dir der alte pedantische Schulfuchs die Augen geöffnet, und du weißt, woran du bist. Kappzaum her. Ich will an das verdammte bildschöne Mädchen nicht mehr denken! — Hab's hintennach gefunden, wie sich das thut. Ja, es ist mir begegnet, daß, als ich mein Exercitium durchlas, deutlich „Minchen" mit griechischen Buchstaben mitten in einem Spruche stand, der mit dem Mädchen nichts gemein hatte.

Es war ein rechtes Glück, daß Bäcker Camprecht's Haus auf derselben Seite mit dem des alten Rathes stand, und das Fenstergucken nun am Ende war; denn seit ich ihr das Halsband gebracht, sah sie freundlich zu mir herauf; nickte mir den „Guten Morgen" zu; wir waren Bekannte. Nun wär's gar aus mit mir gewesen. So sah ich sie nur selten, denn ich war am Tage nach Weihnachten zu Camprecht's gezogen und wohnte nun bei meinem guten Konrad. Wir arbeiteten zusammen, und mit dem festen Willen, recht gut zu arbeiten, um mit Ehren zu bestehen und etwas Rechtes zu lernen, überwand ich meine Gedanken an das hübsche Mädchen so weit, daß sie mir nicht mehr ganz allein im Kopfe saßen. Das war denn doch ein anderes Leben wie früher. Sich satt essen können, ist denn doch ein Glück, besonders in den jungen Jahren, wo man meint, der Magen habe keinen Boden! Da war Alles vollauf und die Freundlichkeit der guten Leute würzte vollends das reichliche ·bs. Ich verlor die Aepfelbreifarbe. Meine Wangen wurden

frisch-roth, und ich fühlte ein körperliches Erstarken und eine Heiterkeit des Gemüthes bei einer so sicheren Aussicht in die Zukunft, daß ich fröhlich war wie ein junger König.

So kam denn Ostern und das Examen. Da hänselten sie mich wacker; aber ich bestand mit Ehren und schied mit dem besten Zeugnisse sowohl in Betreff der Aufführung, als der Kenntnisse. Als ich's dem alten Lamprecht zeigte, drückte er mir die Hand. „Das ist brav," sagte er. „Nun, ich hab's so erwartet; aber es ist denn doch eine Freude, auch für Ihn selber, Musje Noll. Welcher gute Mensch freut sich nicht, wenn er weiter kommt und Andere seine Bemühungen anerkennen?"

Am Tage nach dem Examen ging ich zu dem Notar, um mir die Copialien zu holen. Das war ein Larifari, denn ich schrieb fix und schön. Mir blieb noch volle Dreiviertelstag Zeit übrig, und ich hatte ein Schönes verdient.

Mittags kam des Raths alte Magd und rief mich zu ihrem Herrn.

Ich gestehe ehrlich, daß mir das Herz fast hörbar schlug. Galt's der Nähe Minchens, galt's dem alten Isegrimm, der die Bettler fortjagte? Ich weiß es nicht. Vielleicht Beiden! Hatte ich ihn doch seit Weihnachten nicht gesehen, auch nichts von ihm gehört. Was half's? Ich mußte hin, und faßte dann endlich den nöthigen Muth, der mir freilich wieder sehr abschlug, als ich die Stiege zögernd hinaufschritt, die mich zu ihm führen sollte.

Der Schein trügt! ruf' ich aus, da ich nach etwa zehn Tagen wieder dazu komme, weiter zu schreiben. Ich mußte mich ja doch erst zurechtfinden!

Wie gesagt, zögernd schritt ich die Stiege hinauf. Ich dachte noch an des alten Isegrimms erstes Willkommen, das mir wie Blei in den Adern gelegen hatte. Diesmal war's anders.

Minchen kam mir entgegen, freundlich lächelnd, heiter, klar, hell wie die Morgensonne am wolkenlosen Himmel aufsteigt.

„Guten Morgen, Herr Noll," sagte sie herzlich. „Sie wollen zum Herrn Onkel? Treten Sie gefälligst hier ein."

Sie öffnete die Thüre zu einem großen Gemache. Da saß der Alte im Schlafrock und Pantoffeln, rauchte eine Pfeife und las die Zeitung.

„Aha," sagte er, „Sie sind da! Nun setzen Sie sich einmal."

Ich legte ihm mein Zeugniß vor und sagte: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, Herr Rath, nachzuweisen, wie ich mich betragen."

Er nahm's, las es; sein Gesicht wurde freundlicher. Ohne weitere Umschweife gab er mir's zurück und sagte: „Es ist gut, Sie treten also jetzt bei mir ein. Ich verlange nichts von Ihnen, als stilles Leben, eingezogenes Leben; Pünktlichkeit in Eintheilung der Zeit und Fleiß. Sie haben nichts weiter bei mir zu thun, als meine Briefe zu schreiben, die ich dictire, und meine Bücher in Ordnung zu halten. Ist das geschehen, so ist die übrige Zeit Ihr Eigenthum; aber das Eine mache ich zur ersten und letzten Bedingung: „Sie müssen eine unverbrüchliche Verschwiegenheit beobachten. Wollen Sie das?" Als ich das fest bejahte, sagte er: „Gehen Sie nun zu meiner Nichte, die Ihnen Ihr Logis anweisen wird."

Ich verbeugte mich schweigend und ging. Minchen wartete schon auf mich. Sie geleitete mich eine Stiege höher und öffnete eine Thür. Ich trat in ein herrliches Stübchen. Aus den Fenstern sah man weit hinaus in die reizende Gegend. Alles war so nett, so sauber. Auf dem Tische standen einige Töpfe blühender Hyacinthen.

„Ach," sagte ich, „wie sind Sie so freundlich und gütig!"

Sie lächelte so herzig und sagte: „Die Magd holt Ihre Sachen eben. Machen Sie sich's nun recht bequem und behaglich!" Drauf schlüpfte sie zur Thüre hinaus.

Nachdem ich mich eingerichtet, ging ich zu dem Isegrimm und sagte, ich wollte nun von den guten Camprecht's Abschied nehmen, und stünde dann zu seiner Verfügung. Auch wollte ich ihm sagen, daß mein einziger Ausgang zu Camprecht's und meinem Albert sein würde.

„Ist mir lieb so," sagte er, und das war Alles.

Camprecht's that's leid, daß ich schied. Mit Rührung sagte der alte Biedermann: „Ich hab' mich so an ihn gewöhnt, Musje Roll, daß es mir ordentlich leid thut; aber es muß so sein. Vergeß' Er uns nur nicht."

Konrad hing weinend an meinem Halse.

Aus überquellender Seele dankte ich für alle mir bewiesene Liebe.

„A pah," sagte der alte Camprecht, „mach' Er keine Redensarten. Es ist Alles gut. Komm er nur oft, daß wir Ihn nicht allzusehr vermissen."

Als ich zurückkehrte, sah der alte Rath meinen Augen an, daß ich geweint hatte. Er war freundlicher als sonst. Ueber Tisch kam er auf die Familie Camprecht zu reden. „Das sind noch Kernleute," sagte er, „von altem Schrot und Korn, treu und wahr. Die soll man in Ehren halten; denn heutzutage stirbt schier die Art aus."

Das gefiel mir. Nach Tische sagte er zu mir: „Setzen Sie sich nun zu mir." Er dictirte mir einen Brief. Dann legte er mir seine Bücher vor und unterrichtete mich über die Art, wie er sie geführt haben wollte. Wie erstaunte ich, als ich da sehr bedeutende Posten fand für Hauszins armer Familien, die ich kannte; Beiträge zu Hospitälern, Armen-, Waisenanstalten, bedeutende Gaben an arme Handwerker — kurz, eine Menge ansehnlicher Wohlthaten.

Es bewegte mich so tief, daß ich seine Hand mit Bewegung ergriff und sagte: „Herr Rath, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Abbitte thue!"

Er sah mich verwundert an. „Was soll das?" fragte er fast unwillig.

„Sie sind verschrien als Geizhals, und ich selbst habe Sie lange dafür gehalten! Vergeben Sie mir's. Ich sehe jetzt, wie Unrecht man Ihnen thut!"

Er lächelte besänftigt. „Aha, das kommt daher, weil ich keinem Bettler gebe! Das sind die Aermsten in der Regel nicht, sondern es ist Gesindel. Merken Sie sich's, lieber Roll, der Schein trügt!

Lassen wir das jetzt! Sie erhalten bei mir Kost und Logis, die sechszig Gulden aber nicht. Die buchen Sie sich jährlich, und zwar jetzt gleich für's Jahr, und ich verzinse Sie Ihnen. Der brave Lamprecht sagte mir, Sie wollten sich für das Studium sparen. Das ist Recht. Was Sie bei dem Notar verdienen, ist auch zu viel für Sie, denn Sie brauchen nichts als anständige Kleidung. Was Sie übrig haben, leihen Sie mir auf ehrliche Zinsen. So wächst Ihr Capital, und Sie werden Ihres redlichen Erwerbes froh. So! Nun ist's abgethan. Tragen Sie nun dies in die Bücher." Er reichte mir einen Pack Papiere.

Ich wollte danken.

„Wozu? Sehen Sie, ich liebe das viele Reden nicht," sagte er. „Wir verstehen uns schon, und da ist nicht viel zu reden. Wissen Sie nicht Bescheid, so fragen Sie, und ich antworte. Im Uebrigen thun Sie, was Sie wollen, ich, was ich will."

Damit war Alles ab und die Bahn vorgeschrieben, die ich zu gehen hatte.

Je mehr ich in die Bücher sah, desto mehr lernte ich den Mann achten. Er war ein Pedant im Superlativ, das ist wahr; aber auch ein Ehrenmann in diesem Grad. Eine große Gemüthlichkeit barg er unter rauher Hülle — er war ein ungeschliffener Edelstein; aber wie mußten ihm Leben und Menschen mitgespielt haben, ehe dieser herrliche Mensch so sich mit einer Verpallisadirung umgab! —

Mein Leben im Hause war das freieste, ungenirteste von der Welt. Jeden Morgen, um 10 Uhr präcis, mußte ich zu ihm eintreten. Mein Frühstück bekam ich auf's Zimmer. Nun wurde dictirt, die Bücher nachgesehen, geordnet; Neues eingetragen. Das war in einer Stunde fertig, selten in zwei. Dann gehörte der übrige Tag mein. Kam ich einmal zurück von einem Ausgang und er begegnete mir, so fragte er: „Wo gewesen?"

Sagte ich: „Bei Lamprecht's!" so war die Antwort: „Sirach sagt: Deine und Deines Vaters Freunde vergiß nicht!"

Brachte ich ihm Geld von meinem Verdienste, was jeden

Samstag regelmäßig geschah, so lächelte er und sagte: „Ich merke, Sie werden ein Banquier! Und ich bekomme Schulden!" Alle Tage wurde er freundlicher, zutraulicher.

Mit meinem Konrad und Albert kam ich regelmäßig in Konrads Hause zusammen. Sie waren Beide noch im Gymnasio. Das waren die Stunden einer beglückenden Erholung, und ich versäumte nicht, den Rath von allen den Nachreden zu befreien, die über ihn ungerechter Weise umliefen.

Und Minchen? — Ja sie!

Ach, ich kann's nicht verschweigen, daß sie meine ganze Seele einnahm. Selten sah ich sie nur. Sie stand dem Hauswesen mit großer Treue vor. Bei Tische saß sie mir gegenüber, und ich hielt an mir mit aller Macht und Gewalt. Aber wenn sie so im Garten umherschwebte, folgte ihr mein trunkenes Auge überall. Anfangs sah sie wohl auch herauf. Später nicht mehr. Jeden Morgen aber war mein Zimmer mit Blumen geschmückt.

Einmal war der Rath ausgegangen, was gar selten geschah. Ich konnte nicht widerstehen und ging zu ihr. Da muß ich, obgleich ich's nicht weiß, mehr geredet haben, als gut war. Der Alte kam zurück und fand uns im traulichen Gespräch. Er war sehr ernst, obwohl nicht böse; allein er mußte Minchen eine Predigt gehalten haben, denn sie hatte geweint. Nun mied sie mich, wo sie konnte. Das machte mich recht unglücklich.

So blieb's den ganzen Sommer, und ich glaubte am Ende, sie hasse mich.

Auf die Dauer ertrug ich das nicht.

Wieder einmal, als der Rath im Herbste weg war, und, wie ich wußte, lange wegbleiben mußte, faßte ich mir ein Herz. Sie saß in einer Weinlaube und schnitt Gemüse zurecht.

Ich trat zu ihr und sagte: „Minchen, gestatten Sie mir ohne Umschweife diese trauliche Redeweise; Sie fliehen mich. Hab' ich Sie gekränkt? oder hassen Sie mich?"

Erglühend sah sie mich an. „Wie können Sie das glauben?" flüsterte sie.

Nun ergriff ich ihre Hand, die sie mir ohne Widerstreben ließ, und redete offen von meiner Liebe — und nach zehn Minuten lag sie an meiner Brust und wir waren Eins. Jetzt ging mir erst das Leben auf!

Wie wir uns aber auch in Acht nehmen wollten, der Alte kam doch hinter das Geheimniß.

Eines Tages, es war in der Mitte Septembers, rief er mich in den Garten. Ich dachte wohl, daß es etwas Besonderes geben würde, und ging nicht ohne Spannung hin.

„Hören Sie, Herr Noll," sagte er, „ich glaube, es taugt nicht, daß Sie so lange Ihre Studien unterbrechen. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Mit dem ersten October beginnen die Collegia. Gehen Sie auf die Universität!"

Ich seufzte.

„Aha!" rief er, „der Seufzer gilt dem Gelde. Hören Sie mich an. Bis jetzt bin ich Ihr Schuldner gewesen. Ich sehe, Sie halten gut Haus. Sie sollen nun der meinige werden. Das Geld, was Ihr Triennium kostet, schieße ich, und Sie zahlen's später, wenn Sie Amt und Brod haben, zurück. Dabei habe ich folgende Bedingungen. Sie dürfen in den drei Jahren nicht hierher kommen. In den Ferien machen Sie Reisen und sehen sich die Welt an. Das ist oft mehr als das Studium. Hab's auch so gemacht, und nicht ohne Erfolg. Ihr Erspartes reicht zur Ausrüstung hin. Nun sorgen Sie rasch; wie gesagt, bis zum ersten October müssen Sie auf der Universität sein."

Dabei blieb's. Ich hatte nun vollauf zu thun. Minchen war traurig. Ich auch. Aber es mußte sein. Es blieb Nichts übrig. Hatte er eine Idee gefaßt, so durfte man sie nicht durchkreuzen, das wußte ich. Ueberdies war's ja mein Glück so.

Meine Freunde jubelten, Minchen vergoß Thränen. Mir brach schier das Herz. Der Alte lächelte und sagte: „Ich denke,

Sie kommen als tüchtiger, unverdorbener Mensch wieder. Seien Sie nur als Student kein Faselhanns, so ist Alles gut.“ Ich flog in seine Arme. Er unterdrückte eine tiefe Rührung mit aller Macht, und ich schied.

Von dem Schmerze der Trennung von Minchen will ich schweigen. Er war mächtig und erschütternd. Ich schrieb oft an den edeln Mann, und was ich schrieb, galt auch Minchen; aber an sie durfte ich nicht schreiben. Wir hatten das so ausgemacht, und er selbst schrieb mir auch allemal von ihr. Seine Briefe hauchten eine recht innige Liebe zu mir. Geld sandte er mehr, als ich brauchte.

Langsam schlichen die drei Jahre hin. Ich hatte treu gearbeitet, hatte Etwas gelernt, hatte in den Ferien Reisen gemacht, aber die Liebe zu Minchen lebte frisch und kräftig in meiner Seele.

Je näher die Zeit meiner Rückkehr kam, desto mehr pochte mein Herz von frischer Sehnsucht nach ihr. Da empfing ich einen Brief, worin der Rath unter Anderm schrieb: „Ich weiß, daß Sie an Minchens Schicksal Antheil nehmen, und sage Ihnen darum, daß sie nahe daran ist, den entscheidendsten Schritt ihres Lebens zu thun. Ein wackerer Mann wirbt um sie. Er hat ein reichliches Auskommen. Er verehrt sie, wie sie es verdient. Ich meines Theils will nur ihr Glück. Gegen den braven Mann habe ich nichts, sehe es vielmehr sehr gerne, wenn sie die schöne Partie nicht ausschlägt. Auch Sie werden sich des Glückes des vortrefflichen Mädchens freuen. Obwohl Minchen ihr Ja noch nicht ausgesprochen hat, so hoffe ich doch, daß etwa in drei Wochen Hochzeit sein wird. Eilen Sie sich, so kommen Sie noch zu rechter Zeit an, um sie mitzufeiern.“ —

Der Brief schloß im altgewohnten Tone warmer, väterlicher Gesinnung. Mich zerschmetterte er fast. Schon im letzten Briefe hatte der Rath blos vorübergehend Minchens gedacht und von ihr gesagt: „Minchen läßt Sie grüßen!“

War es so? Wie konnte ich bei der Ruhe und Bestimmtheit des alten Mannes zweifeln?

Aber that sie den Schritt freiwillig? Bekannt mußte davon nichts sein, denn Konrad hatte mir ja erst in diesen Tagen geschrieben. Er wußte um unsere Liebe. Er gedachte Minchens, und bemerkte blos noch, sie sei seit einigen Tagen auffallend still und sehr bleich. Das fiel mir nun doppelt schwer auf die Seele. Konnte ich sie noch retten? — Ich sann. Wohl hatte ich Geld übrig, denn ich brauchte das, was mir der Rath sandte, nie völlig. Rasch entschlossen reiste ich auf der Stelle ab, einem meiner Freunde das Ordnen meiner Angelegenheiten überlassend. Mein Hirn brannte, mein Blut kochte. Ich gab Geld mit vollen Händen, um recht schnell davonzufliegen. Drei Nächte und zwei Tage fuhr ich. Mit dem grauenden Morgen des dritten Tages sah ich die Stadt vor mir, die Alles umschloß, was ich liebte. Kaum dachte ich, daß sie aufgestanden sein könne, so rannte ich hin.

Die alte Magd kannte mich nicht.

„Schläft der Herr noch?“ fragte ich hastig.

„Ja,“ erwiederte die Alte; „aber Fräulein Minchen ist im Garten.“ —

Ich eilte dorthin. Der Athem versagte mir, als ich die lieben Räume vor mir sah. Durch die Blätter der Laube schimmerte ein helles Gewand.

Ich trat schnell in den Eingang derselben.

Da saß sie bleich und weinend.

Einen Schrei stieß sie aus, als sie den Fremden so plötzlich vor sich stehen sah, der mir durch die Seele drang.

„Minchen,“ rief ich, „kennst Du mich nicht mehr?“ —

Sie stierte mich an — dann sprang sie auf und lag an meiner Brust. —

Der Rath war doch schon auf gewesen. Er hörte den Schrei des Mädchens, und da ihm die alte Sibylle sagte, es sei ein Fremder in dem Garten, so kam er schnell herzu.

Als er mich aber erblickte, erkannte er mich, wie er uns später sagte.

Plötzlich fühlte ich einen leisen Schlag auf der Schulter, der mich aus der Entzückung weckte. Ich fuhr mit dem Kopfe herum und sah ihn.

„Aha," rief er lachend, „der Blitz hat eingeschlagen! Siehst Du, Minchen, da ist er!"

Jetzt fiel ich an seinen Hals.

„Ist's also nicht wahr?" fragte ich.

„Setz' Dich, mein Sohn," sagte der Alte. „Du mußt mir schon die erste und letzte Lüge zu gute halten. Ich dachte so: Du mußt ihn prüfen. Drei Jahre sind eine lange Zeit, dreimal lang genug, um, wie's so geht, ein Mädchen zu vergessen, dem man gut war, und sie, indem man sich an eine Andere hängt, wie man zu sagen pflegt, sitzen zu lassen. Es war vor drei Jahren Zeit, der Liebelei einen Riegel vorzuschieben durch Deine Entfernung. Jetzt war's Zeit, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Ich sprach mit Minchen. Sie wollte es freilich nicht haben, allein ich that's doch und sagte: Ist seine Liebe echt und treu, so kommt er innerhalb acht Tagen; ist sie unecht, so kommt ein Brief, der Dir Glück wünscht. Im ersten Falle wirst Du glücklich; im zweiten war er Deiner Liebe nicht werth, und jede Thräne ist eine Sünde, die Du um ihn weinst, denn er ist ein Schurke, der unserer Liebe nicht werth war. Ich glaubte an deine Treue, aber nimm's nicht übel: Menschen sind Menschen, und heutzutage ist die Treue ein so seltener Vogel, daß man sie wohl ehren muß, wenn man ihr irgendwo noch begegnet."

Jetzt fiel eine Centnerlast von meiner Brust. „Aber," sagte ich, „Sie haben mir drei Tage gemacht, deren Jammer ich nicht mehr erleben möchte."

„Kind," sagte der Rath, „das vergißt und verwindet sich schnell, zumal ich Alles wieder gut mache."

Er nahm Minchens Hand und legte sie in die meine und

sagte: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Gott segne Euch!“

Minchen weinte heiße Thränen, aber es waren Thränen der Freude und des Glückes, denn sie lächelte dabei so selig, daß man's sah, das Gefühl ihres Herzens war zu mächtig zu einem gewöhnlichen Ausbruch.

Erst nach und nach kam Alles wieder in das rechte Gleis. Er ließ uns nun alleine. Und als wir ihn suchten, saß er in seinem Lehnstuhle mit gefalteten Händen, und der hehre Ausdruck seiner Züge that es kund, daß er gebetet hatte.

Dreißig Jahre später.

Mancher Sturm ist, seit ich das Voranstehende schrieb, über meinem Haupte dahingebraust; ich stehe nicht mehr ferne von der Grenze meiner Tage; wer weiß, wie bald der Herr ruft. Darum greife ich noch einmal zur Feder, um kurz das zusammenzufassen, was ich ergänzend nachzutragen habe. Mag einst Eins der Lieben, die mir die Thränen der Liebe nachweinen, den Schluß hinzufügen mit den Worten: Er starb voll Dankes gegen Gott, und pries seine heiligen Wege, die allezeit durch Nacht die Seinen zum Lichte führen.

Seit ich zurückgekommen, war mit dem Oheim eine große Umwandlung vorgegangen. Seine Härte schmolz im warmen Hauche unserer Liebe. In unserem Glücke wurde er wieder jung. Kinder hatte er keine, wir waren sie; aber der Kreis unseres Hauses erweiterte sich. Der alte ehrliche Camprecht und mein Konrad waren unsere stetigen Gesellschafter. Konrad hatte es vorgezogen, des Vaters Geschäft zu treiben, statt eine andere Laufbahn zu wählen, zu der er reichlich befähigt gewesen wäre. „Du hast Recht, Konrad,“ sagte der Rath. „Der Staat braucht tüchtige Bürger, sonst helfen ihm tüchtige Beamte wenig.“

Auch Albert kam zurück und lebte, bis er eine Pfarre erhielt,

als Hauslehrer in einer reichen Familie der Stadt, später als Lehrer im Gymnasio. Nun war das Kleeblatt treuer Jugendfreunde unzertrennlich, und unsere beiden Alten fühlten sich in unserem Kreis unendlich wohl, denn Liebe, Dankbarkeit und Verehrung wurden ihnen von Allen gleich geweiht.

Als meine Examen vorüber waren, wurde ich in der Vaterstadt als Gerichtsrath angestellt, und nun führte ich Minchen zum Altar. Albert traute uns als Stellvertreter des Pfarrers, und Konrad führte die Braut. Als wir zusammensaßen, sechs glückliche Menschen, da legte der Oheim ein Pergament in Minchens Hand. Es war eine Adoptionsurkunde. Zu seinen seltsamen Grillen gehörte auch die, wir sollten seine Kinder sein, und ich mußte seinen Namen annehmen.

Auch Konrad verheirathete sich glücklich, aber der Herr nahm ihm das treue Weib. Albert wurde leider weit weggeführt; aber wir sehen ihn oft bei uns, auch er ist glücklicher Gatte und Familienvater. Lamprecht und der Oheim starben hoch betagt, tief und innig betrauert. Friede sei mit den Edeln!

„Ich bin zu Ende," sagte der Pfarrer, dessen Stimme oft durch ihr Wanken die innere Bewegung verrathen hatte. Der Andere saß da und hielt die Hand vor die Augen, aber die rieselnden Thränen verbarg sie nicht. Auch die Familie des Landgerichtsraths und er selber waren tief bewegt.

Ich ahnete eine nahe Beziehung der Geschichte zu Allen, die hier versammelt waren.

„Herr Referendarius," nahm endlich Rudolphi das Wort: „Sie ahnen wohl, daß das Gelesene die Geschichte meines Lebens enthält. Sehen Sie hier mein treues Minchen, hier meinen theueren Albert und meinen Konrad, die Getreuen, die Erprobten, die Theile meines Herzens geworden sind.

„Ich weiß wohl, es ist mancher Anklang darinnen, der Sie innerlich berührte. Mögen Sie die Lehre daraus entnehmen, daß Gott Alles wohl macht, und ich danke dem Herrn, daß ich das

gleich wahr machen kann. Ich habe mir vom Herrn Präsidenten die Erlaubniß erbeten, Ihnen heute Ihre Bestallung als Anwalt an unserem Landgericht überreichen zu dürfen."

Nun war das Betroffensein an mir.

Alle wünschten mir auf's Herzlichste Glück.

„Es ist wahr," sagte ich, „Ihre Geschichte hat mich bewegt, denn meine Jugend und die Ihre sind vielfach verwandt. Die Rolle Ihres wackeren Oheims haben Sie jetzt bei mir übernommen. Gott sei Preis! Meine Zukunft ist sicher gestellt. Vollenden Sie nun aber auch Ihr Werk! Nettchen und ich — wir sind längst einig für den Weg durch's Leben.

„Geben Sie uns Ihren Segen ohne Prüfung!"

Nettchen stand da — so bleich wie eine Marmorstatue.

Ich ergriff ihre Hand und führte sie zu Vater und Mutter hin, die uns segneten, und dieser Tag war ein seliger in meinem Leben, und auch ich konnte den Herrn preisen, der Alles wohl macht! Die sieben Jahre des trostlosen Referendariats wurden von diesem Einen Tage verschlungen, daß ihrer nicht mehr gedacht wurde.

Heirathsgeschichten.

Erzählungen im Abendkreise meines Oheims.

Nach einer vieljährigen Trennung kehrte ich in mein Vaterland zurück. Ich hatte die merkwürdigsten Länder Europas durchwandert und sehnte mich nun wieder nach dem häuslichen Stillleben der Heimath — welches mir freilich nicht am elterlichen Herde — nicht unter dem Dach eines Bruders oder einer Schwester entgegenlächelte — denn ich stand verwaist in der Welt — sondern nur im Kreise meines alten Oheims — eines Mannes von seltener Geistes- und Herzensbildung. Er war der einzige Verwandte, den ich besaß, — aber er war mir Vater und Freund. Früher, als mein Oheim noch in H...... wohnte, lebte ich bei ihm, um meine Schulbildung dort zu erhalten. Als ich von der Universität heimkehrte, lebte ich nur kurze Zeit unter seinem wirthlichen Dach — ein Ereigniß, — welches wie ein Geier an meinem Herzen nagte — trieb mich in die weite Welt. — Mein Oheim verließ, als er seine Aemter niederlegte, seinen bisherigen Wohnort und kaufte sich in einer schönen Gegend des Rheins, in einer bedeutenden Stadt Haus und Garten, wo er nun ganz sich selbst und seiner Familie und seinen Lieblingsstudien lebte. Einen kleinen Kreis ausgezeichneter Menschen, tüchtig an Herz und Geist, sah er jeden Abend bei sich, im Sommer im Garten, im Winter in dem kleinen Salon des Hauses. Seit er hier wohnte, hatte sich Vieles verändert in seinem häuslichen Leben. Kurz nach meiner Entfernung war er hierher gezogen, wo sich der neuvermählte Gatte Amaliens, seiner einzigen Tochter, als Handelsmann etablirte. — Des Oheims höchst interessanten Briefe

schilderten mir mit plastischer Wahrheit diejenigen Menschen, welche er sich zur Gesellschaft, zum vertrauteren Umgang erkoren. Es waren nach diesem Gemälde Menschen, die man lieben mußte. Vor Allen begegnete ich dem Bild eines meiner vertrautesten Universitätsfreunde, den mein Oheim mit redender Treue abconterfeiet. Mein guter Rode lebte jetzt in ***, um seine, wie der Oheim schrieb, durch harte Schicksalsschläge erschütterte Gemüthsheiterkeit und Körpergesundheit wieder herzustellen. — Von Allen, die bei ihm aus- und eingingen, hatte er mir nun schon geschrieben und wirklich den Wunsch rege gemacht, sie kennen zu lernen — nur von dem Gatten Amaliens nicht, — der mich doch gar sehr interessirte. Dies Benehmen des Oheims, das noch seltsamer durch gänzliches Schweigen auf eine vertrauliche Frage erschien, fiel mir sehr auf. Er mußte hinlängliche Gründe dazu haben und keine erfreulichen, das begriff ich. Ich kannte meinen Oheim genau, darum schwieg ich und wollte mit eigenen Augen sehen. Indessen glaubte ich doch aus Amaliens Briefen, die freilich sehr selten kamen, den Schlüssel für dies Räthsel gefunden zu haben. Sie hauchten einen so rührenden Schmerz, so leise, so zart, daß nur ein Herz, welches das ihre kannte, ihn ahnen, ihn verstehen konnte. Ach, ein am Glücke gänzlich verarmtes Leben nur konnte ein so heiteres Wesen, wie Amalie gewesen, so umstimmen. Sie jammerte mich innig. Sie war so gut, so gut und rein! O, mein Herz hatte sie mit gewaltiger Gluth geliebt, und noch stand im Strahlenglanze der ersten, nie alternden Liebe ihr Bild vor meiner Seele, und fünf Jahre des Lebens in der Ferne konnten diese Gefühle nicht verdrängen! Als ich die Universität verlassen hatte, lebte ich wieder wie einst in meines Oheims Hause, um an seiner Hand die Geschäftswege meines Berufes gehen, und sicher gehen zu lernen. Amalie war mir ein liebes Kind, eine theuere Schwester gewesen — in meinen Knabenjahren. Jetzt kam sie als frisch erblühte Rose im Morgenrothe der Jugend aus dem Institute zurück, und jene harmlose Traulichkeit unserer früheren Jahre, sie war noch nicht verwischt. Sie war der

Leiter der innigsten Liebe in mein Herz; aber Amalie blieb kalt. Sie war mir gut. Es gab Momente, wo sich der Himmel mir aufzuthun schien — allein sie vergingen schnell, wie Sonnenblicke im April. War es ein erwachendes Gefühl — oder nur der Abglanz des meinigen? Ich wußte es nicht. Mein Oheim sah meine Liebe und billigte sie; so die Mutter Amaliens. Sie aber hielt mich fern — stieß mich oft mit Kälte ab — kurz, ich begrub meine Liebe tief im Innern meines Gemüths, und trug ein Gift in mir, welches die Keime meines besten Seins zu verderben drohte. Da enthüllte sich Amaliens räthselhaftes Benehmen. Sie gestand den Eltern ihre Liebe zu einem jungen Manne, dem Bruder der Vorsteherin des Instituts. Ich war ungesehen und ohne Absicht Zuhörer dieses niederschmetternden Geständnisses. Am anderen Morgen reiste ich heimlich ab, meinem edlen Oheim einen ersonnenen Beweggrund angebend, dessen Werth er zu würdigen wußte. Amalie wurde die Gattin dieses Mannes, und ich zog mit verwundetem Herzen durch die Welt und kehrte nun mit dem mühsam errungenen Sieg über das eigene Herz heim. Eine leise Bangigkeit fühlte ich bei dem Gedanken, nun in Amaliens Nähe zu sein und zu leben; doch sie war eines Anderen Weib, und dieser Gedanke wurde die Aegide für mein Herz; — so träumte ich. — — —

Schon wehte der Nordwind eisig über die Stoppelfelder, und Morgenreife kamen als Vorboten des nahenden Winters. Der Most war schon zu Wein gegohren, als ich den Entschluß faßte, unerwartet dem Rheine zuzuwandern. Ich verließ die langweiligen Zirkel einer prunkvollen Hauptstadt, um die Wintertage in einer Stadt weit untergeordneteren Ranges zu verleben. Man fand diesen Entschluß sehr bizarr; aber die ihn so nannten, kannten nur den Schaum des Lebens — das mildbeglückende, in Liebe und durch Liebe und Zutraulichkeit anheimelnde (wenn ich so sagen darf) Leben einer feingebildeten Familie des Mittelstandes nicht. Ich wußte, welch einen reichen Ersatz ich für die glänzenden Soiree's voll herzloser Kälte und steifen Ceremoniels — für die Theaterfreuden, die

Bälle und alle diese glänzende Armuth der höheren Stände finden würde, zumal da Rode in *** lebte — und schied. —

Ich kam in *** an. Man wies mir das stattliche Gebäude, worin mein Oheim wohnte. Die Dämmerung brach eben herein. Ich stieg hochklopfenden Herzens die breite Treppe hinauf und öffnete ein geräumiges Zimmer. In der Fensterecke erhob sich eine hohe Frauengestalt und trat mit Würde auf mich zu. So recht sehen konnten wir uns Beide nicht. Sie fragte nach meinem Namen in sehr verbindlichen Ausdrücken. Großer Gott! es war Amalie. Der Ton ihrer Stimme machte jede Fiber meines Wesens erbeben. Ich mußte mich gewaltsam zusammennehmen, um ihr zu antworten, und doch bebte die Stimme hörbar. Kaum aber vernahm sie den ersten Ton meiner Stimme, als ein Paar weiche, volle Arme sich um meinen Hals schlangen, und sie mit dem Ausrufe: „Lieber Carl!" an meiner Brust lag. Da zerrann jene Illusion. Da vergaß ich, was ich nicht hatte vergessen wollen — ich schlang meinen Arm um sie, und mein Mund berührte im Rausche des Entzückens den ihrigen.

Noch standen wir so — da öffnete sich eine Seitenthüre, und mein Oheim trat mit einer Kerze in der Hand herein — blieb erstaunt auf der Schwelle stehen, und sah auf die unerwartete Gruppe. Ein Lächeln wehmüthiger Freude spielte um den wohlwollenden Mund des Greises. — Nun erst öffnete er mir die Arme. Ich lag am Herzen eines Mannes, dem ich so viel verdankte. Die Erinnerungen früherer Jahre, das Bewußtsein des Glücks, das ich eben empfunden, sei nur Täuschung, preßte mir die Thränen in die Augen. Auch die Tante, die gute, kam und begrüßte mich wie den Sohn, der lange Außen gewesen. Sie Alle blickten mich mit verwunderten Blicken an, mit wohlgefälligen. „Wie bist Du Mann geworden, Carl," sagte der Oheim, und klopfte mir auf die Schulter. „Dein innerer und äußerer Mensch ist gereift." „Und wie gleicht er seinem Vater, nicht wahr, Fritz?" sprach die Tante zu dem Oheim. Amalie schwieg. — Wie fand ich sie Alle aber auch verändert! Die fünf

Jahre waren vorübergezogen mit manchem Weh, und die Spuren las mein Auge in des Oheims tiefgefurchter, einst so heiterer Stirn, in dem Schnee des Haares, in dem gebeugten Nacken; das zeigte der Tante tiefliegendes, wohlwollendes Auge — ihre eingefallenen Züge, ihre schrecklich gealterte Gestalt. Auch Amalie war vielfach verändert. Als schlanke, blühende Jungfrau von edlen Formen hatte ich sie verlassen. Jetzt stand das vollendet schöne, junge Weib mit junonischer Gestalt und zauberischer Anmuth vor mir. — Nur bleich waren ihre einst so blühenden Wangen, und ein Zug unaussprechlicher Wehmuth und tiefen Leidens prägte sich um das Auge herum aus, der sie jedoch noch reizender machte.

Tausend Fragen und Vorwürfe bestürmten mich. Ich hatte ihnen zu selten, zu wenig geschrieben, und ich sollte jetzt das durchs Erzählen ersetzen. Ich antwortete so schnell, als es mir möglich war. „Laßt ihn doch erst zu sich selber kommen!" rief endlich mein Oheim fast unwillig. „Bedenket doch die langen Winterabende und wie er uns noch so oft die Zeit kürzen muß."

Es gelang den Vorstellungen meines Oheims, sie zur Ruhe zu bringen. Jetzt kam die Reihe des Fragens an mich. Ich erkundigte mich nach Amaliens Gatten, nach ihrer Familie. — Der Oheim hatte davon nie geschrieben.

Amalie sah mich — ich saß neben ihr, ihre Hand lag in der meinen — von der Seite wehmüthig an, und eine Thräne arbeitete sich aus den Wimpern hervor. „Ich entbehre das Mutterglück," sagte sie leise — kaum hörbar, und mich schmerzte es tief, diese Saite ohne Wissen berührt zu haben; denn der Ton hallte lange in den Saiten ihres Gefühles nach — das sah ich deutlich. Von ihrem Gatten suchte sie mir eine gute Vorstellung beizubringen. Sie sagte zuletzt: „er sei jetzt noch auf dem Comptoir." „Ach, du edles Herz," sprach ich leise in mich hinein — „du pflanzest Blumen auf das Grab deines Glückes!" —

„Geh jetzt, Mutter," rief endlich der Oheim, „und sorge, daß

der Bursche etwas zu essen bekommt. Der wird vom Anblick schwerlich satt, wie ihr."

Ich mußte lachen, so wenig auch meine Stimmung darnach war; denn der Oheim hatte seine Art und Weise noch, wie von je. „Und Du, Carl," fuhr er fort, „wirst wohl thun Dich umzukleiden zu Deiner Bequemlichkeit, und weil unsere Freunde bald sich einfinden werden."

Ich folgte dem Worte des Oheims. Als ich angekleidet zurück kam — und kaum in das Gemach getreten war, wo der Oheim und Amalie mich erwarteten, kam der Gatte Amaliens. Sie flog ihm entgegen. Kalt wehrte er ihre Liebkosungen ab. Sie erbleichte sichtlich. Der Oheim stellte mich vor. Sein Bewillkommnen war ceremoniös — kalt — gleichgiltig. Ich betrachtete ihn genau. Seine Gestalt war groß — aber hager. Seine Züge schön, doch von Leidenschaften durchwühlt. Die Sünden früherer Jahre standen leserlich in seinen Zügen geschrieben, und aus seinen Blicken sah Geiz, Heimtücke und ein Heer höllischer Geister. Wie Amalie diesen Menschen lieben konnte? — das blieb mir ein Räthsel, welches ich nicht zu lösen vermochte. Wir setzten uns zu Tische. Er sprach wenig. Amalie gar nicht. Manchmal stahl sich eine Thräne aus ihrem Blick. Er sah sie nicht an, der Oheim und ich sprachen allein, und auch dieses Gespräch stockte bald. Nicht einmal die Artigkeit gegen den Fremdling erwies er mir. Man sah, er rechnete und prüfte Speculationen. Als wir abgegessen, erklärte er mit wenigen Worten, er werde morgen ganz frühe nach *** in Wechselgeschäften reisen und erst vielleicht in vierzehn Tagen wiederkehren, darum verließ er uns denn auch bald. — Amalie blieb bei uns. Bald traten nun die erwarteten Abendgäste herein. Herzlich wurde der Ankömmling willkommen geheißen. Zuletzt trat Robe ein. Ich kannte ihn kaum, so hatte er sich verändert. Wie mußten die Stürme des Geschickes dieses blühende, kräftige Leben umbraust haben, daß es so altern konnte! —

Wie stolz war sonst diese Gestalt aufgerichtet! Wie frei und

kühn blickte sonst dieses geistvolle Auge umher! Welche Ruhe wohnte auf dieser schön gewölbten Stirne! Welche Lebenslust und Heiterkeit spielte um diesen feinen Mund, strahlte aus diesen Zügen! Und jetzt? — Gebeugt war seine Stellung; schwermüthig und düster blickte das Auge, gefurcht und umwölkt war die Stirn, und Leiden, inneres Leiden sprach aus allen Zügen. Obgleich, das hatte mir mein Oheim schon gesagt, er gewöhnlich ernst und melancholisch war, so gab es doch auch wieder Zeiten, wo der Geist seiner Bande ledig, wieder heiter die Fittige entfaltete, und er voll Laune und Humors sein konnte; allein es waren seltene Silberblicke seines düsteren Lebens. Und doch sagte er nie den Grund dieser Stimmung, und eben weil er ein Geheimniß daraus zu machen schien, war man zu discret, ihn jemals zu fragen. Ich trat der treuen, biederen Seele entgegen und reichte die Hand ihm zu. Er starrte mich an, dann sank er an meine Brust mit dem Ausdrucke tiefer Empfindung. Zehn volle Jahre lagen zwischen unserem durch Freundschaft beglückten Zusammenleben und diesem Wiedersehen. — Jahre, deren Ereignisse zur Geschichte eines Jahrhunderts ausreichten, und in ihm sich zutragend, es auszeichnen würden unter Vielen der Geschichte. Wir hatten nur Augen und Ohren für uns, und Alle für uns. Man fand die Ergüsse so treuer Freundschaft unter Männern so interessant, so rührend, daß einige Frauen, besonders Amalie, Thränen vergossen. Wie drängten sich aber auch die Fragen! Wie folgten blitzschnell die Antworten, wie war das ganze Wesen in wohlthätiger Spannung!

„Ich sehe," sagte Rode, „wir müssen Zeit haben, lieber Carl, um das reiche Thema unseres und des Lebens derer, die wir liebten und schätzten, so weit es uns bekannt, gehörig abzuhandeln, und damit wollen wir morgen schon beginnen, denn meines Bleibens ist nicht mehr lange hier. Unabweisliche Ereignisse fordern meine Rückkehr in mein Vaterland."

Die Bemerkung Rode's wirkte wahrhaft elektrisch auf die Gesellschaft.

„Sie wollen uns verlassen?“ fragte erschrocken mein Oheim, der ihn sehr lieb hatte.

„Wollen? nein,“ entgegnete Rode mit Wehmuth. „Ich habe, seit die Stürme des Schicksals mein Lebensschifflein entmasteten und es strandete, so glückliche Tage nicht gesehen als hier. Frieden habe ich hier gewonnen, wenn er jemals zu gewinnen möglich. Ihre Liebe hat mich so gefesselt, daß ich nur mit blutendem Herzen scheiden kann. Könnte ich, dürfte ich bleiben — o, bis zum letzten Athemzuge bliebe ich, allein ich muß. Glauben Sie mir, ich nehme als einzigen Trost eine schöne Erinnerung mit — mein Herz — bleibt bei Ihnen!“ —

Er sprach die letzten Worte bebend, und sein Blick, in welchem die ganze Seele lag, glitt an Amalien vorüber.

Dieser Blick ließ mich in diesem Herzen lesen. —

Alle waren betrübt. Sie liebten ihn Alle so herzlich.

Er selbst brachte das Gespräch, schnell abbrechend, wieder auf unsere Universitätsjahre.

„Hast Du nie etwas von Werning und Wamschleder gehört, den edeln Gliedern unserer Herzens-Quadrupelallianz?“ — fragte er mich.

„Niemals, Rode, und doch hege ich den Wunsch so lebhaft, von ihnen zu hören.“

„Wie ist es doch so gut, liebe Amalie,“ sprach er zu ihr gewendet, „daß ich zögerte mit der Erzählung jener Heiraths-geschichten, die ich Ihnen so lange schon schulde. Sehen Sie, jetzt müßte ich sie dem Freunde wieder erzählen.“ Und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Die Heirathsgeschichten dieser Wackern sind ein zu wichtiger Theil ihres Lebens, als daß ich nicht damit anfangen sollte, zumal ich ihres allgemeinen Interesses halber sie unserer lieben Gesellschaft schon längst mittheilen wollte. Nun soll morgen Abend damit der Anfang gemacht werden.“ Alle freuten sich, da schon oft Rode sie durch seine Erzählungen unterhalten hatte.

„Es dürfte indessen doch gut sein, Carl'n auch die Veranlassung bekannt zu machen," bemerkte Amalie.

„Nun?" fragte ich. —

„Sieh," fuhr Rode fort, „wir lasen vor längerer Zeit einen Roman in diesem lieben Kreise. Dein Oheim machte die Bemerkung, daß doch der Roman im Grund eine Heirathsgeschichte sei, da er gewöhnlich mit einer glücklichen ende, oder durch eine verunglückte einen tragischen Ausgang nehme. Ich faßte damals dies auf, um die Heirathsgeschichten dreier Freunde mitzutheilen, und diese Schuld ist noch abzutragen."

„So lösen Sie denn morgen Ihr Wort, lieber Rode," hieß es nun einstimmig, „und kommen Sie frühe — wir erwarten Sie gewiß schon Alle."

Er versprach's und schied.

Am anderen Morgen war Amaliens Gatte, ohne uns Lebewohl gesagt zu haben, abgereist. Amalie schien heiter zu sein; doch eine ängstliche Scheu hielt sie von mir zurück. Sie fürchtete vielleicht eine Bemerkung über das Betragen ihres Gatten. Ich hielt mich mit Fleiß etwas entfernt, bis jene Furcht sich würde verloren haben, und ging, Rode'n zu begrüßen. — Heiter empfing er mich. „Du bist die Ursache, daß ich die letzten, mir so schmerzlichen Tage, die ich noch hier bin," sagte er, „fröhlicher als viele andere durchlebe, und doch," setzte er ernst werdend hinzu, „Du machst mir den Abschied um Vieles schwerer!"

Wir setzten uns, und bald waren wir bei Amalien. Mit hoher Begeisterung und unverkennbarer Liebe sprach er von ihr, mit tiefer Indignation von ihrem Gatten. Er schilderte mir ihn als einen Menschen, der seine Jugend verwüstet habe, und nun mit einer Geldgierde seine Geschäfte betreibe, die ihn Allen verächtlich mache, die ihn kennen zu lernen genöthigt seien. Amalien behandle er schnöde. Sein Herz habe nie Liebe zu ihr gefühlt. Nur ihr Geld sei es gewesen, was ihn, den kundigen Verführer, bestimmt, dieses klare, unbewachte Herz durch seine Schmeicheleien

zu bethören. Sie, die den Himmel verdient, schloß er, ist endlos unglücklich durch den Elenden.

Mein Herz war tief erschüttert. Ach, Rode ahnete nicht, welches Gift er mir beibrachte — doch auch er fühlte es, denn er liebte Amalien — das war mir bald klar geworden.

Ich blieb einige Stunden bei dem Freunde — dann ließ mich mein Oheim abrufen. Er wollte mir, da er leidenschaftlicher Gartenfreund war, die Anlagen seines Gartens zeigen, so ungünstig auch die Jahreszeit sei, so sagte er — doch bald wurde es mir deutlich, daß er nur eine Gelegenheit gesucht habe, mit mir ganz ungestört allein sein, und sein Herz vor mir ausschütten zu können.

Schon auf dem Wege fragte er mich ernst, wie mir sein Schwiegersohn gefalle? —

Ich wollte ausweichen und bemerkte, daß ein bestimmtes Urtheil über den Charakter eines Mannes nicht das Ergebniß einiger Augenblicke sein könne, sondern eine längere Bekanntschaft voraussetze.

„Du thust nicht Recht daran, Carl," versetzte der Oheim, „daß Du mir altem Mann eine Unwahrheit aufbürden willst. Du müßtest wenig Kenntniß der Menschen auf Deinen Reisen gewonnen haben, wenn Du ihn nicht schon aus dem Wenigen, was Du von ihm sahest und hörtest, durchschaut haben solltest. Es gab freilich eine Zeit, wo das so leicht nicht war, wo der Heuchler uns Alle bethören konnte. Nun zu heucheln ist ihm nicht mehr der Mühe werth."

Thränen traten in das Auge des alten ehrwürdigen Mannes, und man sah, ihm wurde leichter um das Herz, wenn es einmal in eine vertraute Brust sich ausschütten konnte.

Ich gestand ihm nun offen meine Meinung.

„Du hast leider sehr treffend und wahr geurtheilt," fuhr mein Oheim fort. „Amalie ist sehr unglücklich — er ist ein sittenloser, verworfener, entnervter Mensch."

„Aber sagen Sie mir, theuerer Oheim, wie konnte Amalie, das blühende, liebliche Mädchen, diesen Menschen lieben?"

„Hast Du noch nie gesehen, daß sich die frische Rebe auch um eine erstorbene Ulme schlang? — Man sagt so wahr, die Liebe ist blind; aber denke Dir das arglose, unbewachte, offene Herz Amaliens, und nun den gewandten, feinzüngigen, in Paris gebildeten Schmeichler, der das Gift seiner Schmeicheleien in das Herz, das sehnsüchtige Herz des Mädchens flößt; ihr eine Liebe vorgaukelt, deren er, der Wüstling, niemals fähig war — und sie so bethört, daß ihr Herz nur für ihn schlägt und jeder anderen Empfindung unfähig ist. Und was war es anders, als der Durst nach Amaliens Vermögen — der den Heuchler trieb. Daß er Amalien, das unerfahrene Mädchen täuschte, war natürlich, war leicht; daß er aber auch mich alten Graukopf in sein Netz zog, mein Auge verblendete, auch mich zwang, den Heuchelschein für wahre Tugend, das leere Wortgeklingel für wahre Empfindung zu halten, und ich die diabolischen Beweggründe in der maskirten Engelsgestalt nicht erkannte — Carl! — das hat mein Haupt gebleicht, das hat das Glück meines Lebens und meines Kindes im Innersten vergiftet!"

Der Ton, womit er diese Worte sprach, war herzzerschneidend, und seine Hand fuhr unwillkürlich in die grauen Haare, als wolle er sie ausraufen. Er maß mit großen, heftigen Schritten den Pfad des Gartens. Ein bitteres, schmerzliches Gefühl erfüllte auch meine Brust.

Nach einiger Zeit kam der Oheim wieder auf mich zu. Er war ruhiger geworden.

„Carl," hob er wieder an, „Du glaubst kaum, was ich gelitten habe seit diesen fünf Jahren! Schon bald nach der Verheirathung warf er die Maske ab. Er achtete Amalien nicht, weil er keiner Achtung werth ist. Er kennt nicht den Edelstein, den er in ihr besitzt — ja er hat sie sogar mißhandelt. — Und doch liebt sie ihn. Manchmal war es mir — als Du weg warest, als kämen Zweifel und Reue in Amaliens Herzen. Es schien mir, als könne sie das wahre, lautere Gefühl von jenem, wie es ihr Geliebter zeigte, unterscheiden — aber ein Brief voll schwärmerischen Wahnsinns —

verdarb Alles. — Wir sind Alle unglücklich, nur er nicht. Laß mich einen Schleier über sein Leben werfen, dessen Verworfenheit Amalie nicht einmal kennt. Sie ist elend genug. Wer möchte ihr den Wahn, er sei gut und treu, benehmen? — Ach, wie zerrannen sie, die Einbildungen, die mich so lange beglückten! — Carl," fuhr er sanfter fort, „Du bist ein Mann — Dir kann ich mein Herz öffnen, wie Niemanden — Dir, Dir hatte ich Amalie bestimmt, Dich, den ich väterlich liebe, mir als Sohn erkoren. Du liebtest Amalien, ich weiß es, Carl — auch sie erfuhr es, als Du abgereist warst. Ich wußte den Grund Deiner Entfernung. Meine Achtung, meine Liebe nahmst Du mit Dir. Du hast als Jüngling gekämpft und männlich gesiegt — sollte ich es denn nicht können!" — So sprach er. —

Wie wurde mir? — Alle der Schmerz vergangener Jahre zog wieder marternd durch meine Brust. „Ach," seufzte ich, „wenn Du es wüßtest, wie ich gesiegt!" —

Einer von meines Oheims Freunden sah uns im Garten und kam zu uns. Ich dankte Gott im Herzen für diese Erlösung; denn nun leitete sich das Gespräch auf gewöhnliche, alltägliche Dinge, und in unsere Herzen kam wieder Ruhe.

Es war schon hoher Mittag, als wir heimkehrten. „Vergiß, Carl," sagte mein Oheim, „was wir geredet. Laß Amalien nicht merken, daß Du ihren Gatten durchschaut."

Konnte ich das, ohne zu heucheln? Konnte ich das Mitleid unterdrücken mit dem unglücklichen Opfer eines schönen Wahnes, für das mein Herz — das fühlte ich — mehr noch fühlte, als es durfte?! — — —

Amalie hatte uns mit Sehnsucht erwartet.

„Wo bleibt Ihr doch so lange?" fragte sie unzufrieden. „Kaum daß Du Flüchtling wiederkehrst, so verläßt Du uns auch wieder. Jetzt aber setze Dich zu mir, und laß uns einmal plaudern."

Mein Oheim ging in seine Studierstube — die Taute war außen beschäftigt; Amalie stickte, und ich setzte mich schweren Herzens

an ihre Seite. Wir redeten von der Vergangenheit, von unseren Kinderspielen, unseren kindlichen Freuden, Zänkereien und Wiedervereinigungen. Wir waren Beide so glücklich in dieser Erinnerung. Sie legte ihre Arbeit nieder, und sah mich wieder so traulich an — erinnerte mich an Manches, was mir entfallen war. Ich schwelgte in süßen Träumen.

Aber ich erwachte wieder aus den schönen Träumen, und kam mir vor, wie der Wanderer, der eine paradiesische Gegend durchwanderte, und nun auf einer kahlen und öden Berghöhe steht, über die sein Weg führte, und wehmüthig zurücksieht in das Tempe, welches er verließ, und den Blick in die Ferne wendend — nur einer Steppe ohne Schatten, ohne Annehmlichkeit begegnet. — In Amaliens Gemüth ging Aehnliches vor. Sie seufzte tief auf und sagte — halb träumend: „So verlieren wir Menschen ein Paradies nach dem anderen;“ — „aber“ — setzte ich hinzu — „wir stehen dem ersten am nächsten, wenn das Schicksal ohne unsere Schuld uns aus dem letzten treibt!“ —

„Wohl, Carl,“ sagte sie — „und wenn wir auch Alle verlieren hienieden, und uns nur Dornen und Disteln das Leben trägt, das Paradies der Erinnerung bleibt uns, und kein Engel mit dem Flammenschwerte vertreibt uns daraus.“

Ich warf einen Blick in mein Inneres. Fünf Jahre, während welcher ich mich vereinzelt, verarmt in der weiten Welt fühlte, lebte ich ja mehr in diesem Paradies, als in der wirklichen Welt.

„Was wäre die Welt,“ fuhr Amalie fort, „wenn nicht die Seele die schönen Blumen der Vergangenheit in den Winter der Gegenwart pflanzen, und bei dem Anblick ihres Farbenschmelzes jenen Lebensfrühling zurückträumen könnte? — Ja, was wäre dermaleinst das Leben in der anderen Welt ohne Rückerinnerung? — Nur dem Verbrecher möchte ich wünschen, daß sie verginge — für ihn wäre dann noch Seligkeit — aber dem Guten kann nur durch sie jener Gottesfrieden werden!“

Amalie sagte diese Worte mit tiefer Bedeutsamkeit. Ich sah

in ihr Herz. Das Bild ihres Gatten schwebte ihr vor. Es ergriff mich mit unnennbarer Gewalt. Stürmisch faßte ich ihre Hand und rief, meiner nicht mehr mächtig: „O, du Engelseele!" — Dann sprang ich auf und verließ das Zimmer.

Wie habe ich den Ausbruch meines Gefühles bereut! Amalien hatte ich mein Herz dadurch eröffnet. Sie war und blieb zurückhaltend — scheu — und doch sah sie mich oft unbewacht wieder so liebevoll an — daß es mir schwindelte, und ich die Stunde verwünschte, die mich hierher gebracht.

Der Abend kam. Frühe schon waren alle Genossen des schönen Vereins versammelt. Rode kam später. Er trug ein Packet Briefe in der Hand. Sein Aussehen war ruhig, ja heiter.

„Erlauben Sie," begann er, „daß ich meine Einleitung zunächst an Carl richte, der die geheiligsten Ansprüche an die Mittheilung hat, da Werning sein wie mein vertrauter Freund war. Und wenn ich meine unbedeutende Person mitunter handelnd mit einführe: so halten Sie es ja nicht für eine Nachahmung der Clauren'schen Methode, sondern glauben Sie, daß es reine Warheit ist."

„Unstreitig erinnerst Du Dich," hob er an, „daß Werning im Jahre 1813 Göttingen verließ, gerade, als Du und ich den Entschluß gefaßt hatten, eine andere Hochschule zu beziehen, die entfernter von dem blutigen Schauplatze des Krieges läge. Werning schied von uns unter dem Versprechen, uns nie ohne Kunde von sich zu lassen. Die erste Zeit seiner Anwesenheit auf seinen Gütern hielt er dieses Versprechen treu. Auf einen räthselhaften Brief, zu dem wir keinen Schlüssel fanden, folgte ein gänzliches Schweigen von seiner Seite. Du verließest bald darauf die Universität, um in Deine süddeutsche Heimath zurückzukehren. Ich zog nach Norden, meinem vom Kriege des Usurpators hart bedrängten Vaterlande zu. Obgleich Werning's Güter weit von meinem Weg ab lagen, konnte ich dennoch den Wunsch nicht unterdrücken, mich persönlich nach ihm umzusehen und mit ihm einen Entschluß zu berathen, der auf der Reise durch einen anderen Jüngling in mir rege geworden war —

nämlich unter die Streiter für des Vaterlandes Freiheit vom Joche Napoleon's zu treten. Ich kam auf Werning's Gut an. Er war nicht da. Ich ging zum Justitiarius, einem sehr edlen Mann, und vernahm, daß Werning seit fünf Monaten in den Reihen des Befreiungsheeres als Hauptmann kämpfe, daß er fünf und zwanzig Freiwillige seiner Insassen equipirt und mit ihnen zum Heere gestoßen sei. Da war das Räthsel gelöst, und auch klar, warum er nicht mehr an uns geschrieben. Es war Furcht — uns zu schaden, die wir noch in einem dem Feinde befreundeten Lande lebten.

„Mein Entschluß stand jetzt auch fest. Ich mußte durch einen weiten Umweg die feindlichen Truppen umgehen und kam ziemlich spät nach Berlin. Mein Wunsch war, in Werning's Compagnie als Freiwilliger zu treten; — dies wurde mir jedoch nicht gewährt, und so wurde ich ein Husar.

„Sie sind zu bekannt, die Begebnisse dieses Krieges bis zu Napoleon's endlichem Sturze, daß ich schnell darüber weggehen kann. Ich bin nur stolz darauf, Theil an diesem ewig denkwürdigen Kampfe genommen zu haben, obwohl ein siecher Körper meine Trophäen sind."

„Und das Kreuz, das Ihre Brust schmückt, der Ersatz und das Zeugniß ritterlichen Muthes," schaltete mein Oheim ein.

„Seltsam war es," fuhr Rode fort, „daß ich nie Werning sah; selbst auch da nicht, als Friede geschlossen war. Mich führte damals ein neu überkommenes Amt nach Ostpreußen. Ich konnte Werning nicht einmal schreiben, da ich nicht wußte, wo er lebte. Nur das kam mir zu Ohren — er hatte die Stelle behalten und sei in's stehende Heer eingetreten.

„Europa wurde durch das meteorartige Wiedererscheinen Napoleon's aus seinem Friedensschlummer aufgeschreckt. Auf's Neue rief das Vaterland unter die Waffen. Ich verließ, mit huldvoller Genehmigung meiner Vorgesetzten, meine Stelle, um wieder als Husar in mein Regiment einzutreten. Als Adjutant meines wackeren Obristen wurde ich recipirt, und von Neuem zogen wir zum Rheine

hin. Auch über dieses Feldzuges Begebnisse kann ich hinwegeilen. Wieder geschah es, daß Werning zu sehen mir nicht vergönnt war; aber der Ruf von seiner Tapferkeit und biederen Treue, der Ruf, daß der König ihn durch Orden auszeichnete, kam zu mir. Nie trug eine würdigere Brust die Ordenskreuze. Leider war uns nicht so es vergönnt, Theil an den Thaten dieses Krieges zu nehmen, als wir es wünschten. Wir gehörten zur Reserve. Als Paris erobert war, blühte mir die Hoffnung, in der Weltstadt meinen Werning wieder zu sehen, da ich wußte, daß sein Regiment dort stand. Mit meinem Obristen verließ ich das Standquartier in einem elenden Städtchen und eilte nach Paris.

„Ich flog auf das Generalcommando, nach Werning zu fragen.

„Hauptmann Werning?" — fragte man. — „Es ist kein solcher in der Armee, wohl aber ein Major von Werning."

„Nun ja, den suche ich eben!" —

„Sie finden ihn im Lazareth. Er ist schwer verwundet worden in einem Scharmützel — wird wohl aber jetzt auf dem Wege der Genesung sein."

„Jetzt trieb mich die Angst nach dem Lazarethe. Den Stabsarzt hatte ich in Berlin kennen gelernt. Er führte mich zu Werning.

„Da saß der sonst so blühende, kräftige, junge Mann, bleich, hager, ein Bild des Jammers, auf seinem Lager. Ich kannte ihn fast nicht mehr — er mich aber auf den ersten Blick.

„Rode!" rief er freudig aus, „Du auch Soldat!?" —

„Ich flog an seine Brust. Er war ergriffen. „Schonen Sie sich, lieber Major," sagte der Stabsarzt; „jeder zu heftige Affect schadet und verzögert die Heilung."

„Als die ersten Ergüsse der Freundschaft vorüber waren, schob er mit einem wehmüthigen Lächeln die Decke weg und sagte: „Da sieh das Opfer, welches dieses fatale Paris von mir gefordert hat."

„Sein rechtes Bein war, von einer Stückkugel zerschmettert, am Knie abgenommen worden.

„Ich fuhr betroffen zurück.

„Lieber Doctor," rief er nun mit Laune dem Stabsarzte zu, „befehlen Sie doch, daß man meinen Fuß hole, damit ihm Rode in seinem Witthum einen guten Tag sagen kann."

„Der Stabsarzt ging selbst und brachte ein ungeheueres Glas, worin Werning's Fuß in Weingeist stand.

„Sieh, Rode," fuhr er fort, „diese Reliquie werde ich meiner künftigen Frau als Mahlschatz bringen. Er soll mich heimbegleiten, damit er einst, wenn sein ehemaliger Herr zum letzten Manöver geht, sein hölzernes Substitut, welches Paris mir sehr großmüthig als Ersatz gibt, wieder remplaçire."

„Ich beneide Dich um Deine Heiterkeit, lieber Werning," sagte ich, den Stoiker bewundernd.

„Und ich möchte Dich beneiden, daß Du Soldat bleiben kannst —"

„Und nicht mag — lieber Werning" — fiel ich ein.

„Seltsam," erwiederte er, „ich bin traurig, daß ich jetzt als Invalide den Dienst verlassen muß; nun gehe ich auf mein Gut und werde Bauer oder ein Einsiedler."

„Wir sprachen noch lange über die Art, wie ein häusliches Leben auf dem Lande recht angenehm zu machen sei. Endlich sprach der Doctor zu mir: „Ich wünschte, Sie verließen Werning jetzt, ich sehe, daß er sehr angegriffen ist."

„Ich ging — aber jede freie Stunde brachte ich bei ihm zu. Vierzehn glückliche Tage lebte ich mit ihm, und noch inniger schlossen sich unsere Herzen an einander; — mit dem Schwure schieden wir endlich, als die Zeit des Urlaubs verflossen war, daß niemals — weder Entfernung noch die verschlungenen Wege des Geschicks uns trennen sollten. Mein Obrist und ich kehrten trübsinnig in das elende Standquartier zurück. Und Werning hat den Schwur gehalten. Er schrieb mir späterhin, als noch eine weite Entfernung uns trennte, sehr oft, und später noch öfter, da wir einander näher gerückt wurden. Diese Briefe, aus denen ich die meisten Data meiner Historie mittheilen werde, sind Zeugnisse seines schönen Herzens. Mich führte mein Schicksal, mein hartes Amtsjoch —

und Vieles mußte ich leiden und erfahren“ — er seufzte tief auf. — „Werning's Briefe waren meine Freude, meine Erholung. Werning lebte ruhig und zufrieden auf seinen Gütern, Gutes wirkend und fördernd. Doch bald traf auch sein Herz ein harter Schlag, wie Ihnen diese Zeilen, in denen ich das Außerwesentliche übergehen zu dürfen bitten muß, sagen werden:

N . . . . . ., am 10. Mai 1816.

„Was hat Dich Invaliden aus Deiner Klause herausgetrieben? wirst Du fragen, wenn Du diese Zeilen von N . . . . . . datirt siehest — Freund! — Das schwarze Siegel, welches ich, obwohl abhold aller ledernen Philisterei des vergangenen Säculums — nahm, um der Leute willen — wird Dir sagen, wenn Du jene Formelsprache verstehest, daß Trauer in meiner Familie ist. Du weißt, sie ist klein, meine Familie — ich bin der letzte männliche Sprößling meines Stamms, und die gütige Vorsehung ließ mir Ersatz für das Entbehren von Vater und Mutter und Bruder in einer geliebten, theueren Schwester, die, Wittwe eines sehr edlen Mannes, ihre Tochter in N . . . . . . erzog. Wir hatten uns lange nicht gesehen; und meine Auguste konnte nur einmal eine kurze Zeit bei mir zubringen, während Clementine, meine Nichte, in der Erziehungsanstalt blieb. Damals verabredeten wir, daß wir fortan im engsten Verbande leben, sie N . . . . . . verlassen und zu mir auf mein Gut ziehen wolle, sobald Clementine confirmirt sei. Wie sehnsüchtig erwartete ich diese Zeit, und wie malte ich mir die Stunden so schön aus, die ich Clementinens Ausbildung widmen wollte, da jene Anstalt nicht die beste war.

„In diesem Jahre noch sollte mein Wunsch erfüllt werden — aber ach, wie war es so anders beschlossen im Rathe des Himmels! Ich ließ eben die Zimmer geschmackvoll herstellen, welche Auguste und Clementine bewohnen sollten, hoffend, daß sie ihren Wünschen ganz entsprechen würden — als ich einen Brief aus N . . . . . . von fremder Hand empfing. Ich erschrack, nichts Gutes ahnend. — Der Brief kam von Augustens Freundin, einer edlen Frau. Sie

meldete mir die erschütternde Nachricht, daß Auguste sehr krank sei und sehnsüchtig wünsche, mich vor ihrem Ende, was sie als nahe befürchten zu müssen glaube, zu sehen.

„Wie schlug dieser Donnerschlag in meine schönen Träume und Hoffnungen, und zerschmetterte sie! Ich wußte nicht mehr, was ich that. In der Eile ließ ich packen und flog, die Schmerzen, welche die Reise mir machte, nicht achtend — mit Windeseile nach N...... — Und doch kam ich zu spät! — Sie war nicht mehr, als ich ankam, und der doppelte Schmerz, ihre Sehnsucht unerfüllt gelassen, und sie für die Tage dieser Pilgerfahrt verloren zu haben, legte sich wie eine Centnerlast auf meine Brust. Augustens Freundin führte mich, auf mein Bitten in das Zimmer, wo der Leichnam der Theueren lag, und ließ mich allein. „So also sehe ich Dich wieder?" rief ich im Innersten erschüttert, und kniete an dem Sarge nieder, den Kuß des Scheidens auf die kalte Lippe drückend. Ich schwur ihr zu, Clementinens Vater, Bruder, Freund, Bildner — Alles zu sein, was ich ihr sein konnte! Es war ein heiliger, unvergeßlicher Augenblick, den ich bei der geliebten Verstorbenen zubrachte. Ich fühlte das Wehen ihres Geistes. Er schwebte um mich — er war mit mir zufrieden. Ach, es war wohl die Sorge für Clementine, die sie mir an's Herz legen wollte. Ich fühlte mich erhoben, als ich ihr den Schwur geleistet, ich fühlte meinen Schmerz gelindert. Allein er erwachte wieder, als ich das Zimmer verließ, und nun für diese Welt von ihr mich trennte, da sie schon am Nachmittage beerdigt werden sollte.

„Auf dem Corridor kam Augustens Freundin mir entgegen. Sie reichte mir weinend die Hand und führte mich in ein anderes Gemach, wo ich Clementinen, welche ich nun in sechs Jahren nicht wieder gesehen hatte, finden sollte.

„Ich trat hinein. Da saß auf einem Canape ein etwa sechszehnjähriges Mädchen, mit einem bleichen, kummervollen — aber äußerst lieblichen Gesichtchen. Ihre Thränen rannen stromweise über die bleiche Wange. Es war Clementine. Als die Thüre

aufging, warf sie einen scheuen, ängstlichen Blick nach der Thüre — dann aber richtete sie sich auf, sah mich forschend an, und als ich ihr meine geöffneten Arme entgegenbreitete, da rief sie: Mein Oheim! und flog an meine Brust. — Laß mich hinweggehen, Freund, über die Empfindungen dieses Augenblicks, über des Kindes, über meinen Schmerz. Zu schildern ist er nicht. Du kennst ihn ja auch, Du Armer; Du leertest ja auch des Wehes herben Kelch bis auf die Hefen. Vorgestern wurde Augustens Hülle zur Ruhe bestattet, und es that mir wohl, die allgemeine Theilnahme wahrzunehmen. Sie liebten sie — denn sie war gut. — Wenn auch die Todesstunde etwas Schreckliches hat, etwas Zermalmendes für das liebende Herz, so gleicht sie doch nicht der, wo die Hülle des geliebten Wesens nun mir entzogen ward, dem schauerlichen Orte der Verwesung übergeben wird. Ich empfand diesen Schmerz zum ersten Male mit Bewußtsein, da meine früheren Verluste den frühesten Tagen meiner Kindheit angehören — aber ich empfand ihn mit aller seiner herzzerreißenden Gewalt! — Für Clementinen war mir bange; ihr Schmerz war stumm, thränenlos. Doch als man von Ferne den sanften Grabgesang vernahm — da stieß sie einen lauten Schrei aus, und mit ungemeiner Gewalt entströmten ihrem Auge die Thränen.

„Jetzt bin ich allein!" rief sie aus, und der Ton durchschnitt mein Herz wie ein zweischneidig Schwert, und nie werde ich ihn vergessen.

„Nein, das bist Du nicht, meine Clementine," sagte ich erschüttert, sie an mein Herz ziehend — „ich lebe noch und meine Liebe!"

„Da sah sie mich an mit unendlich rührendem Blicke. Sie nickte sanft mit dem Haupt und legte es vertrauensvoll an meine Brust. „Laß es immer hier ruhen, meine Clementine," sagte ich.

„Von nun an wich sie nicht von meiner Seite. Mußte ich, um Augustens Angelegenheiten zu ordnen, einige Augenblicke sie verlassen, dann fand ich sie jedesmal in Thränen gebadet wieder, und sie wurde erst wieder ruhig, wenn ich eine Weile bei ihr war.

„So bin ich denn schon zehn schwere Tage hindurch hier, und erst nach acht Tagen verlasse ich die Stadt.

„Ich habe es Clementinen freigestellt, ob sie in die Pension zurückkehren oder mich nach Hochkirchen begleiten wolle. Sie zog Letzteres vor. O, wie war ich froh in meinem Herzen. Ich würde mich jetzt noch mehr vereinzelt gefühlt haben. Nun bleibt mir doch ein theueres Wesen, für das ich leben kann.

„Augustens treue Dienerin begleitet uns. Lebe wohl, Freund! Von Hochkirchen aus erfährst Du erst wieder etwas von mir, wenn mein neuer Haushalt eingerichtet sein wird.“ —

„Zwischen diesem Briefe,“ fuhr Rode erzählend fort, „und dem folgenden, lag ein bedeutender Zwischenraum. Ich schrieb ihm öfter, ohne Antwort zu erhalten. Ich konnte mir dies indessen recht wohl erklären. Clementinens Bildung und Unterricht beschäftigte jetzt Werning zu sehr, als daß er Zeit fand zum Schreiben. Ich haderte auch nicht mit ihm — da ich gewiß wußte, daß er in dieser Beschäftigung Trost und Erheiterung für das leidende Herz fand, und Beides wieder Clementinen gewährte. Gerne wäre ich zu ihm gereist — allein die Entfernung war zu groß, und meine Berufsarbeiten ließen es nicht zu. Ich hoffte, daß in Zukunft Werning öfter schreiben würde. Indessen darin täuschte ich mich. Seine Briefe kamen immer seltener. Erst im September 1816 erhielt ich das nachfolgende Schreiben:

„Monate liegen zwischen diesen Zeilen und meinen letzten, mein theuerer Rode; sei mir nicht gram! Auch mehrere Deiner Briefe blieben bisher unbeantwortet. Du weißt, wie gerne ich mit Dir mich unterhalte, wie ich in Deine Brust so gerne Freude und Leid der meinigen goß — auch bisher hatte ich oft Veranlassung dazu gehabt; allein Clementinens Ausbildung fesselte mich ganz. Meine gute Auguste hatte zu viel Vertrauen zu der Bildungsanstalt. Sie leistete, wie so viele ihres Gleichen, im Ganzen nichts — und schaden oft mehr, als sie nützen. Für Clementinen war es recht gut, daß sie die Anstalt verließ. Noch ist die einfache Natur erhalten

und noch nicht verdrängt von jener karikirten Unnatur, jener puppenartigen Steifheit, wie sie uns so oft an solchen Treibhauspflanzen vor Augen tritt. In weiblichen Künsten hat sie viel gewonnen — aber an innerer, wahrer Geistesbildung ist sie sehr versäumt. Das fühlt sie jetzt selbst, wo ich mit allem Fleiß und aller Liebe, und doch auf eine zwanglose, sie ansprechende Weise sie einführe in die heiligen Hallen der Geschichte, sie kennen und verstehen lehre den wunderbaren Bau und Haushalt, den Reichthum des Segens und die Schönheit der Natur; sie einen ernsten Blick thun lehre in die Welt und ihr großes Ganze, unten in das, was der Erdbeschreibung, und oben, was dem Gebiete der Sternenwelt angehört. Der Prediger ertheilt ihr den Unterricht in der Religion, und nächstes Frühjahr, wenn das schöne Fest der Auferstehung das Licht seiner beseligenden Hoffnung in das gläubige Gemüth strahlt, wird sie aufgenommen in den Christenbund. Sie erfaßt Alles mit Wärme. Besonders gibt die Religion ihrem Wesen sichtlich eine höhere Weihe. O, Du solltest sie sehen, wie sie mit Auge und Ohr auf mich gerichtet dasitzt, oder mit mir im Garten lustwandelt, wenn ich ihr erzählend diese Kenntnisse beizubringen suche, welche besonnene, oft mich verwirrende Fragen sie thut, und wie, wenn sie irgend einen Gegenstand so recht klar aufgefaßt hat, ihr Dank und ihre Liebe so erhebend sich ausspricht. Sie liest mir vor. Von jeher war Länder- und Völkerkunde für mich ein äußerst wichtiger Zweig der Literatur. Die neuesten Reisebeschreibungen liest sie mir nun vor. Da gibt es so oft wieder Gelegenheit, außer der belehrenden Unterhaltung an und für sich irgend einen Gegenstand der Naturlehre oder Naturgeschichte oder Technologie aufzufassen und ihr bekannt zu machen. Sie kann kaum die Stunden erwarten, die dazu bestimmt sind. Oft liest sie mir aus unseren klassischen Dichtern vor mit einem so wahren, tiefen und richtigen Gefühl und Ausdruck, mit ihrer so rührenden und wohlklingenden Stimme, daß ich mit wahrer Seelenfreude zuhöre, daß ich meine, ich hätte nie so tief diese Schönheiten empfunden und oft begeistert wurde von den erha-

benen Ideen. Clementine hat überwiegende Talente für Musik. Schon in der Anstalt empfing sie Unterricht auf dem Piano und der Harfe. Nun halte ich ihr einen eigenen Musiklehrer, und auch hier sind ihre Fortschritte an's Wunderbare grenzend. Wie oft scheucht sie den Trübsinn von mir, der manchmal sich wie ein Nebel über mein Gemüth senkt. Setzt sie sich dann, und es ist, als wüßte sie schon die Macht, welche die Tonkunst von jeher über mein Gemüth ausübte — als sähe sie den bösen Geist nahen — setzt sie sich dann an den Flügel, oder gleiten ihre Finger über der Harfe Saiten, und sie erhebt ihre klare, flötende Stimme, — dann sinkt jener Nebel, dann hebt sich mein Geist jungbeschwingt wieder empor, und ein süßer Frieden zieht durch meine Brust, oder er löst sich in eine Wehmuth auf, die mir die Thränen in das Auge lockt. Sieht sie das, dann verläßt sie das Instrument, kommt zu mir, fragt so traulich: „Was ist Ihnen, lieber Oheim?" und plaudert nun so süß oder zieht mich hinaus in's Freie, in den Garten zu ihren Blumen — daß ich wieder genese von meiner Schwermuth, und heiter werde wie sie, die heitere Seele.

„Sieh, durch diese Schilderung beantworte ich Dir indirect die Frage, wie ich lebe? — und Du wirst Dir selbst die Antwort geben: Glücklich! Ich hatte es wahrlich nie geahnet, daß mein Leben so glücklich werden könnte. Lebte jetzt Auguste noch! — O, wie glücklich müßte das Mutterherz sein, wenn es diese Entwickelung zu allem Guten und Wahren und Schönen bei ihrer Clementine sähe! Ich habe die Mutterfreude mit den Pflichten geerbt. Gewiß, Rode, es ist eine selige Freude, diesen Riesenschritten zu folgen, mit denen das Mädchen das Gebiet des Wissens durchschreitet, und die Lust, zu beobachten, wie sie sich auch in körperlicher Rücksicht zu einem Wesen entfaltet, dessen Liebreiz wirklich bezaubernd zu werden verspricht. Ich werde wieder jung, Rode — in diesen Verhältnissen. Ich vergesse die Jahre, die hinter mir liegen, und gebe mich ganz diesem schönen Leben hin. Könntest Du bei mir sein und meine Freuden theilen — Freund! sie wären dann zehnfach.

„Es ist jetzt oft der Fall, daß ich einige Zeit entfernt bin. Komme ich dann, vom Heimweh getrieben, zurück, — dann sagt gewöhnlich die treue Dienerin, es sei mit Clementinen nicht auszuhalten gewesen. Sie habe keine Ruhe, keine Lust zur Thätigkeit, sie gehe traurig umher. Komme ich, — o dann eilt sie mir jubelnd entgegen, und weiß sie den Tag, dann kann ich rechnen, daß ich sie auf der Höhe finde, die etwa eine Stunde von Hofkirchen liegt, wo sie mich erwartet. Diese Freude ist köstlich. Sie fliegt dann an meinen Hals, sie jubelt und weint fast zu gleicher Zeit, und ich alter Narr habe schon manchmal selbst Freudenthränen über des Mädchens Anhänglichkeit vergossen.

„Glaube indessen ja nicht, daß ich blos ein Weltkind, blos ein so gewöhnliches, hochadeliges Dämchen aus ihr bilden will, die von Allem zu sagen weiß, nur nicht von dem Hause und seiner Welt, in der das Weib so recht eigentlich die ihrige hat. Augustens treue Dienerin, die mit wahrhaft mütterlicher Liebe an Clementinen hängt, führt sie in dieses Heiligthum des Frauenberufs ein. Sie leitet die Wirthschaft. Selbst in der Küche ist sie beschäftigt, und auch diese Zweige des weiblichen Berufs erfaßt sie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und Thätigkeit.

„Schmerzt mich manchmal mein invalider halbhölzerner Fuß — was jetzt immer seltener ist, dann solltest Du die rührende Sorgfalt, die innige Theilnahme, das Bestreben sehen, mir den Schmerz zu lindern! Du würdest dann es natürlich finden, daß ich mit ganzer Seele an Clementinen hänge.

„Nicht wahr, ich habe Dir nun recht viel von meinem Treiben geschrieben? Dir kann ich's ja auch, sonst Niemanden; denn Du freuest Dich mit mir wie Du mit mir trauertest. Lebe wohl!“

„Werning's folgende Briefe waren immer voll Lob Clementinens. Das Mädchen war seine Welt, seine Freude, sein Glück. Seine Seele war nur immer bei ihr. Nach Verlauf zweier Jahre indessen wurden seine Briefe seltener. War er zuletzt schwärmerisch für

Clementine eingenommen gewesen, so sprach er jetzt mit einem gewissen Ernste von ihr, und es herrschte ein elegischer Ton in seinen Briefen. Da erst blickte ich in sein Herz. Er liebte Clementinen. Das war das Geheimniß seines Herzens, welches er selbst noch nicht kannte, oder doch noch nicht zu kennen schien. Ich wollte ihm den Schleier nicht vom Auge wegziehen. Indessen wurde er immer schwermüthiger, ja er war zuletzt mit sich selbst zerfallen, als ihm sein Gefühl durch mich endlich klar wurde. Ich konnte mir den Gang dieser Liebe klar denken. Anfangs nur die uneigennützigste Vaterliebe zu der Waise der Schwester, zu dem einzigen ihm verwandten Wesen. Dieses Wesen entwickelte nun vor seinen Augen seinen schönen Geist, sein reines, herrliches Gemüth, entwickelte der Schönheit edelste Formen, wuchs heran zur blühenden Jungfrau, trat in das Lebensalter, wo die Jungfrau der frischerblühenden Rose gleicht, und ihr Liebreiz das Herz mit einem unaussprechlichen Zauber erfaßt, auch das roheste selbst, vielmehr das edle, gefühlvolle, und nun lernte er ihren Wunsch kennen, empfinden und — die Liebe saß schon fest, ohne daß er es wußte. — Da antwortete er mir:

„Du hast eine Fackel in die Finsterniß und Verblendung meines Innern geworfen, theurer Freund! die es furchtbar erschüttert hat. Ich bin erschrocken — ich fuhr mit Entsetzen vor mir selbst zurück. Ja, Du hast Recht, ich fühle es tief im Herzen, ich liebe das engelgleiche Wesen, das mich in allem Zauber der Jugend, Schönheit, des Talents und der reinsten Weiblichkeit umschwebt. Großer Gott! wie konnte das mir so lange verborgen bleiben? Jetzt fällt die Binde, wo es zu spät ist. Ich habe, seit ich Deinen schrecklichen Brief erhielt, und es ist ja schon lange, lange her, ich habe seitdem gekämpft, furchtbar gekämpft, — aber ach! all mein Kämpfen ist umsonst, schwebte sie wieder daher — die Liebliche, dann sind alle Siege über mein thörichtes Herz eitel. Ich beschwöre Dich, sage mir, wie soll ich geheilt werden? — Ich muß fort von hier. Ich will reisen, bis meine Vernunft gesiegt hat. Wie könnte sie mich lieben — sie — das junge, blühende Mädchen, mich — den Mann

von sechs und dreißig Jahren — mich alten invaliden Soldaten? — Ha! bist Du wahnsinnig, Werning? — Wahnsinn ist's, schrecklicher Wahnsinn! Ich will, ich muß fort — ehe Clementine es ahnet, was in mir vorgeht!"

Vierzehn Tage später fortgesetzt:

„Rode, Rode, an welchem Abgrunde stehe ich! Clementine ahnet es wohl. Sie war ja sonst noch immer so kindlich zutraulich — und jetzt ist sie scheu, ernst — sie blickt mich nur verstohlen an, und dann mit seltsamem Ausdruck. Ihr Auge ist oft trübe — es zeigt Spuren heimlich vergossener Thränen. Das Glück ist gewichen aus meinem Haus — aus meinem Herzen auf immer. Mein innerer Zwiespalt warf mich auf's Siechbett. O, da, da war sie wieder wie einst — da sah wieder die alte Liebe zum Oheim aus den klaren, himmlischen Augen. Da saß sie am Bett und frägte wieder wie sonst — so liebevoll. Ach, sie wußte es ja nicht, wie sie das verderbende Gift in mein Herz flößte, wie sie den zerreißenden Zwiespalt meines Innern noch steigerte. Es waren Tage der Seligkeit und des namenlosen Schmerzes. Ich genas — siehe da, seit ich wieder umhergehe, ist sie wieder scheu, ernst, melancholisch, seufzt und weint. — Auch ihren Frieden habe ich wohl gestört. Da klage ich mich an einer schrecklichen Schuld, eines Verbrechens, werth der höchsten Strafe. Ich suche mich an die Entfernung von ihr zu gewöhnen. Ich bleibe tagelang weg — aber die Sehnsucht bleibt, und ein Weh — das mich tödten wird. Komme ich dann am Abend heim, dann fliegt sie mir entgegen — und bleibt erschreckend auf halbem Wege stehen. Kann sie mich noch achten, mir noch gut sein? frage ich mich oft selbst, aber da sehe ich wieder die tausend Zeichen ihrer liebevollen Aufmerksamkeit, die tausend Kleinigkeiten, die doch so bedeutungsvoll sind.

„Ich saß neulich im Garten. Da kam sie mit ihrer Arbeit und einem Buche.

„Sie sind so traurig," liebster Oheim, sagte sie fast weinend, „soll ich Ihnen vorlesen? — oder" — sie stockte.

„Mein Herz bebte. Ja, lies, liebe Clementine, bat ich.

„Da begann sie — aber die Stimme bebte — sie konnte nicht.

„Sie wollte aufstehen und weggehen.

„O bleibe doch, liebe Clementine, bat ich wieder. — Ich hatte mich gesammelt, ich wollte ihr sagen, daß ich sie verlassen müsse. Sie setzte sich; aber sie wendete das Gesicht ab, es standen Thränen in ihren Augen.

„Ich muß auf lange Zeit verreisen, hob ich mühsam die Worte herausstoßend an — ich muß — nach England.

„Nach England?!" rief sie, und stromweise perlten die Thränen über ihre Wangen. — — „Ach," fuhr sie fort, „was wird dann aus mir werden?"

„Rode, da preßte es meine Brust zusammen, daß ich aufspringen mußte, um Luft zu gewinnen.

„Ich ging eine Weile auf und nieder, um Fassung zu gewinnen.

„Der Prediger und seine Frau ziehen zu Dir auf's Schloß, da wird Dir die Zeit schnell und angenehm verstreichen.

„Angenehm?" wiederholte sie und sah mich schmerzlich an. „O," sagte sie, „dann müßte ich vergessen, wie ich bisher gelebt."

„Wie erschrack sie, als das Wort ausgesprochen war. Sie erröthete und erbleichte in einem Moment.

„O, ich danke Gott, daß der Justitiarius kam und diese peinvolle Unterredung abbrach. Clementine entfernte sich. Der Justitiarius begriff mich nicht, denn ich gab ihm die seltsamsten Antworten von der Welt. Als er ging — wanderte ich hinaus auf's Feld und suchte Ruhe.

„Ich kehrte spät heim. Clementine ließ sich entschuldigen — ihr sei nicht wohl, sagte die Dienerin.

„Jetzt fühlte ich eine Angst, der nichts gleich kam. Ich fragte, was ihr sei.

„Ach," sagte die gute Seele, „ich begreife das Fräulein nicht mehr. Sie ist ganz umgewandelt. Sie weint oft, oft lächelt sie wie eine Selige. Heute aber war sie ganz trostlos."

„Sieh, da stand mein Entschluß fest. Ich muß fort, ehe es auch für ihren Frieden zu spät ist. In acht Tagen reise ich nach Pyrmont, bleibe da einige Wochen, und gehe nach Frankreich und England. O, könnte ich Dich sprechen, Dich sehen! Lebe wohl!"

„Ich las diesen Brief," fuhr Rode fort, „und lächelte und dankte Gott. Geh' Du nur, sagte ich, sie liebt Dich, daran ist kein Zweifel, und Dein Himmel ist Dir nahe, während Du, Edler, Höllenqual duldest!"

„Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich suchte Urlaub nach und erhielt ihn, nahm Werning's Briefe zu mir und reiste ab. — Nach vier Tagen kam ich nach Hochkirchen. Ich fuhr beim Prediger vor, den ich von früheren Jahren kannte. „Ist der Baron zu Hause?" fragte ich.

„Er ist gestern abgereist," sprach er, — „Gott weiß, was ihn dazu bewegt. Der edle Mann ist mir seit einem halben Jahr ein Räthsel geworden. Jenes harmlose Glück, das sonst ihn wie sein Engel umschwebte, ist gewichen. Er ist unglücklich, und Niemand erräth den Grund."

„Ich schwieg und ging auf's Schloß.

„Durch den Garten ging ich ungesehen dem Schlosse zu. Ein Saal, dessen Thür in den Garten ging, aus dessen halbkreisförmigen hohen Fenstern man fast den größeren Theil des Gartens übersehen konnte — war Werning's Lieblingsaufenthalt. Die Thüre stand offen. In voller Blüthenpracht stand der Garten.

„Ich bog eben um eine Gruppe blühender Gebüsche, da sah ich nicht weit von mir eine weibliche Gestalt. Sie war in ein einfaches weißes Kleid gehüllt. Aber welch eine Gestalt? — Schöner sah ich sie nie, die Formen des weiblichen Körpers. Sie hatte etwas Majestätisches. Eine Fülle blonder Locken ringelte sich um einen Nacken, den man ein vollendetes Meisterstück der Natur nennen konnte. Ich trat in das Gebüsch zurück, das mich verbarg, ohne mir ihren Anblick zu entziehen. Es war Clementine. Nach einigen Augenblicken wandte sie sich gegen mich. Ich hatte sie mir schön

gedacht, nach Werning's begeisterter Schilderung — aber wie weit blieb diese hinter dem Urbilde zurück! Dieser Liebreiz, diese Unschuld, diese Engelsmilde — nein, sie ist nicht wieder in Einem Wesen vereint zu finden. Ich war überrascht, geblendet. Ich begriff es nun, wie es nicht anders möglich war, als daß Werning sie lieben mußte. Sie kam näher zu mir. Ihr Gang war nur ein Schweben. Der niedliche Fuß ließ keine Spur im schwellenden Rasen zurück. Und doch sah sie bleich, leidend aus. Eine Rasenbank stand vor dem Gebüsche — das mich versteckte, darauf ließ sie sich nieder. Ihr schönes Haupt sank in die Hand, und tiefe Seufzer arbeiteten sich aus der Brust hervor. So saß sie eine Weile still. Es schien mir, sie weine.

„Wo magst Du jetzt schon sein?" sagte sie laut — den Blick in die sich vor ihr ausbreitende Fläche hinausgewendet. „Warum zogst Du weg?" fuhr sie fort. „So kennt und liebt man Dein edles Herz doch in der Fremde nicht — als hier."

„Mit einemmale fuhr sie auf. Glühend roth ihre Wangen, ihre schöne Stirne — sah sie sich um, mit sichtbarer Furcht, behorcht worden zu sein. Sie konnte mich indessen durchaus nicht sehen.

„Sie setzte ihren Monolog fort — aber ich vermochte auch kein Wort mehr zu verstehen. Ueber eine Weile erhob sie sich und pflückte von dem Gebüsche Rosen — dann ging sie zu einer alten Eiche, die in einiger Entfernung ihre schirmenden Aeste über einen blühenden Rasenteppich breitete, und brach Zweige ab, und daraus wand sie einen Kranz. — Plötzlich bückte sie sich zu dem Rasen. Da blühte das Blümchen der Treue. Sie brach einige Vergißmeinnicht, um sie in den Kranz zu winden — doch sie besann sich und warf sie wieder weg. Sie kam wieder zur Bank und setzte ihr Geschäft fort mit vieler Emsigkeit. Nein, sagte sie endlich — Vergißmeinnicht flechte ich nicht hinein! Sie legte dabei die Hand auf ihre Brust.

„Was in ihr vorging, glaubte ich zu errathen. Die Pantomime war so ausdrucksvoll, daß man sie unmöglich mißverstehen konnte.

„Du verräthst meine Gefühle — du Blümchen,“ wollte sie sagen, „und diese Gefühle müssen in meiner Brust dem Auge der Welt verborgen schlummern.“

„Habe ich sie richtig erklärt?“ fragte Rebe die Frauen, und diese gestanden ihm einstimmig die Richtigkeit seiner Interpretation zu, baten ihn aber zugleich, doch ja ununterbrochen fortzufahren.

„Als der Kranz gewunden war, erhob sie sich und ging auf die Thüre des Gartensaales zu, hinter welcher die herrliche Gestalt verschwand.

„Das niedrige Werk des Lauschens hatte ich nun einmal übernommen — jetzt konnte ich es auch noch nicht aufgeben. Ein Cytisus senkte seine Blüthenzweige dicht an einem der Fenster des Saales herab. Auf einem Umwege kam ich dahin. Das Plätzchen war nicht schöner für mich zu finden. Gerade vor mir stand Clementine und befestigte den Kranz, welchen sie gewunden, um Werning's sehr ähnliches Bild. Die Thränen standen ihr dabei immer in den himmlisch blauen Augen.

„Als sie ihr Werk vollendet, setzte sie sich vor das Bild und sah es unverwandt an. Ihre Lippen bewegten sich leise. Ein bezauberndes Lächeln umschwebte ihre Züge. Hören konnte ich nichts, und gesehen glaubte ich genug zu haben. Ich verließ meinen Schlupfwinkel und ging zu der Thüre des Gartens zurück, um nun den geraden Weg zu gehen.“

„Als ich in die Nähe des Saales kam, blieb ich stehen, sah mich um und machte ein Geräusch.

„Sie gewahrte mich, sprang erglühend auf und wollte sich entfernen. Doch sie besann sich und kam auf mich zu.

„Ich begrüßte sie, und fragte nach dem Baron.

„Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß er auf einer Reise nach England ist,“ sagte sie sehr verbindlich.

„Dann habe ich eine sehr weite Reise umsonst gemacht, und die freudige Hoffnung des Wiedersehens umsonst genährt“ — sagte ich in anscheinendem Unmuth.

„Er wird es sehr bedauern!“ —

„Ohne Zweifel, mein Fräulein,“ versetzte ich zuversichtlich; „denn wo die Freundschaft so lange genährt, so treu erprobt ist, als zwischen uns, da muß solcher Zufall beiden Theilen gleich wehe thun.“

Sie sah mich jetzt forschend an.

„Ich heiße Rode, mein Fräulein,“ fuhr ich fort — „vielleicht ist Ihnen der Namen nicht fremd?“

„Rode?“ rief sie aus, und wieder malte ein hohes Erröthen die lieblichen, bleichen Züge, und verschönerte sie unendlich. „Rode? — o dann sind Sie mir zehnfach willkommen, ich weiß nur zu gut, wie meines Oheims Herz sie liebt.“

„Da reichte ich ihr die Hand. „Wir sind uns dann auch nicht mehr fremd — theuere Clementine,“ sagte ich, und diese Worte kamen aus dem Herzen, „dann sehen Sie mich als Ihren Freund an, und erlauben Sie mir, jede Förmlichkeit abzulegen, Sie mit dem schönen Namen: Clementine zu nennen, und — einige Tage mit Ihnen zu verleben — da ich nun einmal meinen Werning nicht finde.“

„O, da hätten Sie das liebe Mädchen sehen sollen! Eine Heiterkeit überstrahlte ihr Gesicht, die es noch reizender machte. Sie drückte mit rührender Freundlichkeit meine Hand und sagte: „Wie freue ich mich, Sie ganz so zu finden, wie Sie oft der Oheim mit der Freundschaft hoher Begeisterung schilderte.“

„Sie führte mich in den Saal.

„Aber wie erröthete sie, als ich, Werning's Bild erblickend, darauf zuging, und den bedeutungsvollen Kranz gewahrte.

„Du guter, edler Mensch!“ sagte ich, selbst lebhaft ergriffen — „ja Du verdienst, was dieser Kranz spricht: Ewige Liebe!“ —

„Wahrlich,“ fuhr ich zu ihr gewendet fort, „ich möchte Werning beneiden! Wer so in den Herzen der Seinen lebt, der hat das schönste Loos des Lebens gezogen.“

„Sie war unaussprechlich verwirrt, und stotternd sagte sie: „Er ist ja auch so gut!“

„Wohl ist er das, theuere Clementine,“ fuhr ich, von seinem Werthe lebhaft durchdrungen, fort. „Sie sollten ihn kennen, wie ich! Sie sollten in die Tiefe dieses reichen Herzens geblickt haben, sollten ihn unter den schwersten Prüfungen und Kämpfen gekannt haben, wie ich, und so lange wie ich — Sie würden dann bekennen müssen, daß er einer der Edelsten ist, die die Erde trägt.“

„Die Begeisterung riß sie hin. Ihr klares, großes Auge sah ohne Scheu in das meine — ich sah es, ich hatte mir ihr Herz, ihr Vertrauen ganz gewonnen. Als ich schwieg — sagte sie gerührt:

„Es thut mir so wohl, aus Ihrem Munde zu hören, was ich so tief fühle. — Glauben Sie mir, ich kenne sein edles Herz. Habe ich denn nicht tausende Beweise davon? Bin ich nicht, was ich bin, durch ihn? Und wenn etwas Gutes in mir ist, so ist es sein Werk!“ —

„Sie sprach diese Worte rasch und feurig — und doch stockte sie zuletzt und erröthete, als hätte sie zuviel gesagt.

„Ich drückte ihre Hand. Wir setzten uns nieder, wir plauderten von Werning. Ich erzählte ihr so manchen schönen Zug seines Herzens. Ihr Blick hing an meinem Mund, und manche Thräne rieselte über ihre Wangen herab.

„Ich trat dann zum Flügel. Einige der Lieblingslieder Werning's lagen da. Ich ergriff Mozart's herrliches „Vergißmeinnicht“ und legte es auf, und bat sie, es zu singen.

„Sie entschuldigte sich damit, daß sie jetzt nicht in der geeigneten Stimmung sei. Als ich aber in sie drang, als ich ihr sagte, daß mir Werning ihre wunderliebliche Stimme geschildert, und sie bat, sie möge einmal denken, sie sänge es ihm — da zauderte sie nicht länger, und sang mit tiefer Bewegung das Lied.

„Ich glaube fast,“ sagte ich, als sie geendet, „ein ähnliches Gefühl, als diese Worte und Töne es schilderten, erfüllt jetzt Wer-

ning's Brust — ich weiß, wie unendlich schwer es ihm wurde, sich von Ihnen zu trennen."

„Sie schlug das Auge nieder, und ein stürmisches Gefühl hob die jungfräuliche Brust.

„Ich mußte jetzt abbrechen. Nicht zu schnell wollte ich vorschreiten. Doch ich kannte jetzt das Terrain, auf dem ich agiren mußte, genug, um meines schönen Zieles gewiß zu sein.

„Sie entschuldigte sich nun, daß sie mich verlassen müsse — und ich ging in den Garten.

„Dort fand ich Werning's Reitknecht, den alten treuen Jakob, den ich in Paris bei ihm gefunden. Die treue Seele jauchzte laut auf bei meinem Anblick.

„Du hier, Jakob, und Dein Herr reiset?" fragte ich erstaunt.

„Ach, Herr Rode," sagte er, „der gute Gott weiß es am besten, was unserem Herrn ist. Er reiste allein ab, und versagte es mir streng, ihn zu begleiten. Es ist nicht mehr, wie es war," fuhr er fort, „er ist nicht glücklich, der gute Herr. Wir waren Alle immer so froh — das ist jetzt anders. Nur trüben Gesichtern begegnet man. Wir fragen uns Alle, und Niemand weiß warum. Ich habe oft an Sie gedacht, Sie vermögen so viel über ihn; aber ich wußte, sie wohnten zu weit entfernt." —

„Sieh, eben darum kam ich, Jakob, und Du mußt insgeheim, ohne daß Clementine etwas erfährt, heute noch Deinem Herrn nach."

„Aber um Gottes Willen, wir wissen ja nicht einmal, welchen Weg er nahm, da er mich von der nächsten Station zurücksandte!" —

„In Pyrmont findest Du ihn sicher. Dahin mußt Du. Rüste Dich sogleich und komme zum Prediger, dahin gehe ich eben, Dir einige Zeilen zu schreiben." Ich ging dahin, und Jakob eilte kopfschüttelnd von dannen, sich reisefertig zu machen.

„Bei dem Prediger schrieb ich Werning, daß ich hier angekommen sei, in der Hoffnung, in noch zu finden. Dinge von der größten Wichtigkeit habe ich mit ihm zu reden, darum müsse ich wünschen, daß er am 30. Juni auf der nächsten Station eintreffe,

wenn er es nicht verzöge, hierher zurückzukehren. Auf der schönen Höhe bei Hochkirchen wollten wir uns um drei Uhr an diesem Tage treffen.

„Jakob nahm den Brief und ritt weg. Es waren bis zum Dreißigsten noch zehn volle Tage, und ich konnte bis dahin gewiß am Ziele sein. Der Prediger wußte auch aus mir nicht klug zu werden. Er war ein sehr wackerer Mann, Werning von ganzer Seele ergeben und sein Freund. Darum glaubte ich ihn in das Geheimniß einweihen zu dürfen. Wie sah er mich so überrascht an, als ich ihm meine Eröffnungen gemacht!

„Wahrlich!" rief er aus, „so ist es! Sie haben tiefer geblickt, als wir Alle. Und glauben Sie, daß Clementine ihn liebt?" — fragte er angelegentlich.

„Ohne Zweifel," versetzte ich. „Darum eben kam ich hierher, um ihr das Herz zu prüfen, und schon jetzt glaube ich vollkommen überzeugt zu sein."

„Der Prediger sann eine Weile nach; „Sie können Recht haben," sagte er dann; „meine Frau ist Clementinens Freundin; sie sind an Jahren wenig verschieden, und sie sagte mir einst, sie glaube fast, daß Clementinens Liebe zu Werning mehr sei als Dankbarkeit und Verehrung!"

„O, Gott segne ihr schönes Bemühen," rief er dann plötzlich erfreut aus, „mit reichem Erfolg!"

„Ich kehrte nun in's Schloß zurück. Clementine, ihre Kammerfrau und ich aßen zusammen. Am Abend leistete uns die Prediger-Familie Gesellschaft. Werning war der Gegenstand aller unserer Gespräche, und der Prediger hob seine Verdienste um das Dorf in begeisterter Rede hervor. Clementine lauschte mit seliger Freude — dem Lobe.

„Und als der Prediger ging, flüsterte er mir in's Ohr:

„So glücklich sah ich sie seit Monaten nicht! Es gelingt — Gott segne sie!"

„Mit jeder Stunde wurde ich nun vertrauter mit Clementinen.

Ihr schönes Herz erschloß sich so arglos. Ich sah nur Werning's Bild auf seinem Altare. Nach einigen Tagen bat ich sie, mich auf die schöne Höhe zu führen, wo sie so oft Werning erwartet habe, wenn er von einer Reise zurückgekehrt sei.

„Sie erröthete — aber sie schlug es nicht ab. Sie nahm meinen Arm, und wir traten die Wanderung an.

„Die Aussicht oben war entzückend. Wir setzten uns auf das schwellende Moos, welches den Boden bedeckte — unter das Laubdach einer alten ehrwürdigen Eiche.

„Wenn er jetzt so plötzlich aus dem Gebüsche träte" — fragte ich, „wie würde Ihnen da zu Muthe sein?" —

„Wer?" fragte sie hastig und sah leuchtenden Blicks umher — den sie eilend wieder wehmüthig senkte, als er ihn nicht fand.

„Werning," erwiederte ich.

„O, ich würde ihm so gerne entgegen eilen!" versetzte sie mit hohem Erröthen.

„Wir sind jetzt so ungestört, liebe Clementine," hob ich an, „da muß ich Ihnen denn doch eine mir wichtige Frage vorlegen. War nicht Werning in der letzten Zeit sehr düster und schwermüthig?"

„Ach, ja," seufzte sie, „und wir hatten ihn ja doch Alle so lieb. Gott weiß es, was ihm war." Ihr Auge wurde feucht.

„Und ahnten Sie nie den Beweggrund seiner Reise? Lassen Sie uns offen, voll Zutrauen sein! Sie kennen mich und meine Liebe zu Werning und Ihnen." —

„Eine Gluth übergoß sie — ihr Herz pochte fast hörbar. Sie bedeckte ihre Augen mit beiden Händen — dann stieß sie die Worte heraus: „Ich weiß es nicht!" — und blieb in derselben Stellung. Ihre Glieder bebten, zitterten. —

„Glauben Sie mir, theuere Clementine," fuhr ich fort, „Ihr Wohl und das Werning's liegt mir am Herzen. Lesen Sie diese Briefe — dann geht Ihnen vielleicht ein Licht auf." Ich reichte

ihr Werning's Briefe an mich, und ging die Höhe hinab, sie allein zu lassen.

„Jetzt nahte die Entscheidung. So gewiß ich auch meiner Sache zu sein glaubte, so ergriff mich dennoch jetzt eine Unruhe, eine Bangigkeit, ein Zagen, das ich nicht beschreiben kann. Eine peinvolle Viertelstunde verlebte ich. Ich war keines Gedankens fähig.

„Endlich kehrte ich zitternd zu dem Orte zurück, wo ich sie verlassen. Lautlose Stille herrschte. Ich bog das Buschwerk auseinander. Welch ein Anblick erwartete mich! Da kniete Clementine, die Briefe Werning's an ihre Brust gedrückt, in heißen Gebeten. Ihr Antlitz strahlte von innerer Seligkeit, und doch rannen ihre Thränen.

„Leise zog ich mich zurück, und erst nach einer Weile kehrte ich wieder zu ihr.

„Unbeschreiblich ist der Ausdruck ihres Gesichtes. Das Glühen der jungfräulichen Scham, die Wonne, sich geliebt zu wissen, und doch wieder eine so innige Wehmuth sprach es aus, daß ich nicht weiß, welches von allen dreien das herrschende war.

„Sie reichte mir mit niedergeschlagenen Augen ihre Hand. Ich zog sie zum Sitze nieder. Da lehnte sie ihr Haupt an meine Brust und weinte laut.

„Was ist Ihnen, theuere Clementine," fragte ich bewegt, „hätte ich schweigen sollen?"

„O lassen Sie mich," bat sie. „Ich kann ja nicht reden, nicht sagen, was ich fühle!"

„Eine lange, stumme Pause folgte; dann hob sie ihr Antlitz zu mir.

„Ist es wirklich so?" fragte sie.

„O, Clementine, Werning's Herz liegt vor mir und Ihnen, wie der klare Himmel über uns. Ich beschwöre Sie, wenn Sie es vermögen, sagen Sie mir, finden Sie in Ihrem Innern ein entsprechendes Gefühl?"

„Da flüsterte sie ein leises, kaum hörbares: „Ja!"

„Freunde, da drückte ich das Mädchen, meiner selbst nicht mächtig, an meine Brust! Da jubelte ich: „Werning, Werning!“ rief ich aus, „Du Glücklicher, komm wieder an das Herz, das Dich liebt!“ Ich wußte nicht mehr, was ich redete, was ich that.

„Sie sah mich endlich verschämt an und fragte: „Darf ich die Briefe behalten?“

„Sie sind Dein, Clementine,“ rief ich aus, „denn sein Herz ist ja Dein. Gott Lob! der mir's in's Herz gab, hierher zu eilen!“

„Aber Werning,“ fragte sie leise, „wo ist er?“

„Er wird kommen, Clementine, in einigen Tagen. Ich habe, weil ich in Ihr Herz geblickt hatte, Jakob ihm nachgeschickt. Jetzt muß ich Ihnen Alles sagen: Sehen Sie, ich stand ungesehen hinter Ihnen, als Sie den Kranz um Werning's Bild wanden; ich hörte Ihre Worte, sah ihre Thränen, sah Sie vor dem Bilde stehen — und ich wußte genug, mehr als Sie. Da war mein Entschluß gefaßt, auch Ihnen über ihre heiligsten, Ihnen noch dunkelen Gefühle Ihre Augen zu öffnen, und zwei Herzen glücklich zu machen, die des Glückes so würdig sind. Herr, ich danke Dir, daß mein Streben gelang!“

„Da schlang Clementine ihren Arm um meinen Hals und weinte die Thränen der seligsten Empfindung an meinem Herzen, und ich nannte sie Schwester und sie mich Bruder, und auch unser Bund war geschlossen.

„Die Tage, die nun noch bis zum Dreißigsten hinflossen — waren Tage des reinsten Glückes, der heißesten Sehnsucht. Clementine blühte auf wie die junge Rose im Strahle der Morgensonne. Der Liebe Glück goß all seinen Zauber über sie. Ich verließ sie nun keinen Augenblick. Wir sprachen nur von Werning und seiner stummen, aufopfernden Liebe.

„So kam endlich der 30. Juni. Ich hatte einen geheimen Boten nach der Stadt gesendet. Werning war da.

„Nach Tisch — es war Werning's Geburtstag, bat ich Clementinen, sich zu schmücken. Sie lächelte erröthend, aber sie

that es. Ich ging in das Gewächshaus und schnitt zu des Gärtners Aerger eine der schönsten Myrthen zusammen, und wand ein Kränzchen daraus, welches ich wohl verwahrt zu mir steckte. Eine eben erblühende Moosrose pflückte ich für Clementinen. Werning's Bild war heute mit Rosen und Vergißmeinnicht umwunden. Ich wartete lange. Endlich kam sie. Ihr ganzer Schmuck war ein einfaches weißes Kleid mit einer himmelblauen Schärpe. Ich konnte mein Auge nicht von ihr wenden, so schön war sie. Die Moosrose steckte sie an die ungestüm wogende Brust.

„Wollen wir nicht den schönen Tag auf der uns so lieben Höhe feiern?" fragte ich sie.

„O ja," entgegnete sie, „die Aussicht ist so schön." —

„Nicht auch die Erinnerung?" fragte ich scherzend.

„Wir gingen. Es war etwa zwei Uhr Mittags, als wir ohnweit der Fläche auf der Höhe anlangten.

„Nur einen Wunsch hätte ich heute," sagte ich leise zu ihr.

„Und der wäre?" fragte sie.

„Daß wir Werning da oben fänden."

„Sie sah mich mit ängstlicher Freude an.

„Ich zog sie fort. Wir kamen oben an. „Bleiben Sie einen Augenblick hier, liebe Clementine," sprach ich — und ging etwas voraus. Ja, da saß er, bleich und düster, das Haupt in die Hand gestützt, am Stamme der Eiche. Ich winkte ihr. Zitternd nahte sie. Ich wies ihr Werning.

„O Gott!" rief sie aus und hielt sich krampfhaft an meinem Arm. — Dann flog sie wie ein Reh durch die Büsche auf ihn zu — und blieb erbleichend einige Schritte vor ihm stehen.

„Er fuhr auf — und sah sie an wie ein Wesen höherer Art — ohne Leben schien er zu sein.

„Und nun trat ich hervor. „Werning!" rief ich, „Glücklicher, verschmähest Du das Angebinde, das ich Dir bringe?" —

„Da erwachte er aus der Erstarrung.

„Sie ist Dein, sie liebt Dich ja, komm, komm an ihr Herz!"

rief ich — da eilte er auf sie zu. Da lag sie an seiner Brust, und der Wonnekuß der glücklichen Liebe besiegelte ihren Bund.

„Mir gingen die Augen über, und meine Brust war zum Zerspringen voll, und doch war ich so glücklich.

„Ich setzte nun auf Clementines Locken den Myrthenkranz. Sie sah es, und verbarg an Werning's Brust ihr Gesicht. — Dann ging ich und ließ sie allein.

„Wie war es so anders, als ich wiederkam! Da lag die Braut an seiner Brust — Küsse der Liebe gebend und nehmend, und der ganze Himmel der Liebe war in ihrem Herzen. Jetzt öffneten sie ihre Arme und umschlangen mich und sagten: „Sei Du der Dritte in unserem Bunde! Du Gründer unseres Glückes!"

„Wir kehrten nun nach Hochkirchen zurück.

„Als ich am anderen Morgen aufstand und an's Fenster trat, sah ich sie schon Arm in Arm lustwandeln im Garten und kosen — ich öffnete das Fenster und rief hinab:

„Vergißt Du denn ganz, Werning, daß ich mit Dir nach England zu reisen hierher kam?" —

„Clementine drohte mir mit ihrem niedlichen Zeigefinger, und Werning schlang seinen Arm um sie und rief herauf: „Ich bin ja im Lande der Engel und der Seligen!" —

„Lassen Sie mich," sprach nun Rode zu uns, „schnell endigen. Die glücklichste Heirath folgte, und noch heute und mit jedem Tage mehr, sagt Werning, daß nur Liebe wahrhaft beglücke, und sie die Erde zum Himmel umwandle.""

Mit dem regsten Interesse und der angestrengtesten Aufmerksamkeit waren wir Rode'n bei dieser Erzählung gefolgt; aber Niemand mehr als ich, der ich Werning so innig liebte, und mich nun seines Glückes so innig freuen konnte. Rode war heiter geworden, ja fröhlich. Das Bewußtsein — hier zwei Herzen beglückt zu haben — leuchtete aus seinem Auge.

Mein Oheim schenkte die Becher voll perlenden Weines, und

brachte einen Toast aus: „Dem bravsten Kuppler, den ich je gefunden!"

Ein herzliches Lachen erhob sich, und Jeder trank auf Rode's Wohl den Becher leer. — „Und noch einen," rief der Oheim: „Werning und seiner Clementine! Möge ihr Glück blühen!" Ebenso freudig wurde auch dieser aufgenommen.

„Für heute," sagte Rode nun, „ist mein Gemüthe zu voll freundlicher Eindrücke, als daß ich Ihnen die zweite meiner Heiraths-geschichten erzählen könnte!" Unter herzlichem: „Gute Nacht!" schieden die Freunde. —

Am anderen Abend versammelten sich Alle wieder, und sie konnten es kaum erwarten bis Rode kam. Amalie allein war ernst gestimmt. Schon am Morgen glaubte ich Spuren einer durchwachten und durchweinten Nacht gefunden zu haben. Sie mochte wohl die glückliche Liebe Werning's und Clementinens mit der ihrigen verglichen haben. Ich dachte mir es wenigstens so, und fühlte das innigste Mitleid mit der Dulderin. Sie blieb in dieser schwermüthigen Stimmung. Auch meine Bemühungen, sie zu erheitern, blieben fruchtlos, und so war auch ich heute nicht heiter gestimmt. Wo Amalie trauerte, da konnte ich nicht froh sein!

Rode kam.

„Es tritt beinahe dasselbe Verhältniß wieder ein, wie gestern," hob er an, „es ist ja die Geschichte wieder eines unserer Freunde, die ich erzählen will — lieber Carl, darum für Dich besonders; jedoch hoffe ich, auch Ihnen wird sie nicht uninteressant sein als Seitenstück oder besser Vis à vis zu der Wernings.

„Gewiß erinnerst Du Dich noch oft des heiteren Wamschleder, Carl? — Er war ja auch Einer aus unserem Freundschaftsbund — obwohl ganz verschiedenen Temperaments von uns Dreien. Leicht beweglich an Geist und Gefühl schien fast französisches Blut in seinen Adern zu rollen. Er hatte sich der Jurisprudenz gewidmet, und obgleich er, wie Du weißt, nicht viel arbeitete, so besaß er doch, als er die Universität verließ, einen soliden Schatz von Kenntnissen, die

ihm eine schöne Laufbahn verhießen. Wo Andere nur mit mühsamem Fleiße sich Kenntnisse erwarben, erhaschte sie Wamschleder's Talent gleichsam im Flug, und dennoch hielt sie sein Geist mit seltener Beharrlichkeit fest, und was er einmal wußte, vergaß er nicht wieder. Sein Herz war edel und gut, und die muthwilligen Streiche, die er oft in seiner Ausgelassenheit beging, waren mehr Früchte seines jugendlichen Uebermuthes, als eines bösen Herzens. Was ihm aber oft von uns zur Last gelegt wurde, war seine Flatterhaftigkeit. Alle Mädchen in Göttingen kannte er, und es war wohl keine da, die nur irgend auf Reize Ansprüche machen konnte, in die er nicht verliebt gewesen wäre. Hatte ihn solch ein schönes Lärvchen bestrickt, dann war er von ihr begeistert. Es gab keine Göttin der alten Mythologie, mit der er sie nicht verglich, und schwur, er werde sie bis zum letzten Athemzuge lieben. Er brachte ihr Ständchen, dichtete Sonnetten — war, mit einem Worte, verliebt bis über die Ohren.

„Wer indessen diesen Gefühlen die Ewigkeit zugetraut hätte, die er ihnen beimaß, der würde sich durchaus getäuscht haben, denn meist nach sechs oder acht Wochen war es eine Andere, die ihn ebenso bethörte und in einen gleichen Enthusiasmus versetzte. Werning war es besonders, der ihn darüber oft hart und bitter tadelte, und ihm in prophetischer Voraussicht sagte, er werde nie ganz glücklich durch ein weibliches Wesen werden, ja er bedauere das Gemüth, das ihm einst in wahrer Liebe sich zuwende. Diese Bemerkungen thaten jedesmal Wamschleder's Herzen wehe; aber er grollte dennoch nie den tadelnden Freunden — obgleich der Tadel ihn auch nicht besserte.

„Er verließ die Universität mit uns, und nie hörte ich wieder etwas von ihm, bis vor zwei Jahren ein Zufall mich ihn wiederfinden ließ.

„Meine durch vielfache Leiden erschütterte Gesundheit nöthigte mich damals, die Bäder von Töplitz zu gebrauchen.

„Eines Tags, es war in der größten Hitze des Juli, saß ich

in den Anlagen im Schatten eines Baumes. Schon war die größte Hitze des Tages vorüber, und allmälig füllten sich die reizenden Anlagen mit Lustwandelnden an. Ich hatte meinen Sitz so gewählt, daß ich Alle, die die Allee heraufkamen, wohl in's Auge fassen konnte. Bald wogte es herauf und hinab, und eben dieses Wogen und die seltsame Mischung von Menschen so vieler Nationen, und das Beobachten ihrer Eigenheiten und Sitten — das Studium der einzelnen Gesichter und die Enträthselung dieser Hieroglyphenschrift — gewährte mir eine höchst interessante Unterhaltung. Was mir aber besonders auffiel, war, — daß ich unter der Menge auch nicht einen Bekannten traf. Eben, als ich diese Bemerkung machte, gab es in dem starken Zug eine Lücke, und ich sah in einiger Entfernung ein kleines Männchen daher kommen, dessen Aussehen kränklich war, und doch war Alles an ihm Leben und Bewegung, indem er mit einem Herrn sprach, der, sein absoluter Antipode, phlegmatisch wie ein Holländer an seiner Seite schritt, und behaglich und langsam die stämmigen Beine fortsetzte. Ich faßte ihn genau in's Auge, und als er näher kam, schienen mir die Züge wohlbekannt, indessen wußte ich mich ihrer doch nicht genau zu erinnern.

„Ich schien das Männchen auch zu interessiren, denn er zog eine Lorgnette hervor und beäugelte mich.

„Ich sann nach, wo ich ihn wohl konnte getroffen haben. Plötzlich aber sprang er auf mich zu und rief, mich umarmend: „Sehe ich Dich denn doch noch einmal wieder, Rode!?" —

„Jetzt, da ich seine Stimme hörte, kannte ich ihn — es war Wamschleder. Er ließ seinen Phlegmaticus fahren und blieb bei mir.

„Seine Freude war sehr groß. Zwölf Jahre lagen zwischen unserer Trennung und diesem Wiedersehen. Wie viel gab es da zu fragen nach so Manchem. Seine erste Frage war nach Dir, Carl, und nach Werning. Seine Fragen strömten noch mit eben der Schnelle über die Lippen, wie einst in jüngeren Jahren, und ich konnte sie unmöglich mit eben der Schnelle beantworten, mit welcher er sie mir stellte. Diese Lebhaftigkeit seines Geistes schien

mir jedoch nur ein meteorartiges Aufflammen zu sein; denn bald kehrte er in den Gleis der Ordnung und ruhigeren Haltung zurück. Er ergriff meinen Arm, um mit mir in eine entlegenere und einsame Partie der Anlage zu gehen, wo wir ungestört uns einander mittheilen konnten.

„Dort betrachtete ich mir ihn recht. Er war hektisch, und man sah das allmälige aber nichtsdestoweniger schnelle Schwinden aller Lebensgeister und Lebenskräfte. Wamschleder schien nie Anlage zu dieser schrecklichen Krankheit gehabt zu haben. Ich äußerte dem Freunde mein Befremden über sein leidendes Aussehen. — Er drückte meine Hand mit Innigkeit.

„Robe," sagte er, „wenn das schönste Band des Herzens zum Fluche des Lebens wird — und der Pesthauch des Unglücks jede Blüthe im Keime schon vergiftet, wunderst Du Dich dann noch, daß auch der kräftigste Mensch zuletzt erliegt, und wie der vom Blitze zerschmetterte und vom Hagel vollends zerschlagene Baum da steht — verwittert und zuletzt erstirbt?" —

„Ich sah ihn betroffen an. „Ist das die Schilderung Deines Lebens und Seins, armer Freund?" —

„Sie ist es," antwortete er seufzend. „Laß mich Dir die Geschichte meines Lebens und meiner Leiden erzählen, vielleicht, daß es mir leichter um's Herz wird."

„An meiner Seite setzte er sich nieder und begann:

„Mit den schönsten Aussichten für die Zukunft verließ ich die Universität, um in den Schoos meiner Familie zurückzukehren. Ein gutes Examen eröffnete mir eine schöne Laufbahn in meinem Vaterlande, das, wie Du weißt, einer der kleinen deutschen selbstständigen Staaten ist. Nachdem ich etwa ein halbes Jahr in meiner Vaterstadt praktizirt hatte, wurde ich zum Assessor unseres Hofgerichts ernannt, und somit in die Residenz versetzt, wo mancher neidische Blick auf den jungen Assessor fiel, der älteren und verdienstvollen Männern vorgezogen worden war — weil — der Herr Präsident jenes Gerichts seinem reichen Vater eine horrente Summe durch

Abkauf eines Rittergutes schuldig geworden, und dermalen insolvent war. — Ich gestehe Dir das mit Erröthen. Aus dem Grunde wollte ich jene Stelle nicht annehmen; aber Vater und Mutter baten, und das einzige Kind wollte sie nicht kränken, fühlte sich auch ungemein geschmeichelt durch den schönen Titel „Herr Hofgerichtsassessor" und die damit als Appendix verbundenen krummen Rücken der Unterbeamten.

„Ich zog mit den schönsten Erwartungen in die Residenz, machte meine Visiten, wurde mit gleißender Artigkeit empfangen — überaus aber honorirt im Hause meines Gönners, des Präsidenten, — der mich sogleich bat, doch ja auf der diesen Abend statthabenden Redoute zu erscheinen. Seine Familie sah ich nicht, da ein Besuch sie entfernt hatte.

„Der Abend kam. Ich nahm einen Domino und fuhr hin. Von tausend Lichtern flimmerte der ungeheuere Saal. Eine wogende Menge interessanter Masken trieb sich herum in dem gewöhnlichen Maskenspiel. Ich mischte mich unter sie. Eine aber zog allein meine Blicke auf sich. Es war ein bulgarisches Mädchen. Der seltsame Putz, so recht geeignet, die schönen Formen eines weiblichen Körpers hervorzuheben, machte sie zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Sie verdiente es auch. Nie sah ich eine schönere Gestalt. Junonische Haltung und die Formen einer Venus! Welch ein Fuß, welche Hand, welche Locken! Rode — ich war begeistert."

„Wie immer, wenn Du ein schönes Mädchen sahst!" versetzte ich lächelnd.

„Nein, Rode, so nie wie damals. Ich folgte der schönen Bulgarin wie ihr Schatten. Sie sah es und schien es gerne zu bemerken. Auch den Präsidenten fand ich, dem ich mich zu erkennen gab. Auch die Bulgarin schien er zu kennen und flüsterte ihr etwas zu. Es schien mir, als sei sie seitdem freundlicher gegen mich.

„Bald begann der Tanz. Ich tanzte mit der Bulgarin. Ich glaube, ich habe nie mit größerer Lust getanzt; denn nie hatte ich eine solche Tänzerin gefunden, aber alle meine Bitten, sich zu

demaskiren — blieben fruchtlos, bis endlich — Alles sich demaskirte.

„War ich durch die Gestalt bezaubert, so vollendete das schöne Gesicht meine Verzauberung. Erst jetzt wurde sie mir als die Tochter des Präsidenten vorgestellt.

„Daß ich ihr Tänzer blieb für den Abend — war natürlich, und daß ich ihr nicht gleichgültig war — hatte ich bald weg. Wie ein Seliger kam ich heim. —

„Am anderen Tag empfing ich eine Einladung zu dem Präsidenten. Mir lächelte das Glück. Nur Julien sah ich, nur Julien dachte ich. Einen der schönsten Tage meines Lebens verlebte ich dort. Wir musizirten. Julie spielte und sang wie ein Engel. Wir sprachen über Kunst. — Julie malte mit Geschmack und Talent. Wir sprachen über Literatur. — Julie war bewandert in allen Fächern. Ihr Urtheil war treffend und scharf; ihr Witz fein, und welch eine Tiefe des Gefühls offenbarte sie, welche edle Grundsätze, welche strenge Grundsätze, wie religiös ihr Gemüth, wie liebevoll ihr Urtheil über Andere! Sieh, Rode, so lernte ich sie lieben, bewundern, anbeten — Alles im Lauf eines halben Monats. Und dieses Herz liebte mich so innig!

„Nach Verlauf noch eines halben Monats war Julie — meine Braut. Wir wurden feierlich verlobt im Kreis einer sehr glänzenden Gesellschaft. — Dieser Tag war der letzte meines reinen Glücks.

„Ein langer Brautstand soll, so hörte ich oft sagen, nie gut sein. Ich habe durch die Erfahrung es bestätigt gefunden. Bei allen Vorzügen Juliens endeckte ich bald Fehler — Unwahrheiten. So zum Beispiel waren die Bilder, welche sie vorzeigte, nicht die ihrigen — ihre Kenntniß der Literatur nur äußere Schminke — ihre treffenden Urtheile — auswendig gelernte Formeln, zusammengetrommelt aus der Kritik der Tagesblätter. — Erschien sie mir früher als gefühlvoll — ich lernte sie jetzt als hartherzig — als kalt, berechnend, gefühllos kennen. Hielt sie früher viel auf äußeren

Wohlstand — jetzt erkannte ich sie als nachläßig — o, Rode — jeder Tag gebar neue Fehler, neue Mängel — neuen Kummer!

„Mein Unglück wurde voll, als ich mehr in der Stadt bekannt wurde, und nun Juliens bösen Charakter auch von Anderen schildern hörte.

„Jetzt kam eine Verwandte Juliens in's Haus. Eine sanfte Engelseele — ein Wesen, das alle Tugenden besaß, die Julie nur zu sein schien.

„Jetzt erst lernte ich, was Liebe war. O, die ich zu Julien fühlte, war es nicht. Ich war verblendet! O, mein Gott! das Glück meines Lebens — ja, ich fühle es, mein Leben selbst ist der Preis! —

„Er versank in ein schwermüthiges Nachdenken. Ich fühlte das tiefste Mitleid mit dem Armen, an dem Werning's Prophezeihung so schrecklich eingetroffen war.

„Nach einer Weile fuhr er fort: „Nun erst, als Julie mein keimendes Gefühl für Wilhelminen sah, wurde sie, was sie noch ist — der Teufel!! —

„Wilhelmine, das edle, sanfte, engelgute Wesen, mußte erfernt werden, und ich wurde Juliens Gatte. Es schien Alles vergessen; aber auch das war nur Schein. In meinem Innern zerrissen, lebte ich meine Tage — von Julien gemartert. Ich wurde befördert — durch ihren Vater. Ich hänge an goldener Kette, Rode, und mein Dasein ist verpestet.

„Mit jedem Jahre wird sie schlimmer. Ihr Geiz, ihr Eigensinn, ihre Eifersucht, mit der sie mich fast zu Tode quält, wächst. Wilhelmine ist nicht mehr. Sie starb, weil — eine unglückliche Liebe ihr Herz gebrochen hatte. Auch meine Kräfte sinken. Bald — bald" — sagte er prophetisch, „wird auch mein Leben sein Ende erreichen, und mit ihm mein Unglück!"

„Die hellen Thränen standen in seinen Augen. Ich fühlte tiefes Mitleid. Mit all' der ihm eigenen Innigkeit schloß er sich nun an mich an. Wir verlebten noch einige Wochen miteinander. Er nannte sie die glücklichsten seines späteren Lebens. Als wir schieden,

nahm er tiefgerührt Abschied für's Leben von mir. — Nachrichten, die ich später empfing, bestätigten seine Ahnungen. Als die Blätter herabfielen und das Leben in der Natur zu welken begann — welkte auch er. Schon ist der Hügel eingesunken, unter dem der unglückliche Mann ruht. Ich kam durch die Stadt, wo er lebte, und an seiner Ruhestätte brachte ich ihm ein Todtenopfer. Julie log ihm im Tode noch Liebe — denn ein prunkvoller Leichenstein spricht den Schmerz der Wittwe aus, den sie schwerlich fühlte, da sie ein frivoles Leben führt und mit den Reichthümern ihres Gatten schwelgt, während sie ihn durch Geiz gequält. Ob sie auf's Neue das Netz dadurch ausspannen will? — Ich vermuthe es!" —

Er schwieg, und eine düstere Stimmung bemächtigte sich Aller. Das Schicksal Wamschleder's hatte zu große Aehnlichkeit mit dem Amaliens, — als daß nur Jemand gewagt hätte, ein bitteres Urtheil zu fällen. Mir lag auf dem Herzen eine Centnerlast; — denn ich sah, wie in Amaliens Herzen ein unsäglicher Schmerz wühlte, und wie sie die Thränen so gewaltsam zurückhielt, die hervorzubrechen drohten.

Rode war seltsam bewegt.

„Und nun," begann er endlich, „lassen Sie mich die Trilogie vollenden!

„In B . . . . lebte eine glückliche Familie. Sie bestand aus Vater, Mutter und einem Sohne — der Eltern Liebling. Ich kannte ihn sehr gut und liebte ihn — — er war gut. Alles, was treue Eltern, denen die Mittel in ziemlicher Ausdehnung zu Gebote standen, vermochten, wurde auf Heinrich's Bildung verwendet. Aber nicht wie die anderen Jünglinge war er froh — ein düsterer, ernster Sinn zeichnete ihn aus, und nur in einzelnen Momenten konnte er recht froh sein, — sie waren aber sehr selten in seinem Leben, und war er einmal recht vergnügt, dann erschrack er oft mitten in der Freude, weil es ihm war, als müsse das Unglück nahen, wenn er sich gefreut. Und so war es. Ein finsteres Geschick waltete über ihm und an jeder seiner Freuden nagte der Wurm des Verderbens.

Die Eltern waren trostlos über die unheilvolle Richtung, welche des Jünglings Gemüth nahm. Befreundete, theilnehmende Menschen gaben den Rath, er solle reisen. Schwer wurde der Entschluß den liebenden, besorgten Eltern; indessen brachten sie das Opfer, und Heinrich reiste ab, selbst hoffend, daß es besser mit ihm werde. Er durchreiste Italien, England und Frankreich, und wirklich genaß sein Gemüth. Er wurde heiterer, fröhlicher in der Fremde, und wie er an Erfahrungen und Kenntnissen gewann, so auch an Lebenslust. Nach drei Jahren, die er in der Ferne gelebt, erwachte doch die Sehnsucht so lebhaft nach der Heimath und den theuren Eltern, daß er sie nicht mehr besiegen konnte. Er verließ das schöne Verhältniß, in welchem er mit gebildeten Deutschen in Paris gelebt, und kehrte nach dem Norden zurück.

„Hohe Freude erfüllte sein Herz bei dem Gedanken an das Wiedersehen seiner Eltern; allein das finstere Geschick war nicht müde geworden, ihn zu verfolgen. Er kam an in B...... ch, an dem Tage, an welchem sein Vater beerdigt wurde, und fand die theure Mutter in den letzten Zügen. Nach drei Tagen starb auch sie, nachdem durch des Sohnes Rückkehr noch einmal das Leben in ihr aufgeglüht war, dann aber um so schneller erlosch. Allein stand er nun in der Welt da, und mehr als jemals kehrte seine finstere Stimmung zurück, und nahm nun eine mehr religiöse Richtung. Man nahm allgemein den wärmsten Antheil an dem Leidenden. Jeder bemühte sich, ihn dem Leben wieder zu befreunden. Nach unsäglicher Mühe gelang dies endlich einem der edelsten Männer B...... chs, indem er ihn mehr den Wissenschaften zuwandte. Nach einem Jahre besuchte er eine Universität, und lebte hier drei Jahre im Umgange mit edlen Jünglingen, deren Liebe und Freundschaft ihn dem Leben und dem edleren Lebensgenusse wieder befreundete. Es waren die glücklichsten Tage seines Lebens. Harmlos flossen sie dahin wie ein Silberbach durch blumenbekränzte Ufer.

„Als er die Universität verließ, tagte Deutschlands Auferstehungs-gen. Preußens Volk erhob sich, von einer Begeisterung durch-

glüht, wie sie kaum edler und größer die Geschichte eines Volkes aufzuweisen hat. Da fiel auch in seine Seele der zündende Funke. Glühender Haß gegen den Dränger und Unterdrücker seines Volkes erfüllte ihn. Er ergriff muthig das Schwert und kämpfte in den Reihen jener edlen Streiter. Neues Leben durchdrang ihn jetzt. Das erloschene Feuer der Jugend flammte auf mit aller Gewalt, wie es in einem tiefbfühlenden Gemüthe nur flammen kann.

„Glücklich wurde der Feldzug vollendet — heiter, und gleichsam ein anderer Mensch, kehrte er heim. Er hatte für das Vaterland geblutet — nun gehörte er ihm, seinem Volke, wieder an, und freudig ergriff ihn das neuerwachende geistige Leben, freudig die auflebende Religiosität seines Volkes. Er trat in das thätige Leben ein. Weit in den Norden rief ihn sein Beruf. Kaum aber, daß er heimisch geworden in den neuen Verhältnissen — da kehrte der Erbfeind seines Vaterlandes wieder von Elba auf Frankreichs Boden zurück, und auf's Neue erwachte in ihm die alte Kriegslust wieder.

„Mit Bewilligung seiner Vorgesetzten verließ er seine Stelle, und trat auf's Neue auf den Schauplatz des Kriegs, und als er beendet war, kehrte er mit dem siegreichen Heere heim. Die Achtung seiner Oberen war eine vollgiltige Empfehlung, und das Vaterland blieb den Lohn nicht schuldig. Eine ausgezeichnete Stelle in Schlesien wurde ihm übertragen.

„Der neue Beruf nahm den ganzen Menschen in Anspruch. Nur seltene Stunden konnte er dem Umgange widmen. Als aber einmal der Weg betreten, als er heimisch geworden war in dem neuen Berufskreis, und die angehäufte Arbeit des saumseligen Vorgängers hinweggearbeitet war, da wurden sie ihm öfter zu Theil, und er konnte mit den gebildeten Familien der Stadt in freundlicheren Verkehr treten.

„Heinrich hatte weite Reisen gemacht, an vielen Orten gelebt — aber nie kam Liebe in sein Herz, und was ihn in der Ferne geflohen, fand er hier. Er lernte die Liebe kennen.

„Nahe bei seinem Wohnorte lebte eine angesehene Familie auf

einem schönen Landgute. Dort lernte er Louisen, die Nichte des Gutsbesitzers, kennen, und das liebenswürdige Mädchen flößte ihm die innigste Liebe ein. Er liebte und wurde mit seltener Innigkeit geliebt. Lange blieb dies schöne Band der Herzen Geheimniß. Heinrich aber, gewohnt den Weg des rechtlichen Mannes zu gehen, warb um Louisen. Doch wie erstaunte er — von diesem Augenblick an war das Verhältniß zwischen ihm und Louisens Oheim ein anderes geworden. Kalt und abstoßend nahm man seine Bewerbung auf. Louise war arm — aber sie war die Erbin ihres Oheims, von ihm adoptirt. Bald stellte sich der Grund heraus. Louise war Katholikin, Heinrich Protestant, und der Oheim ein strenger, in religiösen Dingen hartnäckiger und unduldsamer Mann.

„Man gab Heinrich zu verstehen, daß nur dann etwas aus der Verbindung werden könnte, wenn er alle seine etwaigen Nachkommen in der Religion Louisens erziehen lassen wolle.

„Das Undelikate dieses Anmuthens empörte Heinrichs Gemüth. Er verwarf mit bitterem Unwillen die Anträge, und der Oheim brach das Verhältniß ab. Aber die Liebe lebte und grünte, und die Grillen der Menschen und ihr Fanatismus konnten sie nicht ertödten. Louise litt unendlich durch ihres Oheims fanatische Gesinnung. Ihr war das wahre Wesen des Katholicismus klar geworden in seiner Einheit mit dem Protestantismus — im christlich frommen Glauben, Hoffen, Lieben. Der Eigensinn des Alten wurde Starrsinn, und ein Leben voll Leid und Schmerz war Louisens Loos. Sie sahen sich nur selten, die Liebenden, und nur schriftlich konnte das Herz zum Herzen reden, und ewige Treue gelobten sie sich. Mit des Oheims Starrsinn wuchs Heinrichs Festigkeit, und er glaubte seinem Glauben eine Schmach zuzufügen, wenn er nachgebe.

„Glaube man ja nicht, daß darum seine Liebe keine innige und starke gewesen sei! Bei einer Denkart, wie sie Heinrich hegte, war jene Lauheit in Glaubenssachen, die sich schmiegt, wenn es ein Interesse, sei es des Herzens oder des gemeinen Lebens, gilt, nicht denkbar. Wohl wünschte er, daß Louise sich lossage von den Ihren,

und ihm als freie Herrin ihres Herzens und ihrer Hand zum Altare folge; — aber Louisens kindlicher Dankbarkeit war diese That entsetzlich. Sie konnte den Entschluß nicht fassen. „Soll ein Fluch auf unserer Liebe lasten?“ sprach sie in Thränen zerfließend; „können wir glücklich sein, wenn wir mit diesem Bewußtsein leben?“ — Heinrich mußte Louisens Gesinnung achten und ehren — und es blieb ihnen nichts übrig, als ihre Liebe, das süße Heiligthum des Herzens, im Innern zu verschließen und auf glücklichere Tage zu hoffen. Jahre flossen dahin, und nichts änderte sich. Ihre Liebe war rein und edel, darum blieb sie ewig jung und frisch, auch unter diesen so drückenden äußeren Umständen. Ihre einzigen Freuden waren ihre Briefe — ihr höchstes Glück sich einmal zu sehen.

„Da endlich schien das Geschick versöhnt. Louisens Oheim starb. Die Tante, eine gute, sanfte Frau, gab gerne ihre Einwilligung, und die Seligkeit der Treuliebenden kannte keine Grenzen. Louise wurde Heinrichs Gattin. Die ganze Stadt nahm freudigen Antheil an dem Glücke so lange geübter und treu erprobter Liebe. Heinrich und Louise fuhren nach der Stadt, um dort sich von dem protestantischen Pfarrer im Tempel, wie es Heinrich wünschte, trauen zu lassen. Viele Freunde folgten. Nach der Trauung fuhr man nach dem Landhause zurück. Der Weg führte über eine steile, felsige Höhe. Arm in Arm und Brust an Brust saßen die Neuvermählten in dem Wagen, und träumten von künftigen seligen Tagen. Da wurden die Pferde plötzlich durch einen aufstehenden Bettler scheu; — da reißen sie den Wagen auf die Seite, da stürzt der Wagen mit fürchterlicher Gewalt auf die Seite, wo zackiger Fels vielarmig zu Tage liegt. Enger drückt Heinrich in stummem Entsetzen die Geliebte an sein Herz. Der Wagen schlägt gegen die Erde, und ein Schrei des heftigsten Schmerzes tönt aus Louisens Mund in das Geklingel der zerschmetterten Glasfenster des Wagens hinein. — Ein Splitter des Glases war durch Louisens Auge tief in den Kopf gedrungen, und nach drei Tagen hatte sie ausgelitten.“

„Rode war furchtbar erschüttert von der Erzählung, und uns

Alle ergriff die Art, der Ton, mit welchem er sie erzählte, auf's stärkste. — Sein Haupt sank in seine Hand, und lange saß er so, und die Thränen rannen und träufelten auf den Boden. Wir ahneten, es sei seine eigene Geschichte, die er kurz und schmucklos erzählt, und ein inniges Mitleid erfüllte jedes Herz. Niemand wagte zu reden.

Nach einiger Zeit ermannte sich Rode und fuhr fort: „Seitdem war sein Leben nur Nacht, sein Dasein verödet, sein Herz gestorben." —

„Und neigte es sich nie wieder freundlich dem Leben zu?" fragte tief bewegt eine edle Frau den Erzähler.

„Ach," sagte er „noch einmal ging ihm ein Stern auf — aber er war nur in neblichter Ferne. — Noch einmal nahmen ihn edle Menschen liebend an ihre Herzen, und der Schmerz wurde weicher, sanfter — aber auch aus ihrer Mitte ruft ihn sein feindseliges Geschick — er muß scheiden — er muß! Lebt wohl," rief er leidenschaftlich, „und denket mit Mitleid an ihn!" —

Er ergriff rasch seinen Hut und eilte hinaus.

Ein lautes Schluchzen folgte diesem Auftritte. Jedes Herz fühlte das unsägliche Leiden des trefflichen Rode, fühlte es tiefer noch, weil jedes ihn liebte. Aber die Beziehung jenes Sternes, der ihm in neblichter Ferne aufgegangen — ahnete nur ich — und bedauerte ihn um so mehr. — Stille und traurig schieden Alle an diesem Abend, doch Niemand ahnte, was folgen würde.

Am anderen Morgen frühe ging ich zu Rode. — Er war — abgereist, und sein Wirth gab mir diese Zeilen:

„Ich scheide, ohne Dich noch einmal an mein Herz gedrückt zu haben, Freund meiner schöneren Jugend! hadere nicht mit mir — ich konnte ja nicht — es war mir zu schwer. Mit wundem Herzen kam ich hierher — mit wundem scheide ich wieder; aber doch die schönsten Tage meiner Leiden habe ich hier verlebt — lernte noch einmal das Leben wünschen, um es noch einmal von seiner Nachtseite kennen zu lernen. Du ahnest, was ich fühle.

Lebe wohl! Bete zu dem Allgütigen, daß bald mein Engel seine Fackel sende! Sage auch ihnen Lebewohl, die mir so wohl wollen!

R."

Das hatte ich nicht erwartet. Noch nie war ich so betroffen, als von Rode's plötzlicher Abreise. Ich hielt den Brief in der Hand und stand sprachlos da.

Auch der Wirth war bewegt. „Er war so gut," sagte er, „und die Armen erhielten so viel von ihm; — es wird noch manches Auge hier um ihn weinen."

„Du edler, guter Mensch," rief ich aus, als ich allein war, „ja, Dir ist des Grabes Ruhe die größte Wohlthat!" —

Ich kehrte heim und erzählte ihnen das unerwartete Scheiden Rode's. Er that ihnen Alle weh, und ihre Thränen und ihre Segenswünsche folgten ihm nach, und in ihren Herzen stand sein Andenken geschrieben. Noch einige Abende sprach man im lieben Freundeskreise nur von Rode. Niemand mehr als Amalie war seine warme Lobrednerin.

Aber ach! ein neues schreckliches Ereigniß verdrängte bald des Freundes Andenken. Amaliens Gatte kehrte krank heim und starb nach einigen Monaten an einem schleichenden Fieber. Ach, wie duldete sie von den Launen dieses Menschen, und doch trug's der Engel so stille, und nie kam eine Klage über ihre Lippen.

Eine verwüstete Jugend, ein schnell gelebtes Leben rächte sich durch langsames, qualvolles Sterben an ihm.

Amalie trauerte aufrichtig. Sie hatte ihn ja geliebt. Mein Oheim faßte meine Hand und sagte: „Der Herr weiß am besten, was uns gut ist! Er hat es wohl gemacht!"

Ich blieb noch bis zum Frühling. Ich fühlte es, ich mußte scheiden um meiner Ruhe willen. Amalie schien es mit Trauer aufzunehmen, als ich davon sprach, Werning zu besuchen. — Doch ich ging.

Selige Tage lebte ich bei dem Glücklichen. Ja, Rode sagte die Wahrheit — seine Clementine war ein Engel. Hier sah ich

der Liebe Glück — und Amalie trat wieder mit allem Strahlenglanz ihrer hohen, reinen Weiblichkeit vor meine Seele, und eine lebendige Sehnsucht ergriff mich nach ihr, der Heißgeliebten, die nun wieder Herrin ihres Herzens und ihrer Hand war. —

Als ich noch bei Werning war, traf die Nachricht ein, daß Rode heimgegangen war zum ewigen Frieden, zum Wiedersehen Louisens. Thränen der Liebe und Dankbarkeit wurden ihm nachgeweint, und in Werning's Garten, an der Stelle, wo er Clementinen belauscht hatte, wurde ihm ein einfaches aber edles Denkmal von der Hand der Menschen gesetzt, deren Glück sein Werk war.

Mit dem Versprechen, uns öfter wiederzusehen, trennte ich mich von diesen Menschen, bei denen das Leben nur Wonne und Liebe ist. Ich kam wieder zum alten wackeren Oheim, der mich mit wahrer Freude empfing. Auch Amalie — deren Herz nun sichtlich sich zu mir neigte. Zwei Jahre schon grünte das Gras über dem Hügel ihres Gatten, da reichte sie mir die Hand am Altar und machte mich zum glücklichsten Sterblichen. Der Vater lebte wieder auf und die gute Mutter, und als Großvater- und Großmutterfreuden ihnen zu Theil wurden, da dankten sie mit Rührung dem Herrn, der den Abend ihrer Tage so schön werden ließ! Aber ihr Glück war nur der Wiederglanz des unsrigen, und Werning und Clementine standen mit den theueren Alten als Gevatter bei meinem Erstgeborenen.

Den unglücklichen Freunden, Wamschleber und Rode, brachten die Glücklichen ein wehmüthiges Todtenopfer!



Zunderbuchs.

W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Sechster Band.

Mit einem Holzschnitt.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Hugo van Geest.

Eine historisch-romantische Erzählung.

Als im Jahre 1559 Philipp II. von Spanien die Niederlande mit einem Herzen voll finsteren Unwillens und geheimer Pläne zu ihrer Unterdrückung verließ, legte er in die Hände Margaretha's von Parma das Ruder des Staates; Margaretha aber sollte nur den Namen geben — ein anderer war bestimmt, Regent zu sein — ein Mann, der Philipps volles Vertrauen besaß und es rechtfertigte — ein Mann, auf dessen Namen der Fluch eines unterdrückten, gemißhandelten Volkes lastet — Anton Perennot, Cardinal von Granvella.

Nach Einigen zu Ornans, nach Anderen zu Besançon in Burgund geboren, bahnten ihm frühe seine eminenten Talente zu hohen Würden den Weg, obgleich er von niederer Herkunft war. Schon Carls V. scharfer Blick hatte in ihm frühe den großen Staatsmann erkannt, und ihn in seine Nähe gestellt und seines Vertrauens gewürdigt, und Granvella löste das schwierige Problem, als Carl V. den Thron mit dem Beichtstuhle, den Königs- und Kaiserpurpur mit der Mönchskutte vertauschte, unmittelbar in das Vertrauen Philipps überzugehen, in dessen Gemüth Argwohn, Heimtücke und ein Heer verwandter Geister der Finsterniß wohnten — der keine Liebe im erhabenen Sinne des Wortes kannte. —

Hören wir die Schilderung Granvella's, die uns der geniale Dichter und Historiker gibt, um ein Bild des Mannes zu gewinnen, der wesentlich in die Geschichte eingreift, die wir zu erzählen unternommen. — „Granvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern — aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Beichtstuhl erzogen, kannte er keine anderen Verhältnisse unter Menschen, als Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eigenen Ueberlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hüllte er seinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwischen der Nation und dem König unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigene und niedrige Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unversöhnlichen Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja, man beschuldigt ihn sogar, daß er die billigen Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt. Die Niederlande verfluchten ihn als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheiten, und den ersten Urheber alles Elendes, welches nachher über sie gekommen ist.“ —

Granvella, der schon als Bischof von Arras Philipps Gewaltstreiche gegen die Freiheiten der Niederländer geleitet, und nun als Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämmtlichen Niederlande die wirkende Ursache und das Werkzeug von Philipps herzloser Politik zugleich war, der das Volk drückte, seine Ueberzeu=

gung in Fesseln legen wollte, Margarethen von Parma am schlau bemäntelten Gängelbande leitete, ihn, auf dem die zahllosen Verwünschungen über die unerschwinglichen Steuern, die schrecklichen Glaubensedicte, die blutige Inquisition, die Zurückhaltung der spanischen Söldner, die Einführung der Ausländer in die Aemter des Staates, die Errichtung der neuen Bisthümer mit ihrem schlecht verhehlten Zweck, und die zahllosen Eingriffe in die constitutionellen Freiheiten der Nationen lasteten — ihn finden wir als den Gegenstand des allgemeinsten und bittersten Volkshasses in den Niederlanden.

Eine fast ans Unbegreifliche grenzende Mäßigung, die sich nur aus dem Charakter des niederländischen Volks erklären läßt, hatte bisher diesen Haß niedergehalten, und nur in die stille Brust verschlossen. Nur in den vertrautesten Zusammenkünften, denen das Siegel erprobter Freundschaft aufgedrückt war, wagte er sich über die Lippe und machte sich in Worten Luft. Mit dem Druck aber stieg die Kühnheit; die Aeußerungen des Hasses wagten sich aus den vertraulichen Zusammenkünften in das öffentliche Leben. Rückhaltloser begann das Volk zu reden, und es währte nicht sehr lange, so vernahm man, trotz der damit verbundenen Gefahr, auf den Straßen Brüssels — ja selbst in der Nähe der Sänfte, in welcher sich der stolze Cardinal nach dem Palaste der Statthalterin tragen ließ, Worte des Hasses, Aeußerungen grenzenloser Verachtung, Spottreden, deren giftiger Stachel unheilbar zu verwunden bestimmt war. Selbst der beißende Volkswitz, den kein Druck verdrängen, keine Macht zügeln, keine Grausamkeit ganz in Fesseln legen kann — machte den Verhaßten zu seiner Zielscheibe, und wurde nur um so kaustischer, je mehr Gefahr damit verbunden war. Begierig lauschte man den Spottliedern und höhnenden Witzen, und im grimmigen Lachen, bei dem die nervige Faust des Niederländers sich krampfhaft ballte, machte sich die Rache Luft, die keine andere Mittel zur Befriedigung sah. Dieser Stimmung des Volkes sagten besonders die Rederyker (Rhetoriker, eine Gesell-

schaft, deren Zweck Volksbelustigung — aber auch unter der Firma von Gedichten und Schauspielen, die sie im Geschmacke der Zeit verfertigten und darstellten, und Vorträgen in der Weise der Rhapsoden — tiefere Wahrheiten und freiere Ansichten zu verbreiten — war, die, im Land umher ziehend, ein regelloses, dabei aber romantisch-poetisches Leben führten) zu. Sie waren es, die mit der Geißel des Spotts und der Satyre den Verhaßten angriffen. Wo sie erschienen (und sie tauchten wie Irrwische bald hier, bald dort, bald einzeln, bald in Gesellschaften auf, und verschwanden, wenn der Arm der Polizei sich nach ihnen ausreckte, begünstigt durch das Volk, eben so schnell und spurlos wieder, um an anderen Orten und zu anderer Zeit ein Gleiches zu beginnen), da wurden sie jubelnd aufgenommen.

Es war eben in der Zeit der Frühlingslust, wo ein freieres, kräftigeres Leben alle Adern der Natur erfüllt, und auch das Menschengemüth einer froheren und freieren Stimmung sich hingibt, als durch den Namen Rederyker die Bevölkerung Brüssels in eine freudige Bewegung versetzt wurde. Es waren bisher nur schuldlose Spiele der Laune und des Witzes mit seltenen politischen und religiösen Seitenhieben gewesen, womit diese Leute das Volk von Brüssel belustigten; doch besaßen sie in einem ziemlich bejahrten Manne, dessen Aeußeres finster und abstoßend war, einen ausgezeichneten Satyriker, dessen Satyre aber eine ätzende Schärfe und eine Bitterkeit besaß, welche in seiner jetzigen Stimmung das Volk ganz besonders ansprach, und das Volk in Strömen, ja selbst den schaulustigen, müßigen Adel vor das Thor Brüssels, an das jenseitige Ufer der Sienne lockte, wo auf einer bedeutenden Rasenfläche Raum war für die Zuschauer und Hörer. In ziemlicher Entfernung von dem Thore gewahrte man die roh aus Brettern verfertigte Bühne unter freiem Himmel, an welche sich ein dichtverschlossenes Zelt anlehnte, in welchem sich die handelnden Personen in den seltsamsten Aufzügen herumtrieben.

An dem Tage, mit dem unsere Erzählung anhebt, war früh

am Morgen schon das Gerücht verbreitet worden, es erwarte heute das Volk ein ausgezeichneter Augen= und Ohrenschmaus, und die Erwartung stieg mit jeder Stunde, je allgemeiner diese Sage war.

Schon bald nach Mittag erschallte der Ruf: „Die Rederyker!" von hundert Pöbelkehlen im unlieblichen Chore wiederholt, in den Straßen der brabantischen Hauptstadt, und zog mit wahrhaft magnetischer Kraft das Volk den Schreiern nach. An dem Thore drängte sich Kopf an Kopf, und fast zu langsam ging das Durch= drängen der schau= und lachlustigen Menge durch das weite Thor. — Draußen auf dem Heerweg und jenseit der Brücke theilte sich der breite Strom, und ergoß sich auf die Felder und Wiesen, ohne den Schaden zu berechnen, den er verursachte in dieser Jahreszeit, und wogte heiter und lustig der Bühne zu.

Eine große Volksmenge aus dem Gebiet, oder wie man damals zu sagen pflegte, dem Quartiere von Brüssel sowohl, als aus der Stadt selbst, umgab schon die Bühne. Man konnte eine nahmhafte Zahl angesehener Bürger von Brüssel in ihren stattlichen Kleidern darunter wahrnehmen, und viele Herren vom Adel, die, wie die Standarten über ein enggeschlossenes Heer, auf ihren statt= lichen flämischen Rossen über die Köpfe der Menge hinaus ragten.

Allmälig sammelte sich jetzt die Menge, und drängte sich immer enger um die Bühne zusammen. So groß auch der Lärm, das Lachen und Toben auf dem Wege gewesen war, so schwieg man doch erwartungsvoll, sobald man sich der Menge der Zuschauer angeschlossen hatte, und eine Stille trat ein, die um so mehr zu bewundern war, da wirklich die Menge sich in die Tausende belief.

Ein schmetternder Trompetenstoß unterrichtete jetzt die Volks= menge von dem Beginne der sehnlich erwarteten Darstellung. Alle Augen waren auf den Ausgang des Zeltes gerichtet. Jetzt öffnete sich das Zelt, und ein tausendstimmiges: „Ah!" wurde gehört; denn aus dem Zelte schritt mit mächtigem Gange eine riesige, selt= same Gestalt. Sie war angethan mit dem blutrothen Cardinals=

Talar, auf dem sich überall greuliche Schlangen von schwarzem Tuch aufgenäht befanden. Unter dem Talare hervor bammelte ein ungeheuerer Kuhschweif. Eine entsetzliche, fratzenhafte, schwarze Maske bedeckte das Gesicht. Auf dem Kopfe saß der rothe Cardinalshut, den eine Hahnenfeder schmückte; die Trobbeln und Schnüre desselben bestanden in eisernen Ketten, die bis auf den Boden herabfielen. Durch den Boden des Hutes reckten ein Paar große Bockshörner ihre gebogenen Spitzen heraus. In seiner Hand führte er eine ungeheuere, von Blut triefende Geißel. Mit der anderen Hand lenkte er an einem rosenrothen seidenen Seilchen eine große, viereckte Weibsgestalt, deren Wesen mehr dem eines Lanzknechtes, denn eines Weibes glich. Ihre Hände waren mit vergoldeten Ketten gefesselt. Ihr Kopfschmuck bestand in zwei hohen Eselsohren — ihre Maske war das Gesicht einer Katze mit ungeheuerem Schnauzbarte.

Diese groteske Gruppe hatte sich kaum den Blicken dargestellt, als auch ein brausendes, wieherndes Gelächter in die Lüfte wirbelte, und tausendstimmig der Ruf: „Granvella! Granvella!“ erschallte.

Noch brauste der wilde Sturm des Lachens über die Menge hin, als eine neue Gruppe die Aufmerksamkeit fesselte. Einige Mönche traten auf die Bühne. Ihre Kutten waren mit Blut bespritzt. Theils am Gürtel, theils in den Händen trugen sie alle nur erdenkliche Mord- und Qualwerkzeuge. Eine ungeheuere Folterbank wurde ihnen nachgetragen von zwei Henkern in blutigen Kleidern.

Das Lachen gab jetzt einem wüthenden Ausbruche des Unwillens Raum, und Alles schrie: „Die Inquisition! Gott verdamme sie!“

Noch eine dritte Gestalt nahte jetzt in der unterwürfigsten Stellung, fast kriechend und scheu um sich blickend. Es war ein Bettler, dessen ganze Kleidung in Lumpen bestand. Er trug ein großes Buch, das jedoch ganz zerrissen war, auf dessen mit einem

Zwirnsfaden zusammengebundener Decke das Wort: „Verfassung“ in außerordentlich großer goldener Schrift zu lesen stand.

Zuletzt nahte der Teufel und trug einen Pack Pergamente, die eine Kette umschlang. Auf der Außenseite der Pergamente stand mit gleich großer goldner Schrift geschrieben: „Edicte“ — ein Pickelhäring beschloß unter tausend linkischen Verbeugungen gegen die Zuschauer die Reihen.

Hatten die Zuschauer die erste bedeutungsvolle Gruppe mit wieherndem Gelächter empfangen, und die zweite mit Grimm, der sich laut aussprach, so verstummte bei dem Bettler jeder Mund und zuckte nur krampfhaft. Fast war dem Volke der Hohn zu bitter, da es sich selbst im Bettler conterfeit sah. Zu einer anderen Zeit, und unter anderen Umständen, würde eine ähnliche Allegorie den Rederykern, bei aller Liebe zu ihnen, doch übel bekommen sein; doch jetzt söhnte die erste und zweite Gruppe mit dieser aus.

Einigemale zog die Sippschaft auf der Bühne herum, den Zuschauern Zeit lassend, ihren Witz an der unschweren Deutung der Symbolik zu üben.

Unweit der Bühne hielten mit ihren Rossen Albrecht von Noircarmes, der Graf Carl von Mannsfeldt, der Graf von Brederode und der Baron von Montigni. Sie waren aufmerksame Zuhörer der Auftritte gewesen, obwohl mit ganz verschiedenen Empfindungen. Brederode und Montigni waren Feinde des Cardinals und gehörten mit ganzer Seele der Partei des Volkes und des Vaterlandes und seiner Freiheiten an; indeß Noircarmes und Mannsfeldt von der Partei des Hofes, und also auch des Cardinals waren. Jene sahen mit Beifall, diese mit hohem Unwillen diese Farcen mit an.

„Alle Teufel!“ rief Brederode, nachdem er sich das Ganze noch einmal aufmerksam und mit Ergötzen betrachtet — „alle Teufel, das sind Blitzkerle! das ist ein Witz mit einer Lauche von Gift und Galle. Hätte ich den, dessen Kopf ihn gebar, ich würde ihn —“

„Viertheilen!“ fiel ihm der junge Noircarmes in's Wort, „und das verdiente der Hund, der diesen majestätslästernden Scandal ersann und ausführte.“

Brederode sah ihn gaffend an. — „Ho, ho!“ rief er mit Erstaunen, „wo denkt Ihr doch hin, junger Freund? — An's Herz würde ich ihn drücken, denn treffender konnte er nicht malen. Seht doch,“ fuhr er, Noircarmes Aerger ignorirend, mit Lachen fort — und das Volk drängte sich näher zu den Redenden heran — „Seht doch, den Granvella, den verkappten Satan, in seiner Leibfarbe — Blut ist ja bekanntlich seine liebste Flüssigkeit — gekleidet! Seht doch wie die Schlangenbrut in sympathetischer Lust ihn umwindet! Seht doch, wie er das Weib — die Republik oder“ — er flüsterte in Noircarmes Ohr — „Margaretha von Parma an dem lieblichen Gängelbande leitet und ihre Hand mit goldenen Ketten fesselt! Ist das nicht köstlich? und jener Hutschmuck, wie bedeutungsvoll! die Hahnenfeder seines Principals und die Bockshörner mit dem bammelnden Kuhschweife — die Ketten, die wir Alle tragen! Seht die löbliche Inquisition, wie charakteristisch! Freilich ist dies die schwächste Partie des Witzes. — Und der Bettler, Herr! der Bettler, verstehet's wohl, das sind wir. Unvergleichlich individualisirt! Seht, wie er so krampfhaft die zerrissene Verfassung hält, die nur noch ein Zwirnsfaden zusammenheftet, den bald Granvella wird zerrissen haben! Der Teufel, der seine eigene Ausgeburt, die Glaubensedicte trägt — er sollte“ — er neigte sich wieder zu dem Ohre des zornesbleichen Noircarmes und sagte leise: „er sollte die Züge Philipp's von Spanien, unseres allergnädigsten Herrn, tragen.“

Der Jüngling wollte eben durch einen Strom loyaler Erwiederungen seinem Unwillen Bahn machen, als ein Gelächter aufbrauste, dem jenes frühere kaum glich. Mit der Gewalt eines Orkans entströmte es den tausend Kehlen, und fesselte unwillkürlich die Rede Noircarmes, die ohnedies verhallt wäre. Seine zornsprühenden Augen flogen zur Bühne.

Nachdem die Schauspieler einigemale auf der ziemlich geräumigen Bühne herumgezogen waren, geschah es, daß mit oder ohne Willen die Granvella vorstellende Figur irgend wo hängen blieb, und mit fürchterlichem Gepolter der Länge nach auf die Bühne stürzte, sich dermaßen in die Gewänder und Ketten verwickelnd, daß sie, trotz der komischsten Bestrebungen, nicht wieder auf die Beine kommen konnte. Das Weib bemühte sich, sie aufzuheben, allein sie vermochte es nicht, da ihre Hände gefesselt waren. Der Teufel warf endlich seine Edicte weg, und eilte zu Hülfe — aber auch ihm gelang es nicht.

Jetzt schwang der Pickelhäring seine Pritsche und Narrenkappe, und machte Kratzfüße, laut auflachend. Endlich gebot er Schweigen.

Eine tiefe Stille trat urplötzlich ein — jedes Ohr horchte:

„Granvella ist gefallen, und selbst dem Teufel gelingt's nicht, den Herrn Bruder auf die Beine zu bringen. Gebt aber wohl Acht, wenn der Teufel und die Narrheit sich vereinigen, dann kommt er wieder auf, wenn er liegt, sonst niemals!"

Hierauf rannte er hinzu, faßte behutsam den Kuhschweif und mit der Rechten den Cardinal am Arme, der sofort durch Beider Hülfe sich wieder erhob, und nun wüthend die blutige Geißel schwang und mit den Ketten rasselte, daß Pickelhäring bei dem Teufel ängstlich Schutz suchte, sich aber hier nicht sicher haltend, zu den Mönchen floh.

Allgemeiner Beifall erschütterte die Luft. „Liegt er nur einmal," riefen laut die kräftigen Stimmen der Brüsseler Bürger, „er soll wohl nicht Narren finden, die dem Teufel beispringen!"

„Es gibt adelige Wetterfahnen genug im Lande!" rief nahe bei Noircarmes eine Stentorstimme, daß dieser zornig herumfuhr, den kecken Wortführer zu suchen.

Ein stämmiger Seemann, der ihn zu kennen schien und auch ganz nahe stand, wandte sich mit spöttischer Miene an ihn und sagte, gleich als ob er einen Commentar zu jenen Worten geben wollte:

„Er meint die, junger Herr, die bald laviren, bald mit dem Winde segeln — aber dennoch den Muth nicht haben, einem Sturme zu trotzen. Herr, das sind keine Niederländer, nein, Gott verdamm' mich! es sind Hunde, die man am besten an eine Raae anschließt!"

Alles Blut stieg in Noircarmes Wange, als der keke Seemann schwieg, und der Ton des unterdrückten Lachens hörbar wurde. Er wollte eben losbrechen, als Brederode ihn am Arme faßte und ihm zurief:

„Wo seid Ihr doch mit Eueren Gedanken? Nicht wahr, der Hanswurst ist kein Esel?"

Brederode wollte eben in seiner Harangue fortfahren, als der Hanswurst vortrat an den Raum der Bühne und ein Zeichen gab, daß er reden wolle.

Noircarmes schleuderte noch einen wüthenden Blick dem lachenden Seemanne zu, dieser aber winkte auf den Pickelhäring und sagte halblaut:

„Hört auf den, der wird's Euch trefflich sagen!"

Jetzt trat wieder eine Todtenstille ein. Man konnte das Athmen hören. Eine volle, klangreiche, jugendliche Tenorstimme haranguirte jetzt die Menge. Die Rede war fließend, lebendig, witzig. Beißende Sarkasmen sprudelten über die Lippen. Er erklärte die Symbolik und ergoß sich in wüthende Schmähungen gegen Granvella, den Hof und die Inquisition — nur Margaretha's Persönlichkeit wurde geschont. Oft unterbrach jubelnder Beifall den Redner, der dadurch immer mehr in Feuer gerieth.

In einem dieser Zwischenräume rief laut Noircarmes:

„Es ist zu arg! Täuscht mich mein Ohr nicht, so kenne ich diese Stimme — es ist —"

Montigni erbleichte, und das Antlitz des keken Seemannes trug den Stempel des Schreckens sichtbar zur Schau.

„Es ist die Stimme van Geest's," fuhr Noircarmes heraus „ich setze meinen Kopf zum Pfande!"

„Der ist sehr freigebig mit seinem Kopfe!“ sagte höhnend und so laut, daß Noircarmes es hören konnte, der Seemann zu seinem Nachbarn, einem Brüsseler Bürger. — „Meint Ihr nicht, Nachbar, es könnte für den vorwitzigen Kabeljau noch immer eine Hökische Angel geben?“

Der Nachbar lachte, seine Zustimmung zu erkennen gebend.

Noircarmes schwieg und unterdrückte den Grimm. Er hatte Mühe, die Wallungen seines Zornes zu bekämpfen; aber die Stimmung des Volkes sprach sich in dem Individuum so drohend aus, daß er nicht wagte, den Seemann zu züchtigen. Zudem wußte er zu gut, wie die Erinnerung an die wüthenden Parteikämpfe der Kabeljauen und Höker noch so lebendig im gereizten Volke war.

Montigni konnte nicht schweigen, wo es des theueren Freundes Wohl galt.

„Wenn Ihr Euren Kopf zum Pfande setzt, Noircarmes,“ sagte er, „so ist er verloren, denn der, den Ihr beschuldigt, ist in Valenciennes. Wäre er hier — Ihr würdet wohl Rechenschaft geben müssen ob einer Beschuldigung, deren Grundlosigkeit jedem Unbefangenen einleuchtet.“

Montigni, sonst so sanft, war feurig und bitter geworden. Seine Worte waren scharf ausgesprochen. Brederode sah den nahenden Zwist.

„Laßt das Hadern, Ihr Herren,“ sprach er begütigend, „und bedenkt, daß Ihr hier von vielen Leuten umgeben seid, denen Ihr offenbar ein Aergerniß gebet.“

Auf Noircarmes wildes Blut wirkten die Auftritte zu erregend. Er konnte nicht mehr länger bleiben. Er und Mannsfeldt warfen ihre Pferde herum, suchten sich durch das Volk zu drängen, und jagten, als sie endlich das Freie erreicht hatten, mit verhängtem Zügel dem Thore Brüssels zu.

„Der führt nichts Gutes im Schilde!“ sagte der Seemann

halblaut, und drängte sich mit sorgenvoller Miene zu dem Zelte hin, in welchem er verschwand.

Brederode hatte die Rede des Seemannes wohl gehört, und fand sie nicht nur wohlgegründet, sondern sie schien ihm mit Noircarmes Bemerkung in genauer Verbindung zu stehen. Er sah Montigni an, der in ein trauerndes Sinnen verfallen war; dann ritt er näher zu dem Gerüste hin und rief dem noch immer heftig perorirenden Pickelhäringe zu:

„Macht's kurz, sonst wird am Ende Ernst aus der Sache!"

Der aber fragte nichts darnach, und fuhr mit wilder Ausgelassenheit in seiner Rede fort, rügte heftig alle Thaten der Regierung, die das Volk verdammte. Mit jedem Satze wurde seine Rede bitterer, schärfer, ironischer.

Als er geendet, traten Zimmerleute auf die Bühne, die einen Galgen errichteten. Unter diesen glaubte Brederode die kräftige Gestalt des Seemannes zu gewahren, die sich dem Pickelhäringe näherte und ihm etwas in's Ohr flüsterte. Dieser verschwand sofort, und bald darauf sah man in weiter Entfernung am Rand eines Gehölzes einen Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, sich auf ein Pferd werfen und im Gehölze verschwinden.

Der Galgen war indessen errichtet worden. Der Bettler warf sein Buch der Verfassung hin, und eilte, Henkerdienste zu verrichten. Der Teufel riß den Zwirnsfaden entzwei und schleuderte die Blätter in die Luft. Weithin trug sie der Wind über die Volksmenge. Begierig griff man darnach, und fand auf jedem Blatt eine Satyre auf Granvella, der indessen in bester Art an dem Galgen aufgehängt werden sollte — als plötzlich eine Staubwolke, die sich vor Brüssels Thore erhob, die Scene änderte.

„Macht Euch aus dem Staube!" schrie man von allen Seiten den Rederykern zu. Zu gleicher Zeit entstand von allen Seiten eine unruhige, ja wilde Bewegung im Volke, das bald einem vom Sturme bewegten Meere glich.

„Laßt sie uns zusammenschlagen!" schrie die Stentorstimme,

die schon einmal sich hatte vernehmen lassen, und bald ging von Munde zu Munde der gleiche Ruf.

Immer drohender wurde die Stellung des Volkes, und es ließ sich voraussehen, daß es zu ernsten Auftritten kommen würde.

„Wollen sie uns jede Freude vergiften?“ schrieen Viele.

„Es ist Zeit! Rückt näher zusammen, Brüder!“ rief der erste Redner mit einer Stimme, die dem brüllenden Donner glich. Näher und näher rückte das Volk an der Bühne zusammen.

Brederode und Montigni hatten erstaunt diese Erscheinung beobachtet. Jetzt aber schien es Zeit ihnen zuzureden.

Montigni verschaffte sich Gehör.

Laßt das Widerstreben, Bürger von Brüssel, und gehet friedlich auseinander. Jede Widersetzlichkeit ist Aufruhr, und wird namenloses Unglück über Euch, über das Vaterland, über die zahllosen Unschuldigen bringen. Kaum befreit von den spanischen Söldnern, würdet ihr sie wieder in's Vaterland rufen — noch sind sie nahe. Wollt Ihr selbst Eurer Feinde Arme gegen Euch bewaffnen?“

„Er hat Recht!“ riefen einige Stimmen. „Laßt uns auseinander gehen!“

Die Menge stand lautlos.

In diesem Augenblicke stieg aus dem Zelt eine Rauchsäule aus, und blitzschnell drang die Flamme nach. Das Zelt und die Bühne stand in Flammen und nöthigte das nun hier versammelte Volk auseinander zu gehen. –

Die Reiterschaar, und an ihrer Spitze Carl von Mannsfeldt und Albrecht von Noircarmes, nahte jetzt, aber die Schauspieler waren in Sicherheit, die Bühne und das Zelt war nur noch ein Haufen brennender Trümmer.

„Die Vögel sind ausgeflogen!“ rief wüthend Noircarmes, und begab sich mit Mannsfeldt und den Reitern auf den Rückweg. Als sie in der Nähe Brederode's und Montigni's vorübereilten, vernahmen Beide noch die drohenden Worte aus Noircarmes Munde:

„Es ist eine und dieselbe Person, dieser Rederyker, und Jener, der den Kupferstich in des Cardinals Hände drückte. Sein Lohn wird ihm bald werden!“ und laut wurde der Name: „van Geest“ genannt.

„Habt Ihr das gehört, Montigni?“ fragte Brederode.

Er nickte ernst.

„Ihr werdet ernsthaft, Montigni,“ fuhr Brederode angelegentlicher fort — „sollte wirklich Hugo van Geest — ? — Sein jugendlicher, heiterer Sinn hat ihn oft in Frankreich zu Dingen verführt, deren nachtheiligen Folgen er, wie man sagt, fast nur durch Wunder entging — und ich gestehe es Euch, mir schien des Pickelhärings Stimme die seine zu sein.“

Ueber Montigni's Wangen breitete sich das Roth der Beschämung, ob der Unwahrheit, die er jetzt — sagen mußte.

„Ihr irrt,“ hob er an, „wenn Ihr glaubt, daß die Wahrheit der frechen Behauptung Noircarmes mich bestürzt mache. — — Nein, van Geest ist auf seinem Gute la Gauchère bei Valenciennes, und ahnet nichts von dem, was hier vorgeht. Er genießt dort des lehrreichen Umganges seines Freundes, des ehrwürdigen Predigers la Grange aus Valenciennes, des Mannes, dem Geest seiner Talente Entwickelung, die edlen Grundsätze verdankt, die seine Handlungen leiten. Das aber stimmt mich ernst, daß ein so tiefer Haß in dem Herzen Noircarmes wurzelt, daß bei Granvella und eben so in Spanien nur der Schein hinreicht, einen edlen Mann zu verdächtigen und — aus dem Wege zu räumen, um so mehr, da man ihm jetzt solche Frevel zur Last legt, die Granvella nie vergeben wird.“

„Sehr wahr,“ sprach Brederode — „doch sagt mir, welche Bedeutung hatte es eigentlich mit jenem Kupferstiche? Man trägt sich mit seltsamen Mährchen; ich habe ihn niemals zu Gesichte bekommen.“

„Ich sah ihn,“ erwiederte Montigni — „und ich gestehe Euch, daß ich nie eine Karrikatur erblickt, die treffender und den Lachreiz

unmittelbarer erregend war, als diese. Dabei war er so fein und fleißig gearbeitet, daß nur die Hand eines Meisters ihn gearbeitet haben kann."

„Wahrlich!" rief Brederode, „es möchte leicht sein, daß das heutige Schauspiel und jene Karrikatur aus einer Quelle flössen. — Doch wie konnte man auf van Geest verfallen?"

„Sehr leicht," erwiederte Montigni. „Es war bekannt, daß er in Frankreich schon auf ähnliche Weise den Cardinal von Lothringen verspottet hatte; zudem ist sein Talent für Malerei nicht unbekannt, und selbst seine Meisterschaft im Aetzen und in der Führung des Grabstichels, endlich weiß man, daß der Maler Breughel sein Freund ist. Nirgends, wo Granvella's Spürhunde auch die Werkstätten der Meister durchsuchten, entdeckte man eine Spur von der Platte."

„Und bei van Geest suchte man nicht?"

„Margarethens Vorliebe für ihn ist hinlänglicher Grund dafür," versetzte Montigni, „und selbst der Präsident Viglius will ihm sehr wohl, so verschieden auch ihre Ansichten und Grundsätze sind, da van Geest's Vater des Präsidenten Jugendfreund war."

„O, dann wird man auch jetzt ihm nichts anhaben, um so mehr, wenn er den alten Viglius durch den Erweis seiner Abwesenheit zufrieden stellen kann," sagte darauf Brederode. „Noircarmes Anklage wird nur auf Vermuthungen beruhen."

„Vergeßt es nicht, daß jener satyrische Kupferstich nur ein harmloser Scherz gegen den heutigen Auftritt war; daß damals Margaretha unangetastet blieb, was heute nach Eurer eigenen Deutung nicht geschah. Bedenkt ferner, daß Noircarmes Haß glühend ist."

„Und waren sie nicht einst Freunde, die Jünglinge?" fragte Brederode.

„Sie waren's, Graf," entgegnete Montigni, „so lange nicht — die Schmach gekränkter Liebe die Fackel des Hasses in Noircarmes Herz schleuderte."

„Wie?" rief Brederode — „das sollte der Grund sein?"

„Kein anderer," sagte Montigni — „doch laßt uns abbrechen, Graf, wir sind an Brüssels Thoren."

Wirklich hatten sie unter ihrem Gespräche das Thor erreicht und ritten jetzt unter dem noch heranwogenden Volk in die Stadt ein.

Das Gespräch hatte Dinge berührt, die für Brederode von vielem Interesse waren. Er nahm einigen Antheil an van Geest, der überhaupt seines heiteren Wesens, seines Biedersinns und seiner Sittlichkeit wegen viele Freunde unter den Häuptern des Adels hatte. Daher bat Brederode den Baron, ihn in sein Quartier zu begleiten, um den Abend sein Gast zu sein. Montigni nahm es an, und so begaben sich Beide nach des Grafen Wohnung, die unfern des Palastes der Statthalterin lag.

Schon vergoldete die sinkende Sonne die Thürme Brüssels, als sie dort anlangten. Die Diener nahmen die Pferde in Empfang. Die Herren begaben sich in den Saal, wo bald der Becher des perlenden Weins auf dem Tische glänzte, Beide zu traulicher Zwiesprache einladend.

„Ihr kennt den warmen Antheil, welchen ich an van Geest nehme," hob Brederode an, den Faden des Gespräches wieder anknüpfend, „und der Augenblick ist so ganz geeignet zu traulicher Rede, drum wünschte ich, Ihr löstet mir einmal die Räthsel, die auf van Geest's Verhältniß zu der Herzogin für mich ruhen. Mir scheinen die Charaktere so verschieden, daß ich kaum begreife, wie er so fest in ihrer Gunst stehen kann, zumal er oft sich sehr freie Bemerkungen erlauben soll?"

„Wohl wahr," versetzte Montigni, „van Geest verhält sich zu Margarethen wie — Sommer und Winter, wie die mit Adlerfittigen begabte Phantasie, und der hinkende kalte Verstand, — wie ein feuriger Flammänder und ein feister Holländer."

„Sehr poetisch — in der That," rief lachend der Graf, „und

zugleich sehr schmeichelhaft für meine Abstammung! doch fahrt fort, ich bitte Euch!"

Montigni lächelte nicht einmal. Eine ängstigende Befürchtung für den geliebten Freund hatte sein ganzes Gemüth umfangen, und selbst die erheiternde Macht des alten Rheinweines löste die Bande nicht.

Er fuhr fort.

„Und doch — so verschieden auch die Elemente sind: so sind sie doch hier friedlich vereint. Gerade van Geest's offenes Wesen ist es, was Margarethen, die so selten die biedere Sprache der Wahrheit hört, den Jüngling werth macht. Zudem ist Margaretha mit ihm Sprosse eines Stammes, obwohl ein entarteter Zweig dieses edlen Stammes ihr das Dasein gab, und diese Verwandtschaft ist der Freundelosen theuer. van Geest trägt die Züge von Margaretha's Mutter, von der sie ein Bild aus den Frühlingstagen ihres Lebens besitzt, und diese Züge sind es, die ihr Herz zu ihm hinzogen, als sie ihren Einzug hielt, und ihr der Adel entgegenritt. Sie zog ihn in ihre Nähe, und hier war es, wo die Flamme der Zwietracht entzündet wurde zwischen Noircarmes und ihm.

„Ihr habt wohl jenes himmlische Gebilde schon gesehen, das Margarethen wie ihr guter Genius umschwebt? — Clara heißt daß Wesen, dessen Zauber Jeden hinreißt, der in ihre beglückende Nähe tritt. Beide — Noircarmes und van Geest sahen sie, liebten sie, und nur Hugo wurde wieder geliebt von dem herrlichen Mädchen. Stille glomm das heilige Feuer dieser Liebe in den Herzen, und nur Margaretha's Scharfblick sah auf dem reinen Spiegelgrunde von Clara's Herzen das Bild des Jünglings, der ihr theuer war, und ihr Herz gewahrte es mit großer Freude, denn auch Claren umfaßt es mit einer so reichen Liebe, als Margarethens fast männliches Gemüth fähig ist. Die Gewißheit seiner unglücklichen und Hugo's glücklicher Liebe entzündete in Albrechts Gemüth einen Haß, dem nur die Gluth seiner Liebe

zu Clara gleichkommt. Den Glücklichen zu verderben, fürchte ich, scheut der Rachsüchtige keine Mittel, sie mögen auch noch so schimpflich sein."

„Und glaubt Ihr wirklich, daß Margaretha von Parma diese Verbindung beabsichtige?"

„Ich glaube es, wenn nicht Clara's dunkele Herkunft ein Hinderniß sein wird. Doch ich kenne van Geest's Grundsätze und sein Herz."

„Dunkel, Montigni, nennt Ihr Clara's Herkunft —?"

„Wohl ist sie dunkel, Freund, und es möchte wohl in das Reich der Unmöglichkeiten gehören, jemals dieses Dunkel aufzuhellen. Ihr wißt, Graf, aus Margarethens früherem, nicht glücklichen Leben, daß, als Kaiser Carl V., ihr Vater, aus Afrika siegreich heimkehrte, ihre erzwungene Eheverbindung mit Alexander von Medicis in Neapel gefeiert wurde — auf eine Weise, wie es einer Kaisertochter und einem Herzoge von Florenz ziemte. Es herrschte in diesen Tagen ein Aufwand und Glanz in Neapel, wie ihn schwerlich diese Stadt wieder sehen wird.

„Nach Neapel strömten damals aus allen Ländern Europa's Künstler aller Art: Maler, Sänger, Schauspieler, Musiker und Gaukler, deren wunderbare Kunst die Sinne so merkwürdig besticht und — gefangen nimmt, und deren Gesammtaufgabe es ist, die Zeit auf eine angenehme Weise zu vertreiben. Sie alle lockte des Kaisers Freigebigkeit und die Menge der schaulustigen Herren und Frauen, welche damals Neapels Mauern gastlich umschlossen. Jeder Tag brachte neue Feste, neue Lustbarkeiten für Auge, Ohr und Gaumen, und der Kaiser ermüdete gar nicht, die Hochzeitfeier einer Tochter zu verherrlichen, deren Mutter einst sein ganzes Herz besessen, der schönen Blomberg gleich, und ihn beglückt hatte.

„Ob er vielleicht, als Kenner des Menschenherzens, Margarethen in diesen Freuden und diesem Glanze berauschen wollte, und in diesem Rausch ihr einen, wenn auch immer nur vorübergehenden Ersatz für ein Leben geben wollte, das sie einer herzlosen

Politik zum Opfer bringen mußte, und für ein verlorenes Lebensglück, das muß unentschieden bleiben. So viel aber bleibt gewiß, daß ihr Herz in dem Freudentaumel arm und freudenleer blieb, und es ihr unsägliche Kämpfe kostete, den Thränenstrom zurückzudrängen, der oft dem Auge entstürzen wollte, wenn ein gemessener Volksjubel zum Himmel emporstieg. — Sie konnte den Gatten nicht lieben, den ihr Herz nicht gewählt hatte, den man ihr gewaltsam aufdrang, und es ging die Sage, als habe bereits ein geliebtes Bild ihr Herz eingenommen, als sie, eben aufblühende Jungfrau, die Niederlande verließ. — Doch ich schweife zu sehr von meinem Ziel ab! — Damals nun, wo Gaukler aller Art ihre halsbrechenden Künste vor dem versammelten Hofe zur Schau stellten, geschah es, daß auch eine Gesellschaft ausgezeichneter Kunstreiter nach Neapel kam, denen ein außerordentlicher Ruf vorausging, und auf deren Künste jedermänniglich gespannt war. In Florenz hatten sie sich besonders großen Ruf erworben, und von dorther waren sie dem Herzog Alexander empfohlen.

„Es war eine ziemlich ansehnliche Gesellschaft, deren Kunsttalente natürlicherweise sehr verschieden waren. Ihre ganze äußere Erscheinung unterschied sie wesentlich von jenem verworfenen Gesindel ähnlicher Art. Fern war von ihnen jener Stempel des Vagabundenlebens, welcher in der Regel diesen Menschen auf die Stirne gedrückt ist. Sie legten einen seltenen Grad von Reichthum und Pracht zu Tage, sowohl in Hinsicht ihres Anzugs und Schmucks, als auch ihrer Pferde. Jener außerordentliche Ruf, der ihnen vorausgegangen, log keineswegs. Ihren Kunstleistungen lag meist eine gewisse Idee zum Grunde, deren Urheber der Meister, oder wie sie dort in Italien sagen, der Maestro, war, und an denen man wirkliche dichterische Anlage erkannte."

„Heißt er nicht Pietro Piella, und war ein Spanier?" fragte Brederode gespannt.

„Kanntet Ihr diesen Mann? — Ja, so nannte er sich," fuhr Montigni fort; „ich bitte Euch, sagt mir, woher Ihr ihn kanntet?"

„Er war ein wilder, gefährlicher Mensch, der den Frieden einer edeln Familie störte und ihr Glück für immer untergrub. Eben die Schwester jenes la Grange, dessen Ihr gedachtet, verführte und entführte er, und Vater und Mutter sanken in's frühe Grab, und jener finstere Ernst, jene oft so heftige Leidenschaftlichkeit, die la Grange auszeichnet, sie ist wohl die Frucht jenes niederdrückenden Schicksals."

„Entsetzlich!" sagte Montigni. „Wißt Ihr sonst nichts von ihm?"

„Man beschuldigte ihn noch gräßlicherer Verbrechen" — fuhr Brederode fort — „doch erzählt weiter!"

„Dieser Maestro Pietro hatte ein Kind, damals schon ein Wesen von ausgezeichneter Schönheit, dessen Geschicklichkeit und Reiterkünste eben so sehr wie seine Schönheit bewundert wurde.

„Auch vor dem Hofe zeigte Pietro seine Kunst. Waren auch seine Talente groß, die dieses Kinds übertrafen selbst die seinen. Stürmischer Beifall begleitete jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer gefahrvollen Kunststücke. Margaretha theilte das Wohlgefallen der Menge an der lieblichen Kleinen; aber noch etwas zog sie zu ihr hin, dem sie keinen Namen zu geben wußte — es war ein ihr Herz ansprechender Zug im Gesichte des Kindes. Sie wurde nicht satt, sie zu sehen. Ihr Wunsch, die kleine Clara in ihren Gemächern zu sehen, wurde ihr bereitwillig erfüllt, da reiche Geschenke in Pietro's Hände flossen, der damals besonders viel brauchte, da er ein leidenschaftlicher Spieler war, und in Neapel Gelegenheit die Fülle zur damaligen Zeit fand, diese Leidenschaft zu befriedigen.

„Margarethens Herz, elend ohne Liebe und sehnsüchtig nach einem Herzen, dem es sich so ganz erschließen konnte in uneigennütziger Liebe — fand dies Wesen in der unglücklichen Waisen — denn Clara war Pietro's Kind nicht — vielmehr gab er sie für in Kind aus, das er in der Gegend von Ceuta einst von einer

wandernden Araberhorde gekauft. „Da seine Ehe kinderlos sei, so ersetze ihm Clara diesen betrübenden Mangel," pflegte er zu sagen.

„Dieses Dunkel, das auf Clara's Dasein und Herkunft lag, machte sie Margarethen noch theuerer. Das Mitleid mit dem Geschicke der Unglücklichen gesellte sich zu dem Wohlgefallen, und Margarethens Herz kannte bald keinen heißeren Wunsch mehr, als Clara immer um sich zu haben — um doch wenigstens ein Wesen lieben zu können, und uneigennützig von einem geliebt zu werden. Zudem wünschte sie das herrliche Geschöpf einer Lebensart zu entziehen, die ganz dazu geeignet war, alle zarten Keime der Sittlichkeit in ihrem Busen frühe schon zu ersticken.

„Sie ließ insgeheim Unterhandlungen mit dem Maestro anknüpfen; allein er wies sie alle schnöde zurück. Der Schlaue wußte zu gut, daß dieses Mädchen einst sein Glück in der Welt begründen würde, wenn das Alter ihm die Ausübung seiner Kunst zur Beschwerde mache oder gar unmöglich. Auf ihre Schönheit mochte er vielleicht gar die verworfensten Pläne bauen.

„Margarethens Unterhändler lernte aber nur zu bald den unersättlichen Geldburst Pietro's kennen, und somit die angreifbare Seite seines Wesens.

„Kaiser Carls Tochter, Florenz's Herzogin — konnte kaiserlich zahlen — und — glaubt Ihr wohl? — für schnödes Gold gab der Unmensch das Kind hin."

„Ihr nennt ihn Unmensch?" — sagte Brederode, „das gerade war das Menschlichste, was er dem Kind erweisen konnte."

„Ihr mögt Recht haben, Graf," versetzte Montigni, „allein es liegt dennoch etwas ungemein Empörendes in der Weise, wie dieser Mensch dies Kind an eine andere abtrat, ein lebendes, unsterbliches Wesen gleich einer todten Sache! Clara's Glück war es — ihre Seele wurde gerettet — sie wurde dem Leben und der Sitte, sich selbst und der Menschheit zurückgegeben, ehe das Gift in ihre reine, kindliche Seele gedrungen war. Clara fand bei Margarethen ein Herz voll überschwänglicher Mutterliebe, und im

Sonnenstrahle dieser Liebe erschloß sich die Blume in ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit.

„Ein tiefes Geheimniß lag über der Art und Weise, wie Clara an die Herzogin gekommen, und ruht zum großen Theile noch darauf, da nur sehr wenige die Umstände kennen, die ich Euch hier mitgetheilt, und von denen ich wünschte, daß sie niemals über Eure Lippen kommen mögen. Pietro verschwand alsbald spurlos mit seiner Bande, und in Neapel glaubte man, er habe sich nach Dalmatien eingeschifft. — Später sagte man, eine türkische Caravele habe die gekapert, in welcher Pietro überfuhr, und er sei mit den Seinen in Sclaverei gerathen."

„Das wäre der Arm der Nemesis, wenn es wahr," sprach ernst Brederode.

„Eben die Schönheit," fuhr er fort, „die die Herzen der Jünglinge in Flammen setzte, glaubt Ihr, Baron, daß sie auch ein älteres und ein verworfenes, ein in Italiens Verführungskünsten erfahrenes in Wallung brachte?"

Montigni starrte ihn an.

„Wen meint Ihr, Graf?" fragte er.

„Granvella!" sagte Brederode. „Habt Ihr denn nicht an Margarethens Geburtsfest die glühenden Blicke wahrgenommen, die er auf Clara warf? Er hatte ja nur Augen für sie. Und sähet Ihr ihn, wie er oft da drüben auf dem Balkone des Palastes der Statthalterin, hinter den duftenden Blüthen Indiens um die Blume koset, die herrlicher ist, denn alle; sähet Ihr den Faunenausdruck seiner Miene, die lodernde Begierde im flammenden Auge, wie ich es zu sehen Gelegenheit genug habe, Ihr würdet nicht so sehr staunen ob meiner Bemerkung."

„Entsetzlich!" rief Montigni. „Ahnet es jemals van Geest — wehe dann dem Menschen, der nur geboren zu sein scheint, das Lebensglück Anderer zu zermalmen — oder unheilbar zu vergiften!"

Die Unterredung der Freunde würde sich ohne Zweifel in das

weite Feld der Thaten Granvella's verloren haben, wenn nicht durch die Ankunft eines Dritten ihr eine andere Richtung wäre gegeben worden. Montigni verließ bald den Grafen. Bis tief in die Nacht floh ihn der erquickende Schlummer. Die Sorge um van Geest's Geschick lag ihm so nahe am Herzen. — Clara's Bild schwebte vor seiner Seele, die auch er schwärmerisch liebte. Aber tief im Innern lebte diese stille, reine Liebe, die er der Freundschaft zum Opfer brachte.

*   *   *

An der Mauer des Palastes, den die Statthalterin Margaretha von Parma zu Brüssel bewohnte, stand, wie es schien, in tiefes Sinnen verloren, ein schon ziemlich betagter Mann. Seine Kleidung war ärmlich. Ein obenhin jäh zugespitzter Hut bedeckte ein Haar, das trotz des greisen Bartes, die dunkelste Schwärze behalten hatte, und die breite Krempe beschattete das Gesicht dergestalt, daß bei dem sinkenden Abend Niemand die Züge desselben zu erspähen vermochte. Sah man diese Züge aber im hellen Scheine des Tages, so sprach sich darinnen bisweilen noch eine Verschlagenheit und List aus, die wunderbar mit dem finsteren Ernste contrastirte, der in der Regel einen Schleier darüber breitete, welcher eben so sehr abstieß, wie jene.

Ein dunkelbrauner Mantel hüllte die hohe, athletische Gestalt vollends ein, und nur das konnte ein geübtes Auge wahrnehmen, daß diese Gestalt einst herrlich mußte gewesen sein, als des Lebens Frühling und Sommer sie noch umspielte, und eine seltene Gewandtheit sie mußte ausgezeichnet haben, ehe die Last des Elends und der Jahre — vielleicht des Lasters — sie so zerrüttet und gebeugt hatte.

Schon seit länger als einer Stunde stand regungslos die Gestalt an einer und derselben Stelle. Sie schien auf Jemanden hier zu warten. Mancher Vorübergehende warf einen forschenden, mancher einen unheimlichen, mancher aber auch einen mitleidigen Blick auf die Gestalt, die so sprechend an den entblätternden Spätherbst und Winter des Lebens erinnerte.

Der spanischen Wache, die am Portale des Palastes auf- und niederschritt, war längst die fremde Gestalt aufgefallen, indessen beschränkte sie sich darauf, sie scharf zu beobachten. Selbst dem alten Söldner wurde es bei längerer Beobachtung unheimlich. Des Mannes Auge starrte auf den Platz hinaus, und nahm so wenig Notiz von Allem, was sich da zutrug, daß er fast einem alten Steinbilde glich. Als nun das Abendroth verglommen war, und die Nacht ihren dunkeln Schleier über die Stadt zu breiten begann — das rege Leben allmälig verstummte — die flimmernden Lichter des Palastes und der stattlichen Häuser, die den Platz umgaben, ein gespenstiges Zwielicht auf den Platz warfen, da schien's der Wache, als vergrößere sich die Gestalt zum ungeheueren Riesen, und die Furcht beschlich das Eisenherz des Kriegers, der in so mancher Schlacht dem Tod in das bleiche Antlitz geschaut. — Doch bald kehrte der Muth zurück. Ruhigere Prüfung raunte ihm den Verdacht in's Ohr, als könne dieser seltsame Mensch nichts Gutes im Schilde führen. Der Soldat trat nun mit gemessenem Schritte heran, und gebot in barscher Weise augenblickliche Entfernung; als aber die lieben kastilischen Laute in seltener Reinheit sein Ohr trafen, und er in dem Fremden unerwartet den Landsmann fand, da wurde Miene und Rede freundlich, und er ließ den räthselhaften Mann nun gerne thun, was er wollte, da es deutlich war, daß die Stimmung seines Gemüthes nicht zu einer Unterhaltung geeignet war. Wäre es ein Niederländer gewesen, ohne Zweifel würde dann seine Hellebarde die Stelle eines Wegweisers vertreten haben. Er überließ indessen nun den finsteren Landsmann sich selbst, und ging kopfschüttelnd an seine Stelle zurück.

Jetzt, wo nicht mehr durch das ihn umwogende Treiben und Drängen der Menschen sein geistiges Arbeiten nach Innen zurückgedrängt war, wo nicht mehr die äußere Umgebung ihn zerstreuen konnte, schien sich das gepreßte Herz durch ein halblautes Selbstgespräch Luft machen zu wollen. Seine Augen schweiften über den ·n magischen Zwielichte halb erhellten Platz hin, und als sie den

noch nicht fanden, den sie zu suchen schienen, schlossen sie sich halb, und ein schwerer Seufzer arbeitete sich aus der Brust empor.

„Hier!“ sagte der Mann halblaut, und es schien dabei, als zittere die sonore Stimme durch eine innere Erregung, „hier stand ich einst — und die Augen Tausender waren auf mich gerichtet in freudigem Staunen. Wenn ich mit kräftiger Hand die Rosse lenkte, und irgend ein gefährliches Kunststück von mir ausgeführt wurde, dann schwirrte das Ach! der Furcht von mancher schwellenden Purpurlippe, und die Theilnahme hob manche schöne Brust in rascherem Takte. — Jetzt steh' ich hier von Alter und Elend gebeugt — und Niemand kennt mich — Niemand liebt mich! Aus jenen Tagen ist mir nichts geblieben, als die Erinnerung, die marternde — und das Weib — das aus dem blühenden Engel zur weinenden Matrone wurde. — Doch — noch Eins folgte mir. — Ha! die Frucht meiner Aussaat — das Elend — die Armuth — und — die Schmach!!“

Er fuhr mit der Hand wild in das Haar, als wollte er es mit kräftiger Faust vom Schädel raufen. In stummes Schweigen versunken, stand er eine Weile. — Ein dumpfer Schmerz arbeitete in seiner Brust. Die hohe Gestalt sank in sich zusammen, und das Haupt langsam auf die arbeitende Brust herab.

„Nicht einmal die Gabe der Milde wird dem Bettler,“ fuhr er dann fort. „Bettler? — ja, ja, ich bin zum Bettler geworden! Vergelter, Du richtest schrecklich! Einst war ich in diesen Palästen ein lieber Gast! Damals floß das Gold in Strömen mir zu — jetzt? — O, Du armes Weib, das sich an das verruchte Herz anschloß — Du Arme, wie gerne äßest Du oft das Stücklein Brod — wenn Du es hättest! Und ich, ich riß Dich heraus aus dem harmlosen Frieden — aus dem bescheidenen Wohlstande Deines Familienlebens, und schleuderte Dich in ein wildes, eitles, verruchtes Leben hinein. Wehe mir! Wehe Dir! — Auch Dich betrog ich!“

Seine Stimme wurde weich, und eine Thräne fiel zur Erde.

„O, daß ich vergessen könnte, daß ich die Erinnerung hinwegtilgen könnte, die aus ihrem feuchten Auge so marternd mich anblickt!"

Er horchte auf. Es kamen Tritte näher. Seine Gestalt richtete sich erwartungsvoll auf. Doch die Tritte entfernten sich bald wieder, und auch seine Gestalt sank wieder zusammen.

„War es nicht hier, wo ich Anna zum ersten Male sah? — das himmlisch schöne Weib eines Andern? und in wahnsinniger, verbrecherischer Liebe entbrannte? — Ja, hier war es, wo ich die Höllenqual verschmähter Liebe empfand, wo an der keuschen Tugend des edelsten Weibes alle meine Verführungskunst scheiterte, wo ich zum ersten Male von dem Glauben ergriffen wurde, es gäbe etwas Großes, Edles im Leben! O, daß er so schnell wieder schwand, daß so schnell wieder die höllischen Mächte mich ergriffen und zu Thaten führten, deren Erinnerung als Schreckbild mir bis an's Grab, und als Kläger vor den Richter folgt! — Von hier folgte ich ihr in blindem Wahnsinne nach Valenciennes und vollbrachte dort die ruchlose That, mit einer zweiten alsbald mein Gewissen belastend. Warum, warum folgte ich nicht der Stimme des besseren Gefühls, als nun Franziska wie ein Engel um mich schwebte, und gab das Kind, das glühende Rache geraubt, dem blutenden Mutterherzen zurück? — Es brach; und droben wartet meiner neue Klage. Verdammter Golddurst!" rief er nach einer langen Pause, in der er stille in sich versunken war — rief es so laut, daß es die Wache vernahm und näher kam — leiser fuhr er fort: „Verdammter Golddurst, der mich das Wesen verkaufen ließ, das mich allein retten konnte aus dem Schiffbruche meines Lebens! Seitdem folgt mir der Fluch. Judas! — Judas! — tönt's ewig in meinem Ohre! Tod, warum kommst du nicht, die Qualen meines Daseins zu enden?"

Er schlug sich in wilder Verzweiflung vor die Stirne.

In diesem Augenblicke rief eine rauhe Mannesstimme: „Diego!"

„Ich bin's!" antwortete die Gestalt, und näher heran trat der Rufende.

Der Alte schien jetzt ein Anderer. Alle die Erinnerungen schienen verschwunden, die eben ihn noch so tief erschüttert, und alle die Empfindungen, die eben noch sein Herz zerrissen hatten, schwiegen plötzlich. Fast stolz richtete er sich auf. Fest richtete er seinen kalten, ruhigen Blick auf den nahenden Fremden, und sprach mit fester Stimme, aus der auch jede Erregung des Innern gewichen zu sein schien: „Ihr habt lange auf Euch warten lassen!"

„Ich bin in Eurer Winkelkneipe gewesen — denn ich hatte wahrlich vergessen, daß ich Euch hierher bestellt," sprach die rauhe Stimme des Mannes, der in der Tracht eines Seemannes bei dem Schauspiele Noircarmes sich so heftig erzürnt hatte.

„Kommt jetzt schnell, Alvarez," fuhr er hastig fort, als die Wache sich näherte, „es ist hier nicht der beste Ort, ein Geschäft abzuthun, wie das unsrige."

„Aber wohin wollt Ihr, Breughel?" fragte der Alte.

„Das gilt mir gleich, versetzte dieser — am liebsten ist's mir in Eurem Neste."

„Bedenkt, daß die Uebrigen —"

„Wen meint Ihr?" fragte, ihm in die Rede fallend, Breughel — „die Rederyker?"

„Die sind längst zerstoben wie eine Windsbraut. Ich stehe Euch dafür, und nähmet Ihr die Laterne des Diogenes, Ihr fändet keinen mehr in Brüssel!"

„Sind sie weg?" fragte stehen bleibend Alvarez — „lügt Ihr nicht?"

„Bleibt mir mit den Fragen vom Leib, Alvarez, wenn Ihr auf mich rechnen wollt," sprach ärgerlich der Andere. „Ich sage Euch, sie sind fort, und damit gut!"

„Und mein Weib? — Sagt, was macht sie?"

„Sie weinte, daß es mir durch's Herz ging, und jede Thräne wie eine glühende Kohle auf meine Brust fiel."

„Wißt Ihr warum? Mensch!" rief Alvarez heftig, und faßte krampfhaft die Schulter Breughel's.

„Ich fragte — aber sie schwieg."

„Edles Weib!" rief Alvarez, „Du leidest und duldest stille! — Hört das Entsetzliche, Breughel" — sagte er dann mit zitternder Stimme — „sie hungert — sie hat heute noch nichts gegessen!"

„Allmächtiger Gott!" rief Breughel, und eine tödtliche Kälte durchrieselte seine Gebeine. — „Und Ihr konntet sie hungern lassen?"

„Habe ich denn selbst etwas?" fragte mit der Kälte der Verzweiflung der Alte.

Da riß ihn Breughel mit sich fort in fliegender Eile, und als sie nahe dem Winkel gekommen, wo, nahe dem Ufer der Sienne, das armselige Hüttchen stand, unter dessen Dach Alvarez eine Unterkunft gefunden — da drückte Breughel ihm Geld in die Hand, wies auf ein ihm bekanntes Bäckerhaus, und eilte voran zu der Unglücklichen.

Eine alterthümliche, matt leuchtende Ampel stand in der Ecke des engen Stübchens auf einem Tische, worauf eine Bibel lag. Eine sehr ärmlich gekleidete Frau saß davor und las weinend. Ihre Thränen fielen auf das Buch. Ein gutmüthiges, sanftes, in tiefem Leid unendlich rührendes Gesicht wandte sich zu dem Eintretenden.

„Kommst Du endlich, Diego?" fragte sie freundlich, und trocknete das feuchte Auge.

„Er wird bald hier sein und Brod bringen und einen labenden Trank," sagte tief erschüttert Breughel, indem er ihre Hand faßte. „Ich kenne auch die Last des Elends und der Armuth," sagte er, „und der mir half, der mich vom Abgrunde rettete und meine Kinder, der reicht auch Euch seine helfende Hand — Hugo van Geest — das beste Herz, das in den Niederlanden schlägt!"

Das Weib sah ihn mit rührendem Ausdruck an und sagte: „Habt Ihr auch gehungert?"

„Ja," antwortete Breughel, und die Erinnerung bewegte ihn tief — „ja, und fünf Kinder und ein krankes Weib mit mir."

„Aber wie stand es um Euer Herz, Mann?" fragte das Weib. — „Littet Ihr aus eigener Schuld, oder trugt Ihr schuldlos den Fluch des Geschickes?"

„Gottlob, schuldlos!" sagte Breughel mit Rührung.

„Wohl Euch, dann war Euer Elend sanft und Eure Last leicht" — fuhr sie fort, „aber" — sie deutete auf die Brust — „wenn da die Stimme spricht: „Du erntest, wie du gesäet — dann — o dann —"

„Arme Frau," sagte Breughel und faßte ihre Hand — „fehltet Ihr auch — aus Euren Worten spricht tiefe Reue — sie versöhnt, und die Hilfe sendet der Herr durch gute Menschen."

„Dank Euch für dies Wort der Theilnahme," fuhr sie fort, „ach, Ihr habt mir damit viel gegeben. Ich las da eben vom verlorenen Sohne — nicht wahr, der hatte ja auch den Vater tief betrübt — aber er lebte ja auch noch —! — und der Vater verzieh' ihm — glaubt Ihr, daß Reue droben versöhnt?"

„Glaubt dem Worte, das Ihr laset — es ist Jesu Wort — Gottes Wort — das bleibt in Ewigkeit!" tröstete Breughel.

Da verklärte sich ihr Antlitz, wie das einer Seligen, und in dem Momente trat Alvarez herein mit Speise und Trank. Er sah sie verwundert, freudig an und sagte: „Wie bist Du heiter, meine Franziska, mein armes Weib? —!"

Da wurde ihr Antlitz heiterer, noch seliger. Sie sank an Diego's Brust und sagte: „Ich wollte, ich stürbe jetzt, Diego, Du warst ja lange nicht so liebevoll gegen mich!"

Breughel, den diese Auftritte unaussprechlich rührten, nöthigte nun zum Essen. Beide Alten setzten sich. Die Speise schmeckte so süß nach dem langen Fasten, und doch war nichts Thierisches wahrzunehmen. Breughel beobachtete scharf die Alten. Ihm, dem Künstler, dem Maler, bot sich hier sehr erwünschte Gelegenheit

zum Studium der Natur, und er ließ eine solche nie ungenützt entschlüpfen.

Nachdem das Bedürfniß der Natur befriedigt war, nahm Breughel das Wort: „Ich komme heute im Auftrage van Geest's zu Euch."

„O, sagt, ist der edle Jüngling gerettet?" — fiel das Weib in die Rede.

„Ich hoffe es zu Gott," erwiederte Breughel, und fuhr fort: „Er sendet Euch diesen Beutel Goldes als Entschädigung, und läßt Euch dringend mahnen, sogleich die Stadt zu verlassen, da er fürchtet, Ihr möchtet nicht sicher sein."

Diego ließ seine Hand sinken.

„Breughel," sagte er — „mich hält hier ein innerer Ruf, der mich hierher führt, und nun soll ich fliehen — sagt, wohin mit meiner kränkelnden Gattin?"

„Nach la Gauchère, zu van Geest — das bietet er Euch an. Dort allein seid Ihr sicher, da Ihr als Fremder sonst schwerlich den Spürhunden Granvella's entgehen möget."

Diego versank in düsteres Sinnen.

„Nein," sagte er endlich fest — „nach la Gauchère kann und werde ich nicht gehen. Ich bleibe hier."

„Das dürft Ihr nicht!" rief Breughel ängstlich. „Wollt Ihr ihn unglücklich machen, der die Tage Eures Alters vor Noth schützen will, da er einen besonderen Antheil an Euch nimmt?"

Diego seufzte tief auf. „O, wenn er mich kennte," sprach er in sich hinein, „er würde meiner fluchen!

„Gott sei davor," erwiederte er laut dem Maler, „eher würde ich mich foltern lassen, bis das letzte Glied dieses alten Leibes seine Stelle verlassen hätte."

Das Weib bebte zusammen bei diesen Worten, und hielt die Hand mit Entsetzen vor die Augen.

„Zu solch einem anatomischen Experimente soll's, wie ich hoffe, niemals kommen; — indessen, wenn Ihr durchaus nicht die Stadt

verlassen wollt, so kommt zu mir in mein ärmliches Haus. Ihr mögt als Farbenreiber bei mir sein, so bleibt Ihr verborgen. — Wäre nur Hugo sicher!"

„Habt Ihr denn Zweifel an seiner Sicherheit?" fragte ängstlich Alvarez.

„Wohl bin ich nicht ganz ohne Sorge, da Noircarmes, sein erbittertster Feind, seine Stimme wirklich erkannte, und der wird sich zu rächen, keine Mittel unversucht lassen. Doch laßt uns noch das Beste hoffen!"

Es wurde nun beschlossen, daß die Alten zu Breughel ziehen sollten, der ebenfalls in einer abgelegenen Straße im entgegengesetzten Stadttheile wohnte. Indessen wurde dieser Plan vereitelt. Franziska erkrankte in der Nacht noch. Das Elend hatte ihren Körper zerrüttet, und der Genuß kräftiger Nahrung nach langem Hungern wirkte jetzt nachtheilig auf ihre ganze schwache Organisation zurück.

Der Morgen sah sonnig und klar durch die hohen Fenster in das Closet des Cardinals Granvella, der im geschmackvollen Hauskleide eben vom Brevier aufgestanden war. Sein ganzes Wesen war in sichtbarer Wallung. Leicht erregbar, ehrgeizig und gewohnt, nur Herren und Sclaven in der Welt zu erblicken, zu deren Ersteren er sich, und zu Letzteren die übrigen Menschen rechnete, waren ihm die Ereignisse des gestrigen Tags ein Gegenstand des glühendsten Zornes geworden. Auf seinen Befehl war Noircarmes und Mannsfeldt mit den Reitern hinaus geeilt, um die Rederyker gefangen zu nehmen. Die vereitelte Hoffnung steigerte seinen Zorn zur Raserei. Kein Schlaf war in seine Augen gekommen — selbst das Gebet hatte ihn nicht ruhiger gemacht. Seinem Winke standen alle Spürhunde Brüssels zu Gebot. Alle waren schon am gestrigen Abend in Thätigkeit gesetzt worden, allein Keiner hatte eine Spur entdeckt, da die Theilnehmer schon im Zelte von Breughel bezahlt worden waren, und sich mit dem Volk aus dem Quartiere von Brüssel nach allen Seiten bereits zerstreut hatten, bis

auf Diego, den der leidende Zustand seines Weibes und seine Armuth in Brüssel zurückhielt.

Der Cardinal wüthete in seinem Closet. Jener Kupferstich, den man auch an öffentlichen Gebäuden anzuheften, und so ihn zur Kenntniß des Publikums zu bringen nicht versäumt hatte, war noch zu neu in seinem Andenken, und jetzt kam diese neue entsetzliche Kränkung hinzu. Die Feinde hatten sich so schlau in das Dunkel des Geheimnisses zu hüllen verstanden, daß Granvella alle seine Mühe, sie zu entdecken, fruchtlos sehen mußte. Eben dies Mißglücken seiner Racheplänе erregte ihn noch immer mehr.

Sein Kammerdiener meldete jetzt: „Albrecht von Noircarmes, Herrn von Sainte Aldegonde.“ Der Cardinal, hoffend, Licht über die gestrigen Auftritte zu erhalten, ließ ihn willkommen heißen.

Noircarmes trat ein.

„Ihr bringt sichere Kunde?!“ rief ihm Granvella entgegen. „Ich sehe es an Eurer Miene, junger Mann!“

„Wollte Gott, ich könnte Eurer Eminenz zweifellose Gewißheit geben!“ sprach Noircarmes, „allein so zweifellos ist die Nachricht doch nicht vor dem Gerichte, wie sie mir ist; denn ich wollte mein Leben daran setzen, daß der frevelnde Pickelhäring Niemand anders war, als Hugo van Geest.“

„Ich bin vollkommen Eurer Meinung, junger Freund,“ entgegnete vertraulich der Cardinal. „Des jungen Menschen Uebermuth ist grenzenlos. Er stützt sich so fest auf Margarethen's Gunst, daß er sich für unantastbar hält. Er soll sich täuschen! Granvella hat den Willen und die Macht, auch Margarethen's Günstlinge zu zermalmen, wenn sie es wagen, ihn zu verletzen. — Wo ist van Geest?“

„In Valenciennes,“ versetzte Noircarmes.

„Also nicht hier?“ — fragte Granvella.

„Er ist seit einigen Tagen abwesend, und, wie man sagt, in Valenciennes; allein könnte dies nicht alles List sein, den Verdacht

von sich abzuleiten? Er ist schlau — Ihr wißt es, Herr Cardinal, von der Kupferstichgeschichte her!“

„Auch das war ohne Zweifel sein Werk,“ versetzte der Cardinal, „und das gestrige sein letztes, das dürft Ihr mir glauben!“

Er schritt wild auf und nieder. In seinem Innern wühlten alle feindseligen Leidenschaften, deren sein Herz nur fähig war. Nach einiger Zeit blieb er vor Noircarmes stehen, der ebenfalls in dieser Pause seinen Gedanken Gehör gegeben.

„Wollt Ihr mir einen Dienst leisten, junger Freund?“ fragte freundlich der Cardinal.

„Gebietet!“ rief Noircarmes. „Mit Gut und Blut bin ich Euer!“

„Granvella wird das nicht vergessen,“ sprach er mit einer hohen Gönnermiene. „Wohlan, eilt heimlich nach Valenciennes, und bringt mir genaue Kunde von der Ankunft van Geest's, sowie von seinem Treiben dort. Eilt, so viel Ihr könnt. Meine Dankbarkeit wird Euch erwarten.“

Noircarmes empfahl sich freudig, den Plan Granvella's auszuführen. Schon im Geiste sah er sich zu hohen Ehren durch den Mächtigen erhoben, und zu dem Haß in seinem Herzen gesellte sich der Ehrgeiz. Beide spornten ihn zu hastiger Eile.

Granvella sah ihm mit einem boshaften Lächeln nach.

„Geh' nur hin,“ sagte er, „du liegst in den Ketten des Hochmuths, und ich will dich fesseln. Du wärest mein Feind, wie sie Alle, die stolzen Menschen, die auf das Vorrecht ihrer Geburt so übermüthig trotzen, wenn nicht die Wuth verschmähter Liebe dich beseelte. Aber die Macht eines Niedrigen, den das Verdienst ihnen gleichstellte, wird sie demüthigen, — selbst Dich, Du stolzer Oranier, der Du an meinem Untergang arbeitest. Sieh' zu, wer am ersten fällt, Du oder ich!? — Und wenn ich einst Euch Alle in den Staub getreten habe, wenn ich siegend am Ziele der Macht stehe, das meinem Geiste leuchtend vorschwebt, dann will ich triumphiren über Euch, dann sollt ihr meine ganze Kraft fühlen,

aber auch den Hohn und die Verachtung dessen, dem ihr seine niedere Herkunft vorzuwerfen Euch erkühnt! Philipp von Spanien kennt Euch — und Philipp von Spanien" — sprach er hohnlachend — „ist in Granvella's Hand. Granvella ist König, und Philipp nur das ohnmächtige Werkzeug in Granvella's Hand! — Nur schlau muß ich dem Ziele nahen. Margaretha — das Weib — Ha! Sie muß selbst den verdammen, den sie liebt, und ich will sein Urtheil sprechen!"

Er rief seinem Kammerdiener. Sein Antlitz leuchtete. Er ließ sich ankleiden. Die Sänfte wurde gebracht, und mit der Miene der Demuth und der aufrichtigen Besorgniß trat er hinein, und ließ sich zum Palaste der Statthalterin tragen.

Margaretha war bereits durch den Grafen Carl von Mannsfeldt unterrichtet von Allem, nur nicht davon, daß man ihren Liebling im Verdachte der Antheilnahme hatte, ja, daß man ihn als Urheber derjenigen Sache nannte, die jetzt ganz Brüssel in eine stürmische Bewegung brachte.

Ihre ersten Worte an den Cardinal waren über diesen Gegenstand. Margaretha unterdrückte ihr Lachen, das gewaltsam hervorzubrechen drohte, als sie des Cardinals wilden Zorn sah; allein ihr Antlitz nahm bald einen anderen Ausdruck an — als rücksichtslos der Cardinal ihr sagte, sie habe eine Schlange in ihrem Busen genährt, Hugo van Geest sei der Urheber dieser Scenen, und noch ernster wurde sie, als sie erst die volle Deutung der allegorischen Personen vernahm, und sich selbst dem Spotte des Volkes preisgegeben sah. Ein gekränktes Weibergemüth verzeiht selten. Margaretha war in heftiger Entrüstung; allein sie vertheidigte van Geest auf's Heftigste.

Margaretha sah es wohl klar ein, es müsse hier ein Beispiel statuirt werden, wie der Cardinal verlangte. Sie ließ den Präsidenten Viglius zu sich bescheiden, um mit ihm zu berathen.

Der ehrwürdige Greis erschien alsbald, und Margaretha eröffnete ihm des Cardinals Antrag. Auch er stimmte für die ge-

naueste Untersuchung und die exemplarische Bestrafung — aber wie entfärbte sich der edle Mann, als er die Beschuldigung des Sohnes seines geliebtesten Freundes erfuhr!

„Es kann nicht sein!“ rief er aus, und ein edles Feuer blitzte aus seinen Augen. „Es kann nicht sein, denn des Vaters Blut strömt in seinen Adern. Hugo ist wohl jugendlich ausgelassen, aber ich habe ihn mit den Augen eines strengen Vaters in all' seinem Thun verfolgt, und niemals fand ich ihn auf unrechtem Weg. Ich muß auf einer um so strengeren Untersuchung bestehen,“ schloß er, „damit der erniedrigende Verdacht von dem Unschuldigen entfernt werde.“

Der Beschluß wurde gefaßt und die Befehle ertheilt.

Margaretha ließ den Baron von Montigni zu sich entbieten. Er war Hugo's Freund, er mußte, da van Geest abwesend war, genaue Nachrichten über den Ort seines Aufenthalts geben können.

Montigni sprach warm für den Freund. Er suchte den Verdacht, so viel als nur immer möglich, von ihm abzulenken, allein es war bei dem Cardinal umsonst, der noch einen geheimen Grund des Abscheues gegen Hugo hatte, seine Leidenschaft für Clara.

Margarethen und dem Präsidenten war van Geest unschuldig, nur dem Cardinal nicht. Er war fest entschlossen, ihn verhaften und in den Kerker der Inquisition werfen zu lassen, auch wenn Margaretha es nicht sollte zugeben wollen, da er hier freie Hand hatte, zu handeln, wie er wollte.

Ueber van Geest's Haupte zog sich ein Unwetter zusammen, und er selbst ahnete es nicht in dem fröhlichen Muthe der Jugend. Er war nach la Gauchère geeilt und vergnügte sich mit der Jagd, wenn nicht la Grange bei ihm war, sein Erzieher und wärmster Freund, ein Geistlicher aus Valenciennes, mit alle der Gluth seiner Seele dem Protestantismus zugethan, dessen Lehre er auch in Hugo's Seele geflößt, und auch ihr die wärmste Begeisterung dafür eingehaucht hatte. Er ahnete nicht, wie nahe ihm der gefährliche Feind, der rachsüchtige Noircarmes war. — Dieser

hatte seine Erkundigungen eingezogen, und floh pfeilschnell zu dem Cardinal zurück, ihm zu melden, daß erst einen Tag nach dem Schauspiele der Rederyker van Geest nach Valenciennes gekommen sei.

Mit dieser fröhlichen Kunde für den Cardinal war auch die eingegangen, daß man ein Glied des Rederyker=Vereins, und zwar einen alten geborenen Castilier, in einer Winkelkneipe Brüssels entdeckt, und sofort vom Bette seines jammernden, erkrankten Weibes in den Kerker der Inquisition geschleppt habe.

Schnell gab Granvella den geheimen Befehl, van Geest in la Gandhère, seinem Landgut, aufzuheben, und nach Brüssel heimlich in den Kerker zu bringen.

La Grange war eben bei dem Jüngling, als die Schergen des Cardinals ihn aufhoben, fesselten und sich mit ihm nach Brüssel zu auf den Weg machten. La Grange wollte sich widersetzen. Die Bauern des Dorfes harrten nur des Winks, um anzugreifen; allein Hugo bat, es nicht zu thun. Nur in la Grange's Ohr konnte er flüstern, es an den Maler Breughel in Brüssel zu melden. Er selbst ergab sich mit Ruhe und Geistesgegenwart in sein Loos, hoffend auf Befreiung, wenn seine Gefangenschaft zur allgemeinen Kunde käme. Und dazu mußte sie kommen, wenn Breughel, der Treue, den Unfall vernahm, wenn Margaretha es erfuhr. Gegen jedes Gericht konnte er außerdem protestiren als freier Niederländer, das nicht der Staatsrath war. Nur Eins lag ihm schwer auf dem Herzen — seine geliebte Clara. — Er wußte es ja nicht, daß sie schon von dem Verdachte wußte, ahnte es nicht, daß sie schon manche Nacht durchweint um ihn, schon so oft zum Himmel um Rettung aus der Gefahr, die ihm drohe, gefleht.

Margarethens Mittheilung an ihren Liebling über des Cardinals Verdacht gegen van Geest — hatte sie tief erschüttert. Sie kannte van Geest besser, als Alle, daher war auch die Ueberzeugung lebendig in ihr, daß er Antheil habe an dem Schauspiele

der Rederyker; nur das konnte sie nicht glauben, daß er Margarethen mit in den höhnenden Aufzug hineingezogen. Dazu glaubte sie sein offenes, edles Herz zu gut zu kennen. Was hatte in dieser schweren Stunde das Mädchen, als Thränen und Gebete?

Wie sah sie mit stürmisch pochendem Herzen der Stunde entgegen, wo Breughel zu ihr kam, um ihr im Zeichnen Unterricht zu ertheilen. Er war ja der Treue, der das süße, heimliche Wort der Liebe brachte und nahm; er kannte ja jeden Schritt van Geest's, von ihm konnte und durfte sie Wahrheit erwarten. In quälender Erwartung saß sie da, und die Stunden schlugen so träge. Endlich nahte die ersehnte, und — Breughel kam nicht. Es verging noch eine, und er kam nicht. — Die Sonne schied zur anderen Hemisphäre, und Breughel, der sonst so sehr pünktlich seinen Verpflichtungen nachzukommen pflegte, blieb aus. Hier mußte ein wichtiges Hinderniß obwalten. Welches konnte es aber anders sein, als van Geest's Geschick? — Tausend marternde Vorstellungen verfolgten sie. Nirgends fand sie Ruhe, und der Thränen Quelle versiegte nicht mehr.

Margaretha sah des Lieblings Schmerz. Sie kannte die Liebe des Mädchens und Hugo's, und doch mochte sie nicht den zauberischen Schleier des Geheimnisses davon hinwegreißen. Jetzt aber nahte die Stunde. Am Herzen der Freundin, der mütterlichen, zerfloß das liebende Mädchen in heißen Thränen. Da gestand sie ihr süßes Geheimniß, und der erste Trost kam in ihr Gemüth, als Margaretha auch dann ihr Verzeihung und Schutz zusagte, wenn Hugo selbst schuldig sollte erfunden werden.

Jetzt schlug ihr Herz ruhiger, aber die Trauer, der Schmerz wich dennoch nicht von ihr, denn sie dachte sich den Geliebten vielleicht jetzt im Gefängniß, in den tiefen Kerkern der Inquisition, wohin kein Strahl des Tages drang. Die Phantasie der Liebenden malte ihr die Bilder ausschweifend gräßlich, und so schuf sie sich selbst eine namenlose Qual.

Auch am anderen Tage kam Breughel nicht. Der edle Mensch

hatte Größeres jetzt zu thun. Diego's leidende Gattin nahm er in sein Haus, und sein Weib, ein sanftes, frommes Gemüth, nahm sich mit ihm der Leidenden mit Treue und Aufopferung an.

Unter diesen Werken der Liebe fand ihn la Grange's Nachricht, und wie ein vernichtender Donnerschlag traf sie den Mann, der oft dem jugendlich leichtsinnigen Jüngling abgerathen hatte, den Plan auszuführen, der aber dennoch in der Verwegenheit seines Sinnes nur zu sehr zu ähnlichen Dingen hinneigte, der eigentlich auch der Urheber jenes satyrischen Kupferstiches war, der des Cardinals Ansehen eben so sehr untergraben hatte, als es seinen wildesten Zorn erregt. Er sah einen Abgrund sich vor van Geest öffnen, aus dem er ihn zu retten versuchen mußte. Ueber die Wahl der Mittel war er nicht lange im Zweifel. Der Gattin übertrug er nun allein die Sorge für die Unglückliche, und er eilte zu Oranien, zu Egmont, zu Horne und Montigni, um ihnen den neuen Gewaltstreich des Verhaßten anzuzeigen, und sie um Rettung des Jünglings, den sie alle liebten, aufzurufen, ehe die Rache des Cardinals ihn mit ihren Tigerkrallen zermalmte.

In einem jener Kerker, deren Schreckliches hinlänglich bezeichnet ist, wenn man sie Kerker der Inquisition, des schrecklichsten aller Gerichte, nennt, war Hugo van Geest unterdessen mit dem Dunkel der Nacht angekommen. Des Cardinals Weisung hatte ihm nicht den günstigsten Empfang bereitet, und von Ketten belastet, gleich dem gemeinsten Missethäter, gab man ihm in dem finsteren, naßkalten Gewölbe Zeit, eine That zu bereuen, zu der jugendlicher Muthwillen, glühende Liebe zum Vaterland und Haß gegen seinen Unterdrücker verleitet.

Wo er sich befand, wußte Breughel nicht — allein daß er bereits in Brüssel sein müßte, setzte er voraus.

Die edelsten Männer der Nation waren es, und die einflußreichsten, bei denen Breughel van Geest's Gefangennehmung gemeldet. Es bedurfte nicht der warmen, begeisterten Rede, die von seinen Lippen floß, um sie für van Geest zu interessiren.

War auch dem verschlossenen, ernsten Oranien der Jüngling noch zu jugendlich, zu feurig selbst, um ihn näher an sich zu ziehen, so verkannte er dennoch das Gediegene seines Charakters, seinen feurig offenen Sinn nicht, und nicht die gerechten Hoffnungen, die das Vaterland auf ihn setzen konnte in den Augenblicken der Gefahr und Noth. Darum nahm er warmen Antheil am Jünglinge, der schon in Frankreich, wo er als Freiwilliger unter den Fahnen der Protestanten gefochten, einen seltenen Heldenmuth an den Tag gelegt; vornehmlich aber empörte ihn Granvella's neuer Gewaltstreich.

Schon seit längerer Zeit waren die Grafen von Horne und Egmont mit Oranien Granvella's bitterste Feinde. Sie hatten bereits vor einer längeren Zeit dem König einen gemeinschaftlichen Bericht erstattet über den gefährlichen Zustand der Niederlande. Kräftig schilderten sie den Haß gegen den Cardinal, dessen Motive sie sattsam nachwiesen, und drangen auf seine Entfernung. Philipp kannte viel zu gut den Juwel, den seine Krone an Granvella besaß, als daß er in das Ansinnen der Grafen und des Prinzen eingegangen wäre. Sie haßte er. Sie sah er als die gefährlichsten Gegner seiner Pläne an, und ihre Klage war dem Cardinal in seinen Augen ein nur zu vollgültiger Empfehlungsbrief. Sie sahen ihre Pläne vereitelt. Sie sahen Granvella in eben dem Grad in seines Herrn Gunst steigen, als er im Hasse der Niederländer stieg. Da thaten sie den entscheidenden Schritt. Obwohl sie in der Nähe des Hofes blieben, traten sie gemeinsam aus dem Staatsrath, erklärend: daß, da sie kein anderes Mittel kenneten, als Zusammenberufung der Staaten, um des Vaterlandes tief einfressenden Schaden zu heilen — und dies ihnen zu verlangen nicht gestattet sei, sie einstweilen aus dem Staatsrathe schieden, wo länger Maschinen Granvella's zu sein, ihre Ehre wie ihr Pflichtgefühl nicht gestatte. Von diesem Zeitpunkt an sah das Volk in ihnen seine Retter, der Adel, der Granvella haßte, in ihnen seine Häupter, und enger und enger schloß man sich an sie an. Ihre Stellung gegen Granvella, und jener ominöse Scherz bei dem Gastmahle

des Herrn von Grobbandonk, wo sie auf die Livree ihrer Bedienten eine Narrenkappe von schwarzem Tuche setzen ließen, die man für einen Cardinalshut erklärte, gab selbst Veranlassung, daß sich das Volk laut über den Cardinal zu äußern begann, und man den Muth faßte, den gemeinsamen Feind mit allen Waffen der Satyre und des Witzes zu bekriegen.

Darum, dies wohl wissend, warfen sie sich jetzt als Sachwalter van Geest's auf, obwohl sie sich selbst als Staatsräthe auch ihrer Rechte begeben hatten.

Margaretha von Parma erstaunte, als man ihr die drei Statthalter meldete. Sie wußte noch nichts von van Geest's Gefangennehmung und Einkerkerung. Nur die des Spaniers Diego hatte man ihr angezeigt. Jetzt traten Oranien, Horne und Egmont, die Ritter des goldenen Vließes, die Provinzialstatthalter, die Männer, die sie zu fürchten gewohnt war, bei ihr ein, und auf ihren Gesichtern las sie eine Jeremiade. Kurz, kräftig und scharf sprach Oranien über Granvella; enthüllte Margarethen, was sie längst gewußt, ihre Bevormundung durch den Cardinal; zeigte ihr, wie er hinter ihrem Rücken ihre Schritte paralisire, und bei ihr die Illusion zu erhalten suche, als regiere sie, indeß er allein der Regent des Landes und durch die Besetzung der Aemter des Staates durch seine Kreaturen einen mächtigeren Arm habe als sie. Er enthüllte ihr aus vielen Thatsachen, daß Granvella stets nach geheimen Instructionen von Madrid handele, deren Urheber wieder nur er selbst durch seine List und Gewalt über König Philipp sei. Oranien's Rede eröffnete Margarethen die Einsicht in so manches Räthsel, daß es wie Schuppen von ihren Augen fiel, und sie die Wahrheit dessen, was der Redner sagte, tief fühlte; allein wie erstaunte sie, als er endlich, als den schlagendsten Beweis seiner Aussage, van Geest's Gefangennehmung und Einkerkerung ihr anzeigte, und dringendst sie bat, sich des Verfolgten anzunehmen, ..d falls er schuldig sei, seinen Rechtshandel vor den Staatsrath

zu ziehen. Zuletzt verlangte er nochmals kräftig im Namen der Nation die schnelle Entfernung Granvella's.

Einer Bildsäule gleich, stand die Oberstatthalterin jetzt vor den drei Herren, und wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie zweifelte noch an Granvella's Kühnheit zu diesem Schritte, doch Oranien's gewisse Versicherung erzürnte sie heftig gegen den Gewaltstreich dessen, der ihr mit jedem Augenblicke selbst verhaßter wurde, jemehr sie seine Uebermacht erkannte und ihre eigene Herabsetzung durch ihn.

Sie sagte den Herren volle Erfüllung ihres Begehrs zu, und entließ sie sehr gnädig.

In der vollen Aufwallung ihres Zornes trat sie in ihr Closet. Ein unterdrücktes Schluchzen, das aus dem an das ihre grenzende Gemach Clara's an ihr Ohr schlug, zog sie hinein. Da stand vor der Weinenden der treue Breughel, das Schicksal des Geliebten ihr eben erzählend. Breughel erschrack nicht, als die Statthalterin eintrat, und ihr noch im Zorne flammender Blick ihn traf.

Hier galt es für seinen und der Seinen edlen Retter, und er fühlte, wie sein Muth wuchs.

Margaretha fragte nach Clara's Thränen. Die Weinende vermochte nicht zu antworten, sie deutete auf Breughel.

„Erlaubt Ihr, gnädigste Frau," fragte er, „daß ich Euch den Grund des Kummers des Fräuleins erzähle?"

Margaretha neigte das Haupt.

Da begann das Auge des Malers zu leuchten, und sein Herz, sein dankbares Herz sprach für van Geest mit einer Begeisterung, die Margarethen hinriß.

„van Geest hat in Euch einen Vertheidiger, wie ich ihn jedem Angeklagten wünschen möchte, und wäre er auch nicht so unschuldig, als Hugo ist" — sagte sie, ihre Hand gnädig auf des Mannes Schulter legend.

„Sollte ich nicht für den Edelsten reden, der in den Niederlanden athmet," fuhr Breughel in wachsender Begeisterung fort: „Mein Herz ist sein und mein Leben; denn er hat mich, meine

Gattin und meine Kinder vom Hungertode gerettet, als wir Alle krank lagen, hat ärztliche Hülfe in meine Hütte gebracht, und so mir eine Schuld der Dankbarkeit auferlegt, die ich nie abtragen kann. O, gnädige Frau," rief er aus, „Ihr kennet nicht sein Herz, wie groß und edel es ist! Mag er auch gefehlt haben durch seine Antheilnahme an dem Schauspiele der Rederyker."

„Wie?" fragte Margarethe, und eine Todtenblässe überzog ihr Antlitz, und ihre Stirne legte sich in düstere, dräuende Falten. — „Wie? Hugo war dennoch dabei, und gab mich dem Spotte preis?"

Da stürzte Clara vor ihr nieder und umwand ihre Kniee, da riß des Mädchens Beispiel auch Breughel vor ihr nieder.

„Ich habe nie vor einem Menschen gekniet," sagte er feierlich — „aber jetzt flehe ich knieend, vergebt dem jugendlichen Muthwillen! Euch hat er nie angegriffen, bei Gott, nie! Man hat Euch schrecklich hintergangen."

Margarethens Herz, noch bewegt durch Breughel's Erzählung, wurde durch den Anblick der Knieenden, durch Breughel's Worte völlig entwaffnet. Sie hob Clara auf und schlang ihren Arm um sie, indem sie Breughel winkte, aufzustehen.

„Waret Ihr zugegen, Meister?" fragte sie.

Breughel bejahte.

„So erzählt mir ungeschminkt, offen und wahr den Hergang. Habt Ihr's vernommen — wahr — Wahrheit will ich, muß ich hören!"

Breughel neigte sich zusagend. Ohne Schmuck und Zuthat erzählte er nun Margarethen das ganze Schauspiel. Sie konnte sich, als er zu Ende war, des Lachens nicht enthalten.

„So tollkühn auch das Unternehmen ist und so strafbar, so liegt doch zuviel treffender Witz darinnen, als daß man nicht lächeln müßte," sagte sie.

„Ich danke Euch, Meister, für Eure Mittheilung, und gebe Euch mein fürstliches Wort, daß Eurem Wohlthäter kein Uebel

begegnen soll. Er hat noch andere Schützer, die indessen, mögen sie auch höher stehen als Ihr, dennoch an Werth Euch nicht vorgehen. Hugo ist strafbar," sagte sie zu Clara, „und wäre er mein Sohn, ich dürfte sein Thun nicht ohne Strafe lassen; indessen vertraue mir, meine Clara, und stille Deine Thränen." — Sie entließ Breughel gnädig und begab sich in ihren Audienzsaal, wo sie den Greis Viglius von Luichem erwartete. Clara aber sank auf ihre Knieen, dem Herrn dankend für den Strahl des Lichtes, der in ihre trostlose Seele gefallen war, und den Geliebten der väterlichen Obhut empfehlend.

Viglius erschien. Margaretha eröffnete ihm das bisher Erzählte, und er selbst, der warme Freund, mußte diesen Schritt heftig tadeln. Allein auch Hugo's Schuld schmerzte ihn tief.

„Es ist wahr," sagte er betrübt, „Strafe muß er leiden. Die Angriffe auf die Regierung sind zu bitter, und das Beispiel der Gnade würde zu nachtheilig auf das Volk und den Adel wirken, dem nur bisher ein Punkt der Vereinigung fehlte, um seine Macht zu fühlen. Indessen ist es nöthig, mit Umsicht zu verfahren. Ganz Brüssel ist in einem Zustande, den man fast Aufruhr nennen könnte. Ueberall erblickte ich Haufen von Bürgern, die heftig redeten, und ich wage die Flüche nicht auszusprechen, die Granvella treffen."

Beide nahmen nun die Sache in Ueberlegung und erst nach Verlauf zweier Stunden verließ Viglius die Oberstatthalterin. Diese schloß sich mit ihrem Geheimschreiber, Thomas Armenteras, ein, und ehe noch die Mitternacht ihre zwölf Schläge von Brüssels Thürmen ertönen ließ, war Armenteras schon auf der Reise nach Madrid, und das letzte Wort Margarethens tönte noch in seinem Ohre: „Es hängt Alles von Eurer Eile ab, darum gebt Eurer Reise Flügel!"

In einem düsteren Gemache, dessen Wände mit schwarzem Tuche bekleidet waren, saßen an dem, gleichfalls schwarz behängten Tisch, auf welchem ein Kruzifix stand, Granvella und die Inqui=

sitoren. In ihren finsteren Gesichtern konnte man die Todesurtheile lesen, die ihr gräßlicher Mund zu sprechen bereit war, und kein menschenfreundlicher Zug verrieth die Hoffnung der Gnade. Eine dumpfe Grabesstille herrschte im Gemache. Gleich Bildsäulen, in denen kein Leben, saßen die Richter, und standen in unterwürfiger Entfernung die Diener dieses Gerichtes, das die Menschheit ewig schändet.

Jetzt thaten sich die Flügelthüren auf, und mit Ketten belastet, doch stolz, wie ein König, und freimüthig und furchtlos trat, von zwei Bewaffneten begleitet, Hugo van Geest herein, und gleich hinter ihm Diego in ähnlichem Schmucke. Hugo sah den Alten mit freundlichem und doch mitleidigem Blick an, und grüßte ihn wie einen alten Bekannten. Diego war finster. Sein glühendes Auge ruhte durchbohrend auf dem Cardinal, der ihn jedoch nicht zu kennen schien.

Die Flügelthüren schlossen sich wieder. Die vorige Stille trat ein, und Granvella gab das Zeichen, daß das Gericht eröffnet sei.

„Hugo van Geest“ — hob der Fiscal, ein eisgrauer Dominikaner, an, aus dessen häßlichem Gesicht eine teuflische Seele blickte, indem er sich erhob — „Hugo van Geest, Ihr seid schrecklicher Verbrechen angeklagt, des Ketzerthums, des Hochverraths und der Verspottung des heiligen Tribunals. Ihr steht vor Euren Richtern, verantwortet Euch, wenn Ihr es vermögt!“

Der Jüngling trat kühn einen Schritt vor.

„Nehmt mir die Fesseln ab,“ sprach er fest und gebieterisch, „die Ihr widerrechtlich mir angelegt, dann wird der freie Niederländer reden, wie er es für gut findet!“

Er trat wieder den Schritt zurück und schwieg.

Eine Weile sahen sich die Richter, durch diese unerwartete Kühnheit betroffen, an, und wußten nicht, was zu thun sei. Endlich sprach, nachdem er einige Zeichen mit Granvella gewechselt, der Fiscal:

„Eure Frechheit könnte die Langmuth des heiligen Officiums vernichten, wenn es nicht gewohnt wäre, milde zu sein, selbst gegen die Auswürfe des menschlichen Geschlechts!“

Ein Wink, und die Diener lösten des Jünglings Fesseln. Es war ihm wie dem Vogel, der dem beengenden Bauer entronnen ist. Freier und froher hob sich seine Brust. Er trat wieder einen Schritt vor, stolzer, kühner als vorher, und sah furchtlos in Granvella's gelbes Antlitz. Des Cardinals Auge schweifte unstät umher. Er glich in diesem Augenblicke dem Beklagten, van Geest dem Richter.

„Sehet mich an, Herr Cardinal,“ hob van Geest mit fester, wohltönender Stimme an — „denn zu Euch rede ich, nicht zu dem Manne, den ich nicht kenne, dessen schmähender Rede ich nur die Verachtung des guten Bewußtseins entgegenzusetzen habe.“

Der Dominikaner biß sich in die bleiche Lippe. Granvella bemühte sich, den Jüngling anzusehen, doch er konnte den durchbohrenden Blick, in dem Verachtung und Spott lag, nicht ertragen.

„Wer, so frage ich,“ hob van Geest an, „wer gibt Euch das Recht, den freien Niederländer heimlich, wie einen Verbrecher, gegen die Rechte und Freiheiten seines Vaterlandes und Standes aufheben zu lassen? Wer berechtigt Euch, ihn in Fesseln zu legen, dem Mörder gleich, ehe seine Schuld erwiesen ist? — Wer gibt Euch die Macht, ihn vor ein Gericht zu ziehen, das im Finstern sein verruchtes Wesen treibt, ihn, der nur in dem Staatsrathe, vor den Häuptern seines Volkes gerichtet werden kann? — Ihr schweigt? — Ihr fühlt, welcher vermessenen Handlung Ihr Euch schuldig gemacht! Ich protestire feierlich gegen dieses Gericht, und verlange vor das meiner Nation gestellt zu werden!“

„Schweig, Verruchter!“ donnerte ihm der Cardinal, der sich ermannt hatte, zu, „schweig, und vergrößere Deine Schuld nicht!“

„Wer Euch den Wahn beibrachte,“ fuhr rücksichtslos van Geest fort, „daß jemals ein van Geest vor dem Machtwort eines Tyrannen zitterte, dem sagt kühn in's Antlitz: daß er ein Lügner ist!“

„Legt ihn in Ketten!“ schrie der Fiscal. „Es bedarf keiner Untersuchung!“

Die zwei Diener nahten sich dem Jüngling. Sein Flammenblick traf sie.

„Zurück!“ — donnerte er ihnen zu, daß die Schergen bebend zurücktraten. „Ihr gebt,“ fuhr er fort, und trat noch einen Schritt näher, „Ihr gebt durch Euer Schweigen Euch als schuldig des Eingriffs in die Rechte und Freiheiten meines Vaterlands an, und ich würde es unter meiner Würde halten, Euch auf die Anklage zu antworten, wenn ich nicht jetzt gerade die Lust fühlte, sie in's Auge zu fassen, und mein Gewissen mich aufforderte, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Es ist wahr, daß ich der gereinigten Lehre des Evangeliums von ganzer Seele und bis zum letzten Athemzug anhänge. Es ist verruchte Lüge, daß ich jemals die Achtung vor dem König aus dem Auge verloren. Selbst das Schauspiel, das Ihr kennt, an dem ich allerdings Theil gehabt, galt nur Euch, Herr Cardinal, und sollte Euch zeigen, wie man Euch haßt und verachtet, und Euch lehren, von einer Stelle zurückzutreten, so lange der Rücktritt ohne Schmach möglich ist, und so lange nicht die Wuth eines mißhandelten Volkes sich an Euch rächt, das bis jetzt nur den Spott und die Verachtung als Waffe gegen Euch gebraucht. Daß ich die Inquisition verhöhnt — es ist wahr, und ich that, was Recht war. Hier habt Ihr mein Bekenntniß. Ich bin schuldig dessen, wenn es eine Schuld ist — aber dieser Mann (er deutete auf Alvarez) ist unschuldig. Stellt mich vor mein Gericht und laßt mich richten!“

Des Jünglings kräftige Rede und die völlig rücksichtslose und verwegene Offenherzigkeit, mehr aber das feste Berufen auf ein angestammtes, vom König eingesetztes Gericht, machte seine Richter im höchsten Grade verlegen. Das Bekenntniß seines Glaubens indessen legte ihnen wieder viele Gewalt in ihre Hand, und nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, befahl in fürchterlichem Grimme der Cardinal, ihn enger zu fesseln und in einen noch

schlimmeren Kerker zu begraben. Vergebens protestirte van Geest. Er mußte der Gewalt nachgeben. Unbarmherzig fesselten ihn die Gerichtsknechte und schleppten ihn in ein Gemach, das nahe bei dem Audienzzimmer war, wo er jedoch Alles vernehmen konnte, was drüben vorging.

Anfänglich hörte er nur ein halblautes Reden. Deutlich aber vernahm er, wie die Stimmen zitterten im Grimm. Er konnte sein Urtheil voraussehen — das Todesurtheil — denn diese Richter, die er so empfindlich angegriffen, vergaben nicht; allein Hugo fühlte zu tief die Ungerechtigkeit des Verfahrens, sein Glaube an das ewige Walten der Vorsehung stand zu fest, als daß nur ein Augenblick sein Muth, seine Zuversicht gewankt hätte.

Diego wurde jetzt vorgerufen. Ihm wurde die Beschuldigung des Ketzerthumes nicht zur Last gelegt, nur die beiden anderen, die man auch Hugo gemacht.

Diego sprach wenig. Er verlangte laut, mit Granvella ein Wort im Vertrauen und unter vier Augen zu reden, dann wolle er sich richten lassen, da er dessen, was man ihn beschuldige, sich schuldig wisse.

Hugo erstaunte, bebte. Er horchte angestrengter. Er vernahm Tritte an der Thüre des Zimmers vorüber, in welchem er sich befand, eine Thüre knarrte und fuhr in's Schloß.

Diego und Granvella standen sich gegenüber.

„Sehet mich genau an, Herr Cardinal," sprach Diego. „Kennt Ihr mich?"

Der Cardinal starrte ihn an. — Es schien, als dämmere das Bild dieses Mannes in seiner Erinnerung.

„Es scheint," hob Diego an, als der Cardinal schwieg, „zehn Jahre haben viel Verwüstungen an meinem Körper gemacht, daß Ihr mich nicht erkennet. Ich heiße:" — — er flüsterte etwas in des Cardinals Ohr.

Der Cardinal erbleichte und fuhr zurück.

„Ha!" rief lauter Diego, „gedenkt Ihr des Dienstes noch,

den Euch diese verruchte Hand geleistet? — Euer Gold liegt noch schwer auf meiner Seele, und Jahre lange Reue hat es nicht entfernt."

„Mensch!" rief Granvella, „lebst Du noch? — !"

„Ich lebe," sagte Diego, „und nicht durch Euer Urtheil werde ich sterben, mein Tod würde Euer Verderben nach sich ziehen — mein Geheimniß liegt versiegelt in eines Freundes Hand. Mein Tod, mein Verschwinden selbst — löst in acht Tagen das Siegel. Herr Cardinal, Ihr seid in meiner Hand, ich nicht in der Euern, vergeßt das nicht, und seid klug. Ewig schweigt mein Mund. Mein Leben nur rettet Euch!"

„Teufel!" schrie verzweifelnd der Cardinal.

„Reicht mir die Hand," sprach höhnend Diego, „wer ist der größte von uns?"

Der Cardinal zitterte an allen Gliedern. Kalter Schweiß rann von der breiten Stirne. Er lehnte sich an die kalte Mauer und schwieg.

„Ich fordere noch eins," hob Diego wieder an, „ich verlange, daß Ihr den Jüngling frei gebt, den Ihr widerrechtlich gefangen gesetzt!"

„Mensch, willst Du mich wahnsinnig machen?" rief der Cardinal. „Gehe hin und entdecke, was Du weißt, mag kommen, was da will!"

„Wohlan denn," entgegnete kalt Diego — „fället ein Urtheil, das ich längst verdient — Ihr fället das Eure mit — die Welt verliert an uns nichts."

Er wandte sich zur Thüre.

„Halt, Entsetzlicher, mehr als Teufel, halt! Versprichst Du mir ewiges Schweigen? Willst Du die Grenzen der Niederlande sogleich verlassen und sie nie mehr betreten? — Willst Du mir ᴧs geloben?"

„Das kann ich nicht," versetzte Diego, „denn mein Weib ist ᴧnk. Ihr habt mich von ihr gerissen, Unmensch!"

„Noch Eins," sagte in fieberischer Bewegung Granvella; „so bleibe, bis sie genesen — dann aber verlaß diesen Boden und stirb mit dem Geheimnisse."

„Wohl, es sei," versetzte der Alte, „doch der Freund behält, was er hat, in Verwahr — und sterbe ich — Herr Cardinal, ich kenne Euch! — sterbe ich durch Euch — dann —"

„Schweig!" rief der einer Ohnmacht nahe Granvella. „Du bist frei!"

„Und van Geest?" fragte Diego.

„Er stirbt."

„Dann sterbe auch ich! — fällt mein Urtheil!"

Wie wahnsinnig fuhr Granvella mit beiden Händen in das Haar und raufte sich. „Fluch der Stunde, in der ich Dich erblickt, Satan!" schrie er laut.

„Ihr vergeßt Euch, Eminenz," höhnte Diego. „Auch ich sage: Fluch jener Stunde!" Er seufzte tief auf. „Stirbt van Geest?" fragte er wieder.

„Nein," sagte in völliger Abspannung Granvella — „nein; fordere Alles, was Du willst, nur seine Freiheit nicht!"

„Und diese fordere ich," sagte kalt Diego.

„Er ist straffällig wie Du, Diego," sprach Granvella, und stimmte sich zur Sanftmuth herab. „Ihr Beide müßt zum Scheine wenigstens büßen."

„Mein Weib stirbt vielleicht indessen, bedenkt es, Herr Cardinal, sie allein, die Arme, fesselt mich an das Leben. Stirbt sie — dann suche auch ich den Tod!"

„So sei frei, Diego. Nur eine kurze Zeit büße van Geest seine Tollkühnheit. — Doch das will ich Dir zugeben, daß ich ihn der Statthalterin ausliefere."

„Es sei," sagte Diego.

„Und Du schweigst?" fragte Granvella.

„Ewig!"

Granvella trat aus dem Gemach. Er war entstellt. Eine

graue Todtenfarbe lag auf seinem Gesicht. Er nahm seine Stelle ein und rang nach Fassung. Nur mühsam gewann er sie, aber seiner körperlichen Erschütterung konnte er nicht Meister werden. Sein Wesen schien in seinen Grundfesten erschüttert. Noch immer bebend lehnte er sich matt in seinen Stuhl. Die Inquisitoren waren erstaunt und sahen ihn angstvoll an. Sie vermochten sich nicht das Räthsel zu deuten.

Nach einigem Schweigen hob Granvella mit schwacher Stimme an: „Dieser Mann hat mir Geheimnisse anvertraut, deren außerordentlichen Natur Ihr die sichtbare Erschütterung meines Wesens zuschreiben müsset. Sie sind von außerordentlicher Wichtigkeit für den Staat. Ich habe sie ihm durch das Versprechen seiner Freiheit unter der Bedingung, daß er in Frist von einem halben Jahre die Niederlande verläßt, und sich während dieser Zeit ruhig und ohne Antheilnahme an irgend einer ähnlichen schändlichen Unternehmung verhält, abgekauft. Zudem war es meine Person, die durch jenes Schauspiel hauptsächlich verletzt war, und es ist christlich, zu vergeben. Ich habe ihm verziehen, er ist frei!"

Die Richter starrten ihn an.

Der Fiscal räusperte sich und wollte sprechen.

„Er ist frei!" sagte aber mit Nachdruck Granvella, und der Fiscal ließ sich mürrisch auf seinen Sitz nieder.

Diego wurde entfesselt, und ging ohne eine Sylbe zu reden hinaus, nur ein Blick kalter Verachtung glitt an dem Cardinal vorüber.

Leichter schlug jetzt Granvella's Herz. Ruhiger konnte er mit den Inquisitoren über van Geest unterhandeln. Der Fiscal bestand auf dem Todesurtheile für den Verwegenen; Granvella widersprach halblaut. Er setzte die nachtheiligen und unausbleiblichen Folgen solcher That mit Umsicht und Klarheit auseinander; entwickelte, bei der Volksstimmung, die man seit einigen Tagen in Brüssel wahrgenommen, die Gefahr eines Volksaufstandes bis zur Evidenz, dann

schlug er vor, den Jüngling einige Zeit einzukerkern und dann frei zu lassen.

„Ihr hättet wohlgethan, dies früher zu bedenken,“ versetzte mit unterdrücktem Grimme der Fiscal, der auch hier wieder das Opfer sich entwinden sah, „ehe Ihr das heilige Officium dem Spott auf solche Weise bloßstellt, und ihm eine Ohnmacht in den Augen dieses hartnäckigen und widerspenstigen Volkes beilegt, die ihm nur vom größten Nachtheile sein kann.“

Granvella bezwang seine Aufwallung.

„Ihr hättet diese Bemerkung besser gespart, Herr Fiscal,“ sagte dennoch scharf Granvella. „Ich weiß sehr wohl, was ich zu thun habe, und mich däucht, ich könnte der Weisheit Anderer für's Erste entbehren. Das heilige Officium gibt jetzt nur den Verhältnissen nach. Die Zeit ist nahe vielleicht, wo es seine volle Macht auf eine imposante Weise entwickeln kann, da das Ketzerwesen frecher als jemals spukt. Bis dahin bleibt es bei meiner Meinung. Ihr habt wohl nichts dagegen? —!“

Die Richter neigten sich vor dem Gewaltigen, dessen Arm sie heben und in die Unbedeutenheit schleudern konnte. Der Fiscal schwieg, bleich vor Ingrimm, und Granvella befahl den Dienern des Gerichtes, den Angeklagten, der theilweise diese Verhandlung gehört hatte, in seinen Kerker zurückzuführen, wenn das Gericht sich würde entfernt haben.

Er hob die Sitzung sofort auf und begab sich nach Hause.

Hugo van Geest wurde in seinen Kerker zurückgebracht.

Den Cardinal hatte der Auftritt mit Diego so erschüttert, daß er unfähig war, seinen Geschäften vorzustehen, und einem dringenden Rufe zu der Oberstatthalterin nicht Folge leisten konnte. Er mußte sich zu Bette begeben, und ließ dies der Herzogin melden.

Es währte nicht lange, so erschien der Greis Viglius von Luichem am Bette des Cardinals.

Der alte Präsident machte ihm heftige Vorwürfe ob seines Verfahrens gegen van Geest. Er setzte ihn von der Protestation

und dem Verlangen der drei Unterstatthalter in Kenntniß, und verlangte im Namen der Oberstatthalterin, die sehr ungehalten auf ihn sei, des Jünglings augenblickliche Auslieferung.

Dem Cardinal begann es zu schwindeln. Er fühlte zum ersten Male sich von einer trüben Vorahnung ergriffen, den Boden unter ihm wanken. Nur sein Vertrauen bei Philipp II., und die fast unumschränkte Gewalt, die er über den Monarchen besaß, flößte doch einige Ruhe in sein Herz.

Er gab in Gegenwart des Präsidenten Viglius den Befehl, sofort den Beklagten van Geest an diejenigen Personen auszuliefern, die die Oberstatthalterin senden würde, und mit diesem Bescheide begab sich Viglius zurück zu Margarethen.

Breughel war bei Clara. Kaum vernahm er die Lösung des Knotens, als er auch triumphirend von dannen eilte.

Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht, durch Breughel's übermäßige Freude unklug veranlaßt, durch die Gassen Brüssels. Das Volk, welches von Allem durch Breughel unterrichtet war, sammelte sich haufenweise in der Nähe des Gefängnisses und in den Straßen bis zum Palaste der Oberstatthalterin, durch welche van Geest kommen mußte.

Bald darauf erschien Herr von Montigni in Begleitung des Hauptmannes der Leibwache und einiger Hellebardirer. Sie begaben sich mit einer Sänfte nach dem Gefängnisse.

Hugo van Geest, der der Liebling des Volkes geworden war, trat leuchtenden Antlitzes alsbald aus der Thüre des Hauses, in dem er in kerkerlicher Haft geschmachtet hatte.

Froher Jubel des Volkes begrüßte ihn und begleitete ihn wirbelnd bis zu dem Palaste. Was auch Montigni sagen mochte, wie sehr er auch das Volk auf den Nachtheil aufmerksam machte, der für den Gefangenen nothwendig aus dieser tumultuarischen Theilnahme entstehen müsse — es half nicht. Die Freude des Volkes, das van Geest aus den Klauen des Cardinals befreit sah, ließ sich nicht hemmen.

So gelangten sie zum Palaste, nicht ohne öfteren Aufenthalt durch das Volksgedränge.

Mit dem Erröthen der Scham stand van Geest vor Margarethen von Parma, die ihn lange schweigend mit einem Blick ansah, in welchem Vorwurf und Wehmuth sich paarten.

„Von Dir,“ sagte sie, nachdem die Begleiter abgetreten waren, „von Dir, Hugo, hätte ich das nicht erwartet. Du nöthigst die, die Dir so wohl wollen, durch Deine Unbesonnenheit zu einer Strenge, von der ihr Herz so gerne nichts wissen möchte! Du hast mir und manchem Herzen, das Dir wohl will, sehr wehe gethan!“

Dieses sanfte Wort, dieser wehmüthige Vorwurf, der eine so innige Liebe aussprach, ergriff unaussprechlich des Jünglings sanftes Herz. Eine Thräne trat in sein großes, schönes Auge, und von dem Gefühle fortgerissen, von Scham und Reue durchdrungen, stürzte er vor Margarethens Füßen nieder und ergriff ihre Hand, sie an seine Lippen drückend.

„Könnt Ihr vergeben?“ fragte er, und die heiße Thräne benetzte Margarethens Hand. „Könnt Ihr vergeben, wenn Scham und Reue das Herz durchglüht, das in jugendlichem Uebermuth etwas that, was Euch mißfiel! Wenn Ihr mich züchtiget, so dulde ich gerne, denn es ist die Liebe und Milde eines edeln Herzens, die die jugendliche Unbesonnenheit mit Ernst in das Geleise der Ordnung und Pflicht zurückführt.“

Margaretha sah mit Rührung auf den Jüngling herab. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür ihres Closets, und Clara stürzte, von ihrem Gefühl überwältigt, an Hugo's Seite vor ihr nieder. Da bebte ihre Lippe, da befeuchteten Thränen ihren Blick, und mit dem Ausrufe: „Meine Kinder!“ zog sie Beide an ihr Herz.

Eine selige Stunde beglückte Margarethen, wie sie selten in ihrem verarmten Leben sie genossen. Alle die Sorgen ihrer Lage entwichen. Sie fühlte das Glück der Liebe im Anschauen des fremden. Sie segnete Hugo's und Clara's Liebesbund, und die schönsten Stunden des Lebens eröffneten ihren Reihen vor den

glücklichen Liebenden, da Margaretha bald ihre Vermählung zu feiern verhieß. Gerne trug Hugo die kurze Verweisung auf sein Gut la Gauchère bei Valenciennes. Das Ende seines Exils sollte ja der Anfang seines höchsten Glückes sein. Margaretha übersah selbst seine ketzerischen Ansichten. Sie hoffte von der Zukunft Rückkehr in den Schoos der katholischen Kirche.

van Geest's Verweisung auf sein Gut machte großes Aufsehen; um so mehr Theilnahme fand er, da er jetzt als ein Märtyrer der Sache des Volkes erschien. Nur van Geest's und Montigni's Benehmen war es zuzuschreiben, daß der Unwille des Volkes nicht in offenes Widersetzen ausartete. Erst da, als die Kunde sich verbreitete, daß van Geest Clara's Verlobter sei, wurde das Volk ruhig; dennoch aber glich seine Abreise einem Triumphzuge, denn alle seine Freunde begleiteten ihn, und Ströme des Volkes folgten dem Zuge mit dem Zeichen aufrichtiger Trauer.

* * *

Der edle Breughel hatte nach Diego's Gefangennehmung das leidende Weib desselben in seine Wohnung genommen, und das in sich zerrissene Gemüth Franziska's fand in Breughel's Gattin die warme Freundin, die treue Pflegerin, die sanfte Trösterin, und noch ein Engel erschien an ihrem Siechbette — Clara, deren höchstes Glück es war, unbemerkt Trost und Hülfe dem Leidenden zu spenden. Aber ach! sie konnten Alle nicht den Trost ihr bieten, den sie suchte, die Hoffnung der Rettung ihres Gatten. Mit jedem Tage wurde ihr Zustand bedenklicher, ihre Krankheit nahm zu, trotz der ärztlichen Hülfe, welche Clara brachte, und immer mehr schien Angst und Reue ihr Inneres zu zerreißen. Es mußte ein Geheimniß schwer auf ihrem Herzen lasten, eine Begebenheit aus ihrem früheren Leben, das sie jedoch nie deutlich aussprach. Frieden kam erst wieder in ihr Herz, wenn Breughel's Gattin ihr aus der heiligen Schrift vorlas. — Je näher die Unglückliche der Stunde ihrer Auflösung kam, und sie war nicht mehr ferne, das war außer Zweifel, desto sehnlicher sie es wünschte, Diego wiederzusehen und

einen Prediger des protestantischen Glaubens bei sich zu haben; ja, es lag am Tage, daß allein diese Sehnsucht die Seele noch an das morsche Gebäude des Staubes fessele.

Um diese Zeit erschien dem guten Breughel van Geest's Freund und Erzieher, la Grange, wie ein Engel Gottes. Dieser Mann — dem protestantischen Glauben mit glühendem Feuereifer zugethan — war derjenige, der des unglücklichen Weibes Wunsch erfüllen konnte. Ihn trieb die Angst um van Geest nach Brüssel, und schweren Herzens trat er in Breughel's Haus.

Breughel trat ihm düsteren Blicks entgegen, so freundlich und herzlich froh auch der Mund grüßte.

„Wo ist er?“ fragte bebend der Prediger.

„In Granvella's Händen,“ war des Malers Antwort.

„So helfe Gott und sei ihm gnädig!“ rief la Grange in tiefem Schmerz.

„Amen,“ sprach Breughel, und drückte seine Hand. „Doch verzaget nicht!“ setzte er hinzu — „des Cardinals Sonne ist im Niedergang, und Hugo hat mächtige Freunde.“

La Grange war auf einen Stuhl gesunken. Matt stützte der sonst so kräftige Mann sein Haupt. Jetzt erhob er den Blick zu Breughel — aber er wurde von einem anderen Anblicke gefesselt, und schien im Anschauen zu erstarren. Die Kranke hatte bei dem Tone der Stimme la Grange's ihre letzten Kräfte zusammengerafft und sich emporgerichtet. Ein unbeschreiblicher Ausdruck — halb Furcht, halb Freude, halb Schmerz, halb Lust sprach aus den Zügen, die schon des Todes Hand berührt zu haben schien, und gaben ihnen eine unmittelbar das ganze Gemüth erschütternde Gewalt.

Breughel und seine sanfte Gattin erbebten, denn ihnen dünkte es, als ergreife eine fieberische Phantasie das unglückliche Weib, und fördere dann schneller das Erlöschen des schwachen Lebensfunkens.

Aber wie erstaunten sie, als das Weib ihre Hände abwehrte,

und mit einer lauten Stimme rief: „Mein Pelegrin, mein Pelegrin!“ — und die Todtenblässe auf la Grange's Antlitz allmälig der Farbe des freudigen Erstaunens Raum gab, und er halb zweifelnd, halb überzeugt, zu dem Bett eilte, und mit gleichem Ausdruck innerer, tiefer Bewegung: „Franziska!“ rief — — und bald Beide in enger Umarmung Alles vergaßen.

Nur das Schluchzen des Weibes vernahmen sie, und die Worte „Bruder — Schwester!“

„Komm,“ sagte Breughel zu seiner Gattin, und zog sie hinaus — „hier thut der Himmel seine Pforten auf; laß sie ungestört. Es ist die letzte Erdenfreude Franziska's, vielleicht die einzige, die ihr wurde. Wir wollen sie nicht verkümmern!“

Und als sie nach einer Stunde in das Gemach traten, da war es wahr geworden — denn Franziska lag entseelt da, aber der Friede Gottes schwebte auf ihren Zügen, und betend kniete la Grange vor der Entseelten.

Weinend richtete sich la Grange auf und faßte Breughel's Hand.

„Finden und verlieren,“ sagte er, „ist unser Loos hienieden — aber es ist hart, nach so langer Trennung und so plötzlichem Finden, so schnell zu verlieren! — O, daß ich die Seele hätte retten können, als ihr der verruchte Versucher nahe war!“ — — Er sah auf die Entseelte und sagte dann — „Ach, wie tief hat der Gram in diesen einst so herrlichen Zügen gewühlt! — O Gott, laß es nur das Laster nicht gewesen sein! — Doch nein,“ setzte er mit Freudigkeit hinzu, „nein — fallen konnte das unbewachte Herz Franziska's, aber sinken nicht! Nein, dieser Frieden ruht nicht auf den Zügen des Gottlosen! — O, warum war ich ferne an den Ufern des Genfer Sees, als er ihr Herz verführte, der Verruchte? —!“

Breughel zog ihn hinaus in ein anderes Gemach, daß sein Herz ruhiger werde, und dort erzählte ihm la Grange, wie Franziska in Liebe zu einem Menschen entbrannt, der als Kunstreiter

in Valenciennes sein Wesen getrieben, und wie dieser Mensch sie aus dem elterlichen Haus entführt und mit ihr verschwunden sei, und Vater und Mutter aus Kummer früh in die Gruft gesunken seien. „Nie," sagte er, „habe ich eine Spur des Verführers entdecken können, um ihm die köstliche Beute zu entreißen, denn ihre Seele war rein wie die Sonne, und nur ihre unbewachte Liebe riß sie in den Strudel, in dem sie unterging. O, wie oft rief ich Gottes Strafgerichte über den Verworfenen, an dessen Namen sich entsetzliche Thaten reihen," fuhr er in wilder Leidenschaft fort — „er hatte mir ja das Theuerste gestohlen, was ich hatte, außer Vater und Mutter, und auch diese stahl er mir, und ihren Segen stahl er ihr! Fluch ihm!"

„Haltet ein," bat bewegt Breughel — „flucht ihm nicht. Die Hand des Richters hat ihn ereilt."

„Hat ihn ereilt?" fragte la Grange. — „Kennt Ihr ihn?"

„Diego — o ja, ich kenne ihn," sagte Breughel, „er schmachtet im Kerker der Inquisition, von wannen keine Erlösung ist."

„Diego? Nein, so hieß er nicht," sprach la Grange — „Pietro Piella war sein Name!"

„Großer Gott!" rief Breughel, „war das nicht der Mensch, den man im Verdachte des Kinderraubes hatte, der van Geest's Schwester vom mütterlichen Busen raubte?"

„Derselbe," sagte la Grange.

Da erbleichte Breughel — mit ihm stand van Geest im Bund — er war ein Reberyker! — Hier nannte er sich Diego!

In diesem Augenblicke trat weinend Breughel's Gattin herein.

„Diego ist hier gewesen," sagte sie. — „Ach, Ihr hättet ihn sehen sollen, wie er an ihrem Bette kniete, weinte und dann aufsprang in wildem Schmerz und davoneilte wie ein Verzweifelnder!"

In stummem Schrecken standen die Männer und starrten sie an.

„Wo ist er?" rief Breughel, zuerst seiner mächtig, und eilte

hinaus. Aber er war verschwunden, und vergebens forschte der Maler nach ihm.

„Laßt ihn," sagte la Grange, dessen Gemüth seinen Frieden wieder gewonnen hatte — „laßt ihn! Mein ist die Rache, ich will vergelten! spricht der Herr. Die Hand des Herrn wird ihn ereilen!"

Er war verschwunden. Breughel verfolgte durch ganz Brüssel den Entflohenen, bis van Geest's Befreiung seiner Thätigkeit eine andere Richtung gab.

Stille wurde Franziska bestattet. Breughel und la Grange folgten der Leiche. In stillem, aber tiefem Schmerze kehrte la Grange in des Malers Haus zurück.

Er wollte nur noch van Geest's Geschick erwarten, und dann wieder nach Valenciennes zurückkehren. — Da wurde er frei, der geliebte Schüler, und der erste Strahl der Freude kehrte in das verdüsterte Gemüth des Mannes zurück, den der Schwester Geschick, ihr Wiederfinden und Verlieren tief gebeugt hatte. Mit ihm zog er nach la Gauchère, um die Tage des Exils ihm zu erleichtern.

Hier öffnete Hugo ihm sein Inneres, seine Liebe zu Claren, sein nahes Glück, und freudig segnete ihn der Fromme — denn Clara war ja das sanfte Wesen, welches der Schwester letzte Lebensstunden versüßt.

So schwer es auch für van Geest war, getrennt von Claren zu leben, so wurde doch seine Verbannung versüßt durch Breughel, der als Bote der Liebe kam, und der Liebe süße Botschaft brachte und nahm, und durch der Freunde Treue, die bei ihm aushielten, la Grange, Montigni und Brederode. Sie brachten ihm die Begebenheiten von Brüssel, und genossen mit ihm die Freuden des Landlebens, besprachen mit ihm die Pläne für die Zukunft. In der Regel waren es die ernsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Religion, die in diesem kleinen Bunde mit Wärme und Ernst verhandelt wurden. Hier regten sich die ersten Keime jener [illegible]geren Verbindung des Adels, die, dem Meteore gleich, am [illegible]rizonte des Vaterlandes leuchtend aufging und spurlos ver-

schwand. La Grange's erschütternde Beredsamkeit weckte eine höhere, edlere Ansicht in ihren Gemüthern, und ein edles Feuer, das unauslöschlich fortglomm. Ernst und feierlich war er immer und still und verschlossen; aber wenn einer der Punkte berührt wurde, die ihm die theuersten waren — Religion und Vaterland, dann schlug die Flamme der Begeisterung hoch empor, und erwärmte und erleuchtete Alles um sich her. Hugo's Wesen gewann in diesem Umgang unendlich an Ernst und Tiefe, an Licht und Wärme für alles Große und Erhabene. Jahre hätten ihn so nicht reifen können wie diese Wochen, wo nur in den Regionen des Erhabenen sein Geist lebte.

In dieser Zeit erfreute sie die Nachricht von Granvella's Falle — von seiner plötzlichen Entfernung nach Burgund. Jetzt war ihre Freude vollkommen. Ihnen schien der Morgen einer besseren Zeit zu tagen, und in Hugo's Herzen lebte noch die schönere Hoffnung auf, nun bald im Besitze Clara's einer seligen Zukunft entgegen zu leben. Und wie pochte ihr Herz bei dem Gedanken, nun bald mit Hugo vereint zu sein? — Die Herzogin, im frohen Bewußtsein, der Fesseln Granvella's enthoben zu sein, bereitete in der Stille der Liebenden Verbindung vor.

Und an einem frohen Morgen, nachdem Breughel in la Gauchère und mit la Grange längere Zeit allein gewesen war, zog ein glänzender Zug durch das Thor Brüssels, das nach Valenciennes führte.

Es war die Herzogin mit Claren und ihren Frauen in den stolzen, schwerfälligen Carossen, begleitet von einem ausgezeichneten Schwarm adeliger Herren. Da sah man den edlen Oranien, die Grafen von Meyen, von Egmont und Horne, Brederode und Hogstraaten, die Herren von Montigni und Meteren und viele der angesehensten Männer des Adels. Selbst der alte Viglius von Luichem von Aytta war unter ihnen, und auf Margarethen's besondere Ladung — mit Grimm im Herzen — Noircarmes. Und in dem Zuge gewahrte man den Maler Breughel auf einem statt=

lichen Rosse, das ihm die Herzogin verehrt, mit einem Gesicht, in dem die höchste Wonne sich abspiegelte.

Der Jubelruf des Volkes begrüßte überall den Zug — denn sein Zweck war durch Breughel's Mittheilung bekannt geworden, der mit dem übervollen Herzen unmöglich schweigen konnte. Es galt ja seines Hugo's Glück, ihm sollte ja die wonnige Braut für's Leben angetraut werden.

Schnell breitete sich die Nachricht aus, und laut äußerte sich des Volkes Theilnahme an seines Lieblings Glück. — Langsam zog der Zug, und überall, wo er durchkam und weilte, war Jubel.

Hugo ahnete nicht, was ihm bevorstand, aber es fiel ihm auf, daß an einem heiteren Tage schon vom frühen Morgen an ein so reges Leben im Schlosse war, daß festlich die Kapelle geschmückt wurde, daß la Grange's Antlitz von einer stillen Begeisterung zu glühen schien, und er doch auf seine Fragen, was das Alles bedeute? keine Antwort erhielt.

Als aber nun bald darauf Posaunen und Pauken schmetterten, und in den Schloßhof jener prächtige Zug einzog, und Clara's Auge ihm entgegenleuchtete — da gingen ihm die Augen auf, und das Räthsel löste sich.

Einem Träumenden gleich, führten ihn Viglius, der Greis, und der jugendliche Montigni in die Kapelle, wo hinter dem einfachen Altare la Grange im Predigerrocke stand, die heilige Handlung zu verrichten bereit.

Und Margaretha von Parma geleitete die erglühende, herrliche Braut vor den Altar. Rings herum standen im Kreise die Herren, und daß nicht der Teufel im Paradiese fehle, lehnte mit wildem Grimm im Herzen Noircarmes an der Wand der Kapelle, und schoß glühende Blitze auf das selige Paar, das schöner nicht möchte gesehen werden.

Todtenstille herrschte, als Margaretha das Wort nehmen wollte - aber sie vermochte es nicht zu reden, denn zu gewaltig war das

Gefühl in ihr, und nur Thränen rannen über ihre Wangen, und nur die Worte stieß sie hervor: „Gott segne Euch, meine Kinder!"

Alle waren ergriffen, als Hugo und Clara an Margarethen's Herz sanken.

Sie legte ihre Hände in einander — la Grange wechselte die Ringe und begann die heilige Handlung.

Da störte plötzlich ein fürchterlicher Schrei die Worte des Predigers. Kaltes Entsetzen rieselte durch aller Gebeine, und jedes Auge flog nach der Thüre der Kapelle — wo — von Staub und Schweiß bedeckt, das Haar wild emporgesträubt, mit einem bleichen, entsetzlichen Angesicht ein Mann hereinstürzte.

„Haltet ein!" rief er im Tone der wildesten Verzweiflung — „haltet ein!"

Athemlos stand er jetzt vor ihnen, und wie aus einem Munde riefen Margaretha und Clara, Brederode und la Grange: „Pietro Piella!"

Breughel und van Geest erstarrten, denn es war Alvarez.

„Ha, kennt Ihr mich noch?" rief er lachend im Tone der Hölle — „kennt Ihr mich noch? — Stört mich nicht. Es ist das einzige gute Werk, das ich jemals that, was mich hierher führt.

„Armer, armer Jüngling!" rief er, Hugo's Hand fassend, „Dich muß ich elend machen, wie diesen Engel — sie ist Deine Schwester — ich raubte sie Deiner Mutter, weil eine sündhafte Liebe mein Herz bethörte, und die Reine mich, den Teufel, von sich stieß — ich verkaufte sie Margarethen!"

Da sanken Margaretha und Clara leblos zu den Stufen des Altares nieder, und Hugo taumelte in Montigni's Arme.

Starr standen Alle.

„Ergreift den Verbrecher!" rief Viglius, der zuerst seiner mächtig wurde. „Er ist wahnsinnig!"

„Nein," sagte la Grange — „er redet Wahrheit. Mir ist das Entsetzliche jetzt klar. — Wehe, Wehe!"

Da griffen sie nach Pietro, ihn festzunehmen — aber er wa-

verschwunden, und sie folgten ihm eilig, aber sie kamen zu spät — den Dolch im Herzen, lag er vor der Thüre der Kapelle und hauchte eben die schwarze Seele aus. Erschüttert von den schrecklichen Auftritten, kehrten die Herren in die Kapelle zurück, und man brachte die Frauen in die Gemächer des Schlosses, wo sie zur schrecklichen Wirklichkeit erwachten — aber der Wahnsinn hatte, diesmal eine Wohlthat, sich auf Clara's Geist gesenkt, und ihn in seinen schrecklichen Arm genommen. Sie lächelte nur — sie fragte nur nach Hugo, sie bat nur so rührend, daß es jedes Herz durchschnitt, den fürchterlichen Maestro zu entfernen, der sie mißhandeln wolle. Wunderbar verschmolz die Vergangenheit ihrer Kindertage mit der Gegenwart in ihrem stillen Wahnsinne, der sie nicht mehr verließ, bis der Tod die einst so herrliche Blume knickte, und der Geist zur Klarheit einging. Aber auch Margarethen's Lebensglück war nun zu Grabe gegangen, und die Welt hatte nichts mehr für sie. In sich zerrissen, faßte ihre Hand die Zügel der Regierung mit eiserner Strenge, und bald brauste um sie der wilde Strom der Empörung, und lebensmüde, trat sie von ihrer glänzenden Höhe, Philipp's Scharfrichter — Alba — Raum gebend. Und als vor Valenciennes Noircarmes stand, die Stadt zu belagern, und er die unglückliche Stadt stürmte, da kämpfte auf ihren Wällen und Mauern den Kampf der Verzweiflung ein bleicher Jüngling, den Tod suchend, der ihn grausam floh. Endlich sah man ihn auf dem Nicolausthurme kämpfend, blutend aus vielen Wunden. Dorthin richtete Noircarmes sein Geschütz, und als des Thurmes Grundvesten dem Donner des Geschützes wichen, und er stürzte, da stand der Jüngling mit ausgebreiteten Armen auf der schwindelnden Höhe, und stürzte mit dem Ausrufe: „Clara, ich komme!“ mit dem Thurm in die Tiefe, und die Trümmer begruben ihn mit fürchterlichem Krachen, in welches Noircarmes Hohnlachen schrecklich hineinklang!

So ging mir's.

Eine Geschichte zur Lehre und Kurzweil.

Als ich noch in Heidelberg studirte, und das war vor etwa vierzig Jahren, wohnte ich bei dem berühmtesten Schneider der Universitätsstadt, dem Meister Ruppel, der alle Studenten zu Kunden und — in der Kreide hatte. Der Meister Ruppel hatte es weit genug gebracht. Er führte ein eigenes, ansehnliches Tuchlager, hielt zwanzig Gesellen, die alle in Einem Zimmer ihre Boutique hatten, und besaß ein Haus, das sich mit jedem der Stadt messen konnte. Er war glücklich, hatte wohlgezogene Kinder und eine liebenswürdige Frau. Sein Familienleben war friedlich und gemüthlich, und man meinte, im Hause seien alle Leute stumm, so stille ging Alles darin her, obwohl so viele Menschen nicht wenig Bewegung hervorbrachten.

Ich hatte mich der besonderen Gunst meines Hausherrn zu erfreuen; denn vor mir wohnte ein Kurländer im Hause, der Ruppel viel Herzeleid und Aerger anthat. Manchen Sonntag Abend verplauderte ich mit dem verständigen Manne, statt auszugehen, und empfing dagegen Vertrauen und Freundlichkeit. Es ist ein altes, wahres Wort: „Wie's in den Wald schallt, schallt's wieder heraus.“ Ich hab' das immer, hier aber besonders erfahren.

Eines Sonntags, es war im hohen Sommer, wo Alles ausflog an den Sonntagen, mußte ich zu Hause sitzen, weil ich mir den Fuß übertreten hatte.

Das war mir höchst unangenehm; denn Besuch bekam ich bei so schönem Wetter nicht, und ein solcher Sonntag ist drei Jahre

lang. Morgens arbeitete ich; aber am Nachmittage legte ich mir ein Buch vor und wollte lesen. Bei der Stille, die außer- und innerhalb des Hauses herrschte, wurde aber bald meine Andacht so tief, daß ich mit der Nase auf dem Buche lag und mich inwendig besah — oder, zu deutsch: hart und fest schlief.

Durch ein leises Klopfen an die Thüre wurde ich geweckt.

Auf meinen Ruf trat Meister Ruppel herein und sagte: „Lieber Herr, da Sie heute ohne Zweifel entsetzliche Langweile haben werden, und keine Herren Studenten kommen, so wollte ich für mich und meine Frau die Erlaubniß erbitten, mit und bei Ihnen den Kaffee zu trinken, und Ihnen so die Zeit etwas zu verkürzen, falls Sie nichts einzuwenden haben."

„Vortrefflich, Herr Ruppel!" rief ich aus. „Seien Sie mir herzlich willkommen."

Er setzte sich zu mir. Wir scherzten, lachten, plauderten Ernstes, wie's eben sich so in dem oft wunderlichen Gang eines Gespräches macht, bis seine Frau kam. Nun zündeten wir uns die Pfeifen an, sie goß Kaffee ein, und bald darauf saßen wir recht behaglich und gemüthlich bei einander.

Ruppel wurde ganz heimlich, wie man bei mir zu Hause sagt, wenn Einem das Herz aufgeht. Er erzählte Eins um das Andere aus seinem Leben, das mich begierig machte, seine Lebensfahrten im Zusammenhange kennen zu lernen.

„Warum nicht?" sagte er, als ich ihn darum bat; „Sie müssen's aber nehmen, wie ich es gebe, denn jeder Vogel pfeift, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und ich denke, das ist das Rechte.

„Wer sein Leben erzählen will, muß bei seiner Wiege beginnen," sagte er. „Die meine stand in einem uralten Bauernhause zu Schlierbach. Es war einstöckig, stand am Berge, so daß das moos-grüne Strohdach nur eine Seite hatte, und mit seinen Sparren am Berge lehnte — und oben an der Firste die Haselnußstauden über-ingen, deren süße Frucht ich alljährlich, auf dem Dache hinauf-

kriechend, pflückte. Unten über den Fenstern her lief eine ganze Reihe Schwalbennester, und die treuen Thiere hausten hier am liebsten; denn ich vertheidigte ihre Häuser gegen jeden frechen Spatz, der sich darin einnisten wollte. Es war ein mir angeborenes Gefühl des Rechtes, das mich trieb, den faulen Hausdieb zu verjagen. Dafür zwitscherten sie mir Morgens und Abends ihr Lied, und waren so heimlich, daß ich zusehen konnte, wenn sie bauten, brüteten oder ihre Jungen fütterten. Glauben Sie mir, das Thier hat uns überall lieb, wenn wir ihm Liebe beweisen, und seine Scheu vor uns ist allzeit die Frucht der Rohheit und Härte der Menschen gegen das arme Geschöpf. Unser Stübchen hatte zwei Fenster, dessen kleine Fensterscheiben der Mutter Reinlichkeit so klar hielt wie Krystall. In dem kleinen Stübchen spielte des Vaters Webstuhl eine Hauptrolle, denn er war Leinweber. Der Mutter Spuhlrad machte sich nebenan breit — da blieb fast kein Raum mehr übrig. Es war ein Glück, daß wir Drei nicht viel Raum brauchten. Bei dem Weber-Handwerke war mein Vater Schulmeister. Das war so in Kurpfalz, daß die Handwerker in den Dörfchen Schule hielten, alle Tage vier Stunden. Das war genug. Was sie lehrten? Nun, Rechnen, Lesen und ein Bischen Schreiben — das war der Inbegriff aller Weisheit. Dazu waren die Mädchen vom Schreiben ausgeschlossen. Sie lächeln? Ja, ja; da waren auch die Alten sicher, daß sie nicht hinter ihrem Rücken Liebesbriefe schrieben. Item, sie wurden doch mit ihren Schätzen einig. Gelt, Lieschen?"

Die Frau lächelte schelmisch, und man sah, daß sie aus ihren Jugendtagen sich manche Erinnerung zurückrief.

„Für die Schule zu halten, empfing mein Vater dreißig Gulden; von jedem Bürger eine Uhrgarbe, um die Dorfuhr in Ordnung zu halten, und ebenso von jedem ein Brod, sogenanntes Glockenbrod, für das Morgen-, Abend- und Sonntagsgeläute. Das war seine ganze Besoldung. — Außer der Schule wob mein Vater recht wacker, wie er denn ein stiller, fleißiger Mann war.

Vom vielen Reden war er kein Freund, und seine Gemüthsruhe kam nicht leicht in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren.

„Uebrigens hab' ich's damals schon weggehabt, daß, wie man zu sagen pflegt, meine Mutter die Hosen hatte. Es ist nun freilich das Loos aller Ehemänner, lieber Herr, daß sie unter dem Pantoffel stehen; es kommt nur darauf an, ob das Pantöffelchen von Sammt oder hartem Leder ist."

Die Meisterin goß ihm Kaffee ein und sagte: „Glauben Sie's nicht, lieber Herr. Wir Frauen danken Gott, wenn die Männer zufrieden sind und nicht brummen. Wir lassen sie gerne gewähren."

Ruppel ließ sich nicht stören. „Ei," sagte er, „hab' ich denn damit etwas Uebles gesagt? Ich, mein' Seel'! bin der Meinung, daß das recht gut ist, und wir dadurch vor manchem dummen Streiche bewahrt bleiben.

„Item meine Mutter war eine seelengute, weichherzige Frau, die nur dann und wann ihr Köpfchen durchsetzte. Ach, sie war meist trübe gestimmt, und oft sah ich sie weinen. Fragte ich sie, warum sie weine? dann drückte sie mich an ihr Herz und sagte: „Jaköbchen, Gott hatte mir sieben Kinder geschenkt, alle wie Milch und Blut, und die hab' ich alle müssen in's Grab legen. O, das thut weh, sehr weh, und ein Mutterauge kann nicht trocken bleiben, wenn sie ihrer verstorbenen Lieblinge gedenkt." Das begriff ich damals noch nicht, jetzt wissen wir's auch, lieber Herr."

Es entstand eine Pause, und die Thränen, die in Beider Augen glänzten, galten einem lieblichen Mädchen von zwölf Jahren, das vor einem Jahre hingewelkt war, wie die Rosenknospe, die der Wurm benagt, ehe sie sich entfaltet hat.

„Ich wurde," fuhr darauf Ruppel fort, „von meinem Vater auf's Beste unterrichtet. Ich rechnete fix, las fließend, schrieb leidliche Katzenfüße, und wußte den Heidelberger Katechismus so sicher, wie ein Uhrwerk die Stunden schlägt. Dafür war ich — auch Primus in der Schule, und wenn der dicke Herr Kirchenrath zu

Ostern kam und Examen hielt, machte ich ihm den Knix für die ganze Schule, zum Gruße nämlich.

„Er belobte allemal meinen Vater und sagte von mir: „Herr Schulmeister, Er muß den Buben auch Schulmeister werden lassen, maßen er nicht blos gute Talente, sondern auch Conduiten hat."

„Das that mir allemal gut, und ich sah mich im Geiste schon als Herr Schulmeister in meinem lieben Schlierbach, das für mich die Welt war.

„Als ich confirmirt worden, machte mein Vater Ernst aus der Sache; aber ganz unerwartet gab es da einen Widerstand, den er nicht mochte erwartet haben, und ich auch nicht.

„Die Mutter sprach nämlich: „Da wird nichts daraus!"

„Mein Vater ließ erstaunt das Weberschifflein ruhen und sah sie verwundert an. Ich nicht minder. „Warum denn nicht?" fragte er langsam, und ich sah zum ersten Male, daß er anlief bis an die Stirne.

„Darum," sagte die Mutter, „weil Du selbst viel hundertmal aus der Schule kommst, Dich müde und schachmatt in den Sorgstuhl fallen lässest und ausrufst: „Da soll man lieber die Säue hüten, als Schulmeister sein!" Darum, weil Du selbst viel hundertmal klagst, daß die Glockenbrode schimmelig sind, die Uhrgarben so klein, daß man sie mit der Hand umspannen kann, und jeder Bauer will, daß sein Kind das gescheidteste werde. Geht's nicht, weil der Dummkopf nichts lernt, so heißt's: „Der verfluchte Schulmeister taugt nichts; wir dingen uns zu Martinstag einen anderen!" Setzest Du die Kinder der Reichen nicht oben hin, so heißt's: „Wart', das gedenk' ich ihm!" Und sie spielen Dir alle Schabernacke, die sie nur können, und ich muß es hören und wieder hören. Gibst Du Einem eine Backpfeife, so ist gar der Teufel los, und sie laufen schnurstracks zum Herrn Kirchenrath nach Heidelberg, der Dich dann kommen läßt und rüffelt. Meinst Du, mein Jaköbchen, das letzte meiner Kinder, das mir Gott ließ, solle so geplagt sein in der Welt? Nein; Handwerk hat einen goldenen Boden; aber

freilich das der Leinweber nicht. Darum soll er mir auch kein Leinweber werden. Sieh ihn an, wie er so dünn und so krausgliederig ist, und Du wirst sagen: „Gott hat ihn zum Schneider bestimmt, die alle nicht fett sind." Da komm' ich oft in das Haus des Schneiders Glöckner in der Mittelbadgasse, rechts um's Eck, wo der Bäcker Reissel wohnt, und bringe ihm das Tuch, das die Frau Meisterin gesponnen. Der hat Geld wie der Kurfürst, lebt herrlich und in Freuden, wie der reiche Mann im Evangelium, und hat ein Haus, wie's zwischen dem Mittelthorthurm und der Cameralschule nicht steht. Der ist nicht, wie hier der Meister Zeppel, der nur die Mode von Anno 1711 kennt und keinen Rock nach heutigem Schnitte machen kann; nein, der hat alle Moden im Kopf und ist ein solider Mann. Zu dem muß er in die Lehre! Sein Glück ist dann gemacht!"

„Auf das Wörtlein muß legte sie einen entschiedenen Druck.

„Mein Vater hatte aufmerksam zugehört. Mancher Seufzer hatte sich aus seiner Brust gearbeitet, als Zeuge, wie wahr die Schilderung meiner Mutter sei. Er schwieg eine Weile, ohne daß sein Schifflein hin und her flog.

„Nicht wahr, Conrad, das ist auch Deine Meinung?" sagte sie darauf mit einem so schmeichelnden, herzgewinnenden Tone, daß mein Vater wehmüthig lächelnd mit dem Kopfe nickte, sein Weberschifflein wieder nahm und seine Gedanken stille in das Tuch hineinwob, das er mit dem Rohrschilde zusammenschlug.

„Die Sache war abgethan. Er hatte eingewilligt, und ich ergab mich um so lieber, als die Mutter mir mein sicheres Glück voraussagte, und heute noch danke ich Gott, daß es so kam.

„Ueber die Sache selbst hörte ich nichts mehr; aber am folgenden Sonntage ging mein Vater nach Heidelberg. Er zog seinen Sonntagsrock an, setzte seinen Dreimaster auf und machte ein Gesicht, dem ich's auf's Haar ansah, er habe etwas Wichtiges vor.

„Meine Mutter saß zu Hause mit gefalteten Händen. Ach,

die gute Seele betete sicherlich für ihres Kindes glückliche Zukunft. Ich konnte es kaum erwarten, bis mein Vater zurückkam.

„Endlich sah ich ihn daherschreiten. Ich lief ihm entgegen, und freundlich nahm er mich bei der Hand, und führte mich nach Hause.

„Die Erwartung sah aus meiner Mutter Augen, und ihre Stimme zitterte leise.

„Wie ist's, Conrad?" fragte sie. „Was hat Meister Glöckner gesagt?"

„Alles richtig!" entgegnete der einsylbige Vater.

„Gottlob!" rief die Mutter, und schlug ihr Auge zum Himmel auf, von wannen die Hülfe und Erhörung ihres Gebetes kam.

„Meister Glöckner braucht einen Jungen," fuhr der Vater fort, „und er ist Zunftmeister. Da geht's. Morgen soll Jaköbchen in die Stadt. Gib ihm das gelbe Hähnchen mit, das einzige, das uns das Wiesel von der weißen Glucke übrig ließ. Das ist ein angenehmes Präsent."

„Er legte Rock, Hut und Stock ab. Die Mutter trug's fröhlich in die Dachkammer, und für meine Hoffnungen und Gedanken schloß die jugendliche Einbildung das weiteste Thor auf, und die Welt lag im Sonnenglanze vor mir.

„Am anderen Morgen zog mir die Mutter mein Sonntagswamms an, das mir der Vater bei dem Schneider Zeppel hatte aus einem lederfarbigen Rocke machen lassen, den er als Geselle sich in Basel vor vielen, vielen Jahren gekauft. Die Farbe hatte vielerlei Schattirung angenommen, und die Aermel waren kurz geworden, denn ich hatte seit meiner Confirmation einen entsetzlichen Schuß im Wachsen gethan. Meine blaue Hose zog ich an, die ich auch verwachsen hatte, und meine Schuhe mit gelben Schnallen. Das war mein höchster Staat. Im Körbchen saß der Hahn. So zog ich ab unter den Segenswünschen der Eltern, und meine Brust hob sich in stiller Lust.

„Es war eigentlich eine Schau, zu der ich ging, das wußte ich wohl, und die Mutter hatte mir Alles gesagt, was ich thun sollte.

„Meine Sache ging gut. Zwar lächelte der ernste Meister über meinen Knix mit dem Kratzfuße hinten aus; er ließ mich lesen, ein Exempel de tri rechnen und etwas schreiben. Das ging mordsfein, und er sagte: „Du kannst morgen kommen. Ich will für die Lehraufnahme bei der Zunft sorgen."

„Ich flog nach Schlierbach zurück, brachte des Meisters schönen Gruß und Alles war abgethan. Der Mutter Freude kannte keine Grenzen. Und doch — als sie meine Hemden und Strümpfe in des Vaters altes Felleisen packte, fielen mehr Thränen hinein, als sie Kleidungsstücke einpackte. Ihr Kind ging ja nun von ihr weg, um lange, lange draußen in der fremden Welt zu bleiben. Wer möchte das tadeln?

„Morgens früh schied ich. Alle meine Kameraden kamen und sagten mir Adje. Die Mutter weinte; selbst der ernste Vater hatte Thränen in den Augen, als ich tröstend zur Mutter sagte: „Ich komme Sonntags immer zu Euch! Weinet doch nicht und macht mir das Herz nicht schwer!"

„Mir fiel's schwer genug auf das Herz, als ich zum Dorfe hinauszog. Aller frische Jugendmuth war hin. So lange ich noch Schlierbacher im Felde sah, hielt ich mich; aber als das Dorf und die Leute verschwunden waren, setzte ich mich unter einen Nußbaum am Weg und weinte bitterlich.

„Es ist Zeit, daß ich von mir rede. So wachsweich war ich eben doch nicht, daß ich leicht und gern weinte oder flennte, wie man zu Schlierbach sagte. Nur jetzt preßte mir das Scheiden Thränen aus, und meines Wissens waren es die ersten dieser Art; solche, die von Püffen und Fängen kamen, die ich bisweilen empfangen, waren häufiger gewesen. Dennoch war ich keine Schlafhaube, die gerne weint; vielmehr ein kecker Bube, dem das Mäulchen gar oft voreilte; zungenfix und naseweis, und bereit, gerne abzutrumpfen, besonders wenn man mich reizte; denn Alles ertrug

ich leicht, nur keinen Spott und Utz, wie man zu Schlierbach sagte. Dies möge genug sein, der Erfolg wird weiter selbst reden.

„Tiefe Eindrücke gibt's in einem frischen Bubenherzen nicht. Als ich mich ausgeweint, und ein Trupp Handwerksbursche lustig singend vorüberzog, war aller Schmerz vergessen. Ich schloß mich ihnen an. Sie trieben ihren Muthwillen mit mir, hatten aber auch ihre Lust an meinen kecken Antworten. Sie belehrten mich nach allen Seiten hin, und als wir das nahe Heidelberg erreichten, rief mir noch ein Schneider zu: „Junge, laß Dir nur nichts von den Gesellen gefallen!"

„Lieber Gott, ich meinte, das sei Alles gut gemeinte Lehre, und dachte keine Minute daran, daß es Arglist gewesen, und daß der falsche Judas mir da etwas in's Ohr geraunt, das mir viel Herzeleid machen mußte; und das Jungenleben ist überall ein Hundeleben, und Schweigen und schweigend Dulden ist die erste und oberste Tugend eines Jungen. Es ist, als ob jeder Geselle an dem Jungen sich schadlos halten wolle für alle Unbill, die er selbst in der Jungenzeit erlebt und durchgemacht.

„So ging ich denn schnurstracks in die Mittelbadgasse und in des Meisters Haus. Statt aber in des Meisters Stube zu gehen, gerieth ich an die Thüre der Arbeitsstube, wo die Gesellen saßen, und diese hatte ich noch nicht gesehen.

„Ich klopfte an und öffnete auf das „Herein." Verblüfft blieb ich an der Thüre stehen und machte meinen Knix. Er war aber etwas tief, und als ich mit dem rechten Fuße den Kratzfuß machte, und tüchtig hinten ausfuhr, kam ich unerwartet wider die Wand, bekam dadurch eine Neigung nach vornen, das mächtige Felleisen auf meinem kleinen Rücken verschob sich, die Last kam auf die rechte Seite, die sich ohnehin durch den Kratzfuß geneigt, und um das Gleichgewicht war es geschehen. Ich plumpste auf die Nase, und ein schallendes, endloses Gelächter brauste auf wie ein wilder Sturm.

„Das Alles war das Werk einer unseligen Minute.

„Es war ein maßloser Aerger, der sich meiner bemeisterte. Ehrgeizig war ich immer gewesen. Jetzt lag mir des Judasbruders Mahnung im Gedächtniß, und diese trieb den Zorn zur Flamme.

„Ich sprang auf, ballte meine Fäuste und rief: „Die Narren erkennt man am Lachen!"

„Aber nun lachten sie noch ärger, besonders Einer, so groß wie ich, der hinten und vornen einen namhaften Höcker hatte, rothe Haare und krumme Beine wie eine Sichel. Weil der Knirps so klein war, dachte ich, das ist auch ein Junge wie du.

„Buckelorum," rief ich voll Zorn, „nimm Dich in Acht, sonst dresche ich Dir das Affenkästchen, das Du da hinten hängen hast!"

„Jetzt hätte Einer den Menschen sehen sollen! In einem Sprunge war er unten, und auf meiner Wange brannte eine Ohrfeige wie Feuergluth. Aber nun war's auch mit meiner Geduld aus.

„Daß Dich —!" rief ich aus, packte ihn, und warf ihn unter die Boutique, daß ihm die Rippen krachten. Das war so Schlierbacher Art!

„Die Gesellen wollten bersten.

„Auf des Knirps Zetermordio ging die Nebenthüre auf und der Meister erschien.

„Was gibt's hier?" fuhr er mich an, und in meiner Seele regte sich eine Ahnung, daß ich tolle Streiche gemacht. Ich drehte angstvoll meine Mütze.

„Ehe der Knirps sich unter dem Boutiquetische herausarbeiten konnte, stand ich vor dem Meister und sagte: „Herr Meister, als ich hier eintrat, weil ich Seine Thüre verfehlte, grüßte ich höflich, verlor aber das Gleichgewicht und fiel auf die Nase; da lachten die, und besonders der rothe Junge dort, der doch Junge ist wie ich, und als ich mich opponirte, schlug er mir eine Backpfeife in's Gesicht, daß mir der Backen noch feuert. Da hab' ich's kurz ge-[illegible]nd ihn ein wenig unter den Tisch geworfen."

[illegible]nwillkürlich lachte der Meister, aber er faßte mich beim

Ohre, zupfte mich unsanft und sagte: „Du bist ein kecker Junge. Das will ich Dir stecken. Der ist kein Junge, wie Du meinst, sondern der Obergeselle, vor dem Du Respect haben mußt, wie vor mir. Zähme Dein Maul, sonst will ich Dich lehren!"

„Zebedäus," sagte er zu dem Buckelorum, „vergeß Er's dem Bauernbuben, was er gethan, und denk' Er großmüthig. Jakob wird sich nicht mehr so vergessen."

„Mir rieselte es eiskalt durch alle Glieder. Mein Vater hatte mir von der Macht des Obergesellen gesprochen, und mich besonders angewiesen, mich mit dem gut zu halten. Und nun hatte ich's wohl für immer verdorben. Ein Streifblick, den ich auf ihn warf, zeigte mir ein Gesicht voll Wuth über die erlittene Schmach, und ein Auge, in dem der wilde Zorn glühte. Was wird das werden? dachte ich, und ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus meiner Brust hervor, ein Seufzer, der aus der Tiefe kam, wo die Warnungen meines Vaters jetzt erst wieder in Flammenschrift standen. Der abscheuliche Judas war Schuld daran.

„Der Meister zog mich in seine Stube. Er hatte Alles mit angehört, und hielt mir nun eine Predigt über die Pflichten eines Jungen, die mir das Blut erstarren machte, zumal ich sah, wie ich schon von vornherein dagegen gesündigt hatte.

„Ist das Dein bestes Wamms?" fragte mich, ablenkend, der Meister.

„Ich sagte: „Ja!"

„Er schüttelte den Kopf. „So kannst Du Dich nicht sehen lassen," fuhr er fort, „denn da laufen Dir die Buben nach." Er nahm einen Rock aus einem Schranke, gab mir den und sagte: „Geh' hinüber und zertrenne den!"

„Als ich in die Stube trat, brauste das Lachen wieder auf.

„Ich dachte: Lachet nur; mich sollt Ihr nicht mehr kriegen, und ohne Weiteres trat ich zu dem Rothen, und sagte so bescheiden als ich's konnte: „Herr Obergeselle, wo soll ich mich hinsetzen?"

„Mit einem höllischen Blicke wies er mir am unteren Ende der

langen Boutique ein leeres Loch an, von dem ich sofort Besitz nahm. Mein Nachbar war ein Berliner, der mir freundlich wies, wie ich trennen sollte.

„Allmälig wurde es stille. Der rothe Buckelorum aber schnaufte noch immer vor Zorn.

„Ruppelchen," sagte er nach einer Weile, „warum hast Du denn heute kein Hähnchen mitgebracht?"

„Jib ihm eins!" flüsterte mir der Berliner zu, und abermals lief mir mein Maul davon, daß ich sagte: „Herr Obergeselle, wir hatten nur zwei, und dem Letzten ist ein Unglück passirt."

„Was denn für eins?" fragte er höhnisch.

„Druf! druf!" raunte mir der Berliner zu, und das stachelte mich.

„Ei," sagte ich, „es ist auf's Dach geflogen, und da ist's schwindelig geworden und herunter gefallen, und hat sich hinten und vorn einen Höcker gefallen, daß man's vor ehrlichen Leuten nicht mehr kann sehen lassen!"

„Wie ein Teufel sprang der Obergesell auf und alle Gesellen lachten ohne Maß.

„Stille!" donnerte aber der Meister, der in der Thür unbemerkt gestanden.

„Da hat Er's, Zebedäus!" rief er diesem zu „und es schadet ihm nichts; Er hätte den Jungen sollen in Ruhe lassen; aber Dir, Jakob, sag' ich, zähme Dein Maul, das eine scharfe Schneide hat; und Er, Lude, laß Er das Hetzen. Kommt so was noch einmal vor, so jag' ich ihn zum Teufel, und Du, Jakob, wirst heimgeschickt, kriegst aber erst noch mein spanisches Rohr zu schmecken. Jetzt will ich Ruhe und fleißige Arbeit haben!"

„Mit diesen Worten ging er in's Zimmer, wo er zuschnitt, und es war nun so todtstille, daß man nur die Nadel hörte, die in das Zeug stach.

„Ich trennte wacker und es ging gut von der Hand.

„Zebedäus!" rief der Meister, als ich den Rock zertrennt hatte.

„Dieser huschelte in's Gemach.

„Während dem flüsterte Lude mir zu: „Det hast Du jut gemacht; aberschst, nimm Dir in Acht! Der Buckelorum, wie Du ihn jetauft hast, wird Dir kuranzen."

„Ich hatte genug gehört, um mir eine Lehre abzuziehen. Zu Pfingsten war ich im Schwetzinger Garten gewesen, und hatte da die Tempel-Inschrift gelesen: „Reden ist Silber; doch Schweigen ist Gold!" Die kam mir in's Gedächtniß und ich dachte, Du willst Dir das „Gold" zu Nutze machen. Ich hatte schon Lehren genug. Du kriegst mich nicht mehr, dachte ich weiter, als der Berliner mich veranlassen wollte, den Rothen abzutrumpfen. Ich gab ihm keine Antwort.

„Ruppel!" rief der Rothe. „Hierher!"

„Gehorsam sprang ich zu ihm.

„Er nahm mir das Maß; allein wo er anhielt, bekam ich einen Puff, daß es ein blaues Mal gab oder er kniff in's Fleisch, daß ich hätte laut aufschreien mögen. Aber ich schwieg und trug's stille. Als er nichts ausrichtete, rief er, indem er mir einen Rippenstoß gab: „Das ist ja eine steife Canaille, die sich nicht einmal drehen kann!"

„Aber ich schwieg und drehte mich dreimal herum wie ein Kreisel.

„Die Gesellen verbissen das Lachen nur mit Mühe, und Buckelorum ärgerte sich baß, weil das ein schweigender Spott war.

„Ich habe absichtlich diese Begebenheiten breit erzählt, um zu zeigen, wie mein Eintritt in's Geschäft begann, und wie ich mit meinem losen Mäulchen mir einen Weg bereitete, auf dem mehr Dornen wuchsen, als ein Mensch schier ertragen kann, denn nichts machte ich von nun an recht. Der rothe Buckelorum tränkte mir's ein, daß ich ihm den Namen gegeben, und ihn unter die Boutique geworfen. Im Tage hieß es: „Ruppel, ich brauche Schnupftabak," denn er schnupfte unaufhörlich. „Hol' ihn am Mannheimer Thor bei dem Kaufmanne Hecht." Ich nahm die Dose und lief, daß mir der Athem ausging. Kam ich wieder, so hieß es: „Du vermaledeite

Hausschnecke, bist Du wieder über einen Stoppelacker gekrochen?“ Kaum saß ich, so rief er: „Ruppel, lauf zum Posamentirer in der Steingasse und hol' die Knöpfe!“ Kam ich außer Athem zurück, so rief er: „Faulthier, hast Du wieder bei einer Schlierbacher Hockenfrau gefraubast? Da, trag die Hose zu dem Herrn, der bei'm alten Schmitt am Klingenthore wohnt, aber raff Dich!“ Hätte ich sechserlei Dinge auf einem Gang abthun können, so mußte ich sechsmal darum gehen. Abends fiel ich schier um vor Müdigkeit, aber selbst im Bette war keine Ruhe. Kaum schlief ich, so rief er: „Ruppel, hol' 'mal Wasser!“ Ich mußte taumelnd auf. Oder er rief: „Hol' mir die Dose, die im Rocke steckt.“ Ueberdies stieß, schimpfte und trat er mich mit Füßen, wo er nur konnte.

„Ich litt namenlos; allein den Triumph ließ ich ihm nicht, daß ich geklagt oder geweint hätte. Ich hatte schweigen gelernt und dulden. Es war fester Vorsatz, der Meister sollte mit mir zufrieden sein und den Unhold wollte ich müde machen. Das gelang mir freilich nicht. Kam ich einmal nach Schlierbach und klagte meine Noth, dann weinte meine Mutter voll Mitleid und der Vater sagte: „Das ist überall so. Du erntest überdem, was Du gesäet hast. Hättest Du mir gefolgt, wär's so weit nicht gekommen.“

„Einen Trost hatte ich doch. Von jedem Kleidungsstücke, das ich wegtrug, gab's ein Trinkgeld, das hielt ich sorglich zu Rath. Für das erste Sümmchen kaufte ich mir ein Paar Stiefel, dann eine neue Mütze, dann eine Hose und endlich einen Rock, so eine Art Colett oder kurzen Frack, wie man ihn damals trug. So sah ich schmuck aus, und wenn ich nach Schlierbach kam, sagten die Leute: Guckt 'mal, das Jaköbchen ist schon ein ordentlicher Stadtherr, und kommt daher wie ein Student!“

„Das schmeichelte meiner Eitelkeit, denn eitel war ich wie Einer. Man sagt das uns Schneidern ohnehin nach und mit Grund, daß wir eitel seien. Mir scheint's natürlich. Wer alle Tage der Eitelkeit Anderer dient, und sieht wie viel Werth man Leben auf die Kleidung setzt, wird's am Ende, ohne daß er's

merkt; daß ich kein übler Junge war, sagte mir ohnehin der mächtige Spiegel in des Meisters Stube, und in den sah ich gar gerne. Es war auch der erste, den ich sah. Darüber zog mich der Buckelorum über die Maßen auf. Wenn's mich auch ärgerte, ich trug's wie das Andere, so stille wie ein Fisch, und dachte, das wird ja auch ein Ende nehmen. Ich bemerkte nämlich seit einiger Zeit, daß der Meister mit dem Buckelorum nicht zufrieden war. Er machte sich keck und spielte den Meister, wenn der abwesend war. Darüber beschwerten sich die Gesellen.

„Eines Tages hörte ich sie mit einander habern, und als der Buckelorum aus der Zuschneidestube kam, rief ihm der Meister nach: „Hier ist sein Lohn, geh' Er auf die Herberge!"

„Victoria!" rief ich in meinem Herzen. „Mit Dir und meinem Elende hat's ein Ende!"

„Er rannte durch das Zimmer wie ein Irrwisch, und kam bald in vollem Anzuge zurück und holte sein Geld.

„Als er, ohne Adje zu sagen, zur Thüre ging, raunte mir der Berliner zu, der jetzt Obergeselle war: „Junge, jeh' und mach' ihm so enen Jratzfuß nach, wie Du enen jemacht, als Du jekommen; Du sollst es ooch jut bei mich haben!"

„Der böse Feind saß mir im Nacken und ich dachte: da kannst Du Dir einen Stein in's Brett setzen, und ich that's zum allgemeinen Vergnügen, weil ihn alle Gesellen haßten; aber als ich mich umdrehte, bekam ich von dem Meister, der zugesehen hatte, eine so unangenehme Maulschelle, daß ich, wie damals Zebedäus, unter die Boutique fuhr. Der Meister sprach kein Wort dazu. Ich meinte, das sei auch nicht nöthig gewesen, denn diese Handthierung sprach deutlich genug, um verstanden zu werden. Ich kroch heraus und rieb sie ein, und der Berliner sagte lachend: „So recht! reibe sie wacker ein, von mir kriegst Du keene nich!"

„Gegen Abend nahm er mich auf die Seite. „Ruppelchen," sagte er, „Du bist en janz juter Junge, wenn nur det verfluchte Maul nich wäre. Mich darfste ooch nich quer kommen, denn de

Hand ist mich nich anjewachsen; aberschst Du sollst es jut haben, wenn Du Dich mit mich hälst. Siehste, ich habe das Malheur, det ich ostermals Leibjneipen kriege, besonders jejen Abend. Da muß ich enen Doppelkümmel hinter die Binde jießen. Et wäre mich aber unanjenehm, wenn et der Meister wüßte. Hier haste Jeld. Jeh' an mein Bett. Unter dem Kopfkissen liegt so ene klene Bulle. Die nimmste und jehst zu dem Wirth im Schiff in der Schiffjasse, die nach dem Neckar führt. Da läßte se füllen und stellst se wieder an ihre Stelle. So machste Dir anjenehm bei mich und wenn de det jeden Abend jut machst, sollstet jut haben."

„Aha! dachte ich. Dies Leibweh kommt wie das Fieber, allemal um die bestimmte Zeit. Item, was liegt Dir dran? Ich that's regelmäßig, und nun gingen wirklich goldne Tage für mich an. Zwar lud er mich oft ein, auch 'mal einen „Kurzen" zu nehmen, wie er den Schnapps nannte; aber ich danke Gott, daß ich einen so gründlichen Abscheu davor hatte, daß ich nie in Versuchung kam.

„Der Berliner war im Grund ein gutmüthiger Mensch, wenn ich auch mit seinem Thun gar nicht zufrieden war; denn er hatte niemals Geld, weil er spielte und gerne gut aß und trank. Er machte wohl allerlei Versuche, mir meine Trinkgelder abzuborgen, und zum ersten Male gelang es ihm auch, daß er mich um einen Gulden schnappte; allein ich gab nun mein Geld dem Meister aufzuheben, was diesem recht wohl gefiel und mich sicher stellte. Der Berliner verzog zwar die Miene etwas, als ich es ihm bei neuem Drängen sagte; aber es blieb dabei, und ich hatte Ruhe.

„Wart' nur," sagte er, „wenn Du einmal Jeselle bist, und mit uf die Herberge jehst, dann hebt erst det rechte Leben an; denn die Studenten sind Lumpenhunde jejen uns. Du wirst ein starker Kerl, und ich freu mir, an Dir enen rechten Adjutanten zu kriegen. Ich möchte einmal an die Sulzer."

„So nannten wir die Studenten damals, und der Buckelorum hatte ihnen den Namen gegeben. Weil sie allezeit tief in des Meisters Kreide saßen, so nannte er das „die Sulze," was so viel

hieß, als eine gewürzte Brühe. Sie wissen," fuhr er fort, „es ist ein uralter Haß zwischen Studenten und Knoten, wie sie die Handwerksbursche nennen, und ich kann wohl sagen, so schlimm es auch ist, daß der schon den Jungen eingeimpft wird. Es hat mancherlei Quellen dieses Mißverhältniß; aber eine Hauptquelle suche ich darin, daß die Mädchen des Mittelstandes meist nach den Studenten schielen und den braven Handwerksburschen übersehen. Das wurmt dem jungen Blut und der Haß wirft sich auf die, welche ihm die Herzen abwenden, eine so angesehene Rolle spielen und sich um keinen Menschen scheeren. Auch ich war damals ein rechter Studentenfeind, denn ich wurde von der Zunft losgesprochen und aufgedungen als Geselle, erhielt meinen Lehrbrief und war nun ein freier Herr. Das „Du" hörte auf und der Meister traktirte mich per Er. Das durchzuckte mich mit Wohlgefühl. Ich hätte es früher schon gut gehabt im Hause, wenn der Buckelorum nicht gewesen. Der Meister war immer freundlich gegen mich, die Maulschelle abgerechnet, die er mir, wohlverdient, gesteckt, als ich den Scheidenden ruchlos verhöhnte. Ich blieb daher als Geselle im Haus. Ich war ein fixer, tüchtiger Arbeiter. Das wußte der Meister, aber ich auch, denn da auf das Stück gearbeitet wurde, so machte ich die Woche schier ein Viertheil mehr, als jeder andere Geselle, und doch war's besser genäht.

„Für mein Geld, das ich den Klauen des Berliners entrissen, kaufte ich mir einen flotten Anzug; denn so wollte es der Meister, und den machte ich mir nach dem neuesten und feinsten Schnitte.

„Himmel, was war ich ein Prachtkerl! Gewachsen wie eine Tanne, um die Hüften schmal wie ein Insekt, und doch kräftig gebaut, die Erstlinge des Bartes reiften um Kinn und Wange, und ein Schnurrbart machte sich gar patzig unter der Nase, und die Wangen waren roth wie junge Kirschen.

„Fragen Sie einmal meine Frau?"

Sie schlug ihm auf den Mund und sagte: „Sehen Sie 'mal,

wie eitel er ist?" „Nun, nun," sagte ich, „es geht Ihnen eben noch nach, daß Sie ein hübscher Bursche waren."

Er lachte laut auf.

„Das merkte Niemand besser," fuhr er fort, „als Agneschen, die Tochter unseres Gegenüber. Ihr Vater war ein Pechvogel, wie wir die Schuster nannten; aber das Mädchen war hübsch, wenn auch nicht so hübsch wie mein Lieschen, das ich erst später fand. Sei nicht böse, Frauchen," neckte er, „der Herr will Wahrheit. Soll man denn die dummen Streiche seiner Jugend verschweigen? Ich saß an unserem Fenster, und Agneschen drüben an dem ihrigen. Sah ich hinaus, so sah ich sie, blickte sie auf, so sah sie mich. Das war natürlich. Und da wir uns beiderseits gefielen, so gab's sich auch ganz einfach, daß wir oft und gerne hinaussahen und die Augen sich begegneten. Daß die sprechen können, ohne Zunge, ist eine seit Eva's und Adam's Zeiten bekannte Sache. Die unseren redeten auch. Sagten die meinen: Agneschen, wie bist Du hübsch! so sagten die ihrigen: Jakob, Du gefällst mir auch!

„Eine Zeit lang hielt diese Sprache aus, aber nun mischte sich der Mund drein. Wir trafen uns in der Dämmerstunde am Fenster, aus dem sie so freundlich lugte. Noch ein paar Wochen — und sie war meine erklärte Geliebte.

„Niemand konnte mir etwas Unrechtes nachsagen. Ich lebte stille und eingezogen, sparte meinen Verdienst, kleidete mich gut, und war auf schnurgeradem Weg Altgeselle, ja Obergeselle geworden, da mir Meister Glöckner sehr gut war. Das wußte der alte Pechvogel, des Agneschens Herr Vater, sehr wohl. Daher sah er unsere wachsende Liebe sehr gerne. Ich war selig im Traume, so herzlich von dem herzigen Mädchen geliebt zu werden, und ließ mir nicht träumen, daß ich nicht allein Hahn im Korbe sei.

„Oben in einer Mansardstube unseres Hauses wohnte ein Student, ein rechter „Sulzer," der Lampadius hieß und ein lieber-

licher Finke war. Schulden hatte der Mensch wie ein Erbprinz, aber das mußte man ihm zugestehen, er war ein bildschöner Junge, so schön, wie nur Einer in der Stadt. Der luchste aus seiner Kammer herab in des Agneschens pechschwarze Augen, und ich wußte es nicht, und unser Junge, ein verschlagener, kleiner Gaudieb, trug die Liebesbriefe hin und her, was ich aber Alles erst später erfuhr, und auch des Agneschens Vater nicht wußte.

„Mein Meister, der das Agneschen über die Taufe gehoben, sah's gerne, daß ich so um es herum ging, und da er keine Kinder hatte, glaube ich, er hatte es gut mit uns Beiden vor. Davon ahnete ich freilich nichts.

„Die Sache ging so ihren gemessenen Gang. Erst sprach ich sie am Fenster. Dann saß ich bei ihr und dem Vater auf der Bank vor der Thüre. Darauf kam ich in's Haus, und, da ich merkte, daß mich der Alte wohl leiden mochte, machte ich kein Geheimniß daraus, daß ich das Mädchen lieb hatte.

„Um diese Zeit wollte es des Berliners Unstern, daß der strenge Meister hinter sein Schnappstrinken kam. Da war's aus. Er mußte das Felleisen schnallen und gehen, blieb aber doch in der Stadt und wurde Obergeselle bei dem alten Batt auf der Hauptstraße, nahe beim „König in Portugal." Auch der vermaledeite Buckelorum war noch da, und hatte sich bei dem Schneider Eller im „kalten Thale" als Obergeselle eingenistet. Er mied mich aber, wo er konnte, und kam ich in den „faulen Pelz," um ein Rüpel Bier zu stechen, und er war auch da, oder in den „Reichsapfel," so machte er sich blitzschnell aus dem Staub. Er traute dem Landfrieden nicht. Und doch wäre er sicher gewesen, denn ich hätte mich sicherlich an der mißrathenen Kreatur nicht vergriffen. Nur einmal, als er getrunken, wollte er an mich, aber ich beachtete ihn nicht mehr.

„Ich wurde Obergeselle! Keine Worte schildern diese Freude und das Glück meiner Eltern. Ich darf es ja wohl sagen, daß ich sie in ihrem Alter getreulich unterstützte und von meinem Ueber-

flusse, denn den hatte ich nun, ihre Lage besserte. Der Vater hatte, da ein Jüngerer ihm den Rang ablief und wohlfeiler der Gemeinde diente, den Schuldienst verloren. Da ging's ihnen etwas knapp, und ich schätzte mich glücklich, die Last ihres Lebens erleichtern zu können. Es würde auch fort und fort geschehen sein, wären nicht unselige Ereignisse eingetreten. Seit ich Obergeselle war und nur noch einen Schritt zum Meister hatte, wurde ich von dem alten Pechvogel mit ganz anderen Augen angesehen. Selbst Agneschen ließ sich gerne von unserer künftigen Heirath vordufeln. Ich sprach von nichts lieber, was mir mein Lieschen gewiß vergibt, da sie auch einen Schatz hatte vor mir, der auch wohl solche Dinge mit ihr wird verhandelt haben. Gelt, Alte?"

Sie lächelte still und sagte dann: „Fahr' doch fort. So genau hast Du mir's doch noch niemals erzählt."

„Wie gesagt," fuhr der Meister fort, „ich war ein gemachter Bursche. Damals hatte ein spekulativer Kopf dem „rothen Läppchen" den Rang abgelaufen und auf dem Wege nach Schlierbach den „Hausacker" zu einer Wirthschaft hergerichtet. Dahin strömte Sonntags alle Welt: Studenten, Bürger, Handwerksbursche und Frauen und Mädchen des Bürgerstandes. Agneschen pochte das Herz, wenn sie erzählte, wie ihre Nachbarinnen, des Glasers Töchter, am letzten Sonntage so vergnügt im „Hausacker" gewesen.

„Wart!" dachte ich, „nächsten Sonntag sollst Du diese Freude haben!" Ich sagte es ihr. Und als der Sonntag kam und drei Uhr Mittags, trat ich in Agneschens Zimmer. Ich trug einen königsblauen Frack, den ein Graf hätte tragen können, gelbe Nankinghosen, weiße Weste und neuen Hut. Agneschen war weiß gekleidet und sah zum Küssen hübsch aus.

„Stolz, wie ein König, schritt ich dahin, das hübsche Mädchen am Arme. Die Leute sahen uns überall bewundernd nach.

„Agneschen preßte sich an mich, als solle sie mir geraubt werden.

„Sie zitterte vor Lust und war im siebenten Himmel, wie man sagt.

„Wohl fiel es mir auf, daß sie oft zurücksah, als erwarte sie Jemanden, aber ich beruhigte mich wieder, als sie auf meine Frage entgegnete, sie sähe nach den geputzten Leuten. Freilich wurde sie roth wie eine Essigrose, aber ich dachte an nichts Schlimmes. Als aber das immer ärger wurde, kam mir doch der quälende Gedanke, sie spiele am Ende die Falsche. Das wurmte mir im Stillen.

„Endlich erreichten wir den „Hausacker," wo alle Räume so vollgepfropft waren, daß wir kaum zum Sitzen ein Plätzlein fanden. Ich bestellte Wein, denn ich wollte meinem Mädchen Ehre anthun. Mit nicht geringem Aerger sah ich mir gegenüber an der Wand den rothen Buckelorum, den Zebedäus, sitzen, der mich höhnisch ansah. Nicht weit davon sah ich den „Sulzer" Lampadius, der mit Agneschen zu liebäugeln anfing.

„Mein Blut wurde heiß. Ich stürzte einige Gläser Wein rasch hinunter. Davon wurde es noch heißer. Die Musik spielte auf, und im raschen Tanze mit Agneschen glaubte ich Frieden zu finden. Aber Prost die Mahlzeit! — Ich wurde nur noch aufgeregter. Als wir wieder saßen, ließ sich Lampadius mit Agneschen in ein Gespräch ein, das mir noch mehr wurmte, weil er ihr allerlei schöne Dinge sagte, und das Mädchen sie mit unzweideutigem Wohlgefallen anhörte. Bald merkte ich, daß die Füße des Lampadius und Agneschens ein gar vertraulich Zwiegespräch unter dem Tische hielten.

„Alle Wetter!" dacht' ich, „Dir will ich das vertreiben;" lugte hinab und treffe mit meinem Stiefelabsatze des Sulzers Zehen, daß er einen lauten Schrei thut.

„Der Zebedäus lachte teuflisch. „So recht, Ruppelchen," rief er, „Du hast ohnehin schöne Hörner! Stoß einmal damit, daß die Leute sehen, Du seiest ein rechter Geisbock!"

„Da war's aus. Rasch griff ich über den Tisch, faßte den

Buckelorum bei den rothen Haaren, zog ihn herüber, tunkte seine Habichtsnase so heftig in den verschütteten Wein, daß das Blut herausschoß, und dann riß ich ihn heraus und schleuderte das kleine Ungethüm mitten unter die Tanzenden. „Det war ein Meisterstück!" rief der Berliner, der plötzlich an meiner Seite stand. „College," sagte er, „Du bist en Kernjunge jeworden! Ich denke, wir kommen heute noch an die Sulzer."

„Das Alles ging schnell, wie ein Gedanke. Als ich mich nach dem Berliner umsah, fiel ein Ziegenhainer mit Riesenkraft auf meinen Kopf. Hätt' ich den Hut nicht aufgehabt, er hätte mich ohne Zweifel tüchtig getroffen und zu Boden geschlagen.

„Verdammter Knote," rief Lampadius, „das ist für den Tritt!"

„Einen Augenblick war ich wie betäubt, dann aber ergriff ich die Flasche und schleuderte sie dem Sulzer an den Kopf.

„Nun gab es Arbeit! Der Lampadius blutete. Wie ein Rasender sprang er auf den Tisch, um an mich zu kommen. Ich aber faßte seine stämmigen Beine und schleuderte ihn in den Tanzsaal. Agneschen, die meine Hände von den Beinen des Sulzers abwinden wollte, flog in ihrem weißen Fähnchen, von der Macht des Schwungs ergriffen, nach.

„Jetzt gab's ein wildes Geschrei. Alle Studenten schaarten sich um Lampadius, alle Handwerksburschen um mich, und es entstand eine heillose Rauferei.

„Was ich that, weiß ich nicht; aber daß ich mit einem Stuhlfuße, den ich ausgerissen, dreinschlug wie ein Besessener, war eine nur zu wahre Thatsache. Wein, Leidenschaft und Zorn hatten mich außer mir selbst gebracht.

„Plötzlich, als eben der Kampf im höchsten Brande war, riß mich Jemand gewaltsam zurück. Es war der Berliner. „Junge," rief er mir in's Ohr, „et is Zeit, det wir die Platte putzen. Der Buckelorum ist nach der Stadt jerannt, die Polizei zu holen. Kriegt Dir die, so kannst Du in Nummero Sicher brummen, und 's jeht's nich besser."

„Das Wort gab mir meine Besinnung wieder. Ich erkannte seine Wahrheit, und schnell wie der Blitz waren wir draußen, während die Prügelei lustig fortging.

„Es war dunkel geworden.

„Der Berliner zerrte unaufhörlich, daß ich mit ihm davonginge, aber ich konnte nicht. Ich wollte sehen, wie es Agneschen gehe. So falsch sie auch an mir gehandelt, so bedauerte ich sie doch jetzt.

„Endlich kam sie mit fliegendem Haare, zerrissenem Kleid, in Summa in einem beklagenswerthen Zustande, heraus. Als ich sie sah, rang Zorn und Mitleid um die Herrschaft in meinem Herzen. Ich trat ihr näher.

„Agneschen," sagte ich, „das ist der verdiente Lohn der Untreue!" Da hätte aber Einer hören sollen, wie sie mich mit Schimpfreden übergoß. So etwas hätte ich dem sanften Mädchen nun und nimmer zugetraut.

„Jefällt Dich der Jesang?" fragte mich der Berliner. „Det is ene Nachteule," sagte er, „die Dir in Nummero Sicher bringt, denn da hinten kommt die Polizei."

„Er riß mich fort auf dem Schlierbacher Wege.

„Fort, fort!" rief er. „Hörst Du sie laufen?"

„Wirklich waren sie uns auf der Fährte.

„Wir waren wie Besessene davongerannt, aber plötzlich empfand ich so entsetzlichen Milzstich, daß ich keinen Schritt mehr weiter konnte. Der Berliner riß mich in das Gebüsch zur Seite des Weges.

„Wo sind sie?" hörte ich die Stimme der Schaarwächter, die auf dem Weg, uns gegenüber, standen. Es waren ihrer Zweie.

„Stille nur!" flüsterte der Berliner, allein in dem Augenblicke kam mir ein so unwiderstehliches Niesen an, daß ich umsonst es zu bezwingen versuchte.

„Mein Lebtag hatte ich die besondere Natur, daß ich, wenn ich in's Niesen kam, ein außerordentliches Geräusch machte. Die Hitze, in der ich mich befand, und die Kühle der Nachtluft, der

feuchte Boden, auf dem wir lagen, mußte es verursacht haben, daß es jetzt mit außerordentlicher Macht losbrach und gar nicht enden wollte.

„Profit!" rief einer der Schaarwächter, und stand mit einem mächtigen Sprunge vor uns.

„Der Berliner sprang auf, schlug ihm auf den Kopf, daß er taumelte, und entsprang, ich konnte mich vor Milzstich nicht regen.

„Auf den Schrei des Getroffenen kam der Andere herbei, und ich war in ihren Händen.

„Umsonst flehte ich, sie möchten mich nur eine Minute ruhig lassen, weil ich so heftig litte. Sie stießen mir die weißen Knöpfe ihrer spanischen Rohre in die Rippen, daß ich auf mußte, und so schleppten sie mich denn ohne Erbarmen zum Hausacker, und von da nach der Stadt.

„Es war ein Glück für mich, daß es stichdunkele Nacht geworden, denn ich wäre vor Scham des Todes gewesen, hätten mich die Leute gesehen.

„Als wir so dahingingen, vernahm ich Agneschens Stimme, und auch bald die des Lampadius, an dessen Arm sie hing. Sie versicherte ihn, daß sie nur ihn liebe, mich, den sie mit den abscheulichsten Namen benannte, aber nur als Vorwand behandelt habe. Das war wieder ein Gewinn für mich, aber der Grimm stieß mir schier das Herz ab. So sehr es mich auch drängte, ihr ein Wörtlein zuzurufen, ich schwieg und überwand mich selbst.

„Bald darauf nahm mich das Stadtgefängniß liebreich auf. Ich ruhte auf den Lorbeeren meiner Thaten aus — aber sie waren hart und verwandelten sich in die Dielen einer unreinen Pritsche.

„O, das war eine Nacht! Kein Schlaf kam in mein Auge, aber wohl die Reue in mein Herz mit einer zerfleischenden Gewalt. Meine Eitelkeit erschien mir zuerst in ihrer Verwerflichkeit. Hätte ich das Geld, was ich auf meine üppige Kleidung verwendete, meinen armen Eltern gegeben, wie wohl hätte es ihnen in ihren

alten Tagen gethan! Und ich wäre ja bewahrt geblieben vor dem Heere von Thorheiten, welche die Schwelle zu meinem Unglücke bildeten. Hätte ich mich nicht an das leichtfertige Ding gehängt, die mich doch nur hänselte, hätte ich die Augen aufgethan, ich hätte es wahrnehmen müssen, wem der glühende Blick ihres schwarzen Auges galt, den sie heraufwarf und den meine Eitelkeit auf mich bezog. Ich raufte mein Haar und verwünschte die Eitelkeit und die Mädchen, den Hausacker und mich selbst. Mein Jähzorn erschien mir in seiner Strafbarkeit, und jetzt erndete ich noch die Früchte meiner kecken Zunge an dem vermaledeiten Zebedäus. Dachte ich an die Folgen meiner Handlungen, so war ich entehrt, konnte in Heidelberg nicht mehr bleiben, und was sollte es werden? Ich hatte keinen Heller Geld mehr. Wo das hingekommen, wußte ich nicht. Es war mir aus der Tasche gemaust worden im Gedränge. Manchmal kam mir ein Verdacht gegen den Berliner in die Seele, weil ich mich dunkel erinnerte, daß er einmal in meine Tasche gegriffen hatte. Ich sprach ihn aber frei, denn ich hielt ihn für viel zu ehrlich, als daß er das thun könnte.

„Wohin sollte ich? Nach Schlierbach? Nein! die Schande wollte ich meinen Eltern nicht machen. War ihr Kummer ja ohnehin groß genug, wenn sie meine Streiche vernahmen.

„In diesem Zustand einer entsetzlichen Seelenqual verlebte ich eine Nacht, wie ich mich keiner zweiten erinnere. Der Morgen wollte gar nicht kommen. Endlich blitzten die ersten Lichtstreifen in das Loch, das meinem Kerker als Fenster diente. Nie habe ich in tieferer Bewegung den Tag begrüßt, als damals. Ich fiel auf meine Kniee nieder und gelobte Gott, ein anderes Leben zu beginnen.

„Endlich, nachdem ich noch manche Stunde geharrt, wurde ich vor das Stadtamt geführt. Fürchterlich war mir dieser Augenblick, fürchterlicher noch, weil Lampadius gegen mich zeugte, und der Buckelorum mit seinem höhnischen Teufelsgesichte mich belächelte und Schuld auf Schuld häufte. Mein Urtheil war acht Tage Arrest bei Wasser und Brod, und Verweisung aus der Stadt.

Acht Tage im Kerker! Ich meinte, in die Erde zu sinken; allein ich hielt mich, um nicht dem Zebedäus die Freude zu vermehren. Als ich an ihm vorübergeführt wurde, flüsterte er: „Keinen Kratzfuß machen?" Hätte ich gekonnt, ich hätte ihm den Hals gebrochen.

„Was soll ich von jenen acht schrecklichen Tagen sagen? Die Qual, die ich ausstand, läßt sich ermessen; doch sie waren mir heilsam, und eine bessere Strafe hätte mir gar nicht zu Theil werden können zu meiner Besserung.

„Am Tage meiner Entlassung lief ich zu Meister Glöckner, packte und schnürte mein Felleisen, und sagte ihm dann, mit einer Thräne im Auge, Lebewohl!

„Er reichte mir seine Hand. „Ruppel," sagte er, „laß Er sich das zur Warnung dienen. Ich verliere Ihn ungern und ich hatte es gewiß gut mit Ihm vor, allein Sein Leichtsinn hat Alles zerrissen. Werde er ein braver Mensch, und kommt Er dann einmal heim, so will ich Ihn wieder mit Freuden aufnehmen."

„Ich drückte seine Hand und ging. Ach, der brave Mann wußte nicht, daß ich auch nicht einen Kreuzer in der Tasche hatte. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, es ihm zu sagen. Er hätte mich wahrlich nicht verlassen. An Agneschens Haus eilte ich vorüber, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. Alle Neigung zu der Betrügerin war erstorben, und hatte einem tiefen Abscheu, einer gründlichen Verachtung Raum gemacht.

„Ohne mich aufzuhalten, eilte ich über die Neckarbrücke. Erst als ich jenseits stand, wo man noch einmal in die Felsenschlucht blicken kann, aus der der Neckar strömt, wurde mir's weich um's Herz. „Dort oben liegt das Dorf deiner Heimath," dachte ich; „dort rollen die Thränen deiner Eltern, die jetzt ihre letzte Stütze wanken und fallen sehen, und nicht einmal wissen, was aus ihrem Kinde wird." Dieser Gedanke preßte mir die Brust zusammen, daß ich nicht athmen konnte. Ich setzte mich in die Weiden am Ufer des Neckar und weinte bitterlich, und erst, als ich mich recht

ausgeweint, wurde mir's leichter um das Herz, und ich wanderte weiter, ohne zu wissen wohin.

„Gegessen hatte ich nichts, als eine Rinde trockenen Brodes. Bei Handschuchsheim erbarmte sich ein Bauer meiner. Er saß auf dem Kirschbaum und brach die lockende Frucht.

„Als ich so sehnsüchtig hinaufsah, rief er: „Wie ist's, Landsmann, will Er sich satt Kirschen essen?"

„Ich habe kein Geld," sagte ich mit gepreßtem Herzen.

„Darnach hab' ich ja nicht gefragt," sagte der ehrliche Mensch; „leg' Er sein Felleisen ab, und komm' Er herauf."

„Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Wie ein Gedanke war ich auf dem Baum und that mir gütlich. Ich dankte herzlich als ich mich gehörig getroffen, und mit dem treuherzigen: „Behüt' Ihn Gott!" entließ mich der Bauersmann.

„Ich lief, was ich laufen konnte. Vor dem Fechten, wie es die Handwerksburschen nennen, hatte ich einen Abscheu, den ich nicht überwinden konnte. In ein Wirthshaus konnte ich nicht gehen, denn ich hätte ja das arme Schlafgeld nicht zahlen können. Jemanden in dem nahen Dorf um eine Schlafstelle zu bitten, konnte ich auch nicht über mich gewinnen.

„Da fiel mein Blick auf die Wiesen, in denen die duftigen Heuschober saßen. „Ei," dachte ich, „wie willst du's besser haben?" Es fing an zu dunkeln, und das Feld war leer von Arbeitern.

„Ich ließ den staubigen Weg liegen, und schlug nach dem Neckar zu. In einem Heuschober wühlte ich mir ein bequemes Lager, deckte mich mit Heu so zu, daß nur mein Gesicht frei blieb, legte das Felleisen als Kopfkissen unter, und ehe noch der Mond am Himmel heraufstieg, lag ich im tiefsten Schlaf. Ich hatte ja auch Vieles nachzuholen; denn in den Tagen meiner Haft konnte ich auf der harten Pritsche nicht gut schlafen; ich war diesen Tag stark gewandert. So machte nun die Natur ihr Recht geltend und alle Leiden, alle Gewissensbisse, alle Sorgen vor der Zukunft

waren vergessen. Der plätschernde Neckar, die säuselnden Winde und das Nachtlied zahlreicher Nachtigallen wirkten zusammen mit meiner Ermüdung und meinem weichen, duftigen Lager, daß ich nie herrlicher geschlafen zu haben mich erinnern kann.

„Mit den ersten Strahlen der Sonne erwachte ich. Mir war so wohl. Ich erinnerte mich des Liedes, das ich bei meinem Vater gelernt: „Mein erst' Geschäft sei Preis und Dank ꝛc.," und ich betete es mit der innigsten, frömmsten Erhebung. Ich hatte die Seele Gott befohlen. Das gab mir ein Frohgefühl, daß ich freudig aufsprang, mein Felleisen umwarf und fröhlich, wie die Lerche, die über mir ihr frohes Morgenlied sang, meinen Weg antrat.

„Bald genug aber meldete sich der unerbittlichste Geselle, der Magen. Wo sollte ich etwas hernehmen, ohne zu betteln, was ich nicht über mich vermochte, oder zu stehlen, wogegen sich mein Rechtsgefühl auflehnte. Ich mußte weiter. Es wurde Mittag. Ich sah den blauen Rauch aus den Schornsteinen der Dörfer aufsteigen und dachte, wie gut das Mittagsbrod dort wohl den Leuten schmecken müßte; aber ich hatte keins, und konnte mir auch keins kaufen.

„Freilich hätte ich ein Kleidungsstück veräußern können, allein ich fürchtete, für einen liederlichen Gesellen gehalten zu werden, und, ehrlich gestanden! es ging mir auch an's Herz, ehrlich erworbenes Gut so wegzuschleudern.

„Am Nachmittage sah ich ein schönes Städtchen vor mir liegen. Ich fragte Jemanden, ob eine Schneiderherberge drinnen sei?

„Das bejahte der Mann, bezeichnete mir das Haus, und, so gut es die matten Glieder vermochten, steuerte ich darauf los.

„Ich grüßte den Herbergsvater mit dem Handwerksgruße.

„Woher des Weges?" fragte der mürrisch aussehende Mann.

„Von Heidelberg!" war meine Antwort.

„Wo gelernt?" fragte er weiter.

„Bei Meister Glöckner," sagte ich; „war auch Geselle und Obergeselle dort."

„Warum denn fortgelaufen? He! Auch vielleicht in des liederlichen Ruppel Geschichte verflochten?"

„Der Ruppel ist so übel nicht," sagte ich gluthroth. „Ich kenne ihn."

„Was? den loben? Er ist doch dort zum Zeitvertreibe nicht eingesperrt worden?"

„Nein," sagte ich; „aber er ist in Wuth gebracht worden durch schlechte Leute," warf ich ihm hin.

„Nun, das hat mir auch ein Berliner gesagt," fuhr der Herbergsvater fort. „Haben wir Hunger?"

„Gewiß!" sagte ich, „aber kein Geld."

„Was, kein Geld? Ja, Freund," sagte er darauf mit wüstem Stirnrunzeln, „wo das Geld wendet, wendet Schrank und Keller, Krug und Teller. Will Er Arbeit hier? Wie heißt Er?"

„Ich nähme gerne Kundschaft," entgegnete ich, „weil ich in Noth bin." Die zweite Frage ließ ich aus Scham unbeantwortet.

„Wie heißt Er denn?" fragte er nun etwas mißtrauisch.

„Ruppel heiße ich," war meine Antwort.

„Was der Teufel! Ruppel? So wäre Er der Tagedieb, der den Skandal gemacht?" Er betrachtete mich lange; ich aber wandte ihm den Rücken und ließ ihn stehen.

„Er eilte mir nach. „Nun, nun, wohin will Er denn?" fragte er.

„Wo ich freundlichere Herberge finde!" sagte ich. Es mochte ihm bange werden, ich brächte bei der Zunft sein Haus in Verruf. Deßwegen legte er sich jetzt auf's Gutewortegeben. Das half ihm nun nichts mehr. Ich ging weiter und ließ ihn verblüfft stehen.

„Das aber fühlte ich, daß ich weit nicht mehr fortkommen würde. Es war sehr heiß. Die meisten Bewohner des Städtchens waren draußen beim Heumachen, und in den Straßen schien es, als sei Alles ausgestorben.

„Ich war nahe dem Ende des Städtchens gekommen, als mir plötzlich die Beine die Dienste versagten, Alles mit mir rund herum

ging, und es mir blau und schwarz vor den Augen wurde. So viel vermochte ich noch, daß ich mit Anstrengung aller Kräfte eine Steinbank erreichte, die unter den Fenstern eines kleinen Hauses hinlief. Dort sank ich zusammen und das Bewußtsein verging mir.

„Ich hatte seit den Kirschen am vorigen Tage nichts mehr gegessen, und es war hoher Nachmittag. Wie konnte es anders kommen, als daß mir die Sinne vergingen?

„Ob ich lange oder kurz so ohne Bewußtsein gelegen, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß mit dem Erwachen der Duft eines belebenden Essigs mir in die Nase stieg. Eine zarte Hand rieb mir die Schläfe und die Stirn mit Essig. Das Alles empfand ich schon und doch waren meine Sinne noch gehalten und gebunden. Endlich erwachte ich aus der allmälig verschwindenden Betäubung, und vor mir kniete ein Mädchen, das sorglich mich mit Essig anwusch. Ich blickte in ein Paar blauer Augen, wie sie die Erde nicht schöner hatte, und in ein Gesichtchen, so lieblich wie eine erblühende Rose. Ich hielt's anfänglich für einen schönen Traum und wollte die Augen wieder schließen, daß er nicht so schnell vergehe. Als ich aber die Fingerchen fühlte, die mir die Schläfe anstrichen, da merkte ich, daß es nicht Traum, sondern einfache Wirklichkeit sei, und ich sah das Engelsgesichtchen an, und hätte so all' mein Lebtag es ansehen können.

„Wo bin ich denn?" fragte ich, denn Alles bisher Erlebte war in meinem Gedächtniß wie erloschen, wie ausgetilgt.

Sie nannte den Ort und fragte:

„Wie ist es Ihm denn? Fühlt Er sich wieder wohl?" — In dem Tone lag der Ausdruck einer so innigen, herzlichen Theilnahme, daß er mein Herz mit Wonne erfüllte.

„Will Er nicht jetzt etwas essen?" fragte sie weiter, als ich noch nicht auf ihre erste Frage geantwortet.

„Ich nickte mit dem Kopfe.

„Ach," sagte sie, „dann probiere Er doch einmal, ob Er in

das Haus gehen kann. Hier brennt die Sonne so heiß, und das ist doch nicht gut."

„Ich richtete mich auf und das liebe Kind (denn das war das Mädchen noch, da sie kaum sechzehn Jahre alt war) faßte mich am Arm und half. Nur sehr mühsam gelang es mir, in das Haus zu kommen, und als ich die nette, saubere Stube erreicht und mich in einem ledernen Großvatersessel niedergelassen, versagte mir wieder alle Kraft.

„Brod konnte ich nur noch herausbringen.

„Sie flog hinweg und holte Brod.

„Gierig verschlang ich das dargebotene Stück und nun erst wurde mir anders zu Muthe.

„Ach," sagte ich leise, „seit gestern Mittag vier Uhr habe ich nichts mehr gegessen."

„Sie faltete die Hände und rief: „Großer Gott!" — Kaum aber hatte sie durch diesen Ausruf ihr Mitleid und ihre Verwunderung zugleich ausgedrückt, so war sie auch verschwunden. Ich konnte nicht widerstehen, ich schnitt mir noch einen rechten Ranken Brod ab und verspeißte den mit einem Heißhunger und einem Wohlgeschmack, wie ich niemals etwas genossen.

„In unglaublich kurzer Zeit erschien das liebliche Mädchen mit einem himmlischen Lächeln auf ihren schönen Zügen wieder und setzte einen duftenden Pfannkuchen auf den Tisch, den sie schnell gebacken. Sie zerschnitt ihn selbst und sagte dann: „Nun setz' Er sich her, und lasse Er sich's gut schmecken!"

„Ich that's, und niemals hat eine Wirthin mit größerer Lust dem Appetit ihres Gastes zugesehen, als es hier geschah.

„Soll ich noch einen backen?" fragte sie liebreich, als ich den köstlichen Kuchen verzehrt hatte.

„Ich dankte und pries ihre Kunst und ihre Güte gegen einen armen Fremdling. Sie erröthete und wies Alles ab, als wär' es nichts gewesen. Sie plauderte so herzig, daß ich gar nicht müde wurde, ihr zuzuhören. Ich fühlte mich so wohl, daß ich sogleich

hätte weiter wandern können. Als ich aber Anstalt machte, sagte sie so freundlich: „Es ist ja noch so heiß! Leg Er sich eine Stunde auf die Bank zum Schlafen nieder, daß Er wieder recht frisch wird. Es ist still im Haus. Ich gehe derweile in den Garten arbeiten.“

„Dies arglose Vertrauen that mir wohl. Ich fragte sie, ob sie es denn wage, einen ihr ganz Unbekannten so allein in ihrem Hause zu lassen?

„Ihn, ja,“ sagte sie erröthend und zögernd, „denn Er sieht ja so gut und ehrlich aus.“

„Gottlob, das bin ich auch, Du liebes Mädchen!“ rief ich, und sie wünschte mir: gute Ruhe, und ging, während ich mich auf die Bank legte, und träumte, es sei mir ein Engel begegnet, der mich vom Tode des Verschmachtens gerettet, und der Engel sah gerade aus wie das liebliche Mädchen.

„Ein vorüberfahrender Heuwagen weckte mich. Ich stand neu belebt auf. Meine Retterin saß in der Thür und strickte. Sie schien Wache gehalten zu haben, daß mir nichts begegnen könne.

„Mir wurde es schwer, zu scheiden von dem engelgleichen Mädchen; aber es mußte sein. Ich faßte ihre Hand und sagte ihr, indem ich in das schöne, blaue Auge blickte, als könne ich in der Seele Grund schauen, ich würde sie nie vergessen und gewiß wiederkommen. Sie erröthete, wünschte mir alles Reiseglück, und ich ging mit schwerem Herzen. Das Mädchen hatte mir's angethan.

„An einer Ecke sah ich nochmals zurück, und siehe, ich blickte in Lieschens liebliches Gesichtchen, das aber schnell hinter dem Hofthore verschwand. Da ist mir's recht schwer geworden, nicht wieder zurückzukehren. Die weiche Weise des Liedes:

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus,
Und Du, mein Schatz, bleibst hier —“

sang ein vorüberfahrender Bursche. Es kam mir just vor, als sei das das Echo meiner Seele, und es ist es auch gewesen, denn

Lieschens Bild hab' ich mit mir genommen, und es ist mein rettender Engel geblieben, bis —

„Doch ich muß weiter erzählen," unterbrach er sich selber. Die Meisterin war längst heimlich weggeschlichen.

„Vielleicht hundert Schritte war ich vor dem Städtchen, da merkte ich erst, daß die Sonne ihrem Scheiden nahe war. Ich stand, zweifelnd, was ich thun sollte, denn ein vorübergehender Bauersmann sagte mir, bis zum nächsten Orte seien's zwei und bis Darmstadt vier gute Stunden.

„In dem Augenblicke kam eine Kutsche daher, in der ein dicker Herr behaglich schlief. Dem Kutscher eilte es auch nicht, und die Pferde schienen ihres Gebieters Meinung zu theilen.

„Buben und Handwerksburschen haben das Recht, hinten auf zu sitzen, wenn kein Koffer da ist, dachte ich, und wartete, bis die Kutsche herankam. Durch eine unzweideutige Miene fragte ich beim Kutscher an, ob ich hinten darauf dürfe. Er nickte bejahend, und mit einem raschen Sprunge saß ich darauf.

„Der Weg senkte sich bald und die Pferde fuhren rascher. Ich zündete mir eine Pfeife an, die mir unendlich gut schmeckte, und wenn auch im Allgemeinen sehr träge, so kam ich doch ohne Müdigkeit nach Darmstadt.

„Als ich an der Krone absprang und dem Kutscher dankte, blies eben ein Nachtwächter zehn Uhr. Jetzt fiel mir's wie ein Centner auf's Herz. Kein Geld und fremd! Wo sollte ich schlafen? Ei, dachte ich, ein unschuldiger Schalksstreich schadet ja nichts. Geh' in den offenen Hof, und ist Niemand da, so schlüpf' in die Kutsche. Da schläfst Du gut und es kostet nichts.

„Ich machte kehrt. Das Thor war noch offen. Niemand war zu sehen. Ohne Umstände schlüpfte ich in die Kutsche, zog die Leder vorn zu, die zwei Vorhänge bildeten, und legte mich auf die weichen Polster, indeß mein Felleisen zu meinen Füßen lag.

Niemand kam, nachzusehen. Der Kutscher mochte glauben, der Hausknecht habe die Ledervorhänge besorglich zugezogen, und jener mochte meinen, dieser habe es selbst gethan. Kurz, ich schlief wie ein König, und im süßesten Traume lebte ich noch einmal das bedeutsame Ereigniß des letzten Tages durch, und Lieschens Gestalt schwebte wieder vor meiner Seele. Um vier Uhr des Morgens hörte ich den brummenden Hausknecht nach dem Pferdestalle gehen. Wie ein Blitz war ich aus dem Wagen, schloß die Ledervorhänge und die Thüre wieder sorgfältig, riegelte leise das Hofthor auf und war unbemerkt auf einer der noch menschenleeren Straßen Darmstadts.

„Ich dankte Gott im Stillen, daß er mir den Gedanken eingegeben; denn es war ja kein Unrecht. Mit neuem Muthe wanderte ich fürbaß. Bei einem Brunnen fand ich schöpfende Mägde. Sie wiesen mich zurecht, daß ich die Herberge fand.

„Hier empfing mich der Herbergsvater freundlicher, als der in dem Städtchen an der Bergstraße, wo Lieschen mir das Bittere seines Betragens vergessen machte.

„Ich hörte gleich, daß viele Gesellen im Hause schliefen und äßen, setzte mich derweile rauchend in eine Ecke, bis die Zeit des Frühstücks kam.

„Der Erste, welcher hereintrat, war mein Berliner.“

„Potz Däuschen! Männeken, wo kommste her?“ rief er, sich mit der einen Hand die Augen reibend und die andere mir zum Willkommen reichend. Er setzte sich zu mir, um die Geschichte meiner Heidelberger Schicksale anzuhören.

„Armer Junge,“ sagte er mit Theilnahme, „hat Dir so ein Halunke die Tasche jefegt. Na, heute sollste mein Jast sind. Morjen aberscht mußt Du für Dir selber sorjen; denn die mirigte Kasse ist ooch nicht jespickt wie ein Hasenbraten mit Speck. Ich sage Dich, hier in Darmstadt ist et nischt für uns. Frankfurt ist Paradies der Jesellen. De Meister hier sind dämelige Kerle,

verstehen nischt und jeben nischt. In der Herberje muß man schlafen und essen, und da jeht Alles durch die Jurjel, was die Hand verdienen thut. Bleib' so lange hier, bis Du Dich etwas verdient hast, dann putz die Platte und folje mich nach Frankfurt, wohin ich schon diese Woche jehe und Dich ein warmes Plätzchen ausmachen werde."

„Er hielt Wort. Ich blieb des guten Jungen Gast den Tag über, und gewann durch des Herbergvaters Sorge eine ganz gute Stelle. Der Berliner hielt aber auch darin Wort, daß er noch in derselben Woche losging gen Frankfurt. Obwohl sein Ruf nicht der beste war, wie ich erfuhr, so konnte ich ihm doch nicht grollen. Er hatte mir Gutes erwiesen in der Noth, und auch in früheren Tagen mir nie Uebles zugefügt. Sie sagten ihm nach, er fingere bisweilen gern in anderer Leute Taschen. Das machte mich freilich etwas stutzig. Denn die Begebnisse von Heidelberg lebten noch in frischem Andenken bei mir. Ich will's gern gestehen, daß ich zu gutmüthig war, etwas der Art zu glauben. Er war mir stets so wohlwollend begegnet. Ich konnte das nicht vergessen.

„In Darmstadt blieb ich dennoch länger, als ich mir's gedacht. Ich fand's aber auch gar nicht, wie mir der Berliner gesagt. Im Gegentheil, ich verdiente mir schönes Geld, und — es war mir, daß ich es nur ganz ehrlich gestehe, als könnte ich nicht weg aus — Lieschens Nähe.

„Zu Weihnachten ging ich hin. Ich konnt's nicht aushalten. Ich sah Lieschen in der Kirche. Wie erröthete sie, als sie mich erkannte. Selbst in ihr Haus ging ich und erzählte ihrem Großvater, denn sie war eine Waise und hielt dem Greise Haus, wie es mir ergangen, und wie Lieschen an mir gehandelt. Dafür wollte ich danken. Ich brachte ihr zum Christkind ein Ringelein aus Gold. Sie nahm's nur, als es ihr Großvater gut hieß; aber ich sah, daß sie mir gut war. Ach, wie war sie schöner geworden seit dem halben Jahre! Jetzt wurde mir's noch schwerer zu gehen;

allein es mußte sein und ich schied, nachdem ich ihr ehrlich gestanden, wie lieb ich sie habe, und sie solle mir treu bleiben. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, als ich ihr die Hand zum Abschiede drückte, und mir war eine auch nicht fern vom Auge.

„O, wär' ich in Darmstadt geblieben! —

„Ein Brief des Berliners verrückte mir den Kopf. Ich verließ den Ort, wo es mir gut ging und wanderte nach Frankfurt. Das Glück oder — das Unglück wollte es, daß ich bei einem der ersten Schneider Arbeit fand. Er war ein dicker Mann, wortkarg, aber ehrlich und bieder. Bald genug sah er, daß er mich sehr gut gebrauchen konnte, und ich wurde Zuschneider, Obergeselle mit tüchtigem Wochenlohne.

„Mein Unstern war der Berliner. Er wußte mich, dessen Leichtsinn nur schlummerte, allmälig in ein rechtes Handwerksburschenleben hineinzuziehen, und ohne daß ich's merkte, fand ich mehr und mehr Wohlgefallen daran. Bornheim oder Bernem, wie die Frankfurter sagen, war der Ort, wohin wir jeden Sonntag gingen, und in der Regel wurde der Montag darnach himmelblau. Immer neue Lust wußte der Berliner zu bereiten. Er hatte Geld im Ueberfluß und gestand mir, er habe einen Schatz, der ihm die Börse reichlich versorge. Ich lernte diesen Schatz kennen, denn das Mädchen wohnte neben uns, und war Beschließerin im Haus eines der reichsten Bankiers der Stadt.

„Sie war schön, Herr, ich sage es Ihnen, aber ihre Schönheit war eine sinneberauschende. Ich habe nie ein Auge gesehen, das brennender gewesen wäre, nie eine üppigere Gestalt, nie ein verlockenderes Wesen.

„Der Bankier war unser bester Kunde. Ich kam oft in das Haus, um ihm das Maß zu nehmen. Er war unendlich reich, modesüchtig, lebenslustig, jung und ausschweifend. Seine Frau sah aus, als wäre sie aus Mondschein und Vergißmeinnicht gewoben, und schmachtende Thränen seien das Bindemittel gewesen. Sie

war so zart, daß ein leiser Luftzug sie hätte umwehen können. Waren die Haare der Frau Bankierin so etwas staubblond, dünn und glanzlos, so waren die der Beschließerin, Gretchen, kohlschwarz, reich und voll. War das Aussehen der Frau Bankierin wachsweiß, so blühten Gretchen's Wangen in frischem Roth — kurz, verglich man Beide mit einander, so war der Sieg auf Gretchens Seite.

„Als sie der Berliner zum ersten Male nach Bornheim brachte und ich mit ihr tanzte, konnte ich den Blick dieses Auges kaum ertragen. Sie schien großes Wohlgefallen an mir zu finden, größeres, als an dem Berliner, das sah man schnell, und der alte Teufel der Eitelkeit regte sich. Als wir heimgingen, es war spät, und der Berliner an seinem Haus abging, führte ich sie bis zur Thüre, da riß sie mich an sich, drückte einen glühenden Kuß auf meine Lippen und sagte: „Schlaf gut, Lieber! Heute Nacht träume ich nur von Dir, denn Du hast mich erobert, ich gehöre forthin nur Dir, Dir allein an.“ Das Wort klang mir immer in den Ohren!

„O, ich hätte hier schon sie durchschauen können! Wohl stand Lieschens Bild noch vor meiner Seele wie ein warnender Engel — aber allmälig erblich es, und das üppige Gretchen nahm meine Seele, doch nein — meine Sinne gefangen. Sie bestrickte mich auf eine unbegreifliche Weise. Jeden Abend sah ich sie, und stets wurde mir's schwerer, von ihr zu gehen.

„Der Berliner war gar nicht böse darüber, was mir unbegreiflich war. Gretchen machte mir sogar Präsente. Das nöthigte mich, ihr wieder welche zu machen. Meine Kasse empfand das, und manchmal wurde es mir unheimlich, wie das enden solle. Sie sah mich einst traurig.

„Was fehlt Dir, Lieber?“ fragte sie. „Hast Du kein Geld?“

„Ich gestand ihr das.

„Ach, mache mich so glücklich, und nimm meine Börse!“ flehte sie.

„Mein innerstes Widerstreben besiegten ihre Küsse und Schmeichelworte. So weit war's schon mit mir, als mein Meister mich allein nahm.

„Ruppel," sagte er, „setz Er sich emal. Ich mein' es gut mit em, und da kann ich's net mehr so ansehe, daß Er met dem Mädche danebe, met dem Gretche, ä Gehänk hat. Deß Mädche hot ä böse Ruf vun wege sei'm Herrn. Nehm' Er sich in Acht. Es is ä liederlich Person, die en brave Mensche verderbe kann. Mer sagt, se hätt lange Finger in ihrem Herrn sei Kaß. Deß sag ich em, wann's net met dem Mädche ä End nimmt, so nimmt's met uns Zwä en End. Nu leg Er sich schlafe, und denk Er, der Meister hätt's recht gut met em gemänt."

„Mir schauderte. Ich sah mit Entsetzen, an welchem Abgrund ich stand. Es war Samstag Abend. Am Sonntage ging ich, da das Wetter so unendlich schön war, und ich Gretchen entgehen wollte, nach Königstein und nach der Ruine Falkenstein. Ich war so frühe weggegangen, daß ich mit dem grauenden Tage schon die Höhe von Soden hinaufstieg, und oben auf der Ruine war, ehe der Zug der Frankfurter Sonntagsschwärmer sie erreichte. Da saß ich allein und mein Auge schweifte hinaus in das wundervolle Land des Segens, das zu meinen Füßen lag.

„Dort lag Darmstadt! dort die Höhen der Bergstraße. Dort weilte Lieschen, mein Rettungsengel! Wie hergezaubert stand dies liebe Bild vor meiner Seele. Ich erbebte. Hatte ich ja doch das herrliche Wesen ganz und gar vergessen über der lockenden Verführerin. Ich erglühte vor Scham. Thränen traten in meine Augen.

„Ach, ich war auf böse Wege gerathen, das sah ich, und des Meisters Worte klangen in meinen Ohren, wie der Ruf des Todtenvogels. Ich saß mir selber zu Gerichte. Ich beichtete mir gewissenhaft. Ich dankte Gott, daß ich mein Besseres gerettet zur guten Stunde, daß ich nicht in den Pfuhl des Lasters gesunken

war. Gottlob, noch war meine Seele nicht befleckt! Aber wie war die Gefahr so nahe gewesen. Dieser Morgen weckte den besseren Menschen in mir auf. Ich betete wieder, was ich, daß ich es sage, lange nicht gethan. Ich gedachte meiner Eltern, und — Herr, lächeln Sie nicht, wenn ich es ausspreche — das Heimweh erfüllte mein Herz mit einer Macht, mit einer unwiderstehlichen Gewalt. Es zog, es riß mich nach Frankfurt zurück. Ich wollte der Verworfenen das Sündengeld zurückgeben, das sie mir gegeben, und Alles, was ich von ihr hatte, und heim eilen, heim zu den lieben, guten Eltern, die ich vergessen hatte seit mehr denn einem Jahre.

„Ich sprang auf und rannte den Berg hinab. Es war, als ob das Feuer in mir brenne. Ohne mich aufzuhalten, erreichte ich Frankfurt wieder.

„Der Meister starrte mich an, als ich erschöpft in seine Stube trat. Ich faßte seine Hand. „Sie haben mir die Seele gerettet," sagte ich, „haben Sie Dank; aber ich muß fort von hier, noch heute. Die Schlange hat mich bezaubert."

„Ach so," lachte der Meister. „Nä, deß hat Er nicht nöthig, Ruppel," sprach er. „Deß Gretche sitzt uf der Mehlwoog, und Sein Freund, der saubere Berliner, derzu. Denk' Er sich, heute früh, als Er weg war, kummt der Berliner und schleicht sich uf Sein Zimmer drobe. Ich hör' en und denke, was will der so früh? Geh' sachte die Trepp' enuf und mache ebe so sachte Sein Thür uf. Do steht der Halunk' an Sein Komod' und stoppt sich die Tasche voll. Halt! denk' ich, de Vogel fängste. Ich schließe die Thür, rufe de Geselle und mer kriege de Dieb uf der That. Die Polizei war nett weit, und eh' er sich's versah, saß er uf der Mehlwoog. Kaum war deß geschehe, so gebt's drübe beim Herr Bankje aach Spektakel. Deß Gretche is fort mit Geld und Juwele vun der gnädige Frau. Awer die Polizei hat ä fein Nas'. In des Berliners Stub' erwische se se met all' dem Kram. Do hat Er nun nett nöthig fortzulafe."

„Ich stand sprachlos da. Also auch mich wollte der Verworfene bestehlen, und mit Gretchen stand er noch immer in Verbindung? Der Umgang mit mir sollte nur ableiten von der Spur. Das lag am Tage. Mich durchbebte ein Schauder nach dem anderen. Das Geld der Abscheulichen brannte mir auf der Seele. Ich hatte keine Ruhe, bis ich es in die Armenkasse gelegt, und alle ihre Präsente dazu.

„Auch ich hatte die Kränkung, von der Polizei vernommen zu werden, aber doch nur als Zeuge. Des Verhältnisses Gretchens zu mir wurde nicht gedacht. Ich dankte Gott dafür, denn es ersparte mir eine höchst bittere Beschämung.

„Alle diese Umstände veranlaßten mich, Frankfurt zu verlassen, das mich ohnehin an die Sohlen brannte.

„Ich eilte heim, heim zu meinen Eltern. Die Prüfungen waren nun vorüber. Von jeder Thorheit war ich geheilt.

„Heppenheim, wo Lieschen lebte, besuchte ich nicht. Ich konnte jetzt nicht vor sie treten, ohne das Gefühl, ihrer unwerth zu sein. Die Zeit sollte mich läutern.

„Meine Eltern fand ich ringend mit Dürftigkeit. Während ich gepraßt, hatten sie gedarbt. Ich kann Ihnen, lieber Herr, nicht beschreiben, wie mich das drückte, beugte, wie die bittersten Vorwürfe an meiner Seele nagten. Gottlob, ich konnte ihre Noth lindern!

„Ach, wie waren sie glücklich, mich wieder zu sehen; wie blickten sie nun nach langem Kummer wieder froh in's arme Leben. Mir vergaben sie Alles in ihrer reichen Liebe.

„Nach einigen Tagen ging ich nach Heidelberg zu meinem lieben Meister Glöckner. Seine Frau war gestorben. Er war kränklich geworden.

„Ruppel," sagte er, „Sie kommen mir wie gerufen. Ich denke schon lange daran, mein Geschäft abzugeben, und mich in

wohlverdiente Ruhe zu setzen. Ich will Ihnen mein Haus verkaufen, und mir nur bis an meines Lebens Ende den zweiten Stock vorbehalten."

„Ach," sagte ich, „Sie wissen, wie arm ich bin! Womit sollte ich es Ihnen bezahlen?"

„Thut nichts," sagte er. „Sie zahlen mir nur die Zinsen des Kapitals, und dann dies selbst in Summen oder Sümmchen, wie Sie können.

„Daß ich dies Anerbieten dankbar ergriff, mögen Sie denken; allein für's Erste blieb es Geheimniß unter uns. Ich spielte die Rolle des Geschäftsführers, bis ich mir das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Die Kundschaft wuchs. Mein Glück war gegründet. Nun kaufte ich das Haus. Meine Eltern verkauften ihr Häuschen und zogen zu mir.

„Ich eilte nach Heppenheim.

„Blühend, wie eine Rose, fand ich Lieschen. Sie hatte manchen Antrag abgelehnt, weil sie an meine Treue glaubte. Sie wurde meine Frau, und seit jenen Tagen hat mich Gott gesegnet sichtbarlich. Ihr Großvater starb noch vor unserer Verheirathung. Ihr Erbe tilgte einen großen Theil meiner Schuld. Auch meine guten Eltern gingen, mich segnend, heim in's Vaterhaus, und heute, wo ich zurückblicke an die Tage meiner Irrfahrten, danke ich Gott, daß ich den Gefahren entrann, daß ich weiser, erfahrungsreicher aus meinen Tollheiten herausging, und nun ein Leben führe, das mir einen heiteren Lebensabend verheißt."

Die Meisterin trat wieder herein. Sie lächelte.

„Warum sind Sie mir durchgegangen?" fragte ich.

„Ich kenne meinen Alten," sagte sie, „der hätte mich mehr als einmal schamroth gemacht."

„Sie werden wohl wissen," nahm der Meister wieder das Wort, „was aus dem Berliner und Gretchen geworden. Was ich darüber erfuhr, ist ungenügend. Sie saßen lange in Haft, und

nach ihrer Befreiung verschwanden sie gänzlich. Der Buckelorum hatte sich hier als Meister gesetzt; allein das Glück wandte ihm den Rücken. Er kam nicht in Aufnahme. Ich gab ihm bis an sein Lebensende Verdienst, und suchte so die Unart meiner Knabenstreiche gut zu machen, und — feurige Kohlen auf des Feindes Haupt zu sammeln, was auch, wie ich glaube, nach beiden Richtungen gelang. Aus Agneschen wurde eine Wäscherin."

Poccahontas.

Eine wahre Geschichte aus den Zeiten der ersten englischen Niederlassungen in Nordamerika.

Die mannigfaltigen Hindernisse, welche sich einer Colonie auf Amerika's Boden entgegengestellt, waren endlich von einer Gesellschaft unternehmender Männer in Plymouth und London glücklich überwunden. König Jacob I. hatte die Anträge günstig aufgenommen und förderte, selbst für den Gedanken eingenommen, die weisen Plane, welche jene Männer ihm vorgelegt; ja er that mehr als jene gehofft, er gestand den Colonisten jenseit des atlantischen Oceans gleiche Rechte und Freiheiten mit den Bürgern Altenglands zu, und sicherte der zu unternehmenden Colonie seinen besonderen königlichen Schutz zu.

Kaum trug der Sage vielzüngiger Mund diese Beweise königlicher Huld in die Grafschaften Altenglands, als auch schon die Zahl der Colonisten weit die überstieg, welche in den Absichten der Gründer lag. Mit Umsicht wählte man aus ihnen die gesundesten, tüchtigsten und wackersten Leute aus, besorgte alle Geräthe, übersah alle Bedürfnisse, und suchte jedem zu begegnen. Auch das erste Erforderniß einer Colonie, ein in jeder Hinsicht trefflicher Leiter und Führer derselben, war bald in der Person Sir Edward Smith's gefunden, und es wurden die Colonisten, mit allen Erfordernissen einer Niederlassung in einem fremden, wilden Erdtheile reichlich versehen, am 17. April 1607 unter dem Hurrah einer unabsehbaren Volksmenge in Plymouth eingeschifft. Wie eine

freudige Hoffnung die Herzen der Ansiedler, so schwellte bald ein frischer Landwind die Segel, und Englands weiße Küste schwand aus ihren Blicken.

Wenn auch mannigfache und sehr gemischte Empfindungen die Herzen der Ansiedler jetzt erfüllten, als das Jugendland wie ein ferner Nebelstreif am Horizonte verschwand; wenn auch jetzt der Rausch glänzender Hoffnungen verrauchte, und Schmerz und Wehmuth ihren Thränengruß den zurückbleibenden Theuren hinübersandten, so empfand doch wohl kein Herz die Trennung tiefer und stärker, als Sir Edward Smith, der ein geliebtes Weib und zwei frisch aufblühende Knaben, der zärtlichsten Liebe beglückende Pfänder, auf Englands Boden zurückließ, um in einem fernen, noch damals ziemlich unbekannten Welttheile eine Niederlassung zu gründen, deren Erfolg, so glänzend auch die Aussichten waren, dennoch sich in undurchdringliches Dunkel hüllte. Ein glückliches, harmloses Leben verließ er, um, dem Wunsche seiner Freunde und dem Befehle seines, ihn als tapferen und wackeren Mann hochschätzenden königlichen Herrn folgend, eine gefahr- und mühevolle Aufgabe zu lösen. Zu diesen Empfindungen, die der Mann tief in das innere, dem Auge des Fremden verschlossene Heiligthum des Gemüthes zurückdrängte, gesellte sich jetzt ein anderes, welches in seiner eigenthümlichen Stellung seinen Grund hatte. Schon oft zwar hatte Smith mit sicherem Kiele die Wellen des Weltmeeres gefurcht — da aber befand er sich unter einer ihm treu ergebenen Mannschaft, die den besorgten, ernst-milden Capitän hochschätzen gelernt, und ihm willig gehorsamte; jetzt stand er unter einer fremden Umgebung, deren eigenthümliche Interessen er wahren und fördern sollte, und ein erweiterter Pflichtenkreis nahm seine ganze Thätigkeit und Umsicht in Anspruch. Doch die Hemmungen seiner Wirksamkeit, welche er hier befürchtete, verloren sich bald. Er gewann ihre Achtung, und dieser folgte die Liebe, und — da er in einigen Stürmen sich als vielerfahrener Seemann erwies — das festeste Zutrauen. Freudig ergriff Jack, der vielerprobte Diener, seine

Hand und sagte: „Eure Leutseligkeit macht Euch auch hier wieder zum unumschränkten Gebieter über die Herzen!“

Nach manchen Leiden und Unfällen begrüßte endlich früh Morgens der Jubelruf der Equipage die Küste Nordamerika's, und ehe der Abend kam, lag die breite Mündung des James-Flusses im Angesichte der Ansiedler. Das regste, freudigste Leben entstand jetzt auf den Schiffen. Jede Brust schlug freudig dem kommenden Morgen entgegen, wo die Schiffe in diesen Strom einlaufen und die günstigste Stelle zur Landung und Anlage der neuen Colonie aufsuchen sollten. Frohe Lieder ertönten auf den Verdecken, und selbst des Anführers Brust war von erheiternden Gefühlen durchwogt. Dennoch hielt er es für seine Pflicht, die sanguinischen Hoffnungen in besonnenere Schranken zurückzuführen. Seines Wortes ergreifender Gewalt gelang es, durch das Hinweisen auf die nothwendig mit der neuen Niederlassung verbundenen Mühen, Leiden, Entbehrungen und Kämpfe, die Freude zu mildern, und dadurch jenen Ausbrüchen der Muth- und Trostlosigkeit vorzubeugen, die nur zu oft schon der Stein waren, an welchem derartige Unternehmungen scheiterten. Zwar murreten einige leidenschaftliche Trotzköpfe, meinend, der Capitän mißgönne ihnen die Freude. Doch Jack wußte ihnen die Weise des Capitäns im günstigen Lichte zu zeigen, und so legte sich schnell der anhebende Sturm des Unwillens.

Ein Sonnenaufgang, wie er nur in den Tagen des Mai's so rein und herrlich zu sein pflegt, vergoldete am anderen Morgen die See so weit das Auge reichte und Amerika's reichbewaldete Küste stellte sich dem trunkenen Blicke des Ankömmlings noch einmal so schön dar. Stolz wälzte der majestätische James-Fluß seine rothen Wellen in das Meer, den Ankömmlingen, die an seinen Ufern ihren Herd gründen wollten, im Voraus die glänzenden Vortheile des Handels verheißend. Die Ufer des Flusses prangten schon in üppiger Vegetation. Bäume, von deren riesenhafter Größe und stolzen Schönheit man in Europa kein Gegenstück finden konnte,

boten sich hier dem Auge in überraschender Menge und Mannigfaltigkeit dar. Die immergrüne Eiche hob ihr stolzes Haupt hoch in's Blaue der Lüfte, und wetteiferte fast mit der schlanken Tanne, Fichte und Lärche. Weymouthskiefern, sehr verschiedenartige Akazien in duftender Blüthe, weißstämmige Platanen mit den herrlichen Blätterkronen, wunderschöne Nuß- und in reicher Blüthe stehende Kastanienbäume vollendeten einen Holzwuchs von der ausgezeichnetsten Schönheit. Auf ihren Aesten wiegten sich Vögel in seltsamen Gestalten und einer Farbenpracht, die dem Auge des Europäers gänzlich unbekannt war, und darum ihn in das lebhafteste Erstaunen setzte. Unter den Bäumen blühten die herrlichsten Blumen, unter welchen sich besonders der immergrüne Rhododendron und die Magnolien auszeichneten. Die Blicke der Ansiedler ruhten mit wachsender Sehnsucht auf diesem Holzreichthum und der Ueppigkeit der Gewächse, und bemaßen in stiller Freude nach ihr des Bodens ungeschwächte Triebkraft und Fruchtbarkeit. Umwogt von den verschiedenartigen Wohlgerüchen segelten die Schiffe in die Mündung des Stromes mit einem frischen, günstigen Winde hinein, und an ihnen vorbei tanzten die herrlichen Ufer zu beiden Seiten, auf denen nicht selten Rehe weideten, welche die Seefahrer nach dem Genusse frischen Fleisches lüstern machten.

Schon eine bedeutende Strecke aufwärts waren sie gesegelt, als sich ihnen plötzlich ein trefflicher Ankerplatz darbot. Der Fluß machte hier eine bedeutende Wendung nach dem rechten Ufer und schnitt tief in dasselbe hinein, und bildete, indem er schnell wieder nach dem linken Ufer zurückbog, eine Halbinsel, welche denn zugleich eine Art Hafen abgab, wo die Schiffe sicher lagen. Der Ort war herrlich für die Ansiedelung. Weithin in's Land dehnte sich eine Ebene. In der Ferne umgrenzte eine Reihe mäßiger Hügel diese kesselartige fruchtbare Fläche. Ein spiegelklarer Bach durchströmte sie und ergoß sich in's Flußbette. Herrliche, süße Quellen sprudelten überall aus dem fetten Boden auf, von dem Riesenbäume und eine überaus üppige Vegetation hinlänglichen Beweis gaben, daß er zur

Cultur nicht besser gefunden werden könnte. Alle Vortheile einer Niederlassung vereinte in reicher Masse dieser Ort. Eine allgemeine Berathung der Aeltesten, denen Smith den patriarchalischen Einfluß gesichert hatte, entschied schnell. Die Anker fielen, und unter dem lauten Hurrah der Equipage bestieg Smith mit den Aeltesten der Colonie das Boot und betrat, innigst bewegt, den Boden des Landes, das nun die Heimath für sie Alle werden sollte. Nachdem die Mannschaft ausgeschifft war und Thornton, ein wackerer Greis, mit entblößtem Haupt ein Gebet gesprochen, ergriff der Capitän die Axt und führte den ersten Hieb in den Stamm einer Platane, indem er ausrief: „Jamestown heiße die Stadt, die hier unter Gottes gnädiger Obhut entstehen wird, zu Ehren unseres königlichen Herrn Jakobs I.!“ Ein Jubelruf folgte einstimmig und bezeugte Aller Zufriedenheit. Auf Smith's Wink bildeten nun Alle einen Kreis um ihn, und er entfaltete das Patent des Königs, welches ihn zum Oberhaupte der Colonie ernannte, und die Ansiedler zum Gehorsame gegen ihn verpflichtete. Als dies geschehen war, sprach er in kräftigen Worten zu ihnen. Noch einmal stellte er ihnen die Beschwerden, die Leiden und Entbehrungen vor, die sie erwarteten; ermahnte sie zur Ausdauer, warnte sie vor Kleinmuth, wenn nicht jeder Wunsch erreicht würde; erinnerte sie der Huld des Königs und der Unternehmer der Ansiedelung sich würdig zu machen; zuletzt schwur er feierlich ihnen Treue, Eifer und aufopfernde Thätigkeit zu, und verlangte, nachdem er tief ergreifend sie an die Nothwendigkeit der Eintracht und vereinten Strebens nach sicherer Begründung der Niederlassung, an die Milde gegen die Urbewohner, an das Verzichtleisten auf persönlichen eigennützigen Vortheil erinnert hatte, gleichen Schwur von ihnen.

Des Wortes siegende Gewalt ergriff mächtig die Gemüther, deren Stimmung ohnehin jetzt zu solchen Eindrücken geeignet war. Wie von einem Gedanken beseelt, erhoben sie die Hände zum blauen Himmel und schwuren ihm Treue und Gehorsam, schwuren Alle für Einen und Einer für Alle zu stehen!

„So laßt uns mit Gott an's Werk gehen!" rief Smith, überwältigt von seinen Gefühlen, und bald hallte weithin der Schlag der Axt in die Wälder. Bald sanken unter den kräftigen Hieben der Ansiedler die Riesen der Urwälder.

Weithin ließ Smith den Wald lichten. Nur eine ungeheuere Platane wurde von der Axt verschont. Es sollte der Vereinigungspunkt für die Colonie bleiben, unter ihren Aesten, die einen weiten Umkreis beschrieben, baute Smith, der gleich den Anderen rüstig arbeitete, seine Laubhütte. Als nun der erste Abend die Ruhe brachte, feierten sie Alle von der Arbeit in den schnell erbauten Laubhütten, und schliefen zum ersten Male, nachdem durch Wachen für ihre Sicherheit hinlänglich gesorgt war, auf dem neuen heimathlichen Boden den süßen Schlaf nach nützlicher Thätigkeit.

Nach vierzehntägiger rastloser Arbeit standen in geraden Gassen die freilich wohl nur roh erbauten Blockhäuser der Ansiedler da. An jedem Hause lag ein Gartenraum, dessen Boden urbar zu machen und anzupflanzen, gewisse Stunden, wo die gemeinsame Thätigkeit nicht auf die Erweiterung des Ackerfeldes gerichtet war, bestimmt waren, und Jamestown (Jakobstadt) war gegründet.

Smith, dessen Augenmerk auf die immer größere Sicherheit der Colonie nach Innen und Außen gerichtet war, sah jetzt die Nothwendigkeit ein, die Arbeiten mehr zu vertheilen. Während der Arbeiter den Boden urbar machte, den man gewonnen, und die Saat in die frischen Furchen streute, die der Pflug gerissen, fällte der Zimmermann die Stämme zu größerem Ackergewinne; während der Maurer die Häuser bequemer einrichtete, und gegen der Witterung übeln Einfluß zu schützen suchte, durchstrich Smith mit den jüngeren Männern die Wälder, des Wildes Spur verfolgend, um kräftige, frische Nahrung den Arbeitern zu erbeuten. Der Alten kleine Zahl beschiffte in den Böten den fischreichen Fluß, für eine üblere Jahreszeit Vorrath zu sammeln.

So herrschte ein frisches, reges Leben in der jungen Colonie, nd zufrieden sahen am Abend, wo der wackere Befehlshaber die

Glieder derselben um sich zu versammeln pflegte, Alle auf das vollendete Tagewerk, und Jeder freute sich, nach Maßgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten zum Wohle des Ganzen beigetragen zu haben.

Bei den Zügen, welche Smith und die Jäger oft weit in die wälderreiche Gegend unternahmen, und von welchen sie nicht ohne die herrlichste Beute zurückkehrten, war es des Capitäns Absicht, mit den Wilden einen freundlichen Verkehr einzuleiten. Vergeblich aber suchte er sie auf. Oft begegneten sie den Brandstätten, wo sie geweilt, ja oft verrieth die noch glimmende Kohle, daß sie noch nicht lange sich von der Stelle entfernt haben konnten, und dennoch trafen sie sie nicht. Das Dasein der Fremdlinge konnte auch unmöglich den Urbewohnern verborgen geblieben sein, ebenso wenig war es die Furcht, welche sie wohl abhielt, sich diesen zu nähern, da schon Sir Walther Raleigh, der diesen Küstenstrich entdeckt, und ihn nach seiner jungfräulichen Königin Virginien genannt, soviel von der Tapferkeit, dem Muth — aber auch der biederen Treue dieser Volksstämme berichtet hatte. Einige Male glaubte Jack und Thornton am jenseitigen Ufer des Flusses die rothen Gestalten der Wilden entdeckt zu haben. Sie machten Geberden des Friedens, und winkten ihnen herüber — allein die Gestalten tauchten urplötzlich in das grüne Dickicht und ließen diese in Zweifel, ob es nicht Täuschung gewesen — zumal der Fluß sehr breit. Allmälig und bei angestrengterer Aufmerksamkeit, welche Smith für nöthig erachtete, zeigte es sich, daß die mißtrauischen Wilden ihre Wohnsitze umschlichen, denn man entdeckte deutlich ihre Fußtritte im frischgepflügten Feld. Es mußten wenigstens an zwanzig Männer gewesen sein, so viele Tritte zeigten sich. Sie hatten lange Rath gehalten, da auf einem Fleck alle Tritte vereint waren, und der Boden fest zusammengetreten war, und sich dann wieder entfernt. Die ausgestellten Wachen erstaunten, denn ihr Ohr hatte, so nahe ihnen auch die Wilden gekommen waren, nicht das geringste Geräusch vernommen.

„Ein schlauer Feind umkreist unseren friedlichen Herd,“ sprach

Smith in der Versammlung, „laßt uns seiner Spur folgen, um ihn mit uns auszusöhnen.“

„Glaubt Ihr denn, daß uns das gelingen wird?“ fragte der alte Thornton, „und,“ fuhr er fort, „haben wir sie denn beleidigt?“

„Kannst Du in den Herzen dieser Wilden lesen?“ fragte Sir Edward. „Könntest Du es, Du würdest vielleicht da den gerechten Zorn entdecken über den frechen Fremdling, der in ihre Wälder dringt, ihr Wild erlegt und auf ihrem heimathlichem Boden sich herrisch eine Wohnstätte gründet. Was hättest Du diesen Gründen entgegen zu setzen?“ fragte Sir Edward den Alten, ihm ernst in's Auge blickend.

„Nichts; Gott verdamm' mich, nichts!“ rief der Alte aus. „Es ist wahr. Wir müssen ihnen die Hand bieten, um sie mit uns auszusöhnen. Zieht hin, Sir,“ fuhr er fort, „und legt in meine Hand die Sorge für das Innere. Euch wird es gelingen, sie uns zu befreunden. Und gelingt es Euch nicht — dann wehe! — dann wird unschuldig Blut fließen.“

„Das verhüte Gott!“ sprach Smith. „Es sei, wie Du gesagt, Thornton. Seid ihm gehorsam,“ sprach er zu den Uebrigen, „er wird meine Stelle vertreten. Wer aber begleitet mich?“

Schnell standen zwanzig der rüstigsten Männer an des Capitäns Seite und sprachen einstimmig: „Wir!“

Er ließ sie sich bewaffnen und mit Munition versehen. Dann nahm er Lebensmittel für fünf Tage und allerlei Spielereien, wie man als Geschenke sie den Wilden zu bieten pflegte, und einen Spiegel für den Häuptling.

Als der Zug aufzubrechen bereit war, bemerkte erst Sir Edward, daß Jack unter ihnen war.

„Bleibe Du hier, Jack,“ sagte der Capitän. „Für Deine Jahre ist kein Zug der Art mehr;“ aber Jack ließ sich nicht abhalten.

„Wer weiß, was Euch begegnen könnte,“ sagte er. „Ich habe der guten Lady versprochen, Euch nie zu verlassen. Mein Wort muß ich halten.“

„Aber Du wirst mehr uns zur Last sein, alte, treue Seele," sagte gerührt Sir Edward, „als Du uns förderlich sein wirst."

„Glaubt das ja nicht, Capitän," versetzte ernst der Alte. „Sähe ich das, ich würde dann mir lieber das eigene Rohr auf's Herz setzen und eine Kugel durchjagen, um die unbrauchbare Maschine zu vernichten. Glaubt mir, so untauglich ist Jack noch nicht!"

Smith ließ es endlich nothgedrungen zu, und so setzte sich, begleitet von den besten Wünschen der Ansiedler, der Zug in Bewegung, und folgte den Spuren der Wilden, die sich weithin in westlicher Richtung stromaufwärts hinzogen. Schon hatten sie die Hügelreihe überschritten, die wie ein natürlicher Wall die Niederlassung von Jamestown umgab; schon näherten sie sich einer ansehnlichen Bergkette, und noch war das Lager der Wilden nicht erreicht. Der dritte Tag ihrer Wanderung durch unwegsame Wälder war bereits dem Abend nahe, und ermüdet lagerte sich die Caravane, und zündete ihr Feuer an. Obwohl die Wege der Wilden durchaus keine gerade Linie beschrieben, so hatten die Ansiedler dennoch ihre Spur nicht verloren, und je weiter sie kamen, desto ansehnlicher schien der Trupp der Wilden sich vermehrt zu haben. Die Nacht ging ruhig vorüber, und neu gestärkt traten sie am anderen Morgen ihre Reise wieder an. Die Spur der Wilden verließ jetzt die Ufer des Jamesflusses, und zog sich an einem kleineren Flusse hinauf, der sich in den Jamesfluß ergoß. Immer wilder wurde jetzt die Gegend. Hohe Felsen thürmten sich jetzt oft um sie auf, und fast undurchdringlich wurde der Urwald. Gegen Mittag erreichten sie eine Stelle im Gebirge, deren wunderbare Bildung sie zum Erstaunen hinriß. Sie waren eine Strecke auf dem Gebirge fortgewandert, als plötzlich eine ungeheuere Schlucht sich vor ihnen öffnete. In ungemessener Tiefe, vor welcher auch dem Stärksten schwindelte, brauste der Fluß, in weißen Gischt aufgelöst. Senkrecht stiegen die Wände des Kalksteinfelsens empor zu beiden Seiten in einer Entfernung von

ungefähr sechzig Ellen, und oben über dieser schwindelnden Tiefe wölbte sich ein großer Bogen, eine Brücke aus Felsen, gleich als habe die Kunst des Menschen sie gebaut oder in den Felsen gemeißelt. Zu beiden Seiten des Bogens zogen sich Brustwehren hin, so daß die Brücke völlig das Ansehen eines ungemein künstlichen Menschenbaues hatte, und doch war sie Gebilde der Natur. Von einem Staunen ergriffen, das niemals sich gewaltiger seiner Seele bemeistert, stand Sir Edward da und betrachtete das Wunder der Natur, das einzig in seiner Art ist. Von gleichem Staunen gefesselt, standen seine Begleiter. Keiner sprach ein Wort. Der Anblick dieses Wunders ergriff sie mit seiner ganzen seelenbewältigenden Macht.

Einige Minuten standen sie so in den Anblick verloren, als ein Gebrüll rings um sie erscholl, das mit nichts zu vergleichen war, und ein kaltes Entsetzen in ihre Adern goß. Ein Pfeilregen, der sie alsbald umschwirrte, und einen der Männer todt niederstreckte, löste schnell ihre Zweifel.

Sir Edward wandte sich sogleich, riß einen Baumzweig ab und hielt ihn empor als Zeichen des Friedens. Umsonst war sein Bemühen. Rasend drangen die Wilden heran in weit überlegener Zahl.

Nothgedrungen ließ Smith Feuer geben, doch nur in die Luft.

Kaum aber geschah dies, als von Todesschrecken ergriffen, die Wilden flohen.

Langsam folgte Smith. Er gab Jedem der Seinen einen Baumzweig, band weiße Tücher daran, und rief den Wilden nach.

Nachdem sie eine Strecke in unordentlicher Flucht zurückgelegt, hielten sie an einer lichten Stelle des Waldes an. Sie übersahen ihren Haufen mit sichtbarer Angst, und erst, als keiner der Ihrigen fehlte, wurden sie ruhiger und ließen die Ansiedler näher heran treten, indem sie selbst Baumzweige abrissen und diesen entgegen hielten.

Mit Würde trat Smith dem Häuptling, einem alten Mann,

in dessen Zügen List und Verschlagenheit, mit wildem Muthe gepaart, sich aussprach, entgegen und reichte ihm seine Hand. Nicht ohne Beben ergriff sie der Wilde.

Man brachte jetzt die Geschenke und theilte sie an die ältesten Männer des Truppes, der an hundert Köpfe zählte, aus. Durch Pantomimen drückte Smith nun den Wunsch aus, mit ihnen in Frieden zu leben. Sie schienen ihn zu verstehen, und beifällig, doch nicht ohne Mißtrauen, seine Zeichen zu vernehmen.

Der Häuptling nöthigte Smith, sich zu ihm zu setzen.

Der Häuptling suchte sich eine Weile dem Capitän verständlich zu machen. — Die Erwiederungen desselben schien er aber falsch zu verstehen. Er sprang auf und rief, mit wilden, ausdrucksvollen Geberden jedes Wort begleitend: „Warum kommt Ihr in unsere Wälder? Wer rief Euch jenseit des Salzwassers? Besteigt Eure schwimmenden Häuser, und nehmet Blitz und Donner mit Euch, und laßt uns unser Wild, und unseren Frieden!“

Sir Edward errieth den Sinn der Worte Powhattan's, so hieß der Häuptling des Stammes. Sanft und freundlich sprach er zu ihm, legte die Hand auf sein Herz und versicherte ihm seine friedliche Absichten.

Powhattan wurde sanfter. Er besah noch einmal die Geschenke, und ergriff dann, durch diese bestochen, seinen Spieß, den er tief in den Boden stieß. Dies war das Zeichen des Friedens. Sogleich thaten es ihm alle Glieder des Stammes nach, obwohl Manche es mit bitterem Grimme zu thun schienen.

Ein freundlicher Verkehr trat nun ein. Die Ansiedler begleiteten die nomadisirenden Wilden zu ihrem Wohnplatze, der nicht sehr weit von der natürlichen Brücke in einer Thalschlucht am Cedarkreek lag. Der aufsteigende Rauch aus den Hütten verrieth ihn schon von ferne dem Auge.

Ein wilder Jubel der Kinder des Stammes begrüßte die Heimkehrenden. Aus allen Hütten traten Frauen und Mädchen, die mit ungemessener Neugierde die weißen Männer betrachteten,

befühlten und belachten. Der Tumult wurde allgemein und mit jedem Augenblicke größer. Es schien, als betrachteten die Weiber die Ansiedler als Gefangene des Stammes — eine wilde Freude glänzte in ihren Blicken, denn sie dachten sich die Freuden des Festes, wenn nun dem großen Geiste, der im Donner des Niagara wohnt, die Gefangenen geopfert würden.

Während die Menge mit jedem Augenblicke zunahm, ergriff Powhattan Sir Edward's Hand und führte ihn zu seiner Hütte. Als sie sich näherten, trat aus der Thür ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, im vollen Schmucke der Schönheit. Auch das verwöhnte Auge des Europäers mußte diese Gestalt in ihrem herrlichen Bau und Ebenmaße — diese schönen Formen, diese Zärte der Haut, diese reizende Fülle, dieses Feuerauge, diesen zartgeformten kleinen Mund mit den herrlichen Zähnen, mit Bewunderung betrachten. Mit allem Zauber der Unschuld und Natur trat sie ihnen entgegen, grüßte den Vater, nahm ihm die Waffen ab — und jetzt erst ruhte ihr Blick mit schwermüthigem Ausdruck auf Smith, und bei aller Verwunderung über den weißen Fremdling, bei all' dem sichtbaren Wohlgefallen, mit dem sie ihn betrachtete, wich doch jener rührende Ausdruck von Mitleid nicht von ihren sanften Zügen. — Sie blickte endlich forschend den Vater an und fragte, ob der fremde Mann ein Gefangener sei? Als nun aber der Vater ihr sagte, es sei ein Bundesgenosse, mit dem er das Mahl des Friedens essen wolle — da erheiterte sich das schöne Gesicht des Mädchens, da reichte sie den Becher mit labendem Gebräue, das ihre Hand bereitet, dem Fremdling, und hieß ihn so traulich willkommen, daß Smith fast vergaß, er lebe unter Wilden.

Poccahontas war Powhattan's einziges Kind, des Alten Stolz, des Stammes Liebling und Zierde. Um ihre Liebe warben des Stammes edelste, tapferste und schönste Jünglinge, und doch schien ihr Herz verschlossen dem Gefühle, das sie den Herzen einflößte. Ihre Liebe hatte nur einen Mittelpunkt, den alten Vater — da frühe schon die Mutter gestorben war. Oft bestürmte sie der Vater,

seinem Liebling Jukka, des Bruders Sohn, einst nach seinem Tode Haupt des Stammes, ihre Hand zu geben — aber umsonst. Sie mied Jukka, wie sie die Jünglinge des Stammes überhaupt mied. Das süße Gefühl der Liebe war ihr fremd geblieben, bis zu dem Augenblicke, wo Smith in ihre Hütte trat. Da erst fühlte sie es erwachen in der Brust, als in dem fremden Manne von sechs und dreißig Jahren das vollendete Bild männlicher Schönheit vor ihr stand. Diesem Gefühle gab sie sich mit natürlicher Unbefangenheit hin. Sie setzte Smith das Köstlichste vor, was sie besaß. Sie bediente ihn mit wohlwollender Aufmerksamkeit und emsiger Thätigkeit. Die Korallenschnur, welche er um ihren schönen Hals hing, machte das Kind der Natur vollends glücklich.

Ihr Auge ruhte mit Innigkeit auf dem Manne, zu dem sich ihr Herz so schnell hinneigte.

Smith verzehrte mit Powhattan das Mahl, welches Poccahontas bereitet. Sie tranken aus einem Becher. Der Bund des Zutrauens und der Freundschaft war geschlossen. Freude erfüllte des Capitäns Brust. Frieden nur war das Element, in welchem seine Colonie gedeihen, blühen konnte, und Frieden hatte er gewonnen. Die Freude seines Herzens machte ihn heiter, fröhlich. Er tändelte scherzend mit dem lieblichen Mädchen, dessen rothe Haut ihm nicht mehr auffiel. Er pflückte Blumen vor der Hütte und schmückte die Erglühende. — Sie sich zu gewinnen strebte er, da, wie er bald genug einsah, durch das Herz Poccahontas der sichere Weg zu Powhattan's Herzen führte. Ohne daß eine Ahnung in Smith's wackerem Herzen entstand, entzündete er durch sein Benehmen gegen die Wilde das Feuer der Liebe in dem ihren immer mächtiger.

Drei Tage blieb Smith im Lager der Wilden mit den Ansiedlern, welche gleich ihm in freundlichem Verkehre mit dem Stamme lebten. Nur Einer des Stammes blieb verschlossen und grimmig. Seine Augen sprühten Blitze, wenn er Smith sah und die liebliche Poccahontas an seiner Seite, die so liebevoll sich an ihn anschmiegte,

sogar kein Geheimniß mit ihrer Liebe machte, und mit ihrem Wohlgefallen an dem schönen Weißen. Es war Jukka.

Powhattan schien es nicht zu gewahren. Ihn beschäftigte ein anderer Plan. Ihm war es so recht nicht ernst mit dem Freundschaftsbündnisse mit den Ansiedlern, besonders seit Jukka heimlich den Funken, der unter der Asche glomm, so eifrig schürte. Hinterlist war ein Hauptzug seines Charakters. Dennoch aber wurde er überstimmt, als die Wilden um ihr Berathungsfeuer saßen, wo einige der Aeltesten fest darauf bestanden, den Bund zu halten, der durch das Einstoßen des Spießes geheiligt sei. Für jetzt gab er es auf, die weißen Fremdlinge zu vernichten — aber für immer nicht. Noch einmal wurde der Bund in Gegenwart des ganzen Stammes bekräftigt, und der Stamm versprach, da er auf dem rechten Ufer des Jamesflusses sein Lager in der Nähe der Colonie aufschlagen würde, niemals den Frieden zu brechen.

In der Frühe des anderen Tages schickten sich die Ansiedler zur Rückkehr an. Ihren Weg wollten sie wieder nach der Felsenbrücke nehmen, um den gefallenen Gefährten zu bestatten. Bis dorthin begleiteten Powhattan und Poccahontas den Capitän.

Sie war still und ernst. Von Smith zu scheiden, that ihrem Herzen so wehe, und doch konnte sie den alten Vater nicht verlassen. An Smith's Hand ging sie dahin. Bald pflückte sie ihm hier eine saftige Beere, bald dort eine duftende Blüthe, und wenn er lächelnd die Gabe nahm, und sie genoß, oder auf seinen Hut steckte, dann fühlte das kindliche Herz des Mädchens eine Götterwonne, und diese Wonne glänzte in ihrem Auge bei der Thräne, die der Trennungsschmerz erzeugte.

So erreichten sie jenen wunderbaren Bau der Natur, der sie so sehr in Erstaunen gesetzt, der aber auch für sie so gefährlich hätte werden können. Tief in der Felsenschlucht hing im Dorngebüsch der Leichnam des Ansiedlers, dem Jukka's Pfeil im Herzen saß. Noch hatte kein wildes Thier ihn gewittert. Es war ein braver Mann gewesen; darum herrschte eine allgemeine Trauer,

als man ihm das Grab grub und die irdische Hülle versenkte. Poccahontas sah ernst der Bestattung zu. Sie faltete gleich den Ansiedlern ihre Hände, als Smith, die Stelle des Priesters vertretend, die einfachen, rührenden Gebräuche der Liturgie vornahm, und eine ehrfurchtsvolle Scheu sprach sich in ihrem Benehmen gegen ihn aus, nachdem die feierliche Handlung geschlossen war.

Noch einmal that Powhattan einen kräftigen Zug aus der Flasche des „Feuerwassers," das ihn so unwiderstehlich anzog — dann setzte sich der Zug der Ansiedler in Bewegung. Poccahontas schlug das thränenfeuchte Auge nieder, als Smith ihr seine Hand bot. Sie faßte sie und drückte sie an den stürmisch wogenden Busen, und ihre Thränen benetzten sie. Da durchschauerte die erste Ahnung der Gefühle dieses Mädchens die Brust des Capitäns, und ein Gefühl, von dem er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, durchbebte ihn, er zog sie an sein Herz, drückte einen Kuß auf die schöne hohe Stirne der Jungfrau und entwand sich schnell ihren umschlingenden Armen, den Gefährten folgend.

Und tiefer und tiefer stiegen sie hinab zum Flußbette, das ihnen Leiter zur Heimath werden sollte, wie es sie zu dem Stamme geführt. Als sie es erreicht hatten, blickte Smith noch einmal hinauf zu dem kühn sich wölbenden Bogen, den des größten Baumeisters Hand so herrlich gesprengt — und hier oben stand Poccahontas und breitete die Arme nach ihm aus, und wehete mit dem Zweige, den ihre Hand hielt, ihm Grüße zu. Smith stand unbeweglich. Sein Auge ruhte auf der Gestalt, die in so schwindelnder Höhe stand, und eine unaussprechliche Angst ergriff ihn für das liebliche Wesen, dessen Standpunkt so gefährlich war.

Während er noch so stand, bemerkte er die jugendliche Gestalt eines Wilden, die zu ihr trat, ihre Hand zu fassen. Mit Abscheu wies sie die dargebotene zurück. Da fiel des Wilden Blick herab auf Smith. Rasch riß er den Bogen von der Schulter, legte den tödtenden Pfeil auf, und er schwirrte schon durch die Luft, als erst Poccahontas seinen Arm ergriff, ihn zurückzuhalten.

Einen gellenden, vom Echo lang gehaltenen Schrei stieß sie aus, und trat näher zum Rande der Felsenbrücke, als wolle sie sich herabstürzen, wenn der Pfeil die Brust des Geliebten träfe. Aber jetzt trat Powhatian herzu, sie zurückzuziehen. Smith trat hinter den Stamm eines Baumes und entging so dem Pfeile, der an der Stelle niederfuhr, wo er gestanden.

Als er wieder hervortrat hinter dem schirmenden Stamme, war Poccahontas verschwunden, und mißtrauend den Indianern, zog rasch der Trupp der Ansiedler von dannen.

„Das war Jukka, der grimmige Wilde, der den Pfeil schoß," sagte Jack zu Smith — „und wißt Ihr, Herr, warum er es that?"

„Ich bin eben so wenig lüstern nach den Geheimnissen der Wilden, als nach Deiner enträthselnden Weisheit!" sprach ernst der Capitän, und Jack, der seinen Herrn kannte, trat still zurück. Smith's Geist aber schwebte über den Ocean hinüber zu seinen Lieben, und ihre Bilder traten vor die bewegte Seele des Mannes, dem das süße Gefühl gestifteten Heiles für seine Colonie nur durch einen leisen Vorwurf verbittert wurde.

* * *

Bange Erwartungen bewegten die Herzen der Daheimgebliebenen, welche bis zur Angst stiegen, als sich auf dem rechten Ufer des Jamesflusses hin und wieder Wilde zeigten, deren drohende Geberden hinlänglich ihre Absichten verriethen. Thornton bewaffnete Alle, die bei ihm zurückgeblieben waren; selbst die Frauen nöthigte der entschlossene Greis sich zur Vertheidigung ihrer Herde zu rüsten. Die Indianer, welche wohl blos die Colonie beobachten und ihre verwundbarste Stelle aufsuchen sollten, bis der Stamm verstärkt zurückkehren würde vom großen Berathungsfeuer am Falle des Niagara, zu welchem er hinzuziehen die Absicht gehabt, als er mit den Ansiedlern bei der Felsenbrücke zusammentraf, zogen sich, da sie die Rüstung der Colonisten wahrnahmen, schnell zurück, und diese einige ihrer besten Schützen in einem Boote hinübersandten das andere Ufer, zu kundschaften, war keine Spur mehr von

ihnen sichtbar. Obwohl sie die Schlauheit ihrer Feinde kannten, so beruhigten sie sich doch, hoffend, daß Smith bald zurückkehren würde. Als aber auch der achte Tag hinabsank, ohne sie zu bringen, da beschien der Sonne scheidender Strahl nur muthlose Gesichter und trauernde Gruppen von Frauen und Kindern. Eine Centnerlast lag auf Thornton's, auf aller Greise Brust, denn mit der Blüthe der Colonie, mit dem wackeren Smith, war für die Colonie Alles verloren, und Jamestown, so frisch und jugendkräftig heraufblühend, war, nach ihrer Ueberzeugung, jetzt in kurzer Zeit, da sie den Andrang der wilden Stämme nicht mehr abzuhalten vermochten, eine Wildniß, wie sie es vor wenigen Monaten gewesen war.

Die Nacht kam; die Sterne, die Bilder der Hoffnung, tauchten in ihrem Strahlenglanz aus dem Meere des nächtlichen Himmels auf. Kein Schlaf kam erquickend auf die Augen der Geängsteten und Weinenden. — Da erklang fernher der erhebende Schall eines christlichen Lobgesangs über die Ebene. Die Wachen zeigten es frohlockend Thornton an. Alles gerieth in frohen Aufruhr. Bald loderten Freudenfeuer empor, zugleich bestimmt, Merkzeichen den Wanderern zu sein — und ehe eine Stunde verfloß, lagen die Todtgeglaubten an den freudig pochenden Herzen der Ihrigen. Thornton aber führte sie Alle zur großen Platane vor des Capitäns Hause und stimmte begeistert ein: „Herr Gott, Dich loben wir!" an. Andacht und Dank erfüllte und erhob die Herzen, und machte sie bereit, mit neuem Danke gegen den Schöpfer, die frohe Kunde des geschlossenen Friedensvertrags anzuhören.

Monate schwanden nun in nützlicher Thätigkeit den Ansiedlern dahin. Die erste reiche Ernte wurde eingethan, und immer heiterer wurde ihr Blick in die Zukunft, immer freudiger ihre Thätigkeit, immer fester ihr Vertrauen auf einen günstigen Erfolg ihres Unternehmens.

Smith's Pläne waren, allmälig während der winterlichen Jahreszeit, die Waldungen mehr zu lichten, die Gegend dadurch

gesunder zu machen, und das urbare Land zu vermehren, welches, wie es gewonnen war, sogleich durch das Loos zu gleichen Theilen an die Ansiedler vertheilt wurde. Oft machte er, von einigen Treuen begleitet, Ausflüge auf das rechte Ufer des Flusses, um sich von der Haltung des Vertrages durch die Wilden zu überzeugen; allein sie schienen ihn nicht erfüllen zu wollen.

Sommer und Herbst waren verstrichen, und noch hatten die Hütten der Wilden den Ort nicht eingenommen, den Powhattan als den Winteraufenthalt seines Stammes bezeichnet hatte. Wenn auch jetzt nach und nach gerechte Zweifel in seiner Seele aufstiegen, daß es den Wilden Ernst sei, jene Bedingung einzugehen, und überhaupt den Vertrag zu halten, so durfte er dies dennoch nicht verlautbaren, um nicht wieder der Muthlosigkeit der Ansiedler Thür und Thore zu öffnen, und nur Jack und Thornton waren die Vertrauten seiner Ansichten. Manchmal hoffte er noch, daß, wenn die Biberjagd vorüber wäre, die Wilden dennoch kommen würden, und dann stand die Gestalt Poccahontas freundlich lachend vor seiner Seele, und winkte bejahend der innigst genährten Hoffnung, und ihre Neigung zu ihm verhieß ihm Besseres, als die Ahnung ihm zuflüstern wollte.

Indessen verging der Winter langsam, und die Bäume trieben, und die Saat grünte auf's Neue, aber Powhattan war nicht gekommen — vielmehr deutete ein trauriges Ereigniß auf eine erneuerte feindselige Stimmung der wildumherschwärmenden Indianerstämme. Einer der Jäger der Colonie, ein junger, thatkräftiger Mann, kehrte eines Abends nicht von der Jagd heim.

Auf den ersten Augenblick machte man davon nicht viel Aufhebens, da dies wohl schon öfter geschehen war; indessen, als er am anderen Abend noch nicht kam, und Niemand in Jamestown ihn wollte gesehen haben, da sandte Sir Edward bewährte Männer in der Richtung aus, welche er angeblich sollte eingeschlagen haben. Man harrte mit Spannung ihrer Rückkehr.

Gegen Mittag des anderen Tages kamen sie heim mit dem

Leichname des Jägers, dessen Haupt, nach der Sitte der Wilden, skalpirt war. Man hatte den Leichnam an einen Baum angebunden gefunden, mit den unwiderleglichen Anzeichen vielfacher vorhergegangener, unmenschlicher Qualen.

Allgemein war das Entsetzen, welches diese That der Wilden in der Colonie hervorbrachte, allgemein der Durst nach Rache ob dieser That. Smith, der den Verlust des Mannes betrauerte, fand noch außerdem Ursache genug zur Betrübniß. Gerade diese That zeigte auf's deutlichste, von welcher Gesinnung die Stämme beseelt seien, zeigte auf's klarste, wie wankelmüthig dies Volk der Wälder — aber auch wie groß der Einfluß des wilden Jukka sei auf Powhattan, daß selbst Poccahontas Bemühen fruchtlos blieb, die gewiß zum Frieden gerathen hatte. Und so war es wirklich.

Seit dem Heimzuge der Ansiedler stritten Gutes und Böses um die Herrschaft in Powhattan's Gemüthe. Jukka besaß von Kindheit auf Powhattan's Liebe, denn er war in seiner Hütte aufgewachsen, hatte von ihm die Künste des Krieges gelernt, hatte an seiner Seite tapfer gestritten gegen die feindlichen Stämme am Missouri, und da Gelegenheit gehabt, dem alten Häuptlinge das Leben durch einen kühnen und sicheren Pfeilschuß zu retten; Jukka war aus keiner Schlacht heimgekehrt, ohne daß die Skalps mehrerer Feinde seinen Gürtel zierten. Durch seine Tapferkeit ehrten ihn die Greise wie die Jünglinge, und selbst am Berathungsfeuer, wo nur das Alter eine Stimme zu haben pflegt, durfte Jukka reden, und es ereignete sich nicht selten, daß die Weisheit seiner Rathschläge einstimmigen Beifall fand. Dadurch war er Powhattan's Liebling geworden, der nicht das bei den Wilden beneidenswerthe Glück hatte, seine barbarischen Tugenden, seine reichen Erfahrungen und sein weitumfassendes Ansehen auf einen Sohn vererben zu können. Mit dieser Liebe besaß zugleich und durch sie Jukka das Anrecht auf die Häuptlingschaft nach Powhattan's Tode. Es war des Alten wie Jukka's heißester Wunsch, daß Poccahontas seine Gattin werde. Hatte aber das Mädchen früher schon, verachtend

Jukka's Leidenschaftlichkeit, Falschheit und Hinterlist, seine Liebe mit Unwillen abgewiesen, so war jetzt, seit ein so reines, heiliges Gefühl für den schönen weißen Häuptling, wie die Wilden Smith nannten, ihr Herz einnahm, seit er so meineidig an Smith gehandelt, vollends Abscheu und Haß an die Stelle eines verwandtschaftlichen Wohlwollens getreten. Jukka war klug genug, bald die Quelle dieser für ihn hoffnungslosen Stimmung zu errathen. Schon am ersten Abend, da Smith im Lager der Wilden war, ahnete Jukka, was wirklich erfolgte, und glühend war darum sein Haß, unersättlich seine Rache gegen Smith und die Weißen überhaupt. So günstig auch Poccahontas ihren Vater für Smith gestimmt hatte, Jukka's glühender Haß theilte sich dennoch wieder unvermerkt Powhattan's Herzen mit, und flößte Mordlust in das Herz des Häuptlings, der von eigenem Hasse nicht ledig, nur zu leicht sich auf Jukka's Seite neigte. Wie bei Powhattan, so unterließ es Jukka auch nicht, bei den Aeltesten des Stammes feindselige Gesinnungen gegen die Weißen zu erregen. Zwar gelang es ihm nicht gerade, sie zum offenen Treubruche zu bewegen; allein die Saat war blutig, die er gestreut, und es bedurfte dann späterhin nur einer Veranlassung, um diese Saat aufgehen zu sehen, und die Rache ihre volle Garben binden lassen zu können.

Er wußte es endlich dahin zu bringen, daß Powhattan, in feindlicher Stimmung gegen Smith, nach dem Jamesfluß aufbrach. Schon mehrere Tage hielten sich die Wilden in der Entfernung mehrerer Stunden von der Colonie auf. Powhattan bewachte Poccahontas Schritte, und Jukka schlich um Jamestown her, durch irgend eine blutig-grausame That die Ansiedler zum Bruche des Vertrages zu reizen. Da fand er am Abend den Schützen. Listig, wie die Schlange, schlich er sich, unbemerkt von diesem, heran, und warf ihm rücklings eine Schlinge über, mit welcher er ihn auf's ᐧᐧnmenschlichste erdrosselte, und dann an ihm seine erfinderische ᐧᐧusamkeit ausübte, um den höchsten Unwillen der Ansiedler auf ᐧ Stamm zu laden, und dann den offenen Krieg zu beginnen.

Oft umschlich er das Gebiet der Ansiedler, lüstern nach Smith's Herzblut, der ihm die Liebe Poccahontas entrissen; allein umsonst war sein Bemühen. Ja, auch dieser grausame Mord trug, da Smith immer noch zum Frieden rieth, die Frucht nicht, die Jukka erwartete. Da ritzte er sich selbst blutig, und kam triumphirend in das Lager der Seinen, den Skalp des erlegten Feindes zeigend, indem er erzählte, wie ihn der Jäger, ohne seine eigene Schuld, feindlich angefallen. Er aber habe ihn in offenem Kampf erlegt, und diese That, dieser Treubruch fordere Rache an den Treulosen. Ein wildes Toben und Brüllen der leidenschaftlich erregten Indianer war die Antwort auf Jukka's Erzählung. Wild schwangen sie die Spieße und Pfeile, und stimmten den schauerlichen Kriegsgesang an.

Ein kalter Schauder durchrieselte Poccahontas Glieder, als dieser fürchterliche Ton, dessen Bedeutung sie nur zu bald errieth, an ihr Ohr schlug. Sie eilte hinaus und vernahm nun Jukka's erdichtete Geschichte, vernahm die entsetzlichen Racheschwüre; sah das wilde Durcheinanderlaufen und Sichwaffnen der Krieger, und eine namenlose Angst durchzitterte sie.

Sie ging in die Hütte zurück, ihre und Smith's Lage zu bedenken. Nach kurzer Ueberlegung rief sie aus: „Auch wenn der falsche Jukka es nicht erdichtet hat, so reizte er gewiß den Weißen, und der edle Häuptling, aus dessen Auge der Frieden spricht, weiß nichts davon. Es soll kein unschuldig Blut ungewarnt fließen!"

Mit diesen Worten erhob sie sich schnell, schlüpfte zur Hütte hinaus und verschwand bald in dem Dunkel des Waldes.

Die Nacht war über den Zurüstungen zum schnellen Angriff auf Jamestown hereingebrochen. Mitten im Lager der Wilden brannte das Berathungsfeuer, um welches die Alten saßen, die Weise und Zeit des Angriffes zu überlegen. Auf jenen wilden Tumult war jetzt eine Grabesstille gefolgt. Das gesammte Volk des Stammes umging im weiteren Kreis in ruhiger Stille das bedeutungsvolle Feuer, um welches die Alten kauerten. Auch sie

schwiegen, der Anrede des Häuptlings gewärtig. Endlich erhob sich Powhattan. In der Bildersprache der Indianer, die so ausdrucksvoll und bezeichnend ist, schilderte er zuerst Jukka's Verdienste, Ruhm und Tapferkeit mit verschwenderischer Redseligkeit, dann ging er auf die Weißen über, die ohne irgend ein Recht ihre Hütten in ihrer Jagdgerechtigkeit gebaut, und die Wälder niedergeschlagen, den Boden aufgewühlt hätten, daß er nie mehr Weide bringen könne für das flüchtige Thier des Waldes. Bei dieser Schilderung wurde mit jedem Worte der Ausdruck seines Gefühles wilder, grausamer; seine Stimme hob sich im Affect, und seine Beredtsamkeit erhielt eine wirklich erschütternde, hinreißende Gewalt. Jetzt sprach er mit tiefer Verachtung und innerem Grimme von dem Treubruch an Jukka. „Hat er nicht an meinem Herde gesessen, nicht mein Lager getheilt, nicht aus meinem Becher mit mir getrunken?" rief er aus mit wüthender Geberde — „und doch bricht er den heiligen Frieden! Tod dem Häuptling und dem Volke!"

„Tod dem Häuptling und dem Volke!" wiederholten in fürchterlichem Chore die Männer des Stammes. — Eine tiefe Stille trat wieder ein, als Powhattan sich niedersetzte. Jukka's Antlitz glänzte in wilder Freude. Er stand nahe am Feuer. Das Blut rann noch aus seinen leichten Wunden, und gab ihm ein entsetzliches Ansehen, und erhielt die Gluth des Hasses gegen die Weißen immer rege, indem das Volk ihn ganz sehen konnte.

Einer der Aeltesten stand jetzt auf, seine Ansicht über den Angriff auf die Niederlassung auszusprechen. Er wollte den kommenden Morgen abwarten, zumal da ihre Uebermacht die Weißen erdrücken müsse.

„Vergißt Du," rief, als er geendet, Jukka, „daß Donner und Blitz in ihren Händen ist? — daß sie am Tag auf uns schleudern werden, uns zu vernichten, was in der Nacht nicht zu befürchten ist. Mein Vorschlag ist, daß wir die Wälder anzünden, und so 'e Brut in ihrem Neste tödten, und so sie fliehen, sie nieder- gen."

„Der Krieger aus Virginiens Wäldern kämpft nicht wie ein Weib," rief jetzt der durch Jukka's Bemerkung gekränkte Alte; „er hat einen Arm, einen Tomahawk und seinen Muth, dem Feind in's Angesicht zu schauen! Gegen das Feuer sind auch die Söhne des Waldes ohnmächtig. Der Brand wird weithin den Himmel röthen, weithin die Flur verwüsten, weithin das Wild verscheuchen. — Jukka ist jung. Er ist tapfer — aber arm an Erfahrung. Er lasse das Alter erwägen, das kalt und ruhig prüft, und länger den Tomahawk geschwungen hat!"

Jukka erbleichte. Er biß sich in die Lippe und trat zurück.

Die Berathung ging nun wieder ihren ruhigen, sicheren Gang fort. Nach Verlauf einiger Stunden war man einig geworden, sogleich aufzubrechen, da der Mond in voller Pracht die Gegend hell erleuchtete, und sich am rechten Ufer des Flusses bis zur Morgendämmerung verborgen zu halten, dann durch den Fluß zu schwimmen, die Schiffe der Ansiedler anzustecken, und sie selbst in der Niederlassung zu vernichten. Dieser Plan fand allgemeinen Beifall, und ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, brach die Mannschaft des Stammes in aller Stille auf.

Poccahontas Schritte beflügelte die Liebe, die Angst um das theuere Leben des so heißgeliebten weißen Häuptlings. Wie ein flüchtiges Reh flog sie durch die Wälder dahin. Ihr leichter Fuß ließ keine Spur im schwellenden Moose zurück.

Als noch die Alten am Berathungsfeuer saßen, hatte schon Poccahontas die Stelle erreicht, wo am linken Ufer Jamestown jetzt in ahnungsloser Ruhe lag. Smith's Klugheit hatte das Ufer sowohl, als die Landseite der Niederlassung mit einem Kreise von Wachen umzogen, damit nicht ein plötzlicher Ueberfall die Colonie vernichte. Die meisten Vorräthe waren auf die in der Bucht ankernden Schiffe gebracht, wo im Nothfalle die letzte Zuflucht der Colonisten war. Thornton befehligte dort. Der wackere Alte ließ vor Einbruch der Nacht, auch ohne Smith's Befehl, die Kanonen

laden, und Alles auf die Möglichkeit eines Angriffes rüsten, den man früher oder später erwartete.

Schon versilberte der Mond die kräuselnden Wellen des Jamesflusses, als Smith von der Besichtigung der Wacheposten ruhig in sein Blockhaus hereintrat, und Jack die Thüre schloß.

Um dieselbe Zeit stand auf einem weit über den Fluß sich hinausstreckenden Felsen die Wache, und pfiff ein munteres Lied, indem sie das Auge nach dem jenseitigen Ufer warf, wo Alles in der tiefsten Ruhe war. Doch schien es plötzlich dem Ansiedler, als bewege sich dort eine dunkele Gestalt. Bald darauf vernahm er eine Bewegung im Wasser, als schwimme etwas heran — auch dauerte es nicht lange, so sah er etwas in gerader Richtung gegen das Ufer heranschwimmen. Er nahm sein Gewehr und spannte es ruhig, meinend, daß vielleicht eine Unze lüstern sei nach den Heerden, und von Hunger getrieben, diese heimsuchen wolle. Vielleicht, dachte er, ist es auch ein Reh, das hier wechselt. Er strengte seine Augen scharf an, genauer zu sehen, doch trat jetzt der Mond hinter eine Wolke, und der Gegenstand verschwand in der Dunkelheit, und nur der Ton des regelmäßigen Schlags in die Wellen traf sein Ohr. Und gerade dies machte ihn stutzig. Er nahm das Gewehr in den Arm und schlich um den Felsen herum an's Ufer, wo er vermuthen konnte, daß es landen würde. Vorsichtig bog er hier das Gesträuch auseinander, und — im Glanze des Mondes, der eben hinter der eilenden Wolke hervortrat — stand vor den erstaunten und ängstlichen Blicken des Ansiedlers, der etwas der Art gar nicht erwartet hatte, ein triefendes indianisches Mädchen, das einen Friedenszweig in der Hand hielt, und in welchem er alsbald die liebliche Poccahontas erkannte.

„S'st!" sagte sie, indem sie, den Finger auf den Mund legend, nach dem jenseitigen Ufer wies, „wo ist der Häuptling? — Poccahontas bringt ihm schlimme Botschaft."

Der Ansiedler führte sie zu Smith's Wohnung.

Schon seit dem Morde des Jägers pflegte Smith sich des Nachts nicht mehr zu entkleiden, auf daß er, wenn die Gefahr nahete, sogleich und ungehindert seine Pflichten erfüllen könne. Auch jetzt lag er in den Armen eines tiefen, sanften Schlafs, angekleidet auf dem einfachen, harten Lager. Es war ein seltsames Spiel der Phantasie, daß gerade jetzt das liebliche Bild der Poccahontas vor seiner Seele stand, wie sie sich so liebevoll an ihn geschmiegt hatte beim Scheiden an der Felsenbrücke; er legte, von einem wohlwollenden Zuge seines Herzens getrieben, den Arm um das liebliche Wesen.

Da pochte es an der Thür einigemale mit Hast. Smith fuhr aus dem Traum auf, und eilte zu öffnen — und vor dem überraschten Manne stand verschämt das vor Frost zitternde Mädchen, und lächelte ihn an. So überrascht auch Sir Edward war, so sah er doch sogleich, daß Poccahontas von Nässe triefe. Er zog sie in das Gemach und hüllte die zitternde in einen seiner Röcke, wo sie denn bald wieder erwärmte und der Sprache mächtig wurde.

Sie erzählte jetzt dem Capitän Jukka's That, die Berathung des Stammes und seinen Heranzug zum mörderischen Ueberfall. Angst und Freude hob ihre Brust in stürmischer Bewegung, daß sie kaum reden konnte. Sie sagte ihm, daß sie habe Alles wagen müssen, um ihn vor der Gefahr zu warnen.

„Und was wird aus Dir werden, wenn Powhattan Deine That erfährt?“ fragte, bebend für das hochherzige Wesen, Smith.

„Er wird es nicht erfahren,“ erwiederte sie, „denn Poccahontas eilt sogleich auf dem linken Ufer hinauf, ihrer Hütte zu. Und sollte er es ja erfahren, so stirbt Poccahontas gern für Dich!“

In diesen Worten sprach sich die Liebe so rein, so innig aus, daß Smith, tief ergriffen, das Mädchen an seine Brust zog und den Kuß der Dankbarkeit auf die weiche, schwellende Lippe des schönen Mädchens drückte. Sie ruhte selig an seiner Brust einige Augenblicke, dann schlang sie im überwallenden Gefühle die runden

Arme um Smith's Nacken, preßte ihre Lippen auf die seinigen, riß sich dann rasch los und verschwand mit Blitzesschnelle.

Smith eilte ihr nach — aber er sah nur noch die flüchtige Gestalt zwischen der Häuserreihe verschwinden.

Von seltsamen Gefühlen bewegt, trat er in sein Haus zurück. „Welche Liebe, welches Herz!" rief er aus. „O, vergib mir, theueres Weib jenseit des Oceans, wenn ich dieses Herz bewundere, verehre. Nur das Deine ist ihm gleich — kein drittes schlägt so auf Erden!"

Es währte einige Zeit, bis er sich gehörig gesammelt hatte — dann aber eilte er hinaus und ließ Jamestowns Bevölkerung aus den Fesseln des Schlafes rütteln. Schnell waren alle unter der großen Platane versammelt. Smith unterrichtete sie von der nahenden Gefahr. Weiber und Kinder wurden schnell auf die Schiffe gebracht, und Alles in Vertheidigungsstand gesetzt. Hinter dem Gebüsche des Ufers verbargen sich die Colonisten, und nach Verlauf einer Stunde war wieder Alles in Jamestown so stille, als lägen seine Einwohner in tiefem Schlaf.

In gespannter Erwartung harreten die Ansiedler des Angriffs. Ihre Augen schweiften immer am jenseitigen Ufer hin und her; aber keine Bewegung, kein Laut verrieth die Nähe der Wilden. Schon erblichen der Sterne Lichter am Morgenhimmel, schon sank der Mond in die Wellen des Meeres — da plötzlich begann das jenseitige Ufer zu leben. Dunkele Gestalten drängten sich an dunkele Gestalten. Es schien als hielten sie noch einen Rath, dann stürzten sie mit dem gräßlichsten Kriegsgeschrei in die Wellen und schwammen mit Blitzesschnelle heran. Kaum näherten sie sich dem Ufer — da donnerten von den Schiffen her die Feldschlangen, und spieen Tod und Verderben auf die nackten Kinder der Wildniß. Augenblicklich entstand eine wilde Unordnung unter ihnen. Sie tauchten gleich Ottern unter das Wasser, und kamen an anderen Stellen hohnlachend und noch wüthender wieder an die Oberfläche. Jetzt ist begrüßte sie das Gewehrfeuer der Ansiedler. Wie Schneeflocken

fielen die Wilden unter dem mörderischen Kugelregen. Ihre Zahl war schon merklich geschwunden, aber ihr Muth nicht. Immer rasender stürzten sie heran, und bald begann der mörderischste Kampf, Mann gegen Mann; aber bald neigte sich auch der Sieg entschieden auf die Seite der Ansiedler, da die Mannschaft von den Schiffen den Wilden in die Flanke und in den Rücken kam und wie Würgengel mähete. Plötzlich aber stieg die rothe Flamme über die Schindeldächer von Jamestown mit prasselnder Gewalt empor, und züngelte in die Lüfte. Zu gleicher Zeit ertönte das markdurchdringende Kriegsgeschrei der Indianer auch im Rücken der Ansiedler. Jetzt kämpfte in ihnen die wildeste Verzweiflung.

„Lasset die Hütten brennen!“ rief Smith. „Kämpfet nur tapfer!“

Es bedurfte dieses Zurufes nicht, denn sie stritten um den eigenen Herd, und für ihn und für ihre Existenz. Die Erbitterung war beispiellos auf beiden Seiten. Mitten im Kampfe trafen Smith und Powhattan auf einander.

Brüllend schwang der Häuptling die bluttriefende Keule gegen den Capitän. Durch eine geschickte Wendung entging er dem zertrümmernden Schlag, und die gewaltige Wucht, die der Häuptling gewonnen, ließ ihn das Gleichgewicht verlieren. Smith benutzte den Augenblick und stürzte ihn nieder. Jack, welcher treu an seines Herrn Seite gefochten, ersah kaum den Fall des Häuptlings, als er ein durchdringendes Jubelgeschrei erhob. Die Wilden stutzten. Ihre Blicke suchten den Häuptling, und als sie ihn nicht sahen und die Ansiedler mit neuer Kraft eindrangen, flohen sie in wilder Unordnung gegen das Ufer und stürzten sich heulend in den Strom. Noch Mancher färbte den Strom mit seinem Blut und schwamm entseelt dem Meere zu. Bald waren die sengenden und raubenden Wilden in Jamestown theils gefangen, theils in wilde Flucht getrieben, und siegend standen die Ansiedler auf dem mit ihrem und der Wilden Blute bedeckten und von Leichnamen der Wilden besäeten Boden ihrer neuen Heimath; allein auch von den An-

siedlern lagen viele entseelt unter den Leichnamen der Indianer, und lautes Wehklagen der Wittwen und Waisen erfüllte die Luft.

Die Gefangenen wurden nun gefesselt, die Leichname der Indianer in den reißenden Strom geworfen und unter Trauer und Thränen die gefallenen Ansiedler beerdigt.

Smith war mild gegen Powhattan, wie er auch den Seinen die größte Sanftmuth und Milde gegen die gefangenen Indianer gebot. Powhattan, wie diese, erwarteten nichts Geringeres, als einen grausamen Tod von der Sieger Hand, wie es die Sitte ihres Volkes war. Powhattan bewies jene kalte Resignation, welche standhaft auch die Qualen der erfinderischsten Grausamkeit erduldet, in welcher sich so oft die feindlichen Stämme der Indianer zu überbieten strebten, ohne einen Laut des Schmerzes, der als Feigheit würde gegolten haben, vernehmen zu lassen. Er war stumm und ruhig, und wenn ja eine Gemüthsregung sich aussprach in seinen scharfen Zügen, so war es der Grimm über die Schmach und das Unglück seiner Gefangenschaft.

Das Feuer hatte in Jamestown doch die Verheerung noch nicht angerichtet, welche die Kämpfenden befürchtet hatten. Es war bald gelöscht. Ihr Magazin stand noch. Brüderlich nahmen die, deren Hütten noch standen, die Uebrigen auf.

Dem Fleiße der Ansiedler gelang es in kürzester Frist wieder, bei dem Holzreichthume der Colonie, die niedergebrannten Wohnungen aufzubauen, und es währte nicht lange, so war die Spur jenes Unglückes gänzlich getilgt.

Oft war Smith bei Powhattan und hatte sich bestrebt, ihm Rede abzugewinnen, aber alle Mühe war umsonst; hartnäckig schwieg er, und selbst das Anerbieten seiner Freiheit wies er mit verächtlicher Miene zurück. Smith staunte ob der Charakterstärke dieses Wilden. Er würde ihm gleich am anderen Tage schon seine Freiheit wiedergegeben haben, hätte hier nicht die Politik seinem Herzen Fesseln angelegt. Er beabsichtigte, durch freundliche und wohlwollende Behandlung den mächtigen Häuptling sich erst zum

Freunde zu machen, und dann ein dauerndes Bündniß mit ihm zu schließen, das auf der Grundlage der Achtung und des Wohlwollens beruhe. Täuschte ihn nun auch gleich das äußere Benehmen des Häuptlings sehr, so war doch Powhattan wirklich überrascht von der Behandlung, die er erfuhr. Er erwartete grausamen Tod — und fand Milde und Freundlichkeit — ja das Anerbieten seiner Freiheit. Er begann in der Stille dieses Benehmen der Ansiedler mit dem zu vergleichen, wessen Jukka sie beschuldigt und — hegte allmälig leise, dann stärkere Zweifel an Jukka's Wahrheitsliebe. Indessen war die Gewohnheit zu mächtig und er suchte dann an anderen Augenblicken nur List in diesem Benehmen Smith's und erwartete dennoch seinen Tod mit Gewißheit.

Bereits acht Tage waren seit dem mörderischen Ueberfalle der Wilden vergangen. In der Colonie hatte Alles wieder das Geleise des gewöhnlichen Lebens gefunden, mit der einzigen Ausnahme, daß Smith rüstig an der Befestigung Jamestowns durch einen mächtigen Erdwall und Graben arbeiten ließ.

Müde von des Tages Last saß er eines Abends unter der großen Platane vor seiner Wohnung. Die Begebenheiten der letzten acht Tage gingen in dem bunten Gemische von wilden und rührenden Momenten, welches sie charakteristisch von den früher in der Colonie so eintönig verlebten, schied, vor seinem inneren Auge vorüber. In Jamestown war es schon still geworden. Man vernahm nur in der Ferne den einförmigen Tritt und von Zeit zu Zeit den Ruf der Wachen. Ein dickes Gewölke hüllte den Horizont ein und wehrte dem Lichte des abnehmenden Mondes auf die Erde klar herabzufallen. Eine jener Dämmerungen, die so ganz geeignet sind, ernst und trübe das Gemüth zu stimmen, lag über der nächtlich stillen Erde und allmälig versank Smith's Gemüth in eine wehmüthige Stimmung und das Gefühl des Gänzlichallein-seins in diesem fernen Welttheile, was schon oft drückend auf seinem Herzen gelegen, ergriff ihn wieder und die Seele flog auf den Fittigen der Sehnsucht hin über das unermeßliche Weltmeer nach

Albions Küste, wo gewiß, das fühlte er in leisen Ahnungen, ein so naheverwandtes Herz seiner liebevoll gedachte und in gleicher Sehnsucht nach ihm schlug. Das ahnete aber Smith nicht, daß ein ihn so innig liebendes Herz ihm jetzt so nahe war.

An dem Stamme der Platane lehnte schon längere Zeit in tiefem kindlichem Schmerze die edle Poccahontas. Sie war gekommen, den Grabeshügel ihres Vaters zu suchen, um ihm die Todtenklage zu singen und das Opfer kindlicher Liebe auf diese Weise darzubringen. So sehr sie ihr Herz hinzog, so widerstrebte doch auch wieder ein anderes Gefühl. Smith hatte ja ihren Vater hinterlistig und feige in der Schlacht gemordet, so erzählte ihr Jukka. Durfte sie ihn noch achten, noch lieben, nachdem er also sich selbst die größte Schmach aufgeladen? — Lange stand sie schon hinter ihm, mit sich selbst und den widerstrebenden Gefühlen ihres Herzens kämpfend. Sie wollte ihn fragen, wo ihres Vaters Grab sei, und vermochte es doch nicht. Tiefe Seufzer hoben ihre Brust. — Smith erwachte dadurch aus seinen Träumereien. Er fuhr auf, als er die dunkele Gestalt einer Wilden sich so nahe erblickte, meinend, es gelte einen meuchlerischen Angriff auf sein Leben. Bald aber erkannte er seine und seiner Ansiedler edle Retterin, und er trat ihr näher, ergriff ihre Hand und zog die leise Widerstrebende an sein dankbares Herz; doch Poccahontas entwand sich seinen Armen.

„Wo ist meines Vaters Grab," fragte sie, „den Du erschlugst?"

Smith erklärte sich sogleich ihre Stimmung, ihr Benehmen.

„Komm mit mir," sprach er, „daß ich es Dir zeige."

Weinend folgte das Mädchen dem Führer.

Sie gingen durch die Straßen von Jamestown und kamen endlich an ein Blockhaus, vor dem eine Wache stand.

Die Thüre wurde sogleich geöffnet. Vor dem Feuer des Kamins saß, in der eigenthümlichen Weise der Indianer, der 'te Häuptling. Er sah nicht einmal um, wer sich ihm nahe,

aber als Poccahontas mit dem Ausrufe der höchsten Freude ihm entgegen flog, da fuhr er auf, da spiegelte sich zum ersten Male wieder die Freude in seinen Zügen.

Er drückte seine Tochter an sein Herz. Bald aber kehrte der alte Schmerz zurück, da er glaubte, auch Poccahontas sei eine Gefangene, und gleiches Loos erwarte sie wie ihn. — Er äußerte das mit wildem Zorne gegen Smith.

Da ergriff mit aller Wärme des Gefühles Poccahontas Powhattan's Hand. Wie ein sanfter Strom floß die Rede über ihre Lippen. Sie enthüllte Jukka's Lügengespinnste. Sie versprach ihm Freiheit. „Nicht wahr," fragte sie Smith, „Du willst mir den Vater nicht morden?"

Smith ergriff Powhattan's Hand. „Ich will Dir Freiheit geben," sagte er, „nur laß Friede sein zwischen mir und Dir, Deinem Stamm und dem meinen! Wir wollen als Freunde neben einander leben! Nie wollen wir Eure Ruhe stören, gefährdet nur die unsere nicht! Du bist frei, Powhattan, wenn Du diese Bedingungen erfüllen willst!"

Der wilde Häuptling war von dem Edelmuthe Smith's gerührt. Er faßte seine Hand und schlang den linken Arm um seinen Nacken, indem er seine Nase gegen Smith's Nase drückte, das Zeichen der höchsten Freundschaft bei den Wilden.

Sie verließen nun das Haus. Auf Smith's Befehl wurden die gefangenen Wilden befreit. Selige Freude stand in Poccahontas Zügen geschrieben. Sie warf sich vor Smith nieder und umfaßte seine Kniee. Dankbare Thränen benetzten ihre Wangen. Smith hob sie auf und drückte ihre Hand mit Innigkeit, indem er sagte: „Es ist nur eine kleine Gabe für das, was ich Deiner Liebe danke, wenn ich Deinen Vater befreie!" Poccahontas überwallendes Gefühl warf sie an des geliebten Mannes schlagende Brust. „Ich bin Dein," sagte sie, „gebiete über mein Leben! Poccahontas will in Deiner Hütte bleiben und Dir dienen!"

Powhattan's Stirne runzelte sich bei diesen Worten.

„Nein,“ sagte Smith sanft, „Du mußt den alten Vater pflegen, der Deiner bedarf.“

Nur mit widerstrebendem Gefühle folgte das liebende Mädchen dem Vater in's Lager jenseit des Flusses. Ihr Herz blieb ja in Jamestown, das mit all' der Stärke jugendlicher Gluth, mit all' der Kraft unverdorbener, kindlicher Natur an dem Mann ihrer Wahl hing.

Allgemeiner Jubel erfüllte das Lager der Wilden, wie tiefes Staunen.

Unbegreiflich blieb ihnen die Handlungsweise des weißen Häuptlings, der den Feind, an dem er Rache üben konnte, freiwillig los ließ; aber das Edle dieser Handlung faßten sie dennoch, und das Freundschaftsband mit den Ansiedlern wurde bei dem Feuer der Oneida-Stämme bekräftigt.

Jukka's Grimm war verzehrend. Alle seine Pläne sah er scheitern, und so groß auch die Achtung gewesen war, die er sich erworben hatte — er sah sie vernichtet, das Brandmal der Lüge konnte er nicht von sich entfernen. Rachebrütend verließ er das Lager des Stammes und zog hinauf zu den Quellen der Flüsse — in die dunkelen Wälder der Gebirge.

Poccahontas Herz schlug leichter, als sie es erfuhr, denn sie zagte für Smith's Leben, wenn der wilde Jukka blieb.

Der Oelbaum des Friedens aber grünte frisch und fröhlich. Der Wohlstand der Colonie wuchs. Die Biberjagd mehrte ihre Reichthümer. Ihre Magazine waren voll herrlicher Erzeugnisse Amerika's. Der Tauschhandel mit den Oneida-Indianern führte sie bis zu den Fällen des Niagara. Und reich an Gewinn kehrten sie jedesmal heim. Smith fühlte sich glücklich. Eines seiner Schiffe kehrte nach England zurück, ihre Handelsartikel umzusetzen, und die frohe Hoffnung, durch Jack, der die Reise mitmachte, Nachrichten von Gattin und Kind zu erhalten, hob fröhlicher und freier seine Brust. Seit der Friede zwischen dem Indianerstamm und den Colonisten herrschte, wohnte dieser in der Nähe der Colonie, friedlichen

Verkehr unterhaltend. Selten verging ein Tag, daß nicht Poccahontas in Jamestown bei Sir Edward war. Das liebende Mädchen folgte so ganz dem süßen Trieb ihres Herzens, daß sie durch nichts sich halten ließ, um ihn zu sehen. Im glänzendsten Lichte zeigte sich ihre reine Neigung, als Smith von einer gefährlichen Krankheit auf's Siechbett gefesselt wurde. Da saß das Mädchen Tag und Nacht an seinem Lager und pflegte ihn mit sorglicher Treue; da lauschte sie liebevoll jedem Athemzuge; da kam kein Schlummer in ihr Auge. — Alles, was die rohe indianische Heilkunst in ihrem Schatze besaß, wurde von ihr erschöpft, das geliebte Leben zu retten.

Es gelang. Die Natur siegte ohne die Unterstützung der Kunst, und Smith genas. In seinem Herzen aber wohnte eine innige Dankbarkeit gegen die aufopfernde Liebe eines Wesens — das er nicht lieben durfte und — doch lieben mußte, welches mit dem ganzen Zauber jugendlicher Liebe seine Fesseln um ihn legte, und, er gestand es sich öfter als je, sein ganzes Wesen beherrschte. Solche Liebe, wie sie Poccahontas empfand und bewies, mußte selbst das unempfänglichste Herz rühren, und wenn auch nicht die Flammenliebe der Leidenschaft für sie wecken, doch jenes süße, innige Wohlwollen, das eher des schönen Namens würdig ist, als jene sich schnell selbst verzehrende Gluth. Smith, dessen Herz an einer theueren Gattin hing, der zu edel dachte, als daß er das schuldlose Kind der Natur, das sich ihm so arglos hingab, betrügen sollte, fühlte auf eine quälende Weise jetzt den Kampf zwischen Pflicht und einer gegen seinen Willen sich seines Herzens bemeisternden Neigung. Er kämpfte ihn mit aller der Willenskraft, die dem Mann eigen ist, der wahrhaft im vollen, schönen Sinne Mann ist, die aber dennoch so oft an dem Gefühle zu scheitern pflegt — gegen dessen Allmacht auch die Stimme der gediegensten Grundsätze bisweilen nur ein verhallender Laut ist. — Poccahontas Bild verdrängte er wohl oft eine Zeitlang aus seinem Herzen, indem er jene der Gattin und Kinder, die er so innig liebte, lebendig

hervorrief; — aber wenn sie immer wieder kam, und sich an ihn schmiegte, und sich das reiche Gefühl ihres Herzens in der poetischen Bildersprache der Wilden ergoß, wenn sie ihm sagte, daß sie nur in dem Gedanken an ihn lebe, daß er sie begleite auf jedem Schritt ihres Lebens, daß der Verlust seiner Liebe sie tödten würde, daß es kein höheres Glück für sie gebe, als um ihn zu sein, ihm zu dienen, seinen Kummer und seine Freude zu theilen; wenn sie endlich die Falten seiner Stirne sah, das Trübe seines Auges, die unruhvolle beklommene Stimmung — eine Folge seiner Kämpfe, die sie nicht ahnen konnte, und dann mit der tiefsten Theilnahme ihn fragte, was ihn quäle, und ihn so rührend bat, heiter zu sein — oder verzweiflungsvoll an seiner Liebe zweifelte und einen Schmerz fühlte, der rührender nie ein Herz bewegt — o, dann übermannte ihn sein Gefühl, dann zog er das reine, herrliche Geschöpf an seine Brust und drückte den Kuß der Liebe auf die schwellende Lippe der blühenden Jungfrau — und flehte, dennoch bereuend, im heißen Gebet um Kraft zu siegen, um Vergebung ob des Frevels.

Smith's Leben war nicht mehr glücklich, seit diese Neigung in ihm erwacht, und so riesenkräftig erwacht war. Der innere Zwiespalt verzehrte die Freuden, die das Bewußtsein der Erfüllung seiner Berufspflichten, des blühenden Wohlstandes der Colonie, der wachsenden Liebe seiner Untergebenen ihm gewährte. — Oft verwünschte er die Stunden, wo er eingewilligt, Albion zu verlassen, und das abenteuerliche Unternehmen zu leiten. Er wünschte sich zurück in den Kreis seiner Lieben, zurück an das Herz seiner Gattin und seiner Kinder. Aber der Beruf fesselte ihn an Jamestown. Hatte er es auch gewollt, er konnte es nicht, durfte es nicht. Fester Entschluß indessen war es doch bei ihm geworden, wenn vor Eintritt des Winters wieder ein Schiff nach Plymouth segle, um seine Zurückberufung einzukommen.

Jukka, der lange Zeit vom Stamm entfernt, und von seinen Leidenschaften weit umhergetrieben worden war, konnte, von

Ehrgeiz, Haß und Liebe gequält, die Ferne nicht mehr tragen. Wie der Habicht erst in weiten, dann in immer näheren Kreisen um seine Beute schwebt, bis er sie endlich mit der grimmigen Klaue packt, so Jukka um Jamestowns Fluren. Alle List, die ihm zu Gebote stand, und all' seinen natürlichen Scharfsinn bot er auf, Mittel des Verderbens für die Colonie, für den gehaßten Smith zu erdenken. Wohl lauerte er ihm auf, wie die Hyäne, lüstern nach seinem Herzblute, mit unermüdlicher Geduld, und dennoch wollte es ihm nicht gelingen, den Pfeil ihm in's Herz zu jagen. Jukka's Rache alterte nicht: sie kannte keine Vergangenheit, sie war ewig jung und frisch.

Auf die Jagden des Herbstes baute er seine kühnste Hoffnung. Der Herbst kam endlich. Die Ansiedler strebten, des Winters Vorräthe zu häufen, und jagten häufig das Wild. Oft begegneten sie dabei den Indianern, die indessen nie ihnen etwas in den Weg legten.

Einst nahm auch Smith seine Büchse, um dem gefolterten Herzen Ruhe zu verschaffen, und begleitet von einigen der besten Schützen, in die Wälder zu ziehen. Es war ein besonders glücklicher Tag, und freudig daher jedes Gemüth. Schon war die reiche Beute gesammelt, als noch ein herrliches Reh den Jägern begegnete. Rasch ging es an die Verfolgung, und eben, als sie an einer dichten Stelle des Waldes vorübereilten, schwirrte ein Pfeil hervor und verwundete Smith in der Seite, ohne daß es gerade gefährlich gewesen wäre. Er wankte indessen doch, von Schmerz getroffen, in des alten Thornton's Arme. Kaum sahen die Jäger die Wunde ihres Oberhaupts und die ihn anwandelnde Ohnmacht, die durch den häufigen Blutverlust bewirkt wurde, als sie gleich grimmigen Tigern nach allen Seiten in das Dickicht stürzten, den Urheber des Frevels zu finden, aber umsonst schien ihr Suchen zu sein — denn nirgends war eine menschliche Gestalt zu erblicken. Nach langem, vergeblichem Suchen kehrten sie zu dem verwundeten Hauptmanne zurück und sprachen ihre Verwunderung aus, daß auch keine Spur zu entdecken sei.

„O, ihr Thoren!“ rief Thornton, „kennt Ihr denn die indianische List noch nicht? — Dorther kam der Peil! dort liegt, ich wette Alles, der Hund verborgen, der diesen hinterlistigen Schuß that!“

Alle stürzten nun dahin, wohin der Alte deutete, und nach wenigen Augenblicken ertönte das „Goddam!“ aus zehn Kehlen.

„Sie haben ihn!“ sagte Thornton zu Smith.

Doch jetzt erscholl ein „Hussah!“ nach dem anderen, und wildes Getümmel im Dickicht.

„Goddam!“ rief Thornton, „die Schurken haben ihn entspringen lassen!“

Jetzt fielen mehrere Schüsse schnell nacheinander, und ein wilder Jubel begleitete den letzten Knall.

„Er liegt,“ sagte Thornton darauf ruhig. „Er hat seinen Lohn.“

Nicht lange währte es, so brachten die Jäger den Wilden. Es war Jukka, dem eine Kugel das schwarze Herz durchbohrt hatte.

„Hängt ihn am nächsten Baum auf!“ rief ihnen Thornton zu, „auf daß die Geier sein Aas verzehren!“

Es geschah also, und als die gräßliche Execution vollbracht war, brachte man Smith nach Hause, wo er schnell wieder von der Wunde genas, für welche Poccahontas den erquickendsten und heilendsten Balsam bereitete.

So froh sie auch war, daß der Geliebte genas, so schien doch ein bitteres Weh an ihrem Herzen zu nagen, denn sie war still, und oft rieselte eine Thräne über ihre Wange. Smith sah es. Er lockte ihr das quälende Geheimniß heraus. Unter rinnenden Thränen erzählte sie ihm, wie der an Jukka verübte Mord die Stämme empört, wie offener Krieg gegen die Colonie dem heimlich längst genährten Hasse nun den Ausbruch gestatte. „Sie habe,“ sagte sie, „lange in ihres Vaters Brust die Flamme gedämpft, aber es sei, fürchte sie, länger nicht möglich; darum möge er sich schützen, so gut er könne. Genauere Kunde werde sie gewiß noch ihm bringen.“

Darauf verließ sie Smith — aber er ließ dennoch Alles in Vertheidigungsstand setzen.

Wohl hatte Powhattan den Empfang bei dem ersten Ueberfalle der Weißen und ihre Aufmerksamkeit einer heimlichen Mittheilung seiner Tochter zugeschrieben, obwohl er keine sichere Gründe für seine Vermuthung hatte. Darum verfuhr er jetzt klüger, heimlicher, und Poccahontas ahnete nicht, wie nahe der Sturm sei, der über den Geliebten hereinbrechen sollte.

Alles war in der Stille vorbereitet, und erst kurze Zeit vor dem Ausrücken der Wilden wurde ihr ihre Absicht kund. Jetzt hielt sie keine Macht, keine Gewalt der Erde. Wie der Vogel in den Lüften, eilte sie mit fliegender Hast durch die Wälder, zertheilte kräftigen Armes die Wellen, und brachte Smith die Schreckenskunde, daß mehrere Oneida-Stämme im feindlichen Bund anrückten, ihn zu verderben. Der Capitän fand noch Zeit genug, die nothwendigsten Maßregeln zu ergreifen. Wieder brachte man Weiber und Kinder in Eile auf die Schiffe. Smith beschwor Poccahontas, auch dort ihre Zuflucht zu suchen; allein umsonst waren seine Bitten; sie verließ ihn nicht. Sie wollte sein Loos theilen. Der Speer, den sie aus des Vaters Hütte mitgebracht, war ihre Waffe. Alle Ueberredungskunst des Capitäns, alle liebevollen Schmeicheleien, die er anwendete, vermochten nicht, den Entschluß des Mädchens wankend zu machen. Smith's Kundschafter berichteten bald den Anmarsch der Wilden. Smith ließ hinlängliche Vertheidigung in dem befestigten Jamestown und rückte den Wilden entgegen. An seiner Seite die edle Poccahontas.

In der Ebene jenseit Jamestown entwickelte sich der wilde Kampf. War auch der große Vorzug der Waffen und der kriegerischen Haltung und Stellung auf Seiten der Ansiedler: so kam den Wilden die Uebermacht, die furchtlose Todesverachtung, die grenzenlose Wuth zu Statten, mit welcher sie andrangen, mit welcher sie kämpften, und die geringe Zahl der Ansiedler, die in Tapferkeit wetteiferten, fast über den Haufen warfen. Wie Felsen

im Wogendrange standen die Ansiedler. Ihre Feuergewehre lichteten schrecklich die Reihen der Wilden, aber ihrem stürmischen Andrange konnten sie unmöglich lange widerstehen. Darum beschloß Smith, sich hinter den Wall von Jamestown zurückzuziehen, wo er Verstärkung und Schutz fand.

Eben im Begriffe, diesen Plan auszuführen, wurde er durch einen Pfeilschuß verwundet, und stürzte neben Poccahontas nieder. Die Ansiedler geriethen dadurch in Schrecken und Unordnung. Fürchterlicher erschallte das Kriegsgeschrei der Wilden, heftiger drangen sie an. Die Ansiedler wichen — ihr Weichen wurde Flucht. Viele der Ihren blieben unter dem Tomahawk der Wilden, und nur mit genauer Noth erreichten sie Jamestown. Hier erst sahen sie, daß Smith fehle. Da erwachte mit dem Gefühle der Dankbarkeit ihr Muth wieder. Unterstützt von ihren Brüdern, die Jamestown vertheidigen sollten, stürzten sie aus den Verschanzungen hinaus, den Mann zu retten, dem sie so Vieles dankten. Im Siegerjubel dachten die Wilden im Geringsten nicht an diese muthige Rückkehr nach schimpflicher Flucht, daher bemächtigte sich ihrer ein wilder Schrecken, als sie die Wüthenden andringen sahen, und der Kugelregen auf's Neue in verstärkter Gewalt sie niederstreckte. Das Kampfgeschrei der Ansiedler kam fast dem der Wilden gleich. Diese hielten ihre Anzahl für verdoppelt und flohen. Nun aber mähete der Ansiedler Schwert in den Reihen der Fliehenden, und sie stürzten, wie von der Sense Wucht die Grashalme.

Weit bis über die Berge verfolgten sie die Wilden. Viele Gefangene führten sie siegreich beim sinkenden Abend heim — aber Smith fehlte. Keine Spur von ihm war zu entdecken, und eine allgemeine Trauer bemächtigte sich ihrer. Thornton ruhte nun nicht. Als der Tag noch schlummerte, rückte er mit der ganzen Mannschaft aus, die Wilden zu verfolgen und Smith vom grausamen Tode zu retten. Es gelang ihnen, in bedeutender Entfernung das Lager der Wilden zu treffen. Noch einmal entspann sich ein wilder, blutiger Kampf, der mit der Flucht der Wilden endete, hinter denen ihre

Hütten in Flammen aufgingen; — aber Smith war verschwunden, und trostlos kehrten die Ansiedler nach Jamestown zurück, nachdem sie unermüdet Tag und Nacht ihn gesucht. Auch bei den Wilden war er nicht als Gefangener, das sagten die aus, welche in die Hände der ergrimmten Ansiedler gefallen waren.

* * *

Fernhin in nördlicher Richtung hallte an dem Morgen nach der ersten Schlacht und Niederlage der Ansiedler der wilde Kampf der verfolgenden Weißen. Dunkel stieg der Dampf des brennenden Indianerdorfes in die Tageshelle, als Poccahontas aus einem Schlupfwinkel heraustrat, der sonsthin dem Auge des Spähers verborgen bleiben mußte, da eine Menge dichtverschlungener Pflanzen den Eingang in die kleine Höhle verbarg. Es lag diese Zuflucht der Verfolgten weit jenseit der Berge, welche die Ebene von Jamestown umgaben, da wo zu dichteren Massen sich die Felsen thürmen.

Bis hierher hatte das liebende Mädchen den Geliebten, keine Erschöpfung, keine Ermattung fühlend, getragen und war, begünstigt von dem buschreichen Orte, wo Smith gefallen war — so glücklich gewesen, ihn, ohne beobachtet zu werden, zu retten. Selig in diesem Gefühle, beflügelte sie ihre Schritte bis zu diesem Orte, dessen Bekanntschaft sie dem Zufall in früherer Zeit verdankte. Erst hier aber empfand sie die gänzliche Erschöpfung ihrer Kräfte, und sank ohnmächtig auf den leblosen Leichnam des Geliebten. — Noch immer war Smith bewußtlos, als Poccahontas erwachte. Kaum ihrer Kräfte wieder etwas Meister, untersuchte sie die Wunde, die keineswegs gefahrlos war. Von tausendfacher Angst gefoltert, eilte sie vor Allem, den Leidenden weicher zu betten. In liebender Hast raufte sie das Moos von der Felswand und das dürre Gras vom Boden, und bereitete ein dürftiges Lager; dann eilte sie zu einer Quelle, die plätschernd über die Felsen herabfiel und wusch ihn an, wusch die Wunde aus und legte ein Blatt einer heilenden Pflanze darauf, die sie einstweilen auf ihrem Wege gefunden. Ihren unermüdeten Bemühungen gelang es, spät erst das Leben des Verwun-

deten zurückzurufen. Sein Haupt ruhte in ihrem Schooß, und ihr liebender Blick forschte ängstlich nach den Spuren des wiedererwachenden Bewußtseins.

Er schlug endlich matt das Auge auf. Sie flößte einige Tropfen Wassers, das sie in seinem Hut aufbewahrte, zwischen die trockenen Lippen. Wirre sah er sie an. Er begriff seine Lage, den Zusammenhang der Begebenheiten nicht.

„Du bist gerettet," sagte sie liebevoll, „schone Deiner!"

Aber umsonst war ihre Bitte. Zu nahe lagen ihm die Seinen zu Jamestown am Herzen. Er fragte in fieberischer Bewegung nach dem Ausgange der Schlacht.

Poccahontas erzählte es ihm, sie ergänzte zu seiner Beruhigung Manches, was sie nur muthmaßte. Er wurde ruhiger.

„Wo bin ich?" fragte er dann. „Ist es weit nach Jamestown?"

„Sehr weit," erwiederte sie, „aber Du bist sicher, und Poccahontas wird Dir die Wunde heilen, die Dich schmerzt. Nur mußt Du der Ruhe pflegen."

Das fühlte wohl Smith, denn die wenigen Worte, die er sprach, schmerzten ihn. Es währte auch nicht lange, so fiel er wieder in einen tiefen Schlaf.

Mehrere Tage vergingen unter Poccahontas sorglicher Pflege. Sie suchte die heilendsten Kräuter und Wurzeln, die besten Früchte für Smith. Er wurde besser — auch seine Wunde nahm einen besseren Charakter an. Doch sie hatte den Muth nicht, Nachricht nach Jamestown zu bringen, da sie auf einer Wanderung nach Nahrungsmitteln in den Wäldern ganz nahe bei ihrem Zufluchtsorte Tritte fand, in denen das geübte Auge der Indianerin bald die unverkennbaren Merkmale ihres Stammes entdeckte, deren irres Durcheinanderschweifen ihr aber auch deutlich genug sagte, daß man ihre Spur verfolge, sie suche. Sie wandte nun alle jene Vorsichtsmaßregeln an, welche der natürliche Scharfsinn die Wilden in solchen Lagen lehrt. Sie ging meist rückwärts, suchte ihren

ohnedem so leichten, fast schwebenden Tritt ganz auf dem Boden zu vertilgen, und bemühte sich, durch mancherlei Künste der Art ihre Verfolger irre zu leiten. Es gelang ihr. Die Spuren verloren sich und die augenscheinliche Gefahr war verschwunden. Freier athmete das treue Wesen, das sich in dieser Einsamkeit, in dieser treuen Sorgfalt für den geliebten Mann so sehr glücklich fühlte, und gerne für das ganze Leben hier mit ihm gewohnt hätte, glücklich in ihrer Liebe — überglücklich, aber ihr Wunsch sollte nicht erfüllt werden.

Powhattan's spähendem Blicke war Sir Edward's Fall nicht entgangen. Auf der Flucht sah er oft, daß Smith nicht bei ihnen war, daß Poccahontas fehlte, die durch ihre Anhänglichkeit an die Feinde seinem Vaterherzen so herben Schmerz bereitete. Er ließ nach dem Rückzuge sogleich nach dem verwundeten feindlichen Häuptlinge suchen, allein er war mit Poccahontas verschwunden. Er begriff schnell den Zusammenhang. An augenblicklicher Verfolgung ihrer Spur hinderte ihn nur die Versammlung der Stämme am Berathungsfeuer, und am anderen Morgen der neue Angriff der Weißen und die große Niederlage der zuerst so siegreichen Wilden. Als aber nun für's Erste beide Theile von den Kämpfen ausruhten — als nach etlichen Tagen eine Friedensbotschaft der Weißen kam, die die gefangenen Wilden gegen Smith, den sie in den Händen der Wilden glaubten, auszutauschen verlangte, da ging auf's Neue ihm ein Licht auf über seine bereits gehegte Vermuthung, und er faßte die freudige Hoffnung, dennoch den unter dem Opfermesser bluten zu lassen, der seines Stammes schönste Blüthe — Jukka — geknickt, und des eigenen Kindes, des letzten Gutes, was dem alternden Manne blieb, Herz von ihm gewendet in sündlicher Gluth. Schreckliche Rachepläne machten schneller das alternde Herz schlagen, und gaben Feuergluth dem fast blöde werdenden Auge, das einst schärfer gesehen, als der Adler in der blauen Höhe. Er nahm nun die bewährtesten Späher des Stammes, vor deren scharfem Sinne des Wildes, wie der

Feinde schlaueste List nichts war, und der geheimste Schlupfwinkel sich öffnen mußte.

Aber der Liebe stilles Asyl blieb jetzt dennoch ihrem Auge verborgen. Oft in der Nähe entdeckten sie es dennoch nicht. So suchten sie einige Zeit, dann wählten sie andere Orte, und dort war ihr Suchen umsonst, wie hier. Powhattan stampfte in wildem Grimme den Boden, und die Späher kränkte es, daß Weiberlist die ihre überbiete. Sie waren Alle muthlos geworden, bis auf Einen — Ampoda.

„Ampoda hat der Delawaren Schlupfwinkel erspäht, deren Tritt vom Moose des Waldes schwand, wie der Thau, wenn die Sonne ihn ansteckt," sagte er grimmig, „er wird auch Poccahontas finden, deren Fuß zwar leichter ist als der des jungen Rehes, das vor dem Panther flieht!" Mit diesem Entschluß entfernte er sich, und verbarg sich in der Nähe jener Felsenquelle, wo Poccahontas den erquickenden Trank schöpfte. Es hatte dem Schlauen bedünken wollen, als habe er da gerade den Tritt des Mädchens erblickt. Er lag einen Tag da, stille wie der Tiger, der auf seine Beute lauert, und unbeweglich wie die Riesenschlange des Südens, wenn sie den Feind täuschen will. Am anderen Morgen, als die Sonne die Wipfel der immergrünen Eichen vergoldete, siehe, da schlich sie hervor, die edle Jungfrau, aus dem Felsen, und schöpfte den Trank, und entfernte sich wieder mit Blitzesschnelle; aber geräuschlos schlich ihr der schlaue Ampoda nach und sah sie hinter dem überhangenen Buschwerke verschwinden. Mehr zu wissen verlangte er nicht. Er knickte vorsichtig die Zweige, sich den sicheren Rückweg zu bewahren, und flog dann hin zu den Quellen des Cedarkreek, wo Powhattan mit dem Stamme weilte.

Der Triumph, welcher sich in seinen Zügen aussprach, als er so stolz daherschritt, sagte Powhattan des Wunsches Erfüllung zu. Sie war gefunden mit dem verwundeten Häuptlinge, das war das Resultat seines Berichtes. Da galt kein Warten, kein Zögern, kein Ueberlegen; da zog der Männer genugsame Zahl, von dem

alten Stammeshaupte geführt, hinter Ampoda drein, dem Schlupfwinkel zu.

Wie die girrende Taube an der Seite des Täubers ruht und nicht argwohnt, daß der gefräßige Geier über ihr schwebt, und eben im Begriff ist, herabzuschießen und sie mit scharfer Kralle zu fassen — so lag Poccahontas an Smith's Herzen, als die Feindseligen ihren Zufluchtsort umstellten. Es waren die seligsten Tage, die Poccahontas gelebt, diese Tage der Einsamkeit, mit dem verwundeten Geliebten. Und nun sollten sie so gräßlich enden!

Mit einer Stille und Umsicht war das Werk der Wilden ausgeführt worden, die zu bewundern war. Plötzlich trat Powhattan in die kleine Höhle. Das wildempörte Innere stand auf seinem Gesicht, auf den tiefherabgezogenen Augenbraunen, der gerunzelten Stirne, dem krampfhaft verzogenen Mund und in dem rollenden Auge geschrieben. Er sprach nichts — aber eben diese Zeichen der wildesten Leidenschaften sprachen lauter, fürchterlicher, als das Wort es vermocht haben würde.

Kalter Todesschrecken durchrieselte Poccahontas und Smith's Gebeine. Auch sie waren im ersten Augenblicke sprachlos, aber im zweiten schon lag Poccahontas zu den Füßen des erzürnten Vaters, dessen Wuth allmälig in ein grimmiges Hohnlachen überging, in welchem Smith sein Todesurtheil vernahm. Sie jammerte, flehte, winselte. „Nimm mein Leben," rief sie verzweifelnd, „nur gib ihn frei, wie er Dich befreit. Sei großmüthig, Vater, und thue an ihm, wie er an Dir that!"

Aber Powhattan stieß sie kalt von sich. „Ich bin Dein Vater nicht!" rief er, und die Stimme zitterte ob der inneren Erregung. — Die Wilden standen jetzt mit teuflische Freude verrathenden Gesichtern hinter ihm.

Poccahontas richtete sich auf. Sie sah stolz ihren Vater, dann die Wilden an.

Allmälig kehrte Ruhe in ihre Brust zurück; aber es war die Ruhe der Verzweiflung.

„Wohlan,“ sagte sie, „Ihr wollt sein Blut, so fließe zuerst das meine. Nur über meinen Leichnam gelangt Ihr zu ihm.“ Sie riß aus Smith's Gürtel den Dolch und hielt ihn fest ihnen entgegen.

Smith hatte sich indessen gesammelt.

„Laß ab,“ bat er, „Du bist des Vaters Tochter, mein Loos ist gefallen — laß mich sterben. Meine Freunde werden gräßlich meinen Tod rächen.

„Wenn also Powhattan vergelten will an mir, so laß ihn; die Schmach und die Rache komme auf sein Haupt!“

Powhattan lachte grimmig. „Wer hat Jukka ermordet?“ fragte er. „Wer hat zum zweiten Male die Treue gebrochen? Powhattan kennt Euch, Ihr Weißen, die Ihr bloß unser Volk vertilgen wollt, um Herren des Landes zu werden. Jukka's Geist fordert sein Opfer!“ Er wandte sich zu den Wilden und winkte ihnen.

Sie nahten sich mit Stricken, ihn zu fesseln.

„Hinweg,“ rief Smith — „ich entlaufe Euch nicht, Ihr Grausamen, die Ihr keine Dankbarkeit kennet! Sehet her, noch bin ich zu schwach, mich zu vertheidigen, sonst käme nur todt mein Leib in Eure Gewalt!“

Poccahontas lächelte ihn an. Sie ergriff seine Hand. „Komm,“ sagte sie, „wie im Leben so auch im Tode bleiben wir vereint!“ Sie zog ihn sanft aus der Höhle, in die sie einen wehmüthigen Blick zurückwarf, der noch einmal die Erinnerung der wenigen Tage ihres engelreinen Glückes zurückrief. Dann folgten sie langsam den Wilden.

Durch die Urwälder, in deren ewige Schattendämmerung kein Sonnenstrahl drang, führte ihr Weg. Er war weit. Die Stämme hatten sich wieder getrennt, und nur der Stamm Powhattan's war noch allein, und hatte seinen Wohnplatz weiter hinauf genommen zu den Quellen des Cedarkreek. Dorthin zogen sie. Poccahontas estürmte nun, da sie den entschiedenen Willen Powhattan's kannte

und die wilden Sitten ihres Volkes, den Vater nicht mehr mit ihren Bitten. Sie schwieg und überlegte ihre zu nehmenden Maßregeln mit Ruhe. Noch hatte sie die Hoffnung; — allein sie war schwach, sie glich dem letzten Gluthstreifen, der oft am Abendhimmel flammt, noch einmal mild leuchtet und dann schnell in das Dunkel der Abendwolken verschwindet. Auch Smith lebte in seiner inneren Welt. Sein Tod nahte in gräßlichster Gestalt, darum wandte sich mit Entsetzen der Blick dem freundlicheren Leben zu, das nun auch so bald verlassen werden mußte. Es wäre eine gewagte Unternehmung, den Zustand seines Herzens mit klaren Farben malen zu wollen. Da wogten die Vorwürfe, da kämpfte die Liebe, da nagte die Sehnsucht, und alle vereinte und umschloß der bitterste, tiefste Schmerz, und breitete sein Leichentuch über das ganze Gemüth. Und dennoch kämpfte er als Mann ihn nieder, und erschien äußerlich ruhig und fest.

Ganz erschöpft langten sie bei der Niederlassung der Wilden an.

Unmenschlicher Jubel wirbelte in die Lüfte, als sie den Gefangenen erblickten — aber als sie Poccahontas sahen, des Stammes Liebling, der Kranken Pflegerin, des Leidenden Freundin und Trösterin, da schwieg der Jubel, und Jeder drängte die unmenschliche Freude zurück in das Herz. Powhattan staunte über diese Erscheinung. Er ließ Smith in eine Hütte bringen, die er mit wachenden Wilden umstellte. Als Ampoda den Gefangenen wegführte, begleitete ihn Poccahontas. Powhattan griff nach ihrem Arme, sie zurückzuhalten.

Sie sah ihn schmerzlich an.

„Sagtest Du nicht, Du seiest mein Vater nicht mehr?“ hob sie an, „so laß mich denn auch. Mit dem weißen Häuptling lebt und stirbt Poccahontas!“

Sie ging stolz an ihm vorüber und folgte Smith, seinen Dolch noch immer in ihrer Hand haltend.

Ampoda wollte sie zurückführen. „Berührt mich nicht, Feind-

seliger!" rief sie, und zuckte den Dolch. „Fesselst Du ihn, so fessele auch mich!"

Er that's — aber allgemeines Murren wurde laut unter dem Stamme.

Die Nacht senkte ihren Rabenmantel über die Wälder und Berge. Tiefe Stille herrschte in den Hütten der Wilden, auch in der, wo Smith und das edle Mädchen in so verschiedener Stimmung einem schauderhaften Tag entgegen sahen.

Außerhalb der Hütten lag ein freier Raum — dort stand ein abgehauener Baumstamm — der Block, auf dem Smith's Haupt der zerschmetternde Schlag des Tomahawk treffen sollte.

Nicht wie sonst sahen die Wilden freudig diesem Ereigniß entgegen. Die Erzählung von Poccahontas Entschluß war schnell von Munde zu Munde gegangen, und die Empfindungen der Wilden waren sehr gemischt.

Der Morgen tagte. Draußen, unweit des Blockes, loderte das Feuer der Berathung. Im Kreise saßen die Alten, Powhattan mitten unter ihnen, das Haupt auf die Brust gesenkt, in tiefes, schmerzliches Sinnen verloren. Seine Pflicht als Stammeshaupt, als nächster und einziger Verwandter Jukka's, heischte strenges Gericht, heischte Smith's Tod unerläßlich; aber Poccahontas Liebe kannte er, ihm war ihr kräftiges, entschiedenes Wesen bekannt, sie war sein Kind, sein einziges, welches von vielen bereits gestorbenen ihm geblieben war. Darum kämpfte Liebe und Herkommen in seiner Seele mit aller Heftigkeit.

Jetzt nahte Smith und Poccahontas. Sein Gesicht zeigte männlichen Muth. Um der Jungfrau Stirne schwebte die Glorie einer Seligen.

Erwartungsvoll umgab den Kreis das Volk der Wilden.

Eine tiefe Stille herrschte. Aller Augen ruhten auf Powhattan. — Lange saß er und kämpfte — dann sprang er plötzlich auf und rief: „Er sterbe!"

Henkerslust in den Blicken, ergriffen nun zwei Wilde Sir

Edward, und zogen ihn zu dem Block. Ampoda schwang den Tomahawk — da stürzte Poccahontas herzu und rief: „Mich zuerst, ihr Unmenschen!“

Der Tomahawk entsank Ampoda's Händen. Kaltes Entsetzen durchschauerte alle Wilden, als sie den Entschluß des Mädchens sahen.

„Was zauderst Du?“ fragte sie Ampoda, der unentschlossen und erschrocken sie anstarrte. „Hast Du den Muth nicht, ein Mädchen Deines Stammes zu tödten? den da wolltest Du ja doch morden, der Dir und Deinen Brüdern, der dem Häuptling, als Ihr in seiner Gewalt waret, Leben und Freiheit schenkte? Lohnen so die Männer vom Oneida=Stamme? — Wäret Ihr Chippewaier, ich wollte nicht staunen; aber Ihr, die Ihr die Lüge verachtet und die Falschheit — Ihr, die Ihr Euch rühmet, edel und stark zu sein, die Ihr dienet dem großen guten Manitto — Ihr lohnet die Großmuth mit rachgierigem Tode? Wer sagte Euch, daß dieser edle Mann den Lügner Jukka erschlug? That es Einer seines Stammes, der Rache nahm, weil Jukka hinterlistig den Häuptling meucheln wollte, warum soll der Unschuldige büßen für den, der that, was Jeder von Euch auch gethan haben würde? — Doch mein Mund soll schweigen — hier ist mein Haupt — zerschmettert es — dann das seine!“ — Sie legte das schöne Haupt auf den Block. —

Powhattan hatte zitternd ihre Worte gehört. Sie schnitten ihm in's Herz. Er wußte nicht, was er that, alle seine Gedanken waren verwirrt. „Kind, Kind!“ — rief er plötzlich und stürzte auf sie zu, sie emporreißend, — „Kind — thue es nicht!“

Da überglänzte ein Strahl reiner Freude des Mädchens Antlitz.

„Bist Du mein Vater?“ fragte sie mit einem Tone, der so süß, so melodisch klang, daß er jedes Herz ergriff.

„Bist Du mein Vater, Powhattan? O, dann will ich leben, — dann stirbt auch Smith nicht!“

Wie von einem Zauberschlage getroffen, erhoben sich die Greise, die um das erlöschende Feuer saßen. „Er lebe!“ riefen sie. —

Da tönte von Ferne her ein wildes Rufen. Alle richteten die Blicke nach der Gegend, woher dieser Ton kam. Da knallten die Flinten der Ansiedler und die Kugeln pfiffen um die Köpfe der Wilden, die in große Furcht geriethen. —

Poccahontas zerschnitt schnell Smith's Fesseln — er eilte ihnen entgegen, wehend mit dem weißen Tuche.

Die Ansiedler stutzten, sahen ihn ungläubig aus der Ferne an — dann rief Thornton: „Er ist es, er lebt!" und frohlockend eilten sie herzu, den Todtgeglaubten begrüßend.

Poccahontas aber ergriff Powhattan's Hand und legte sie in Smith's Rechte: „Frieden!" sagte sie sanft und bittend zu dem erweichten Vater. „Frieden!" wiederholte er, die Hand fest ergreifend.

„Frieden! Frieden!" jubelten die Wilden und die Ansiedler.

* * *

Der Friede war wiedergekehrt mit seinen Segnungen und wohnte bei den bisher Entzweiten. Vereint mit den Ansiedlern bauten die Wilden die von den Ansiedlern im Kriege niedergebrannten Hütten wieder auf, und nichts störte ihr freundliches Verhältniß, seit der Urgrund ihrer Zwietracht nicht mehr lebte — Jukka. Um ganz jede störende Erinnerung zu entfernen, ließ Smith, der langsam unter Poccahontas Pflege von seiner Wunde genesen war, den Leichnam Jukka's beerdigen und pflanzte selbst, jedem Groll entsagend, einen Rhododendron auf sein Grab.

Poccahontas verließ oft des Vaters Hütte allein, öfter noch mit Powhattan, und kam nach Jamestown, selige Stunden in der Nähe des Mannes zu verleben, dem ihr Herz ungetheilt angehörte. Mit wahrer Verehrung begegneten ihr die Ansiedler. Die Reinheit ihres Verhältnisses zu dem angebeteten Smith war so allgemein anerkannt, daß auch nicht der entfernteste Zweifel in einer Seele entstand, und selbst kein Scherz darüber vernommen wurde. Sir Edward empfand die lauterste, die reinste Freundschaft, ja selbst Liebe zu ihr, und dieses Gefühl beglückte Beide. Ihr verdankte er

zwiefach sein Leben; nie war seine Dankbarkeit inniger gewesen, als gegen dieses Wesen, welches mit allen Reizen einer frischen, üppigen Jugend und Schönheit die Seele eines Engels verband — das durch seine Einfalt und Natur unwiderstehlicher das Herz besiegte. Dennoch aber stand das Bild seiner Gattin in aller Herrlichkeit auf dem Altare seines Herzens; ja um so angebeteter, als es ihm oft ein Unrecht zu sein schien, daß er die edle Poccahontas liebe, die doch so gerechte Ansprüche auf sein Wohlwollen hatte. Diese lebendige Erinnerung wurde nun in ihrer größten und einflußreichsten Lebhaftigkeit hervorgerufen, als Jack aus England zurückkehrte und Briefe brachte von ihr, und ihm erzählte, wie sie sein gedenke und die Sehnsucht so groß sei, ihn wiederzusehen, und wie die lieben Knaben in frischer Kraft heranwuchsen und mit zum Vater gewollt hatten. Ach, da lebte die Sehnsucht so mächtig in ihm auf, daß er den Zeitpunkt nicht mehr erwarten konnte, wo ein Schiff nach England zurückkehren und er seine Entlassung fordern könnte. Ein Ereigniß, das bald darauf eintrat, gab diesem Wunsche noch mehr Gewicht. Die Wilden, selbst Powhattan, sprachen wiederholt davon, daß Poccahontas Smith's Gattin würde, daß sie es Alle sogar lebhaft wünschten, damit auf diese Weise ihr gegenseitiges Bündniß eine sichere Gewähr erhalte. Selbst Poccahontas in ihrer Natur und Unschuld äußerte den Wunsch, ihm ganz anzugehören, ganz Freud' und Leid mit ihm zu theilen. Diese Worte fielen wie glühendes Feuer auf sein Herz. Durfte er ihr sagen, ohne ihr Herz zu brechen, daß er Gatte, daß er Vater sei? — durfte er es, ohne auf sich selbst, da er so lange geschwiegen, das übelste Licht zu werfen? — Smith's Gemüth litt in dieser Zeit unendlich. Ein Labyrinth lag vor ihm, aus dem kein rettender Ariadnefaden leitete.

Er beschleunigte die Abreise des Schiffes aus allen Kräften und legte die Bitte, zurückberufen zu werden, mit ergreifender Beredtsamkeit am Throne nieder.

Monate vergingen und nichts änderte sich. Smith's Frieden

war entwichen. Tief schmerzte es ihn, Poccahontas verlassen zu sollen. Er kannte die Tiefe ihres reinen Gefühles, die Stärke ihrer Liebe zu ihm, und darnach konnte er den tödtlichen Schmerz ermessen, der ihr Wesen zerreißen mußte, wenn er sie verließ, sie ihn als treulos ansehen mußte.

Die Ansiedler, die ihn alle als Vater liebten, sahen mit inniger Theilnahme die düstere Stimmung, welche in einer wachsenden Stärke Sir Edwards Gemüth umnachtete. Sie sprachen oft davon und wußten doch den Grund nicht.

Endlich faßte der alte wackere Thornton den Entschluß, ihn darum zu fragen. Und der alte Mann that es mit einer Herzlichkeit, die Sir Edwarden zu wohl that, als daß er nicht hätte sein Herz vor ihm ausschütten sollen.

„Ihr seid ein edler Mann," sprach nach geendigter Erzählung gerührt der Greis. „Ja, Ihr müsset heimkehren, so wehe es uns Allen thun wird, Euch zu verlieren; denn Eure Thaten stehen in unseren Herzen unauslöschlich geschrieben. Auch die edle Wilde müsset Ihr schonen," fuhr er fort, „und dazu weiß ich nur ein Mittel, wenn Ihr es nicht verschmäht, meinen Rath anzunehmen?"

„Sprich!" bat Smith.

„Ihr reiset heimlich ab, wenn Eure Abberufung kommt, und wir geben Euch für todt aus. Die Trauer wird ohnedem ungeheuchelt sein, da Ihr ja für uns wirklich nicht mehr seid. Das Mädchen wird Euch beweinen, und der Friede in ihr Gemüth wiederkehren, wenn die Zeit ihren Schmerz gelindert hat."

Smith sann eine Weile tief bewegt dem Vorschlage des ehrwürdigen Greises nach. Er faßte seine Hand und drückte sie dankbar.

„Thornton," sagte er, „Du hast eine Centnerlast von meinem Herzen genommen, Dein Vorschlag ist das beste Auskunftmittel. Armes Herz," seufzte er dann, „wie wirst Du bluten! Und wenn dort das Frohlocken meinen Namen nennt, werden hier Thränen bei fließen!" —

Aber er erkannte dennoch den Plan als trefflich an und wollte nur die Zeit abwarten, um ihn auszuführen.

Es mußte als ein erwünschtes Zusammentreffen erkannt werden, daß die muthmaßliche Zeit der Rückkehr des Schiffes aus England mit jener zusammentraf, welche die Indianer zahlreich zur Biberjagd hinauf zu den Seen und den Quellen der Flüsse zog. Sie nahte.

Powhattan, allmälig das Sinken seiner Kräfte, das Erlöschen seiner Lebensgeister fühlend, wollte noch einmal diese Jagdlust genießen, die ihn in den Jahren der Kräfte so manchmal ergötzt.

Er kam mit Poccahontas und Vielen seines Stammes, Smith und den Ansiedlern ein Lebewohl auf kurze Zeit zu sagen, da er nach einer Frist von zwei Monaten wiederkehren wollte.

Thränen glänzten in den Augen des liebenden Mädchens, als sie Smith erblickte, dessen Gemüth selbst erschüttert war. Sie war schon öfter auf längere Zeit von ihm geschieden, aber so schmerzlich war ihr die Trennung noch nie, gerade als ob eine Ahnung von ewigem Scheiden in ihrer Seele aufgedämmert wäre.

Ihre Arme umschlangen den Geliebten krampfhaft. Sie konnte sich nicht trennen. „Wir sehen uns ja wieder, meine Poccahontas," sprach weich Smith zu ihr, und dann trennt uns nichts mehr!" Er sprach diese Worte mit tiefem Gefühl und in dem Andenken an eine bessere Welt.

Irdischer faßte sie das Mädchen, und die schöne Hoffnung, die für sie darin lag, versüßte doch in etwas den herben Schmerz der Trennung.

Als das Canot der Wilden vom Ufer stieß, stand Smith auf dem Vorsprunge des Felsens. Er hatte sich mühsam von ihr losgerissen und kräftig den nagenden Schmerz unterdrückt. — Jetzt — als sie dahin fuhr — als jede Minute den Raum zwischen ihr und ihm vergrößerte — erwachte er auf's Neue, und die Thränen rannen über sein Antlitz.

„Deine Liebe war rein und himmlisch wie die meine zu Dir,"

sagte er leise in sich hinein, „möge der Himmel Deinen Schmerz lindern!"

Er kehrte bewegt in sein einsames Haus zurück, und der folgende Morgen fand ihn noch wach auf seinem Lager.

Die schwerste Stunde, vor der ihm so lange gebangt, war überstanden. Allmälig kehrte Ruhe in sein Herz zurück; allein mit jeder Stunde wuchs jetzt seine Sehnsucht nach der Heimath. Sie wurde endlich befriedigt. An einem frühen Morgen erschütterten die Signalschüsse die Luft. Das Schiff war angekommen. Und als Smith freudig es zu begrüßen eilte, trat im ein Mann, fast seines Alters, in Capitänsuniform entgegen, vor dessen treffender persönlicher Aehnlichkeit mit ihm selbst er fast erschrack.

„Ich bin der Marinecapitän Ralph," sagte, gleichfalls überrascht, der Fremde, „welcher Euch das ehrenvolle Abberufungsschreiben des Königs, unseres Herrn, überbringen und Eure Stelle einnehmen soll. Wollet mir nun in der Zeit Eures Aufenthaltes hier mit Eurer Weisheit und Erfahrung freundlich beistehen, daß ich es versuche, Eure Stelle der Colonie zu ersetzen."

Also sprach bescheiden der Capitän.

„Das werdet Ihr auch ohne mich," entgegnete freudig und wohlwollend Smith. „Es sind nur zwei Forderungen, welche die Colonie an Euch macht, Gerechtigkeit und Milde im Bunde, Sorgsamkeit und Treue gepaart — und diese werdet Ihr erfüllen, dafür bürgt mir Euer Herz."

Ralph drückte die dargebotene Hand mit Herzlichkeit. Er fühlte sich unwiderstehlich zu dem Manne hingezogen, dessen Benehmen so ganz dem Ruf und auch der Vorstellung entsprach, welche er sich von ihm gemacht.

Smith ließ sogleich die Bewohner von Jamestown versammeln. Er stellte ihnen ihr neues Oberhaupt vor, verlas seine Bestattung und dann sprach er weise, väterliche Worte, und legte seine Würde dem Wunsche nieder, daß ihm kein Fluch folgen möge.

Allgemein und innig war die Rührung. Der alte Thornton

nahm das Wort und sprach Aller Dankbarkeit, Aller Liebe aus. Thränen, die beredteren Zeugnisse, bestätigten die Wahrheit seiner Worte. Er hieß nun ebenso herzlich Capitän Ralph willkommen, indem er, anspielend auf die Aehnlichkeit beider Männer, sagte: „Er hoffe in ihm einen zweiten Smith wieder zu finden."

Ralph umarmte Smith mit wahrer Freundschaft. „Mir wird bange," sagte er gerührt, „daß ich solche Liebe mir nicht möchte erwerben können!"

Smith führte ihn in sein Haus.

„Ihr seid hier Herr," sagte er, „erlaubt mir nur, daß ich Euer Gast sei, bis ich scheide."

Beide waren Freunde seit diesem Augenblicke. Wie sie wunderbarer Weise sich äußerlich glichen, so war auch ihr Inneres sich ähnlich. Im Stillen dankte Smith dem Himmel für die sonderbare Fügung, daß Ralph ihm im Aeußeren so ähnlich sah. Er hoffte, daß vielleicht Poccahontas in ihm Ersatz finden werde.

Da die Abreise so schnell nicht vor sich gehen konnte, weihte Smith seinen Nachfolger in alle seine Obliegenheiten ein und setzte ihm die Interessen der Colonie auseinander. Aber auch in sein Verhältniß zu Poccahontas ließ er ihn einen Blick thun, und sagte ihm, wie es nöthig sei, daß man seinen Tod dem edlen Mädchen verkünde. Er bat Ralph, ihren Schmerz durch Theilnahme zu lindern.

Endlich war das Schiff zur Abfahrt bereit. In Smith's bisherigem Garten erhob sich unter dem Laubdach einer Platane ein Grabeshügel unter Jack's Händen.

Am Morgen vor der Abreise ging Smith allein noch einmal zu der Höhle, wo er mit Poccahontas so glückliche Tage gelebt. Alle sahen ihm nach — aber Niemand folgte ihm, und als er zurückkam, spät am Abend, still und traurig, und seine Augen Spuren vergossener Thränen zeigten, begleiteten die feuchten Blicke Vieler den edlen Mann bis zu seiner Wohnung.

Auch Ralph ehrte sein Gefühl. Er zog sich zurück und ließ ihn allein; früh am anderen Morgen wehte ein frischer Landwind.

Die Ansiedler alle standen um das Haus herum, als Smith heraustrat.

„Ich danke Euch für Eure Liebe," sagte er mit wankender Stimme. „Traget sie auf Ralph über. Noch eine Bitte habe ich an Euch — betrachtet mich als todt, saget den Wilden, ich sei gestorben!"

Als er diese Worte sprach, da zuckte die Wehmuth in jedem Auge, und laut begannen sie Alle zu schluchzen, so daß selbst Smith seiner Empfindung nicht Herr werden konnte. — Nach einer Pause sagte er: „Achtet und liebet Poccahontas! Vergesset nicht, daß sie die Retterin Eures Lebens zu zweien Malen war!"

Er reichte Thornton seine Hand. „Lebe wohl!" sagte er.

Der Greis deutete weinend nach Oben und sagte: „Dort! — Gott segne Euch!"

Jetzt drängten sich Alle herzu, seine Hand zu drücken. Es war, als ob der vielgeliebte Vater von seinen Kindern schiede.

Der Signalschuß vom Schiffe mahnte Smith an die Trennung. Ralph begleitete ihn und alle Ansiedler folgten bis zum Ufer, und unter Thränen und Segenswünschen bestieg Smith das Schiff, welches sogleich die Anker lichtete und mit vollen Segeln dem Ocean zu segelte.

* * *

Wenige Tage nach Smith's Abreise saß Capitän Ralph in dem Garten seiner neuen Wohnung in tiefen Gedanken. Plötzlich umschlangen ihn zwei runde, volle Mädchenarme, und ein heißer Kuß brannte auf seiner Lippe. — Ueberrascht fuhr er auf, und vor ihm stand im Reize jugendlicher Schönheit Poccahontas — und starrte ihn entsetzt an.

„Wo ist Smith?" fragte sie bebend. — „Wer bist Du?"

„Sein Bruder," sagte Ralph sanft — „er ruht unter diesem ˈigel!"

„Todt?" fragte sie zitternd. „Todt!" wiederholte gerührt der Capitän.

Da taumelte Poccahontas und stürzte leblos auf den Hügel nieder.

Jetzt erst bemerkte Ralph Powhattan, der sich an den Stamm des Baumes lehnte, mit allen Zeichen tiefer Erschütterung.

Er hob die Ohnmächtige auf und trug sie in das Haus, und der alte Häuptling folgte.

Als Poccahontas erwachte, schien ihr Geist zerrüttet. Sie sprach irre. Doch dieser Zustand verlor sich bald — aber nicht so der Schmerz, der unersättlich an ihrem Leben nagte. Die Ansiedler erwiesen ihr eine an Verehrung grenzende Liebe und Theilnahme. Sie kehrte zwar mit Powhattan willenlos nach der Niederlassung zurück — allein sie war stille wie das Grab, das ihres Lebens Glück einschließen sollte, und kein Wort, kein Laut kam über ihre Lippe. Oft kam sie zu dem Grabe. Sie setzte sich stundenlang darauf und benetzte den Boden mit ihren Thränen.

Ralph fühlte die innigste Theilnahme. Er beneidete Smith um diese Liebe. In der ersten Zeit überließ er sie ganz ihrem tiefen Schmerz; aber nach und nach gesellte er sich zu ihr, ergriff ihre Hand und trauerte mit ihr.

Sie sah ihn dann mild und freundlich an. In seinen Zügen fand sie das geliebte Bild wieder, darum wurde er ihr werth. Es entstand eine innige Freundschaft zwischen ihnen. Sie erzählte von Smith, und willig lieh ihr Ralph sein Ohr. Bald war sie ihm theuer. Seine Achtung, sein Wohlwollen bahnte der Liebe den Weg, und Ralph gestand es sich nach einigen Monaten: er habe nie ein schöneres, nie ein edleres weibliches Geschöpf gekannt. Er verhehlte es sich nicht, daß ihre Liebe ihn beglücken, ihr Besitz ihn zum glücklichsten Gatten machen würde.

Der öftere Umgang, die Vorstellung, er sei Edward's Bruder, die Aehnlichkeit im Aeußeren und das edle Herz des Mannes blieben

auch bei der Trauernden nicht ohne Einfluß. Ihr Herz neigte sich allmälig sanft ihm zu — und ehe auch sie es ahnete, liebte sie ihn.

Als aus England das Schiff zurückkehrte, das Smith hinübergeführt, brachte es der Colonie einen wackeren Geistlichen. Von ihm wurde Poccahontas in der christlichen Religion, die ihr durch Smith's Belehrungen nicht mehr fremd war, unterrichtet. Der Tag ihrer Taufe war der Tag ihrer Verbindung mit Ralph, der in ihrem Besitze sich unendlich glücklich fühlte. Auch Poccahontas war glücklich. Sie liebte ihren Gatten innig — aber Smith lebte in ihrem Inneren. Sein Andenken verwischte keine Zeit, kein Glück. Als sie nach einem Jahre ihrem Gatten einen Knaben schenkte, nannte sie ihn Edward, denn er trug jene Züge, die ihr den Gatten so theuer gemacht.

Smith war glücklich in England angekommen. Geehrt von seinen Mitbürgern, geschätzt und reich belohnt von seinem Könige, geliebt von einer edlen Gattin, umspielt von blühenden Kindern, lebte er beneidenswerthe Tage. Sein Glück war nur getrübt durch die Erinnerung an Poccahontas Schmerz. Als aber die Kunde kam, daß sie Ralph's Gattin sei und sich glücklich fühle, da wich die letzte Wolke von dem Himmel seines Gemüths, und er pries die Gnade des Herrn, die Alles wohl gemacht.

Jahre kamen und flohen wieder. Jamestown wuchs heran zur blühenden Stadt. Bald sah man kein Blockhaus mehr. Schöne Gebäude, nach europäischer Weise, bildeten breite Straßen, in denen ein fleißiges, glückliches Volk sich bewegte. Neue Colonieen entstanden hinauf und hinab am Stromesufer und im Innern. Die Urwälder fielen unter der Axt des Pflanzers, und eine andere Physiognomie nahm das Land an. Die Wilden vom Oneida-Stamme verschmolzen mit den Ansiedlern, und Ralph erlebte die Freude, diesen Wohlstand unter seiner weisen und milden Leitung blühen zu sehen, und gleiche Liebe zu ernten, wie die, um welche er einst Smith beneidet hatte. Und in eben dem Maße wuchs, wie das der Colonie, sein häusliches Glück. Poccahontas wurde die Mutter blühender Kinder.

Nach Jahren traf sie der schmerzliche Schlag, daß der alte Vater zu Grabe ging. Er wurde neben dem Grabeshügel Smith's eingesenkt. Durch dieses Ereigniß wurde der alte Schmerz wieder neu; denn — so treu bewahrte man das Geheimniß — noch immer glaubte sie, Smith ruhe unter dem Hügel, den ihre Hand in ein Blumenbeet umgeschaffen, das noch oft ihre Thränen benetzten.

Ralph glaubte, die düstere Stimmung ihres Gemüthes nicht besser zu lichten, als daß er das geliebte Weib in den Schooß seiner Familie nach England führe. Ihr Wunsch begegnete dem seinigen, und so schifften sie sich mit dem kommenden Frühling nach England ein. Ralph ahnete nicht, daß diese Reise das Grab seines Glückes, seiner Heiterkeit werden sollte.

Mit dem Glanze, der ihm als Gouverneur der Ansiedelungen in Virginien, wozu ihn die Gunst des Königs erhoben, zukam, trat er in England auf. Wo sich Poccahontas zeigte, da wurde dem schönen Weibe, so verschieden sie auch von den englischen Schönheiten war, Bewunderung gezollt. Ralph war unendlich glücklich. Alle Sehenswürdigkeiten Londons zeigte er ihr; in alle Zirkel, zu denen sein Rang ihn erhob, führte er sie; aber Poccahontas sehnte sich wieder nach der Stille ihres Hauses, dieses prunkvolle Leben widerstand ihrem einfachen Sinn.

Es war ein heiterer Junitag, als Ralph mit ihr nach Hyde-Park fuhr, wo die schöne Welt Londons sich versammelte. Langsam fuhr Ralph's reicher Wagen in der Reihe. Da fuhr ein Wagen an ihnen vorüber zurück nach der Stadt. Plötzlich stieß Poccahontas einen entsetzlichen Schrei aus, und faßte krampfhaft ihres Gatten Arm. „Smith! Smith!" rief sie, und alle die Liebe, die ihr Herz gehegt, und all' der Schmerz schrecklicher Täuschung lag in diesem Tone.

Smith war es mit seiner Gattin. Auch er sah, auch er erkannte sie.

Ohnmächtig brachte sie der verzweifelnde Gatte heim.

„O, ich bin schrecklich getäuscht, betrogen worden!“ rief sie schmerzlich aus, als sie erwachte.

Ralph enthüllte das Geheimniß jetzt, aber es war zu spät. Eine tiefe Melancholie ergriff sie. Sie flehte den Gatten um schleunige Rückkehr. Noch an demselben Abend verließ sie in der Eile London, und nach drei Tagen stach ihr Schiff in die See; aber noch ferne lag Amerika's Küste — da brach das treue Herz.

Ralph führte den Leichnam nach Jamestown, und wenige Jahre später betrauerten seine Kinder wie die Colonie auch seinen Verlust.

An Smith's Herzen nagte ein Wurm seitdem. Er starb frühe, und ließ eine trostlose Gattin zurück.

* * *

Eine wahre Geschichte nannte der Verfasser die voranstehende Erzählung. Sie ist es wirklich. Herzog Bernhard von Weimar ist sein Gewährsmann; ihm hat er sie nacherzählt.*) Noch blüht Ralph's und Poccahontas Stamm in zwei edlen Familien Virginiens, in denen zwei Glieder — ein Jüngling Powhattan, eine blühende Jungfrau Poccahontas heißt.

Einige der Basreliefs, welche das Capitol von Washington schmücken, stellen Scenen aus Poccahontas Leben dar; namentlich die, wo sie ihr Haupt für Smith auf den Block legt. So ehrt man dort die edleren Gefühle des Menschenherzens!

*) Sie findet sich in seiner Reise nach Nordamerika.

Der Hagestolz.

Eine Doppelhistorie.

Von den sieben Hauptkalamitäten, die einen Reisenden über die Maßen toll, ja bisweilen complet rasend machen können, zumal wenn er ungeduldiger Gemüthsart ist, wie ich, trafen mich in O..., einem —schen Landstädtchen, drei; nämlich: mein Wagen zerbrach — der Posthalter war das dümmste Beest, was je in einer schwarzen Stutzperücke steckte, und die Gegend hatte auch für mich durchaus nichts, was mich hätte anziehen können. Der Gegenstand meiner Reise war zudem der Art, daß ich nur mit dem heftigsten Widerwillen mich dazu entschlossen. Das Höfchen, in dessen Residenzchen ich lebte, in dessen Diensten ich stand, hatte einen Knäul alter Händel zu entwirren. Mich Unglücklichen erkor des Fürsten rechte Hand zu seiner Rechten, und nun mußte ich, wohl- oder übelwollend, darangehen, diesen Augiasstall zu misten. Die hundert Meilen der Reise hätten mich keineswegs geärgert, denn reisen gehörte zu meinen Liebhabereien von den Zeiten her, wo ich in Jena mein Bier trank — aber am Ziele der Reise eine solche Herkulesarbeit zu wissen, bei der ich zu scharwenzeln angewiesen war, laut meiner, von der Excellenz empfangenen Instruction — das war eben die harte Nuß und die sauere und bittere Arznei, die mir die Lust zu Allem, was mich sonst erheitern konnte, benahm. Jene oben berührten Kalamitäten machten mich jetzt total falsch. Ich schnauzte meinen neugierigen, ekelhaften Wirth einige Male gehörigst ab, stopfte mir eine Pfeife, setzte mich in die Ecke des Zimmers und blies dicke Rauchwolken in die Stube. Lesen konnte ich nicht des

Tumultes wegen, den die liebe Jugend, des Wirthes hoffnungsvolle Nachkommenschaft, auf höchst naive Weise zu machen beliebte. Im höchsten Unwillen warf ich endlich meine Pfeife weg, und rannte in's Freie. — Aber wohin willst du denn? fragte ich mich, und gab mir über kurz die Antwort: Narr du, der du fragst wohin? Ist denn nicht des Herrgottes beste Welt überall, wohin ich laufe? Und ist es denn nicht überall besser, als dort in der brillanten Kneipe, wo keine vernünftige Seele lebt? — Ich trabte zum Thore hinaus. Vor mir öffnete sich eine weite Ebene, von Fruchtfeldern bedeckt, gleichförmig, ohne die kleinste Abwechselung. Kein Baum, kein Strauch, kein Bach. Rechts hin meinen Kopf wendend, gewahrte ich aber bald eine kleine Anhöhe mit Bäumen bedeckt. Die Sonne stand fast im Zenith. Glühend, ja beinahe sengend, trafen ihre Strahlen, meiner ziemlichen Corpulenz höchst unlieb, da der Schweiß rann. Stärker trabte ich nun dem schattigen Orte zu und ließ mich wehklagend im kühlen Schatten nieder.

Meine Blicke schweiften über das Städtchen hin und weilten auf einem stattlichen Gebäude, das, von ungemein großen und schönen Gärten umzogen, in einer kleinen Entfernung vor mir lag.

Noch weilten meine Blicke darauf — da raschelte es über mir im Baum, es krachte ein Ast, und ließ sich alsbald ein Geschrei des Schreckens vernehmen. Meinen raschen Blicken begegnete ein Knabe von etwa neun Jahren, der oben an einem Aste hing. Der unter ihm, der ihm zum Standpunkte gedient hatte, war gebrochen. Die Gefahr war augenscheinlich und groß.

„Halte Dich fest!" rief ich dem Knaben zu und kletterte, so gut es gehen mochte, den Baum hinauf. Oben angelangt, faßte ich festen Fuß, nahm meinen kleinen Schützling beim Schopf, schwang ihn unter'n Arm und rutschte am Stamme hinab. Daß meine halbe Hose hängen blieb, nahm ich nicht wahr.

„Teufelsjunge!" rief ich, nachdem ich den allerliebsten Jungen in Sicherheit hatte, „was wolltest Du denn da oben treiben?"

Er sah mich verstört, aber doch lächelnd an und sagte: „Ein

Staarmatz hat sein Nest da oben. Es sind Jungen darin, die wollte ich ausnehmen!"

Der Junge war gut gekleidet. Seine Art, sich zu nehmen und zu reden, zeigte, daß er gebildeter Eltern Kind war. Seine kindliche Naivetät war unbeschreiblich lieb.

„Ach," rief er aus, „Du hast Deine Hosen zerrissen, was wird Dein Vater sagen?"

Ich lachte. Seine Gefahr war vergessen.

„Was würde aber D e i n Vater sagen, wenn er wüßte, Du seiest in Gefahr gewesen, den Hals zu brechen?"

„War ich denn das?" fragte er, und maß mit dem Blicke die Höhe.

„Freilich," antwortete ich. „Sieh, wenn Du da herabgestürzt wärest, Du hättest Dich todtgefallen. Dein Vater, Deine liebe Mutter würden sich zu Tode geweint haben!"

Er sah mich groß an. Sein Gesicht wurde ernst. Sein Auge, ein sprechend blaues Auge, füllte sich mit Thränen. —

„Ich darf wohl nicht mehr hinaufsteigen? Nicht wahr?" — fragte er.

„Wenn Du gerne Deine lieben Eltern kränken wolltest!"

„Ach, nein!" sagte er sehr weich. — „Aber — die Staarmatze —"

Ich setzte mich und zog ihn zu mir, denn der Knabe hatte mein ganzes Herz gewonnen.

„Wie heißt Du denn?" fragte ich.

„Adolph!"

„Nun, Adolph, denk' einmal, wenn nun ein böser Mensch käme und raubte Dich Deiner guten Mutter, Deinem guten Vater, nähme Dich mit sich hinweg, und sie wüßten nicht, wo Du seiest, ob es Dir gut oder übel ginge, ob Du lebtest oder gestorben seiest — was würden sie thun; wie würde ihnen sein?" —

Er sah mich ernst an und sagte: „Das wird kein Mensch!"

„Und wenn er es aber dennoch thäte, wie?"

„Ich glaube, sie würden sterben vor Leid!“ sagte er fast weinend.

„Sieh nun, Adolph, und Du, Du wolltest doch dem armen Thierchen da oben, dem Staarmatz, seine Kinder holen, wolltest sie mit Dir nehmen. Ihre Eltern haben sie ja auch so lieb, wie die Deinen Dich. Würden sie sich nicht auch zu Tode gehärmt haben? — Sieh, wie sie schreiend vor Angst um den Baum schwirren und kreisen, weil sie Dich sahen, wie Du unbarmherzig und unmenschlich ihre Kinder rauben wolltest. War das recht, war das schön von Dir?“

Er reichte mir seine Hand. Ein Paar helle, große Thränen rieselten über die blühende Wange herab. „Nein,“ sagte er, „ich will es nie mehr thun!“ Er wandte sich nun an die, um uns noch immer herumkreisenden Vögel. „Seid nur ruhig, ihr Vögelchen,“ sagte er. „Eure Jungen hätten's gut gehabt, ich hätte sie mit Semmel und Fleisch gefüttert; aber nun — weil ihr so klagt, will ich sie euch daraus nicht nehmen. Bist Du mit mir zufrieden?“ fragte er mich.

Ich drückte das herzliche Kind an meine Brust, und küßte es mit dem innigen Wunsche, daß des Schicksals und der Liebe Sonnenblicke diese herrliche Knospe möchten zur herrlichen Blüthe werden lassen, und nie der Wurm des Bösen an ihr nage.

„Willst Du nicht mit mir gehen!“ bat er mich jetzt. „Mütterchen macht Dir Deine Hosen wieder!“

Ich aber mochte nicht zudringlich sein, obgleich ich von dem Kind auf vortreffliche Eltern schloß.

Er versprach mir noch, nie mehr ein Nest auszunehmen, und hüpfte dann fröhlich den Pfad entlang. Bald aber blieb er stehen — besann sich und kam wieder. „Wie heißt Du denn?“ fragte er. „Vater wird mich doch fragen, wie der gute Mann geheißen.“

„Wie Du, Adolph!“ sagte ich, küßte ihn noch einmal, und bald verschwand er hinter dem Städtchen.

Ich saß noch eine Weile in süßen Rückerinnerungen meiner Kindheit, in wehmüthigem Andenken an meine vortreffliche Mutter,

die nun auch schon lange unter dem Rasen schlummerte. O, sie hatte ja auch, wenn des wilden Knaben Lust an den kleinen gefiederten Geschöpfen mich zum Ausnehmen eines Nestes treiben wollte, mein Gefühl angeregt; hatte mit der vollen, fast zauberhaften Ueberredungskunst der Mutterliebe der Vögel Weh und Leid geschildert, und mich nicht selten bis zu Thränen gerührt, zu dem Entschluß und Schwure gebracht, nie ein Nestchen auszunehmen. O, mit der innigsten Liebe dachte ich ihrer, mit der innigsten Wehmuth, daß sie nicht mehr war, daß ich ihre Liebe nicht mehr vergelten konnte!

Ich mußte lange mit meiner Seele in den Paradieses-Auen jener Unschuld- und Liebe-Welt geweilt haben — wie lange, das wußte ich nicht. Die Bäume aber warfen schon lange Schatten, die Heerden kehrten heim, die Leute verließen die Felder. Ich knüpfte meinen Reiseoberrock fest zusammen, daß das ziemlich große Fensterlein, durch welches meine Unterhosen so recht naseweis in die Welt hinauslugten, unbemerkbar wurde, und schlenderte auf einem Umwege dem Posthause zu.

Zu meinem nicht kleinen Erstaunen stand der Reisewagen fix und fertig vor der Thüre. Wer war froher als ich? Die Erlösung war ja nahe!

Gekrümmten Rückens kam mir der Posthalter entgegen. Er grinzte freundlich unter der schwarzen Perücke hervor und sagte: „Haben lange auf sich warten lassen!"

„Wen?" fuhr ich ihn an.

„Nun, den Herrn Justizamtmann."

„Hol' ihn der — was habe ich hier mit Eurer Justiz zu verkehren?"

„Thut nichts," fuhr der Mensch fort; „der Herr Justizamtmann warten bereits eine gute Stunde."

„Hat er Gensd'armen bei sich?" fragte ich lachend; denn ich meinte, die feinnasige Justiz oder Polizei wittere vielleicht in meiner Person ein eminentes demagogisches Genie. Ich freute mich auf das Quid pro quo. Was mußte der Herr Justizamtmann für eine

Nase machen, wenn er statt eines Kapitalreformers einen philiströsen Rath von etwa dreißig Jahren traf? — Mir das ausmalend, trat ich in die Zimmerthüre.

Aber — mein spöttisch lächelnder Mund öffnete sich weit und verweilte in dieser liberalen Stellung eine lange Weile — denn vor mir stand — — — — doch ich muß ein wenig zurückgehen in meine Jugendjahre und bleibe derweilen in der beschriebenen Stellung in der Thüre des Posthauses zu O . . . stehen. —

Meine gute Mutter war frühe, zu frühe für die glückliche Ehe, die sie mit meinem Vater geführt, Wittwe geworden. Sie hatte keine verwandte Seele mehr — außer der geistigen Verwandtschaft mit allen Edlen und Guten — auf der weiten Erde. Ich war ihre einzige Hoffnung, damals dreizehn Jahre alt. Der Fürst, gerührt von dem Unglücke der Vermögenslosen, gab ihr eine Pension, die sie wenigstens vor Mangel schützte, und auch die Mittel bot, mich auf dem Gymnasio zu erhalten, das ich in A . . . . . . schon mehrere Jahre besuchte. Sie verließ die Residenz und zog zu mir nach A . . . . . . Wir wohnten dort in einem Hause, das hinten hinaus einen schönen Garten hatte, an den sich mehrere Nachbarsgärten reiheten. Dieser Garten war der Ort, wo in der milden Jahreszeit meine Mutter den ganzen Tag zubrachte, wo sie arbeitete, weinte, wo wir aßen und ich in der Laube meine Aufgaben fertigte. Wir lebten so uns selbst, glücklich vielleicht, wenn nicht der Schmerz um den Gatten meine Mutter trostlos gemacht hätte und kalt gegen jede Lebensfreude. Nie werde ich vergessen diese Tage, wo ihre Liebe so ungetheilt an mir hing. Ein Jahr darauf zog in das Haus neben an uns ein seltsamer Kauz. In A . . . . . . nannte man ihn nur den Hochgrauen, weil sein Kleid von dieser Farbe war. Es war ein Fremder, ein Mann von vierzig Jahren, der blos, um seinen Neffen auf das Gymnasium zu bringen, hierher gezogen war. Sein Aeußeres wäre sehr einnehmend gewesen, hätte nicht die finstere Miene, die gefurchte Stirne, das menschenscheue oder menschenfeindliche Wesen Jeden von ihm abgeschreckt. Er pflog

mit Niemanden Umgang. In seinem Garten war er immer beschäftigt, seine Aurikeln zu pflegen, die er, unbeschreiblich schön, besaß. Sein Neffe, meines Alters — ein Junge, der viel von der Art seines Oheims an sich trug und in sich aufgenommen hatte, wurde bald mit mir bekannt, und es traf sich in uns eine Seelenharmonie, wie sie selten gefunden wird. Obwohl der Alte sehr reich war, lebten Beide und kleideten sich so einfach, wie mich die Noth lehrte. Auch das brachte uns näher. Der Alte sah es sehr ungerne, wenn Albert, so hieß sein Neffe, Gemeinschaft mit Knaben seines Alters hatte. Das that aber nichts. Die Freundschaft hatte uns verbunden, und dies Hinderniß gab ihr einen geheimnißvollen Charakter, der um so mehr reizte. Zu mir kam Albert selten in's Haus. Draußen aber fanden wir uns in der herrlichen Gegend, und unsere Herzen wuchsen zusammen wie zwei Schosse einer Wurzel. Der Alte mußte es zuletzt doch erfahren haben. Er sah mich freundlicher an, wenn ich über die Mauer, die unsere Gärten schied, seine Aurikeln bewunderte. Durch mich wurde er aufmerksam auf meine Mutter. Der stille, tiefe Schmerz, der ihr so leserlich auf dem Gesichte stand, zog den Griesgram an. Es traf sich wohl, daß er mit mir sprach, mit meiner Mutter wohl auch einmal ein Wort außer dem nachbarlichen Gruße. Der Kinder Freundschaft brachte die Eltern sich näher. Noch ein Jahr entschlief im Mutterschooße der Zeit, und wir waren befreundet. Harpel, so nannte sich der alte Isegrimm, war nun ein sehr wohlwollender Mann — aber nur gegen meine Mutter und mich. Allen Anderen kehrte er die Nordseite seines Wesens zu, die rauh und unfreundlich war wie die der Waldbäume. Eine recht lautere Freundschaft umschloß uns Alle. Glücklicher war Niemand als Albert und ich.

Harpel hatte viele Bildung, große Belesenheit, feinen Geschmack. Seine Unterhaltung war geistvoll. Es diente zu meiner Mutter Zerstreuung mit ihm sich zu unterhalten. Drei Jahre noch dauerte dieses schöne, seltene Verhältniß. Wir waren reif zur Universität, Albert und ich. Die Trennung war nahe, sehr nahe. Wir ahneten's nicht.

Ich kehrte eines Tages heim von einem Spaziergang, und fand meine Mutter, vor dem Bilde meines Vaters knieend, in heftigem Weinen. Ich trat sanft tröstend zu ihr und umschloß sie mit meinen Armen, sie zu ihrem Sitze zurückführend.

„Wir reisen erster Tage nach Jena ab," sagte sie, nachdem sich ihre Thränen gemildert hatten. „Albert geht nach Heidelberg."

„Heidelberg?" stammelte ich.

„Ja, Adolph!"

„Und warum nicht auch wir, theuere Mutter? — Was hindert uns? Warum sollte das schöne Band, was uns vereint, getrennt werden?"

„Es muß sein, Adolph!"

„Muß? Theuere Mutter, ich begreife Sie nicht!" —

Da fiel sie mir um den Hals und klagte weinend: „Harpel habe ihr seine Hand geboten und sie habe sie ausgeschlagen, da sie nie mehr die Gattin eines Anderen werden könne; Harpel würde des anderen Tages wahrscheinlich abreisen."

„Ich habe einen der edelsten Menschen von mir gescheucht!" seufzte sie, „einen Freund für Dich."

Das traf mich seltsam und zugleich schwer. Ich eilte zu Albert. Er wußte es.

„Aber warum will Dein Oheim fort? — Albert!" — fragte ich.

„Laß ihn!" sagte er. „Er ist ein sehr edler Mensch, der aber seltene Grillen hat."

„Die Wege seines Schicksals sind keine Rosenpfade gewesen, Adolph, glaube mir's. Er fühlt es, daß das bisherige schöne Verhältniß zwischen Deiner Mutter und ihm nicht mehr so fort bestehen kann wie es bisher war. Er achtet sie sehr hoch. Ueber die Tage jugendlicher Liebe ist der Mann hinaus. Noch innigere Achtung für Deine Mutter nimmt er mit sich hinweg — denn in ihrer Seele lebt Dein Vater — in seiner eine alte Liebe — eine unglückliche." —

„Wir müssen ihm ein Opfer bringen! Wir sehen uns ja wieder."

Wir schieden. Er ging nach Heidelberg — wir nach Jena. Harpel aber nahm Abschied von meiner Mutter in seiner alten Art. Verstellung kannte er nicht. Das Scheiden war mir unaussprechlich schwer geworden. Ich lebte in Jena als Einsiedler ein halbes Jahr. Da klopfte es eines Sonntagsmorgens an unserer Thüre, und — Harpel trat herein mit Albert.

„Wir suchen die alten Freunde wieder!" rief er freudig aus. „Nun, liebe Freundin — dort in Heidelberg hat der liebe Gott ein Paradies geschaffen; aber ich war wieder allein, und der Junge da auch. Wir kommen wieder, um hier zu bleiben und Freunde zu finden!" —

„Amen!" sagte mit einem recht fröhlichen Gesichte die Mutter. — Das Mißverhältniß war vergessen, aber die alte Freundschaft nicht.

Im glücklichsten Vereine lebten wir, bis das ominöse Triennium an seiner Grenzmarke stand, die Testimonia der Sitten, des Fleißes et caetera in sicheren Händen lagen: da fiel zum zweiten Male die Trennung schwer auf's Herz. Es mußte sein. Harpel reiste mit Albert in die weite Welt hinein — ich in's kleine Miethstübchen in die Residenz, alldorten im Schweiße meines Angesichtes mein Corpus juris zu tractiren und mich so zum Examen vorzubereiten, das mir gerade vorkam wie die Teufelsbrücke, die Albert jetzt über Kurz oder Lang selbst in natura zu passiren das Glück haben sollte.

Der Tag der Trennung war ein sehr wehmüthiger und schwerer Tag. Es lag ein dumpfes, düsteres Schweigen über uns, und eine Beklommenheit auf unseren Herzen, die fast unerträglich war. Es war, als gälte es einen Abschied am Grabesrande! Und theilweise war es wirklich an dem. Es war jetzt das erste Mal, daß ich Harpel'n weinen sah.

„Ich hoffe Sie wiederzusehen," sagte er, die Hand meiner Mutter drückend. „Ist's hier unten nicht mehr, so ist es oben im

Vaterlande!" Mich drückte er an's Herz und segnete mich wie ein sterbender Vater. Albert wollte mich nicht lassen. Fast mit Gewalt riß ihn Harpel los und rief, selbst mit wankender Stimme: „Albert, sei ein Mann!"

Wir schieden schweren Herzens.

Das Schicksal riß mich hin und her, bis ich endlich ein Stücklein eigenes Brod aß. Meine gute Mutter erlebte diese Freude noch — aber nicht lange. Die Leiden des Alters, Frucht eines Lebens voll schwerer Prüfungen, betteten ihr endlich das letzte Ruheplätzchen. Ich stand allein. Oft hatte sie gewünscht, Enkel auf ihrem Schooße zu wiegen — der Wunsch blieb unerfüllt, weil ich kein weiblich Wesen bisher gefunden, das mich hätte beglücken können. In meinem Aemtchen wirkte ich still und sorglich. Von Albert kam selten Kunde. Die letzte vor dem Ausbruche des Freiheitskampfes war aus Neapel, wo er mit dem Gedanken umging, an der Hand seines wackeren Oheims Sicilien, dann Griechenland zu durchwandern.

Da kam die schwere Zeit des Gerichts über den Gewaltigen, den die Welt lästerte und jetzt erst ehren lernt. Deutschlands Binde fiel, seine Fesseln brachen, seine Jugend griff zum Schwerte, seine Siegesfahnen wehten. Konnte ich im warmen Neste bleiben und die Feder führen, während Tausende den Flammberg schwangen? —

Nein, es war unmöglich. Ich zog mit den Schaaren in's Feld. Das Kriegsleben gefiel mir. Eine Weile schwankte meine Wahl zwischen Schwert und Kiel. Das Erstere behielt den Sieg. In den letzten Gefechten vor Paris war ich so glücklich, den Prinzen eines fürstlichen Hauses aus den Händen der Feinde zu retten. Paris fiel — der Friede kam — seine Palme blühte wieder in Deutschlands Gauen. Wir kehrten heim.

Die alte Fabel von Fürstendankbarkeit blieb keine Fabel bei mir. Jahre wohl zog ich am Joche des Aktenwagens auf der holprichten Bahn des Geschäftslebens. Ich hatte den Prinzen vergessen. Da las ich in öffentlichen Blättern, daß er die Herr-

schaft seines Ländchens angetreten — und bald kam ein Brief mit ungeheuerem Siegel, der mich in die Ferne zu ihm berief, und mich höher stellte, als ich je in den ehrgeizigen Jugendtagen geträumt.

Sonächst fünf Jahre waren hingegangen, und von Albert war keine Kunde mehr zu mir gelangt. Ich hielt und betrauerte ihn für todt. Er lebte stets in meiner Seele. Ich fand Freunde wohl, dem Namen nach, im Leben oft, aber den Jugendfreund ersetzte mir Keiner. Die Verbindungen wurden weder so innig, noch so dauerhaft, noch so edel, wie jene gewesen, zumal auf meiner späteren Stelle, wo so oft, wo so Viele meiner bedurften. Da schloß der kahle berechnende Verstand die Menschen an mich — aber das warme Herz nicht. — Zu meinem Glücke fehlte mir Albert. Ich hatte alle Anlage zu einem alten Junggesellen, wie man sich sprachwidrig ausdrückt. Die Weiber, die ich jetzt sah, benahmen mir die Lust, ein ähnliches Schicksal mir zu bereiten. Zwar war ich eben kein Aesop der Figur nach, wiewohl auch kein Adon — item ich konnte wohl als ein stattlicher Heirathscandidat gelten, und es schien mitunter, wenn ich recht in den Augen las, als hätten die Mädchen nichts gegen solches Eigenlob einzuwenden. Sie gefielen mir aber nicht, und so blieb ich — Junggeselle, bis zum dritten Male die Null in meinem Alter prunkte.

Um diese Zeit geschah es, daß Eingangs erwähntes Geschäftchen mich aus der fürstlichen Kammer in den Wagen trieb, und ich nach O.... in das Posthaus kam — wo geschah, was erzählt worden bis dahin, wo ich in der Thür offenen Mauls und starr vor freudigem Erstaunen stand — denn vor mir — stand — Albert, mein Albert im hechtgrauen Kleide wie sein Oheim Harpel, blühenden Ansehens, heiteren Blickes — mit einem honetten Schmeerbäuchlein, und an seiner Hand der Teufelsjunge, der mir zur zerrissenen Hose half.

Wie gesagt; wir Beide standen sprachlos vor einander, ein Jeder hatte das Wort auf der Zunge: „Steh'n die Todten auf!?“ allein Keiner konnte es verlautbaren.

Der Kleine aber nistelte sich an mich, schlug meinen Reiserock auseinander und rief: „Siehst Du, Vater, so hat er die Hosen zerrissen!"

Dieses Wort riß den Starrkrampf von der Zunge.

„Adolph! Albert!" Wir lagen uns am Herzen, und das Maulaufsperren war nun an den Herrn Posthalter respective übergegangen. —

„Du lebst noch?" fragten wir uns Beide und schlossen uns auf's Neue in die Arme, gleich als wollten wir's fühlen mit dem Tastsinn und so die theuere Wahrheit zu Kopf und Herzen führen.

Wie es in solchen Silberblicken des Lebens ist, so war es hier. Unsere Rede war evangelisch: „Ja, ja, und nein, nein." Drüber, ob's gleich nicht vom Uebel gewesen, brachten wir nichts heraus.

„Soll ich anspannen lassen?" fragte pfiffig lächelnd der Posthalter.

„Ja!" rief Albert, „und auspacken dazu Alles, was der Herr hat; und in mein Haus fahren! Hören Sie wohl?!" —

„Zu Befehl!" brummte der und ging.

Wir aber faßten uns unter dem Arm und gingen, und kamen zu dem Prachtgebäude, das in elisischen Gärten lag, und der Kleine hüpfte jubelnd vor uns her.

An der hohen Treppe des Hauses kam uns ein junges Weib entgegen mit einem Säugling auf dem Arme, schön, wie eine von Raphael's Madonnen.

„Mutter!" rief der kleine Adolph, „wie haben sich die so lieb!" Er deutete auf uns.

Eine Thräne glänzte in des Weibes schönem Auge.

Sie trat auf mich zu und reichte mir die schöne Hand.

„Sie sind der Retter meines Kindes! Gott segne Sie!" sagte sie — „mein Dank ist unaussprechlich!"

„Mutter!" rief der Bube, „sieh' hier das Wahrzeichen!" Und wieder gab er meine ruinirte Hose den Blicken preis.

„Er ist mehr noch, Amalia," sagte in schöner Begeisterung Albert; „er ist mein Adolph, den ich als todt beweinte. Er ist's, Amalia, zweifle nur nicht! Lege ihm den Jungen auf den Arm, daß er ihn segne! Fall' ihm um den Hals, Weib! Was zögerst Du? Es ist ja mein Adolph!"

Ich mußte weinen, wahrhaftig, weinen wie ein Kind.

Das schöne Weib legte das Kind auf meine Arme, das ich in tiefer Rührung an's Herz drückte; dann flog sie selbst in meine Arme.

„Gib ihm einen Kuß, Amalia!" rief Albert auf's Neue. „Es ist mein Alter ego!"

Und meine Lippen berührten zitternd den süßen Mund.

„Willkommen!" sagte sie dann so herzlich, so innig, wie ich das Wort nie gehört.

Ich war wie berauscht. Albert drehte sich auf dem Absatz und rief einmal über das andere Mal: „Juchheisa!"

So kamen wir in das Haus, wo Geschmack herrschte ohne Pracht und Prunk.

Jetzt erst, als wir saßen auf den Polstern des Kanapee's, ging das Fragen an, das keine Antwort abwarten kann.

Amalia führte mir den Geretteten vor.

„Wunderbare Fügung!" sagte sie mit dem Engelslaute der Stimme, „Sie haben ihren Pathen gerettet."

„Ja, ja, Adolph," rief wieder Albert, „es ist wirklich Dein Pathe."

„Aber höre, Amalia, daß Du mir nicht wieder Sie zu dem alten Knaben sagst! Das ist Dein Bruder jetzt. Du, nicht wahr?"

Da reichte sie mir noch einmal Hand und Mund, und Du und Du hieß es jetzt, und eine Freude zog in meine Brust, wie ich sie nie empfunden, die mich fast übermannt hätte.

Noch heute, wo ich an jene Tage zurückdenke, rufe ich aus voller Seele aus: „Mensch, nenne das Erdenleben nicht arm! Mag

Trübsinn Deinen Blick umnebeln, Du kannst es dennoch nicht arm nennen! Leid, Weh, Schmerz, Elend, sie sind die Schatten, die die Lichteffecte in dem Lebensbilde desto lebendiger erheben, und eben erst die Harmonie hervorbringen. Solche Tage, wie ich sie damals gelebt, sie überwiegen Jahre voll Weh und entschädigen dafür.

„Wo ist Dein Oheim, Albert?" fragte ich, als der duftende Thee seine chinesischen Wohlgerüche zu meiner Nase führte, und der Knasterdampf mit einer nie gefühlten Wonne mir über die Lippen glitt.

„Der Herr hat ihn zu den Edelsten aller Zeiten versammelt!" sagte er weich, „vor einem Jahre starb er."

„Und Deine Mutter?" fragte er mich.

„Auch sie schläft!"

„Frieden ihrer Asche!" sprachen wir Dreie, und unsere Thränen brachten ein Todtenopfer.

Wir saßen jetzt allein. Die Kinder waren von der lieblichen Mutter zur Ruhe gebracht worden.

„Erzähle, beichte!" gebot mir Albert. „Ich habe Dich gefunden, Du mußt zuerst erzählen."

Ich that's. Vor ihren Blick führte ich die Kreuz- und Querwege meines Lebens, die Blüthentage der Freude und die dornenvollen des Leidens, die mühe- und gefahrvollen des Kriegs, und die einförmigen des papierenen Geschäftslebens.

„Und nun bist Du?" — fragte Albert.

„Respect, Herr Justitiarius zu O....! Hochfürstlich — 'scher Geheimer Kammerrath!"

Er machte einen Kratzfuß, nahm sein Weib in den Arm und fragte: „Und die Frau Kammerräthin? Nicht wahr, ein Engel, wie meine Amalia? und Taugenichtse ein halbes Dutzend?"

Ich seufzte tief auf. „Nein, Albert," sagte ich, „so glücklich bin ich nicht. Noch stehe ich allein im Leben; stehe und falle mir selbst, habe Niemanden, der meine Last tragen hilft; Niemanden,

der mir meine Freuden theilen hilft — kurz, ich bin ein Hagestolz in optima oder besser in pessima Forma."

„Armer Teufel, Du," klagte er. „Nein, so darf es nicht bleiben! Heirathen mußt Du, denn ein Hagestolz lebt, hol' mich dieser und der, nur halb. Hätte mein alter Oheim diesen Engel nicht gehabt (er drückte Amalien an sein Herz), ich hätte ihn innig bedauert."

Ich wies die Sache von der Hand.

An Albert war nun die Reihe. Er erzählte, daß er mit Harpel Griechenland besucht, dann, zurückgekehrt nach Neapel, von dort England und Frankreich durchreiset, endlich heimgekehrt in's Vaterland, eine Stelle in L...., einer bedeutenden Stadt, angenommen habe. Harpel hatte bei ihm gelebt.

Endlich wurde er nach O.... als Justizamtmann versetzt, wo Harpel dies Gut gekauft, ihn zum Erben eingesetzt habe, dann, nachdem er noch wenige Jahre gelebt, im zufriedensten Alter gestorben sei. Ueber die Geschichte seiner Heirath ging er schnell hinweg.

Ich fragte danach.

„Laß das, Alterchen," sprach er; „Amalie darf nicht dabei sein."

„Warum denn nicht?" fragte sie lächelnd. „Glaube mir, Albert, ich gehe gern geistig in jene bittere und dann so schöne Zeit zurück."

„Nun, Malchen, morgen ist ja auch noch unser," beruhigte er.

„Aber warum schriebst Du mir nicht, Albert?" strafte ich.

„Habe ich nicht? — Amalie, gib Zeugniß, wie ich stündlich von ihm sprach, und oft von Dir den Vorwurf hören mußte, Adolph sei mir mehr, als Du? War's nicht so?"

Sie erröthete. „Ja," sagte sie, „Du darfst es glauben, Adolph, so war es. Er schrieb oft, und erhielt nie Antwort. Er forderte Dich in öffentlichen Blättern auf, und Alles blieb stille."

Er lief weg und holte die Blätter. „Glaubst Du, Thomas?" fragte er mich.

Nur so konnte ich es mir erklären, daß gerade in der Zeit des Feldzugs es geschah, wo ich in Galliens Gefilden lebte.

Noch lange plauderten wir traulich. Da schlug es Zwölfe und die Hausfrau trieb uns zu Bette.

Wie war mir jetzt O.... so lieb geworden! Wie war ich so glücklich. Meinen Albert hatte ich wieder. Blickte ich auf sein häusliches Glück, dann drängten sich Seufzer in meiner Brust. Konnte ich es nicht auch so haben? Hatte ich nicht durch des Fürsten Gnade mein reichliches Auskommen? War ich denn schon alt? Ich trat vor den Spiegel und besah mich, und mußte mir selbst das Zeugniß geben, ich sei noch eben jung genug zum Heirathen. Dreißig Jahre sind ja nur zehn mehr als zwanzig! Graue Haare habe ich noch nicht! Meine Zähne waren noch gut! Eine Brille brauchte ich auch noch nicht! Kurz, ich wurde an diesem Abend, wo ich Zeuge einer Engelsehe geworden, bekehrt von der Hagestolzerei. „Doch" — sagte ich zu mir selbst — „nicht Alles ist Gold, was glänzt." „Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht." Das war der kleine Asmodi, der mir das in's Ohr raunte, der Schalk. Mein Verstand erhob auch seine Stimme im hohen Rath und sprach: Apropos! Freund Adolph — zum Heirathen gehören Zweie. Wie denn nun, wenn ihn Niemand mag? He? — Der Bengel kam just zur Unzeit. Ich kratzte mich hinter'm Ohr und legte mich zu Bett, und sah mich im Traum im Schlafrock, in einer weißen Baumwollmütze, eine alte Annesibylle um mich herum keifen, einen alten Kater neben mir in behaglicher Ruhe liegen, die Pfeife dampfend, das Podagra zwickend in den Füßen, kurz, den ganzen Haushalt eines Hagestolzen comme il faut. — Dies Bild mußte mich tief ergriffen haben. Ich erwachte, und im Erwachen hörte ich den letzten Seufzer, der meiner Brust entstieg, und — die Sonne des Frühlings sah freundlich durch die hellen Fenster, und der klare Himmel versprach einen heiteren Tag.

Und er wurde es im vollsten und schönsten Sinne des Wortes, denn über uns und in uns war's ein heiterer Frühlingstag voll Lust und Licht, und Duft und Freude.

Da, wo ein kleines Bassin, von grünem, mit Veilchen und

Vergißmeinnicht reich durchwirkten Rasen umgeben, von himmelanstrebenden Pappeln und deh- und wehmüthigen Trauerweiden beschattet, erquickende Kühle auf eine duftige Geisblattlaube ausgoß, hat die liebliche Amalie das Frühstück bereitet. Albert und mein herziger Pathe riefen mich ab, und wir fanden die Gastliche in aller emsigen Thätigkeit einer wackeren Hausfrau.

Ihre Freundlichkeit würzte das Frühmal. Es mundete köstlich.

Nach dem Frühstücke besahen wir den schön und geschmackvoll angelegten, in seinen abwechselnden Partieen überraschenden Garten. Ich konnte nur bewundern.

Erst nachdem wir lange umhergewandelt, führten die glücklichen Gatten mich zu einer der reizendsten und sinnigsten Partieen des Gartens. Dicht von Jasmin und Rosen umgürtet, aus denen Trauerweiden und Cytisus sich erhoben, lag ein Gärtchen, wo die herrlichsten Aurikeln, sorgsam gepflegt, blüthen. Eine Moosbank, von einem Laubdache beschattet, lud zum Anblick in Ruhe ein.

„Das ist unser und Harpel's Heiligthum," sagte Amalie.

Albert zog mich auf die Moosbank nieder.

„Hier, Adolph," hob er an, „ist der Ort, wo Du erfahren sollst, was Dir in Harpel's Leben dunkel blieb, wo Du hören sollst, wie und durch welche Wege mich die Hand des Himmels in das Paradies meines ehelichen Lebens einführte."

„Höre also: Harpel war der Sohn überaus reicher, aber auch ebenso edler Menschen, meiner Großeltern mütterlicher Seite. Hier in diesen herrlichen Umgebungen wuchsen er und meine vollendete Mutter am Busen der Natur und der Elternliebe, geleitet von einer innigen Religiosität, auf.

Die Eltern Harpel's starben frühe. Meine Mutter kam zu entfernten Verwandten, lernte meinen Vater kennen und verband sich mit ihm. Harpel besuchte mehrere Universitäten, ohne sich zu irgend einem Berufsstudio entschließen zu können, was er bei seinem Vermögen auch nicht nöthig hatte.

Einige Zeit weilte er darauf bei meinen Eltern und fing dann

an, die Welt zu durchschweifen nach Ost, Süd, West und Nord. Und wo der Himmel das Füllhorn seines Segens ausgegossen, da blieb er, oder wo Wissenschaft und Kunst ihren Tempel hatten. So lebte er vier volle Jahre ein beneidenswerthes Leben.

Er suchte endlich sein Vaterland wieder. Dresden mit seinen Schätzen und herrlichen Umgebungen fesselte ihn. Er miethete sich eine Wohnung, die ihm die Aussicht auf die schöne Elbe bot, und führte, obwohl an keinen Ort gefesselt, das alte Leben, wenig Gesellschaft suchend, sich selbst und die Wissenschaft und Kunst.

Wieder einmal, wo er den Winter in Dresden war, erkrankte er schwer. Gerade um diese Zeit kehrte die älteste Tochter des Rathes N . . . . . ., in dessen Hause Harpel wohnte, aus der Ferne heim. Sie war bei einer Tante erzogen worden, deren Tod sie der Heimath und dem älterlichen Hause wiedergab.

Harpel hatte noch nie geliebt. Einmal hatte ein Mädchen, welches er in Töplitz sah, einen Eindruck auf sein Herz gemacht; allein Harpel konnte bei seiner einfachen Art zu sein, bei seiner, trotz der vielen Welterfahrung und Weltkenntniß, großen Schüchternheit, in der Nähe des weiblichen Geschlechtes keine Gelegenheit finden, sie genauer kennen zu lernen. Er sah sie oft in der Nähe, ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben. Lange noch schwebte, nachdem sie längst, unbekannt wohin, Töplitz verlassen hatte, das Bild vor seiner Seele — allein die Zerstreuungen seiner Lebensweise stellten es zuletzt wieder ganz in den Hintergrund.

Jetzt sieht er das Mädchen plötzlich als seines Hausgenossen Tochter wieder und ihr Bild nimmt den Raum wieder ein, den es einst inne gehabt.

Aber er erkrankt. Ein heftiges Fieber zerrüttet sein Wesen. Er schwebt, sich gänzlich unbewußt, am Rande des Abgrundes.

Mit edler Aufopferung nehmen sich die Hausgenossen des Kranken an. Er genießt wahrhaft elterlicher Pflege von den Menschenfreundlichen, mit denen er nie in genauem Verkehre gestanden.

Die eigene ungeschwächte Natur, im Bunde mit der Kunst

von Dresdens berühmtesten Aerzten, rettet ihn. Er genest wieder, und an seinem Siechbette findet er die edle Mutter und die noch lieblichere, jetzt zur vollendeten Jungfrau herangewachsene Tochter.

Das Band der Dankbarkeit fesselte ihn an die achtungswürdige Familie, das Band einer tiefen und innigen Hinneigung an Theodoren. Die Zeit beginnt jetzt für ihn, die unbeschreiblich selige für das liebende Herz, wo die Liebe sich, der Blume gleich, entfaltet, und plötzlich, den Gärtner überraschend, in ihrer vollen Blüthe-Prangen vor ihm dasteht. Er ist des Rathes täglicher Hausgenosse. Er kann ohne die geist- und gemüthvolle Theodora nicht mehr leben. Auch er ist ihr theuer. Sie gesteht es ihm in einer süßen Stunde, daß sie ihn in Töplitz bemerkt; sie erröthet bei dem Bekenntniß, als sei es eine Sünde. Da kann Harpel sich nicht mehr halten. Er bekennt ihr seine Liebe. Im Mädchen kämpft die Jungfräulichkeit und die Liebe den unendlich reizenden Kampf. Die Liebe siegt — sie liegt an seinem Herzen.

„Nun gingen andere Sonnen
Und andere Monden auf,
Nun war die Welt gewonnen
Für seinen Lebenslauf!"

„Wärest Du nicht ein Hagestolz, und das ein eingefleischter," bemerkte Albert, „ich würde Dir ein Bild der Tage malen, die Harpel jetzt an der Zahl dreihundert fünf und sechszig genoß; ich würde den Pinsel tauchen in die Farben der Erinnerung aus dem eigenen Jugendglück; — aber so etwas copirt der Herr Kammerrath nicht, sind auch Allotria, da in den Acten und Rechnungen Hochdesselben niemals ähnliche Exempla gefunden werden; darum schreibe ich darunter: Latus per se — weil er das am Besten versteht, und gehe in meiner Historie weiter vorwärts, indem ich à la Fortunatus einen Siebenmeilenschritt über ein ganzes Jahr hinaus thue."

Harpel hatte sein ganzes baares Vermögen in London angelegt. Wollte er sich häuslich niederlassen, so bedurfte er jetzt bedeutender

Gelder. Verschiedene, mir unbekannte Verhältnisse nöthigten ihn, selbst die Reise nach England zu unternehmen. Theodore und er waren eins. Nur bei dem Vater hatte Harpel noch nicht förmlich geworben. Er haßte die Formalitäten des altfränkischen Lebens seiner Zeit und ihre steifen reifröckigen Formen. Ueberdies schien dies ihm auch überflüssig. Der Rath R...... liebte ihn ungeheuchelt, und war nur in dem Einen Punkte nicht mit ihm einverstanden, daß er kein Amt annehmen wollte, wozu sich ihm schon oft die schönste Aussicht dargeboten hatte. Er war Kind der Familie. Seine Liebe zu Theodoren war kein Geheimniß; denn jedes Geheimthun war ihm, bei der offenen Biederkeit seines Charakters, verhaßt.

Dem Wunsche des alten wackeren Geschäftsmannes zu entsprechen, that Harpel Schritte wegen einer Anstellung und wollte, da sie einem so kenntnißreichen Manne nicht fehlen konnte, den alten Rath bei seiner Zurückkunft aus England damit überraschen.

Nach oft gefaßtem und immer wieder aufgeschobenem Vorsatze riß sich Harpel endlich aus dem Arme der Liebe und reiste ab. Sein Geld gab seiner Reise auf dem Festlande Blitzesschnelle. Nicht so war es auf dem ungetreuen Element. Aeolus und Neptun's Launen konnten Ducaten nicht beherrschen.

Eine langsame Seefahrt war ihm peinigend. Albions weiße Küste wurde ihm ein Paradies, das seine Wünsche erstrebten, indeß seine Gedanken nur rückwärts eilten zu der Geliebten.

Schnell glaubte er in England sein Ziel zu erreichen. Er hatte sich bitter getäuscht. Das Geschäft zog sich in die Länge — der Winter kam. Großbritanniens ungesundes Klima schwächte seine Kräfte. Er erlag ihm endlich. Ein schleichendes Fieber warf ihn dort im fremden Lande, mit dem Heimweh der Liebe im Herzen, auf's Krankenbett. Lange, lange litt er. Schreiben konnte er nicht, und hatte Niemanden, der für ihn hätte schreiben können, mochte auch Theodoren nicht den Schmerz machen, ihn in der Fremde, in weiten Entfernung krank zu wissen. Den ganzen Winter hin-

durch war er krank. Der Frühling kam; seine Gesundheit nicht. Spät im Frühling, an der Grenze des Sommers erst, erholte er sich.

Im August war endlich sein Geschäft beendet. Er schrieb, er eilte, die Geliebte wieder zu finden. Er kommt in Dresden an. Er eilt zu R......'s Haus, klopft — man öffnet. Es sind fremde Gesichter, die ihn kalt begrüßen.

„Ich suche den Rath R......!" sagte er.

„Wir bedauern, Ihnen sagen zu müssen, daß er seit drei Vierteljahr todt ist;" das ist die Antwort, die ihn niederschlägt.

„Und die Räthin?"

„Auch todt! — Wir haben das Haus erstanden."

„Und seine Kinder? Theodora?"

„Können leider nicht dienen!"

Harpel taumelt und sinkt in einen Stuhl.

Mitleidig sieht man ihn an.

Er läßt sich Alles noch einmal erzählen und eilt dann zu dem Präsidenten F.....r, einst des Rathes treuestem Freunde.

Man meldet ihn.

Es währt lange, bis er vorgelassen wird.

Stolz, kalt, mit dem Blicke der Verachtung, tritt ihm der Präsident entgegen und fragt mit schneidender Bitterkeit: „Womit kann ich dienen?"

Harpel starrt ihn an und ist keines Wortes mächtig.

„Womit ich dienen kann?" fragt noch einmal ärgerlich der Präsident.

„Um Gotteswillen!" stammelt Harpel, „was ist geschehen? Erbarmen Sie sich meiner, Herr Präsident, und lösen Sie mir das entsetzliche Räthsel!"

„Räthsel!" hohnlacht der. „Die Lösung können Sie sich selber geben!"

Noch nicht völlig genesen, greift das Alles Harpel'n fürchterlich an. Er sinkt ohnmächtig nieder.

Den Präsidenten ergreift eine sanfte Regung. Er ruft Hülfe. Man bringt den Ohnmächtigen zu sich.

Der Präsident entfernt sich. Nach einer Weile kommt er wieder.

„Wo ist Theodore?“ stammelt Harpel.

Der Name erweckt wieder alle Bitterkeit in dem Präsidenten. „Nennen Sie den Namen nicht wieder!“ ruft er aus. „Er ist entweiht in Ihrem Munde. Sie haben niedrig gehandelt, Sie sind ein Bösewicht, denn Sie haben das Herz eines Engels betrogen, meinen Freund in's Grab gestürzt, die Mutter getödtet, die Kinder zu hülflosen Waisen gemacht. Ihr Aussehen ist der Beleg zu dem, was das Gerücht sagte. Kehren Sie in die Arme von Londons Buhldirnen zurück. Das aber sage ich Ihnen, daß Sie nicht triumphiren können: Theodore ist glücklich verheirathet, sehr glücklich. Und — ich habe zu viel Zeit an einen Niederträchtigen verschwendet — gehen Sie und treten Sie nie mehr einem Ehrenmanne unter das Auge!“ — Er wendet Harpel'n den Rücken und läßt ihn stehen.

Der ist starr. Das Gelächter der rohen Dienerschaft erweckt ihn wieder. Er zerrauft sein Haar und stürzt hinweg.

„Armer Harpel!“ seufzte ich. „So wurdest Du verkannt? — Und wie war's mit ihm?“ fragte ich, auf's Höchste gespannt. —

„Er flieht nach O.... hieher, und lebt in stummer Verzweiflung lange Zeit von aller Welt geschieden. Ihm konnte das Leben ja nichts mehr geben. Aber die Zeit milderte seine Verzweiflung. Das Gefühl der Unschuld erhebt ihn wieder und gibt ihn sich selbst zurück. Er forscht nach R......'s Waisen. Er setzt ihnen, ohne daß es Jemand ahnt, woher es komme, Jahrgelder aus. Sie sind wackere Diener des Staats, glückliche Väter geworden durch ihn. Von Theodoren hörte er, sie lebe glücklich und sei Mutter von fünf Kindern. Er liebte sie noch ebenso wie einst. Seine Seele war nicht zum Vergessen geschaffen. Ich erinnere mich dunkel, daß wir Kinder ihn nur den traurigen Oheim

nannten. Er lebte lange Zeit bei meinen Eltern. Zuletzt, als meine Geschwister von den Blattern hingerafft wurden, verließ er sie nicht mehr. Und als auch mir der Wille des Himmels die Eltern nahm, da ging er mit mir hierher und erzog mich mit väterlicher Liebe. Zwischen seinen Aurikeln und mir war sein Leben getheilt und sein Herz. Aurikeln waren Theodoren's Lieblingsblumen."

„Es liegt ein dunkeler Schatten auf Theodoren," hob mit Thränen im Blick Amalie an; „ihn aufzuhellen, ist meine Pflicht. Du vergönnst es mir, Albert, nicht wahr? — Ich habe es ja aus ihrem Munde!"

Er nickte wehmüthig.

„Harpel's Abreise beugte die Treuliebende. Seine Rückkehr war ihrer Wünsche, ihrer Gebete, ihrer Hoffnungen, ihrer Reden und Träume Inhalt und Ziel. Aber sie verzögerte sich von einer Woche, von einem Monat zum anderen, und selbst kein Brief brachte Kunde von ihm. Da erfüllte stille Besorgniß, Gram ihr Herz. Ihre Thränen flossen in stiller Nacht, dann auch im Kreise der Ihren. Der Vater schwieg; aber die Wehmuth, mit der er sein Kind betrachtete, die Liebe, mit der er sie umfaßte, die Kälte, womit er von Harpel sprach, stießen einen Dorn nach dem anderen in ihr Herz.

Als nun gar der lange, öde Winter kam, und immer noch nichts von Harpel verlautete, als selbst auf des Vaters Briefe nach London die Antwort kam, man wisse nichts von Harpel, als daß er da gewesen, sein Geschäft zu negociiren, dann aber verschwunden sei — da bleichten die Rosen ihrer Wangen und das bitterste Weh zog in ihre Brust ein. Sie hielt ihn für todt. Treulos — nein, treulos glaubte sie ihn nicht, denn sie kannte den Edelmuth seines Charakters zu gut, um nur im Entferntesten den Gedanken zu hegen. Sie entzog sich jeder Freude.

Die Eltern aber hielten ihn für treulos. Ein junger Mann, der bei der Gesandtschaft in London angestellt gewesen, ein Wüstling,

hatte Harpel'n dort gekannt, und entblödete sich nicht, das Unwürdigste, dessen er fähig war, dem Edlen anzudichten.

Der alte Rath R......, dessen Gesundheit ohnedem wankte, wurde von dem Schicksale seines geliebten Kindes so tief gebeugt, daß der Gram seinen Lebensfaden zerriß.

Man hatte geglaubt, R...... sei ein wohlhabender Mann; allein nun wies es sich aus, daß er arm, sehr arm war; ja daß eine bedeutende Schuldenlast Alles aufzehrte, was die unglückliche Familie besaß.

Die Lage der Armen war schrecklich. Theodoren's Elend zwiefach. Sie lebten von den Unterstützungen edler Freunde und von ihrer Hände Arbeit. Das Mädchen war groß in ihrem Schmerz. Sie trug ihn mit wahrer Heldenstärke. Sie lebte nur für die Mutter und die jüngeren vier Geschwister.

Da raubte der Tod ihr die letzte Stütze. Die Mutter bekam ein schleichendes Fieber, das ein nahes Ende erwarten ließ. Theodorens klarer, nüchterner Blick aber sah ganz das Schreckliche ihrer Lage. Ihre Seele war groß und stark. Der Himmel gibt in solchen Prüfungen der weiblichen Seele eine Heldenkraft, deren selbst der Mann nicht fähig ist.

Um diese Zeit warb ein armer, aber sehr rechtschaffener Mann (er war bei Theodoren's Vater Registrator gewesen) um ihre Hand. Theodore sah, wie der Mutter Auge in neuer Freude noch einmal glühte. Sie sah ja die Möglichkeit, ihre Kinder vor Noth zu retten. Theodore überwand das eigene Herz. Sie errang den schwersten Sieg. Lieben konnte sie den Mann nicht, aber sie achtete, sie schätzte ihn, denn es war einer von den seltenen Menschen von altem deutschen Schrot und Korn. Sie reichte ihm am Krankenbette der Mutter die Hand. Diese starb heiter und ruhig. Das war der Lohn des Opfers für Theodoren. Ein reicher Lohn! Und die Vorsehung gab ihr einen höheren in dem stillen harmlosen Glück einer gewiß zufriedenen Ehe. Treue Freundschaft verband die Gatten, und eine innigere Zuneigung kam mit den Jahren, den Leiden und

Freuden ihres ehelichen Lebens. — „Sie hat auch vollendet!" seufzte Amalie, und ihre Thränen rieselten.

Albert drückte sie an's Herz.

„Beruhige Dich, Theuere," sagte er liebevoll. „Laß mich vollenden!"

„Mit dem immergrünen Gefühle der ersten Liebe im Herzen," fuhr jetzt Albert wieder fort zu erzählen, „konnte nie eine andere Neigung in seinem Herzen Eingang finden. Meiner Erziehung widmete der Edle alle Kraft und alle Zeit. Als er mich reif hielt, begleitete er mich nach A......, weil er mich nie wollte allein, nie in böse Hände gerathen lassen. Wir fanden uns dort, Adolph, und die seligsten Stunden der Jugendfreundschaft genossen wir dort. Der Kinder Freundschaft befreundete die Eltern. Harpel hatte im Stillen Deine Mutter beobachtet. Sie gefiel ihm sehr wohl. „Nie," so sagte er später, „hat ein Mensch so meine Achtung und Hochschätzung genossen, als Adolphs vortreffliche Mutter." Aus dieser Achtung, aus dem Gefühle, nur in der Nähe einer so herrlichen Frau könne sein Alter erheitert werden, aus dem edlen Antriebe, für Dich zu sorgen, da er der Mutter keine Unterstützung zu bieten wagte, ging es hervor, daß er ihr seine Hand bot. Er achtete Deine Mutter wo möglich noch höher, da sie ihn abgewiesen, als früher, da er, der an aller weiblichen Treue zweifelte, hier die treue Liebe so herrlich vorfand. Es war natürlich, daß doch durch diesen Schritt, den Harpel oft bereute, ein Mißverhältniß eintrat. Er ging mit mir nach Heidelberg — dann aber, weil er sich allein fühlte selbst in diesem Paradiese Badens, wieder nach Jena, wo er wieder so heiter war, als er es in A...... gewesen. Darauf wanderten wir, wie einst der berühmte Spaziergänger nach Syrakus, mit dem Ränzel auf dem Rücken, dem Stab in der Hand, durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Sicilien, die Levante, von hier zurück nach England durch Frankreich in die Heimath. Zum zweiten Male, freilich mit sehr schmerzlichen Erinnerungen, wählte Harpel Dresden zum Wohnort. Er drang in mich, ein Amt anzunehmen.

Ich machte mein Examen, und bald wurde mir eine Stelle gegeben, wo ich die breiten Sandwege der Justiz und die Lastwagen menschlicher Narrheit und Schlechtigkeit, welche die Advocaten, für prunkende Staatswagen sie ausgebend, der ehrsamen Dame mit der wächsernen Nase ziehen helfen, kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Eine Versetzung führte uns nach Leipzig. Die Schätze der Weisheit thaten sich jetzt wieder dem alten Mann auf. Rüstig wie ein Jüngling, benutzte er, was die Universität bot, und studirte unermüdet. Oft bat er mich, mir ein trautes weibliches Wesen zu suchen, daß nicht mein Leben öde werde wie das seine; aber er rieth mir sorgsame Prüfung an und hob oft die Kraft seiner Bestimmungsgründe durch die bitteren Bemerkungen über das weibliche Geschlecht wieder auf, so daß mir bangte vor jeglicher Verbindung. Da führte ein einfaches Ereigniß — doch nein, es war ja eine Schickung dessen, der Alles wohl macht, in dessen Weltregierung nichts unbedeutend ist, eine gänzliche Umwandlung unseres Lebens herbei.

Harpel war stets ein Freund mechanischer Kunstfertigkeiten gewesen. Neben der Wohnung, die wir in Leipzig inne hatten, wohnte ein Juwelierer, ein sehr braver Mann, einst ein Schulgenosse von meinem Oheim. Es that ihm wohl, eine bekannte Seele aus der Jugendzeit, die ihm so sehr befreundet war, wieder zu finden, und andererseits zog ihn des Jugendgespielen Geschäft sehr an.

Eines Tages, wo er wieder in der Werkstätte saß, trat eine alte Frau herein und bot dem Juwelierer ein Ringlein zum Verkauf an, auf dessen Schilde die Buchstaben T. P. eingegraben standen. „T. P.,“ sagte der Juwelierer nachlässig, ohne zu wissen warum, und besah den Ring, der sehr wenig Werth hatte.

Theodore Pfeifer, so hieß ja die untreue Geliebte. Der Gedanke durchzuckte Harpel's Seele. Er nahm den Ring — und — er bebte — es war ein ihm wohlbekannter Goldreif, den einst Theodore getragen.

Der Juwelierer bemerkte die Bewegung Harpel's. „Was ist Ihnen?“ forschte er ängstlich. „Kennen Sie den Eigenthümer?“

Harpel fragte die Frau, woher sie ihn habe? —

„Er gehört einer armen, kranken Wittwe, die mit fünf Kindern am Hungertuche nagt,“ sagte die Frau.

„Und sie heißt?“ —

„Theodore Pfeifer.“

„Heiliger Gott! wo wohnt sie?“

Die Frau bezeichnete ein abgelegenes Gäßchen, das Harpel nicht kannte.

Er nahm den Ring und bat die Frau, ihn zu der Kranken zu führen.

Albert sah auf Amalien. Sie saß da mit einem Gesicht, auf dem stille Wehmuth und doch eine freudige Erhebung der Seele geschrieben stand. „Willst Du mich ablösen?“ fragte er sanft.

Sie nickte.

„Ehe ich den Faden aufnehme, wo ihn mein Albert fallen ließ,“ sagte sie, „muß ich etwas aussprechen, was Du, Adolph, vielleicht schon ahntest — Theodore war — meine Mutter.“

„Deine Mutter?!“ rief ich erstaunt aus. „O, ich bitte Dich, fahre fort, liebe Amalie!“

„Mein Vater war seit drei Jahren todt,“ nahm sie das Wort, „als das Erkennen des Ringes in Harpel's Seele die alten Empfindungen weckte. Mit Armuth hatte er gekämpft alle die Tage seines Lebens. Armuth war unser Erbtheil, als er starb. Der Mutter kunstfertige Hand ernährte uns kümmerlich, bis ich, herangewachsen, sie unterstützen konnte. Da wurde unsere Lage in etwas besser. Allein der Brüder Unterricht, der Miethzins, die vermehrten Bedürfnisse meiner heranwachsenden Geschwister forderten mehr, als wir leisten konnten. Die trübe Aussicht in die Zukunft erfüllte der Mutter Seele mit Kummer. Der Kummer nagte an ihrer Gesundheit. Sie erkrankte. O, sie werde ich nie vergessen, diese Tage einer unaussprechlichen Noth! Nur der feste Glaube an den allwal-

tenden Vater im Himmel, den die Mutter so fest in meine Seele gepflanzt, hielt mich aufrecht in dieser schweren Zeit. Der Arzt, der meine Mutter behandelte, war kein Menschenfreund. Möge es ihm Gott vergeben, wie er an uns Armen handelte! Ich mußte ein Stück unseres kleinen Besitzthums nach dem anderen verkaufen, um seine Forderungen zu befriedigen. Und doch war er ja das Werkzeug, durch dessen Härte der Weltregierer uns die Hülfe sandte. Der Ring der Mutter war das Letzte, was ich zu verkaufen hatte. Sorgfältig hatte ich es ihr verhehlt, denn mir hatte sie den Ring am Tage meiner Confirmation gegeben. Er war mir heilig, und doch — o, es kostete mich bittere Thränen — mußte er verkauft werden, um Brod für die kleineren Geschwister anzukaufen.

Die Dämmerung, die Zeit des Tages, wo das kummerbelastete Herz tiefer sein Weh fühlt, war gekommen. Die Mutter schlummerte im Kämmerlein. Ich saß in Thränen mitten unter meinen Geschwistern und wartete mit pochendem Herzen auf die Wiederkunft unserer braven, aber gleich uns armen Hausfrau. Da öffnete sich die Thür, und ein Mann in einem hechtgrauen Kleide stand auf der Schwelle.

Er sah mich an — er zitterte — er rief mit bebender Stimme: „Theodore!“ und breitete die Arme gegen mich aus.

Eine unbeschreibliche Angst ergriff mich. Was wollte der Fremde? Was suchte er? — Meine Verlegenheit war ohne Grenzen.

Erbleichend stand ich auf.

Da ließ er die Arme sinken — es schien, als erwache er aus einem Traume — Thränen rollten aus seinen Augen. „O mein Gott! mein Gott!“ sagte er weich, „ich habe mich ja getäuscht!“ Er wischte die Thränen weg, fuhr mit der Hand über das Gesicht und suchte sich zu fassen. Es mochten so einige Minuten vergangen sein, da richtete er das auf die Brust gesunkene Haupt empor, trat mir näher, reichte mir die Hand und sagte mit rührendem Ausdruck: „Erschrick nicht, Kind, ich komme in guter Absicht. Wo ist Deine Mutter?“ —

Ich erzählte ihm, ermuthigt, was er wissen wollte. Er zog mich neben sich auf einen Stuhl. „Kind,“ sagte er, „sei offen, was bedarf sie, was Ihr? Sprich, ich bitte Dich!“

„Brod, ach, Brod!“ baten die Kleinen.

Er ging wankenden Schrittes hinaus zu der Frau, die ihn geführt. Dann kam er wieder.

„Hast Du nie den Namen Harpel gehört?“ fragte er.

„Harpel?“ rief ich, und fuhr entsetzt zurück.

„Du erschrickst?“ sagte er wehmüthig. „Ich bin der Harpel. O erschrick nicht. Glaube an das Edle und Heilige im Menschen!“

Ich konnte mich nicht erholen von meinem Schrecken; aber doch flößte mir der Mann Vertrauen ein.

Da rief die Mutter.

„Schweig' noch!“ bat er, und ich ging.

„Ach,“ sagte sie zu mir, „ich habe schön geträumt. Gott sandte einen Engel zur Hülfe für Euch. Es war Harpel. Ich hörte ihn meinen Namen rufen.“

Ich zitterte; das sah sie.

„Sei ruhig, Amalie, ich rede nicht irre!“

„Das nicht, liebste Mutter,“ rief ich. „Der Engel ist da.“ —

„Da?“ fragte sie und richtete sich auf. „Harpel da?“

Da ging die Thür auf und Harpel stand vor ihr.

Ich vermag nicht die Scene zu schildern, deren Zeuge ich war; aber es war ein heiliger Moment, wie Harpel vor dem Bette niederkniete, und in stummer Rührung ihre Hand küßte und mit seinen Thränen benetzte. Auch meine Mutter weinte.

„So nah am Ziele?“ sagte sie endlich. „So nah am Ziele!“

Harpel richtete sich auf. Sein Auge glänzte in einer heiligen Begeisterung. „Ich danke Dir, Gott,“ sprach er, „ich danke Dir; die Stunde ist da, wo Du zum Lichte führst!“

Jetzt setzte er sich nieder. O, meine Mutter lebte neu auf.

Ich war zu tief ergriffen, ich mußte hinweggehen, und im

Gebete mein Herz erleichtern, indeß die Geschwister aßen und sich leise zur Ruhe begaben.

Als ich zurückkehrte, ruhte der Mutter Haupt an Harpel's Herzen, und Beide weinten.

Harpel zog mich zu sich.

„Er ist rein und edel, meine Amalie, wie ich an ihn geglaubt!“ sagte die Mutter.

So munter, so stark war sie lange nicht gewesen.

Harpel ging spät weg.

O wie dankten wir Alle dem Helfer in der Noth, der keines bedrängten Herzens Gebet unerhört läßt.

Am anderen Morgen kam er wieder. Er brachte zwei Aerzte. Er sorgte für Alles. Er gab so reich, daß ich fast niedergedrückt wurde von einem namenlosen Gefühl. Aber er gab wie ein Vater. „Meine Kinder seid Ihr jetzt,“ sagte er. „Ich sorge für Euch.“

Und er that's wie ein Vater; aber nicht lange genoß die gute Mutter die Freude, Harpel'n gereinigt von aller Schuld zu wissen. Sie starb an seinem Herzen.

Albert unterbrach die weinende Amalie. Sie ging hinweg. „Ja, Adolph,“ sagte er, „sie starb an seinem Herzen. Vergeblich wäre es, den Schmerz zu schildern, den er empfand. Doch in den Schmerz mischte sich das süße Gefühl, daß er rein vor ihr gestanden, daß sie ihm ein Herz voll heiliger Liebe bewahrt, daß sie an seinem Herzen gestorben war.“

„O nun habe ich droben noch einen Engel, der meiner in Liebe harret,“ sagte er zu mir. Sein Schmerz war still, darum desto tiefer.

Obwohl er mich von Allem unterrichtete, so war ich doch nicht zu der Familie gekommen. Ich hatte ihn darum gebeten; allein ich sah, daß er es nicht gerne gehabt. Warum? das konnte ich nicht ergründen. Am Tage vor der Beerdigung nahm er die Kinder und führte sie hierher, und trauerte mit ihnen. Ich ehrte seinen Schmerz und blieb noch einige Zeit in Leipzig. Ich hatte dort Alles besorgt,

was nöthig war. Vierzehn Tage darauf fuhr ich hierher. Vor dem Thore des Städtchens begegnete er mir. Er führte zwei Knaben mit sich, herrliche Jungen.

Sehr froh begrüßte er mich. „Komm, Albert," sagte er, „und begrüße die Kinder. Sie sind meine Söhne. Es ist Frieden in meiner Brust, theuerer Albert. Ein neues Wirken eröffnet sich vor mir."

Wir kamen im Hause an.

„Amalie!" ruft er, und — meine Amalie tritt herein, geschmückt mit allen Reizen der neunzehn Jahre.

Eine Flammenröthe übergießt ihr Gesicht wie das meine. „Das ist Albert," sagte er zu ihr.

„Sieh Albert, hier Deine Schwester Amalie!"

Ich trat zögernd auf die Liebliche zu.

„Gib ihr den Bruderkuß, Albert," rief der Oheim.

Ich that's, Adolph. Aber der Kuß entschied über mein Leben. Ich blieb vierzehn Tage in O.... Es waren selige Tage, denn Amalien's Herz neigte sich zu mir in keuscher heiliger Liebe, und nun ging mir das Licht auf, das das Leben verherrlicht und mir seine wahre Bedeutung erschloß. Harpel war sehr, sehr glücklich.

Ich mußte nach Leipzig zurück. Harpel eilte nach Dresden. Es gelingt ihm, die Versetzung des Justizamtmannes zu bewirken, der längst darum angesucht.

Kaum ist er wieder in O...., so erhalte ich Briefe, schnell Leipzig zu verlassen und zu ihm zu kommen.

Ehe ich noch abreiste, kam der alte Juwelierer und besah alle meine Mobilien.

„Im Auftrage des Oheims!" sagte er.

Was das sollte, wußte ich nicht.

Ich kam hier an, Amaliens Liebe war mein Himmel.

Da kommen Wagen mit Effecten — es sind die meinigen aus Leipzig.

„Was soll das, lieber Oheim?" frage ich.

Er lächelt, zieht ein Papier heraus, reicht es mir — und — es ist meine Bestallung als Justizamtmann hier.

„Na," ruft er, mich an seine Brust drückend, „wie ist's? Gratulire! Aber Du Kerl bist ja toll, was starrst Du das Papier so an?" —

Ich konnte nicht reden. Allein bald fand ich mich.

Ich flog an seine Brust. „Eins fehlt mir noch, theuerer Vater," rufe ich aus.

„Fehlt?" spricht er lachend. „Ist doch der Mensch die unzufriedenste Seele, die ich kenne." —

„O theuerer Oheim!" —

„Na, was fehlt Dir denn?" —

„Meine Amalie!" platze ich heraus.

„So?" — scherzt er — aber die hellen Thränen standen ihm in den Augen, die Freudenthränen, Adolph. — „So? — Ist das Dein Ernst? — Und wie steht's denn bei Dir — Malchen?" fragt er sie, die nicht weiß, wo sie ist. —

„Kommt, Kinder," rief er aber plötzlich, übermannt von seinem Gefühl, „Ihr liebt Euch! Gott segne Euch!"

„Da lag sie an meiner Brust, Adolph, und er umschlang uns, und die Seligkeit des Himmels wohnte in unserer Brust. Sie wurde meine Gattin — der Schutzgeist meines Lebens, der Engel, der mir täglich neue Blüthen auf den Lebenspfad streut. Sieh, so kam mein Glück mit Riesenschritten, und blieb Gottlob bis heute. Noch zwei Jahre lebte Harpel. Er und Du, ihr waret Pathen bei meinem Aeltesten. Er wurde wieder jung, Adolph. Er trug den Knaben, er spielte mit ihm, er war glücklich wie ein Kind.

„Ach," sagte er oft, „mir ist's als könne ich nun in Frieden von dannen ziehen — und doch Eure Liebe fesselt mich an's Leben, daß ich mit Seufzen an die Stunde denke, wo des Herrn Stimme ruft!"

„Amalie trug ihn aber auch fast, wie man sagt, auf den Händen. Ihre Brüder versorgte er, und was er nicht vollenden konnte, ist jetzt meine Sache.

„Drei Jahre lebte er im Schooß unserer Familie, dann entschlief er, um zu einem beseligenden Wiedersehen jenseits zu erwachen, und dort geläutert vor Allen in der Liebe Aller beglückt zu werden."

„Frieden seiner Asche!" sprach ich gerührt, als Albert geendet hatte.

„Laß uns Amalien suchen," bat er. Wir gingen. In einer stillen Laube saß sie und weinte der Erinnerung Thränen, und der kleine Adolph küßte sie ihr weg.

Auch ihre Ruhe und Heiterkeit kehrte wieder, und in der Mitte dieser Menschen, in der Erinnerung der glücklichen Jugendzeit schwanden mir drei Wochen wie drei Tage.

Mit Mißbehagen vernahm ich den Ruf der Pflicht. Hier war ja so gut sein. O, hätte auch ich mir da eine Hütte bauen können!

Ich mußte ziehen.

Schweren Herzens schied ich von dem Wiedergefundenen, dem Treuen. Nur der Gedanke, daß ich auf der Rückreise länger weilen könne, machte mir den Abschied weniger schwer. Thränen und Segenswünsche begleiteten mich.

Meine Reise war einförmig und ohne großes Interesse. Ich hatte aber so viel zu sinnen, zu erwägen, zu bedenken, — daß ich dennoch vergnügt in dem Orte meiner Bestimmung eintraf. Es kostete mich schwere Kämpfe, bis ich die Scheintraulichkeit der politischen Gemüther mir beilegen konnte. Es mußte sein. Mein Glück war es, daß ich mit redlichen Männern zu thun hatte. Ich war so glücklich, schnell, sicher und erwünscht meinem Ziele nahe zu kommen, und mir nebenbei die Gunst des Ministers, mit dem mich mein Beruf zusammenbrachte, zu erwerben. Dies brachte mir Einladungen die Fülle.

Nur eine nahm ich gerne an — bei dem Staatsrathe v. H...., und das aus einem besonderen Grunde — den ich — jetzt ohne zu erröthen, bekennen darf; die Tochter des Staatsrathes hatte eine Gesellschafterin — mehr eine Busenfreundin, die mir mein Hagestolzenthum zu verleiden anfing. Dieses Mädchen, ein Inbegriff der

Liebenswürdigkeit, hatte mein Herz gewonnen beim ersten Anblick. Vielleicht trug es viel dazu bei, daß sie mit Alberts Amalie in ihren Zügen eine entfernte Aehnlichkeit, in ihrem Thun und Lassen, in der Art, sich zu benehmen, eine entschiedene hatte. Ob sie mir gut war; — Ihr Blick ruhte oft lange auf mir, wenn sie sich unbeachtet glaubte. — Redete sie mit mir, so war sie sehr beklommen, und der sonst sprudelnde Witz stockte — diese und viele andere Zeichen wollten mir fast Muth zum Glauben geben, sie sei mir gut. Was sollst du lange auf's Liebeln warten — dachte ich — frisch gewagt, ist halb gewonnen. Ich kleidete mich gut und ging zum Staatsrath, in der Absicht, entscheidende Schritte zu thun. Ich mußte auch eilen, denn meine Geschäfte waren beendet; ich hatte erreicht, was ich wollte, vollkommener, als die Excellenz daheim geglaubt, und meine Abreise war nahe.

Ich fahre vor des Staatsraths Wohnung vor.

„Excellenz sind nicht zu Hause!" sagte der Portier.

„Und wohin denn?" —

„Auf's Land!"

„Und Frau Gemahlin?"

„In's Bad mit Fräulein Julie!"

„Donnerwetter!" fluchte ich und ließ umkehren. „So macht mir das Schicksal einen Querstrich!"

Jetzt war ich ärgerlich. „Fort!" rief ich. „Hier ist nichts. Du bist zum Hagestolzen verdammt. Alter Narr, wie konntest du auch glauben, das blühende Mädchen liebe dich? Pah! Laß fahren!"

Den Tag darauf rollte mein Wagen zum Thore hinaus. In O . . . . hoffte ich Erheiterung. Ohne Fährlichkeiten erreichte ich es. Albert wußte nicht, daß ich kam. Ich wollte ihn überraschen. Leise schlich ich zur wohlbekannten Gartenpforte hinein durch die verschlungenen Gänge zu Amaliens Lieblingslaube am Teiche. Dort dachte ich beide Gatten zu finden.

Als ich mich leise nähere, höre ich Stimmen, die ich nicht

recht unterscheiden konnte. Ich schlich näher. Amaliens Stimme erkannte ich, die andere nicht. „Horchen ist verboten!“ sprach mein Gewissen, aber — jetzt erkannte ich die andere Stimme auch, und mein innerstes Wesen erbebte. Es war ja die Engelsstimme Augustens, die ich bei dem Staatsrathe gesehen — geliebt — — die Gedanken vergingen mir, denn ich hörte folgendes abgebrochene Gespräch:

„Und er zeichnete Dich aus?“ fragte Amalie.

„Ja,“ lispelte Auguste.

„Er ist ein edler, guter Mensch, Schwester (man vergebe das Selbstlob, das jedoch rebus sic stantibus, kein Selbstlob ist), der ein Weib glücklich machen wird. Du wirst ihn bald wiedersehen. Freust Du Dich?“

„Ach ja,“ lispelte der Engel wieder und umschlang die Schwester.

Da aber konnte ich mich nicht mehr fassen. Ich stürzte in die Laube zu ihren Füßen und bekannte meine Liebe. Die Ueberraschung, der Schrecken war groß — aber ich hatte ja gelauscht und Amalie legte sie an mein Herz — und — der Hagestolz wurde — was er noch ist — der glücklichste Gatte, ja, bei Gott, der glücklichste!“

Mit dem Ausrufe: „Ja, bei Gott, einer der Glücklichsten!“ schloß ich meine erste Historie, und wollte damit nur sagen, wie unendlich glücklich ich mich als Gatte von Amalia's Schwester, die in Allem ihr Ebenbild ist, fühle. Daß ich aber am Schlusse der Historia Vieles übersprang, was zwischen dem Tage meiner Abreise aus O . . . . und meiner Verheirathung lag, ahnete vielleicht Niemand, zumal man geneigt sein möchte, zu glauben, was ich erzählt, sei eine bloße Aufschneiderei, oder, mich technisch auszudrücken: so eine Art von Romänchen. Dagegen muß ich doch mit dem ehrlichsten Gesichte von der Welt und der Hand auf dem

Herzen protestiren! Ich bin keineswegs der Mann, der den lieben Leuten etwas aufbindet. Ich habe aus meinem Leben jene Lichter und Schatten treu und redlich abconterfeit, und wer mich kennt, glaubt mir's auf's Wort schon.

Was ich aber dort zu erzählen versäumt, hole ich gewissenhaft nach, so wie es sich ereignet, ohne daß ich der Putzmacherin Phantasie erlaube, auch nur Eine ihrer gemachten Blumen dem Kindlein in die Locken zu stecken.

Ob ich in O . . . . bei meiner Holden, bei meinem Albert, meiner Amalie und all' den Herrlichen glücklich war? — Darnach wird wohl Niemand fragen, weil es Latus per se wäre. Ich war's im Superlativ. „Bräutigam!" du Wort voll Seligkeit! du Namen, der nur allein die Seele meines Freundes, des Medicinalrathes Friederici, des Eingefleischtesten aller Hagestolze, ohne Wonne lassen kann! — Dich hörte ich von den Lippen, den Rosenlippen meines Mädchens säuseln, und jeder Nerv bebte, und mein Herz schlug in lauter Vierundsechzigsteln. Ich schäme mich gar nicht, es zu sagen, daß das liebliche Wesen tausendmal mir den süßen Namen geben mußte. O, lachet nicht, Ihr Alltagseelen, die Ihr Euren Bund schlosset mit Kratzfüßen und „Erlauben Sie's!" Ihr begreift der Liebe Seligkeit nicht, weil sie eben nicht zu begreifen, nicht Sache des Verstandes, sondern des Herzens, des Gefühls ist; aber wenn ein Glücklicher es liest, dem die Rosentage noch lächeln, oder der eben noch mit stiller Lust in sie zurückblickt wie — in ein verlornes Paradies — der wird mich verstehen und nicht lachen, und entweder sagen — „Ja, ja, so ist's!" oder mit einem tiefen Seufzer: „Fuimus Troës!" Blitzschnell flogen die Tage hin, und meine Urlaubszeit eilte ihrem Ende zu. Der Bräutigam fluchte auf den Kammerrath wie ein Bootsknecht, und konnte ihn doch nicht abschütteln, weil der Ehemann in spe ihn gar zu nöthig hatte. Die Thränen im Auge meiner Braut drückten mir fast das Herz ab — und doch mußte ich weg, um daheim Alles vorzubereiten, einzuleiten et caetera.

Der Abschied bleibe ungeschildert. Jeder, der einmal glücklich

geliebt, greife in seinen Erinnerungskasten, und er wird gewiß ein treues Conterfei finden.

Erst nachdem die Thürme des Residenzchens mir wieder entgegen sahen, wurde ich ruhig, denn der Kammerrath gebot eine Weile dem Liebenden Ruhe.

Es war ein heiterer Sommermorgen, da ich zum Thore hineinrollte und tausend Willkommen empfing von allen Seiten.

In ganz anderer Stimmung trat ich über die Schwelle meines Hauses, als ich über sie hinausgeschritten war vor wenig Monaten. Mein alter Conrad wußte nicht, was er sagen sollte, denn sein Herr lächelte, und sah ihn doch nicht an, erwiederte doch seinen herzlichen Gruß nicht. Er beschwerte sich nachher darüber. Der alte Narr wußte nicht, daß ich jetzt im Geiste meine Braut in mein Haus führte! —

Kaum umgekleidet war ich, da trat schon der Secretär Sr. Excellenz herein.

„Excellenz haben des Herrn Kammeraths Ankunft vernommen," — sagte er pathetisch, „und —"

„Werde sogleich die Ehre haben" — erwiederte ich, und das Männlein huschte hinaus.

Excellenz lagen auf der Ottomane und sahen recht lüstern nach den Novitäten aus.

„Grüß Sie Gott, lieber Kammerrath! Endlich? — Na setzen Sie sich zu mir und referiren Sie haarklein — ich brenne vor Begierde."

Ab ovo begann ich, die lange Brühe anzurühren, legte die Documente vor — und von Minute zu Minute wurde das gelbe hohe Antlitz freudiger.

Als ich geendet, drückte er mir die Hand und sagte mit dem allergnädigsten Gesicht: „Ihre Gesandtschaft ist herrlich geendet. Das errungene Ziel macht Ihnen Ehre. Sr. Durchlaucht vollste Zufriedenheit und mein Dank spricht sich in diesem aus." —

Wie wurde mir's? — Eine goldene Tabatiere — und — ein Patent im größten Formate lag in meiner Hand. —

Se. Excellenz geruhten sich an meiner Verlegenheit zu ergötzen.

„Nun, wie steht's, mein werther Geheime Regierungsrath?" fragte er fein lächelnd. „Gratulire! — Ihr eifriger Dienstfleiß wird Ihnen die Bahn der Ehre noch öfter öffnen!"

Ein gnädiger Wink — und ich — ging — ? — Nein, ich rannte wie besessen von dannen.

„Kann ich Dir gratuliren, Brüderchen? fragte der Medicinalrath Friederici, ein Universitätsfreund von mir und Albert, indem er in meine Stube trat und mir die Hand reichte, mich herzlich willkommen zu heißen; aber die Antwort auf seine Frage konnte er nicht abwarten. „Hast's infam lang gemacht, Adolph," sagte er; „da bin ich herumgezogen die lange Zeit her, von einem Siechbette zum anderen, habe das Volk auf die Beine und unter die Erde operirt und kurirt, und war immer mißfidel, denn die ledernste Langeweile plagte mich, weil Du nicht da warst, und — hol' mich der — ich habe seitdem keine Pfeife mit Lust, keine einzige philosophisch geraucht."

„Sei ruhig, lieber Doctor," fiel ich ein, „nun bin ich auch wieder da. Stopfe Dir sogleich eine in diesen Meerschaum — den ich Dir mitgebracht!"

„Adolph!" rief er, „bist Du geckig? Donnerwetter, das ist ein Köpfchen! Nein, Du bist doch ein Goldjunge! Den will ich Dir aber auch anrauchen, daß die Leute sich scheel daran sehen aus lauter Neid."

Er drehte sich auf einem Fuße herum vor Freude.

„Nun stopf' Dir eine, und dann sitz' nieder und gib Acht. Du sollst Wunderdinge hören."

Er besah den Kopf ohne mich zu hören, und brummte in den Bart: „Das ist ein Köpfchen! Wie zart! Wie fein! Wie leicht! Und welche Form? —! Und welch geschmackvolles Beschläge — oder mit Gold? Höre," rief er dann, „ich wollte, Du hättest

ein Bein zerbrochen, und ich könnte Dir's gleich wieder heilen, ohne daß Du hinktest! — Du wärest gewiß froh und sagtest, Doctor, ich danke Dir! Aber so froh wie ich mit dem Kopfe könntest Du nicht sein, und so herzlich nicht sagen, ich danke Dir, wie ich jetzt!" Er schüttelte mir die Hand.

„Setz' Dich doch, um Himmelswillen, und höre —"

„Aber was hast Du denn?" —

„Mancherlei, lieber Friederici, was Dich freuen wird. Höre und staune! Ich fange beim Kleinsten an." —

„Und das ist?" —

„Diese Tabatiere, die mir Se. Excellenz als Zeichen der Zufriedenheit Serenissimi soeben eingehändigt!"

„Pah, die ist hübsch; aber höre, Adolph, Du schnupfst doch nicht?" —

„Warum denn nicht? Zuweilen eine Prise de contenance — ist denn das was Uebles? Wie manche Grille nießt man weg. Wie oft erheitert eine Prise den verworrenen Kopf!"

„Schweig!" rief Friederici, „der Schnupfer ist — eins von den Thierchen, die Mosis Kinder scheuen. Pfui! Rauchen ist eine andere Sache. Sieh, wie gravitätisch, wie ehrwürdig sieht der Raucher aus, wenn er seine treue Freundin an den Lippen hängen hat!" —

„Friederici? Freundin? Ist das nicht eine Idee: die ein Weiberfeind, wie Du, durchaus gar nicht herbergen sollte?"

„Du hast Recht, Adolph — allein Du verstehst mich und hättest mich nun einmal durch diese Diversion nicht aus dem Concepte bringen sollen. — Der Raucher ist der ächte Philosoph," sage ich, „denn dem ist das Irdische nichts. Der Dampf seiner Pfeife mahnt ihn an die Nichtigkeit der Dinge in dieser Welt, und wie er aufwärts steigt, führt er den Geist aufwärts in die höheren Regionen, und der D a m p f r i n g, der seiner Pfeife entsteigt, das Sinnbild der Ewigkeit, eröffnet durch die Association der Ideen dem denkenden Geiste des Rauchers die Sphären des Ewigen. Der Raucher hat

nur die unverkennbarste Anlage zu der Schule des Zeno von Cittium, und wenn Bedürfnißlosigkeit Seligkeit ist, so ist der Raucher allein der Selige, weil er, wenn sein Pfeifchen dampft und glüht, und der Rauch von Blättern duftend seine Nas' umzieht, selbst nicht tauscht mit Göttern. Mir ist's immer, als sei ich der Herr der Welt, wenn ich meine Pfeife rauche. Ich brauche nichts. Hunger und Durst flieht." —

„Amen;" sagte ich, die Standrede unterbrechend; „ich habe in der That nicht Lust, jetzt Dein Sancho Pansa zu sein, Doctor, darum halt's Maul in Gottes Namen! Du hast noch so viel zu hören, daß Du Deine fünf Sinne zusammen nehmen mußt!"

„So rede!" rief er ärgerlich.

„Daß ich geheimer Regierungsrath geworden bin, ist das Zweite."

„Gut, Adolph, bei mir soll's geheim bleiben — denn ich habe keine Frau. — Aber ich wünsche von Herzen Glück!"

„Das Dritte ist, — ich habe meinen und Deinen Albert wieder gefunden."

„Albert? — Bist Du geckig? — der ist ad patres versetzt; wer weiß, wie lange schon dem kein Zahn mehr weh' thut."

„Auf Ehre, Friederici, ich habe ihn gefunden!"

„Ist Dein Ernst?" —

„Er lebt und ist sehr glücklich."

Da starrte er mich an, und ich mußte ihm die Begebenheit in O.... erzählen. Seine Freude war groß.

„Wir müssen hin, Adolph, den muß ich sehen, ehe denn ich die alte Mode mitmache und sterbe."

„Du wirst Dich glücklich bei ihm fühlen. Er hat ein treffliches Weib, das Ideal einer Hausfrau und Gattin."

„Weib?!" rief er. „Ist er denn auch des Teufels? — Und Du sagst mir — ein gutes Weib? Gutmüth'ger Narr, der Du Dich nun wieder einmal von einem Weibe hast über den Löffel ..biren lassen!"

„Sei zufrieden, Doctor, und suche Dich zu fassen. Nimm jetzt ein niederschlagendes Pulver, daß Dich meine vierte Eröffnung nicht allzusehr alterire.“ —

Er sah mich lange forschend an. „Du kommst mir ganz anders wie sonst, so — so — wie soll ich sagen? — so ehestandscandidatisch vor! Du wirst doch nicht complet verrückt geworden sein?“

„Das hieße in Deiner Sprache so viel als „heirathen wollen?“

„Die Interpretation ist richtig.“

„Gut, Freund, so bin ich verrückt, denn wisse — Alberts Schwägerin ist meine Braut!“ —

Er wurde jetzt kreidebleich, trat nach einer Pause zu mir, faßte meine Hand, und legte, sehr ernst, den Finger an den Puls — dann sagte er besorglich: „Kein Delirium! — doch es ist Scherz, Du willst mich bloß foppen?“ —

„Nein, bei Gott nicht, Freund! Ich liebe und werde geliebt, und fühle mich unbeschreiblich glücklich.“

Da faßte er Hut und Stock, und rannte donnernd und fluchend die Treppe hinab.

Ich aber lachte herzlich und dachte: „Er wird schon wieder kommen!“ —

Friederici war ein vortrefflicher Mensch, aber ein Grillenfänger und Brausekopf. Er hatte in seiner Jugend geliebt mit all' dem Feuer seines Wesens, und ihn traf das herbe Geschick, daß er eine Unwürdige liebte, die — ihn betrog, die dem Mittellosen einen reichen alten Sünder vorzog. Seitdem war sein Herz leer, und nur noch ein heiliges Gefühl war ihm geblieben, die Freundschaft. Amt, Beruf hatte in späterer Zeit, nebst den mannigfachen Verbindungen, ihn in das Innere vieler Familien, besonders höherer Stände, eingeführt. Manches Weib hatte um den schönen Mann kokettirt — sein scharfer Blick hatte die Weiber von keiner schönen Seite kennen gelernt, und mit dem Vorurtheile sah er selbst im hellsten Lichte dunkele Schatten — er haßte und verachtete aus Grundsatz die Weiber. Und wie denn jeder Hagestolz gewisse fixe

Ideen, Eigenheiten, Narrheiten besitzt, die eben zu seiner Vereinzelung ihren Grund haben — so war Haß des anderen Geschlechtes bei ihm fire Idee geworden, die er so weit trieb, daß kein Thier weiblichen Geschlechts in seinem Hause sein durfte. Ihm mußte der rasche Entschluß, den ich gefaßt, greuelhaft erscheinen, wie er denn aufrichtig Jeden bedauerte, der sich verheirathete, weil er ihn nun keiner hochherzigen Idee mehr fähig, nur für einen Sclaven hielt, der im allergemeinsten Particularismus untergehe. Das waren seine Ansichten; allein ich zweifelte oft daran, daß es wirkliche Ueberzeugung sei — ich hielt es mehr für eine gewisse Bizarrerie. Wenigstens thaten diese Ansichten seiner Menschenliebe keinen Eintrag. Diese war aufopfernd und umfassend. Rief ihn der Arme, so gab er sicher, und die Linke wußte nicht, was die Rechte that. Man sah ihn oft eifrig und mit sich selbst redend über die Straße schreiten, und seine Säcke weit abstehen und strotzen von Gaben für den Dürftigen, dem er Linderung bringen wollte.

Die allgemeine, ungetheilte Achtung, die er genoß, die unverkennbare Liebe gegen ihn, die sich bei Hohen und Niederen aussprach, gab den sichersten Maßstab zur Beurtheilung seines Charakters. Seine Eigenheiten übersah man. Seit einer langen Reihe von Jahren war er mein täglicher Umgang. Oft, und das konnte nicht fehlen bei seiner Art, kämpften wir hitzig für und wider eine Sache; oft war er ärgerlich von dannen gerannt, immer nach Verlauf weniger Stunden wiedergekommen, und seine heitere Miene wies deutlich aus, sein Aerger sei verraucht. So wird es auch jetzt sein, dachte ich, und setzte mich freudig an den Schreibtisch, der Geliebten alle die fröhlichen Nachrichten von Tabatiere, Geheime Regierungsrath cum annexis zu melden und zu schwatzen — wie ein — achtzehnjähriger Verliebter. Notabene! In der Liebe und ihrem ersten Beginne wird der Mensch nicht alt. Das herrliche Gefühl äußert sich überall gleich — nur wenig modificirt. Der Brief wurde lang. Zeile an Zeile reihte sich. Die Zeit verstrich, der Brief wurde gelesen, gesiegelt, expedirt — Friederici kam nicht.

Ich nahm meinen Hut, um ihn aufzusuchen.

Als ich mich seiner Thüre nahte, lauschte ich, denn ich hörte ihn fulminiren. Er schritt heftig auf und nieder. Ich konnte nur die Worte: Narr — Esel und dergleichen Ehrentitel vernehmen.

Indem zupfte mich Jemand am Rockschooß.

Es war Sebastian, des Doctors buckeliger Famulus, ein Kabinetstück, dessen Aeußeres einem Teufel auf Breughel's Bildern ähnlich sah.

Er gestikulirte, ohne zu reden. Seine Pantomimen waren verständlich. Er deutete auf die Stirne, schüttelte mit der Hand und wies auf die Thüre.

„Nicht bei Trost?“ fragte ich leise, mit Mühe das Lachen unterdrückend.

Er nickte bejahend.

„Was widerfuhr ihm denn?“

„Gott weiß es!“ sagte er leise. „So tobt er schon seit heute Vormittag! 'S ist nicht auszuhalten.“

„Sebastian! Sancho! Wo hat Dich der Teufel?“ — rief des Doctors Stentorstimme jetzt.

„Er ist bei demselben, seiner Frau Großmutter und Sippschaft auf Hochderselben Witthum bei einem Thée dansant!“ sagte ich und trat zu ihm hinein.

Halb ärgerlich, halb lachend sah er mich an.

„Was willst Du?“ fragte er.

„Eine Pfeife Knaster rauchen und ein Glas Doppelbier mit Dir trinken, Patron!“

„Potz Element, Bastianchen, lauf, hole Bier! Aber der Kobold ist bei einem teuflischen Thee!“ —

„Sei ruhig, Freund, soeben ist er auf einer Mistgabel angeritten.“

„Gut, so komm' und setz' Dich!“

Alles war vergessen.

„Gottlob!“ ächzte Bastian und humpelte fort, Bier zu holen.

Das Bier schäumte, die Pfeifen glühten und die leidige Politik, diese Mumie ohne Seele, hatte uns auf ihre Schlachtfelder und Sandsteppen gelockt. Ich wußte meinen Murrkopf zu behandeln. Die Politik war sein Steckenpferd. Saß er im Sattel zurecht, dann vergaß er Alles.

Um ihn jedoch wieder auf das Heirathsthema zu bringen, suchte ich einzulenken. Ruhiger sprach er jetzt. Der Vulkan war durch eine starke Eruption ruhiger geworden. Kleine Lavaströme erinnerten nur noch an seinen früheren Ausbruch.

„Wie magst Du," hob er an, „Du alter Kerl, noch einmal ein Narr werden?"

„Mit Vergunst," fiel ich ein, „bin nur ein Jahr jünger als Dieselben."

Das störte ihn nicht. „Sieh, Adolph, ich meine es so gut mit Dir wie, Gott ist mein Zeuge! mit Niemanden mehr auf dieser Welt! Darum sei vernünftig und höre nur diesmal meine warnende Stimme. Es ist die Stimme Deines Schutzgeistes. Du weißt es, ich kenne die Frauen besser als Du. Du stehst an einem Abgrund, in dem Deine Selbstständigkeit, Deine Zufriedenheit, ja, um kurz zu reden, Dein ganzes Glück und Deine Würde untergehen will, und Du siehst nicht, daß Dich eine Finsterniß erwartet, wo da ist Heulen und Zähneklappern. — Lache nicht! — Sieh da den armen Finanzrath X .... Der arme Teufel besaß ein Erkleckliches, war das fidelste Haus, was nur konnte gefunden werden. Da fällt's dem Esel ein, zu heirathen. Er nimmt ein glattwangiges Gänschen, das so sanft zu sein schien wie ein Lamm, so bescheiden wie ein Veilchen et caetera, und — siehe — kaum sind die sogenannten Küßwochen vorüber, so entfaltete der Engel seine Xantippentugenden. Sie keift wie ein Hofhund, sie putzt sich wie ein Pfau. — Die Fidelität geht per. Der arme X.... darf kein Casino mehr besuchen! indeß die Dame von einer Sippschaft in die andere rauscht. Außen Prunk, innen Schmalhanns Küchenmeister. X.... ...t täglich seine Gelder von dannen ziehen in floribus, während er

in einem abgeschabten Gottfried von Anno Elf umherschleicht und seufzt, und arbeitet wie ein Plantagensclave, und doch Schulden machen muß! — Ein Beispiel für Viele.

„Pro secundo: Da ist mein College, der Doctor medicinae Rumpel, ein treuer, ehrlicher Kauz, der noch nie ein Wasser getrübt. Er heirathet ein Mädchen von den reinsten Sitten, wie man sagt. Sie liebt ihren Mann furios. Es geht eine Weile gut. Da aber führt der gute Doctor das schöne Lärvchen seiner Frau zur Schau. Wo Honig ist, da summen die Bienen. Die jungen Gelbschnäbel wittern gut. Der Doctor freut sich königlich, daß mehr Leute, Leute von feinem Geschmacke, Theaterkritiker, Poetaster und dergleichen seinen Geschmack gut finden. Dem Frauchen gefällt's. — Die treue Seele ahnet's nicht; allein es blieb ihm nicht verborgen. Man bespöttelt ihn, und ist endlich so gutmüthig, ihm den Staar zu stechen. — Er sieht's ein, und sein Glück ist hin. Die Scheidung macht ihn nicht mehr glücklich. Er schleicht umher wie ein Gerippe. Wenn er den nächsten März erlebt, so will ich, mit John Fallstaff zu reden, ein ausgenommener Häring sein! — Ein Beispiel für Viele.

„Pro tertio: Du kennst den Assessor Dorr? — Er ist ein edler, wackerer Mann. Seine Eltern starben früh, ihm blieb Niemand hier unten als seine Schwester, eine Zwillingsschwester, die er liebt wie seine Seele. Diese Schwester ist in L..... hier in der Nähe an den Amtmann verheirathet. Zu ihr lief er, so oft er konnte. Ich habe ihn nie glücklicher gesehen, als wenn er von seiner Schwester kam. Dieser Schwester einziger Trost ist er — da ihre Ehe eine Hölle auf Erden ist, denn sie und ihr Mann taugen nicht zusammen. Vor einigen Jahren nun gewinnt die Amtmännin eine Freundin, die sich recht innig an sie schließt, wahrscheinlich um ein Netz nach dem Bruder zu werfen. Es gelingt. Dorr findet der Schwester Freundin schön, liebenswürdig, weil sie der Schwester Freundin ist. Er heirathet sie. Wie immer, geht's im Anfang gut. Bald aber zeigt es sich, welch' ein Schätzchen

die Assessorin ist. Ihre Anmaßung muß des Assessors Schwester in die Schranken weisen. Da entsteht Hader. Sie verbietet dem Assessor, die Schwester zu besuchen. Der Gutmüthige will Frieden stiften, bringt seine Schwester zu seiner Frau. Diese aber empfängt sie mit den pöbelhaftesten Reden. Kurz, der Skandal wird stadtkundig und Dorr ist von seiner Schwester getrennt, darf sie nicht mehr sehen und hat daheim einen Teufel. — Ein Beispiel für Viele!"

Bis hierher hatte ich ruhig zugehört, allein meine Geduld war nun auf der Neige.

„Bist Du zu Ende!" — fragte ich mit Satire.

„Nein, Adolph!" erwiederte er; „störe mich nicht!"

„Schöpf' ein wenig Athem, Freundchen, und laß mich auch einmal reden, ein Wörtchen reden. Deine Exempla sind in der That odiosa; allein Du übertreibst bei all' Deiner bewundernswerthen Kunde der Chronique scandaleuse dieser ehrenhaften Residenz, und schadest dadurch offenbar Deiner Sache. Du gibst nur Ausnahmen von der Regel glücklicher Ehen. Bei dem ersten Deiner Exempel ist der Mann ein Tölpel, bei der zweiten ein Rülps und bei der dritten ein armseliger Wicht. Daß es recht viele böse Sieben unter den Weibern gibt, ist nicht zu bestreiten; allein ebenso wenig, daß es unendlich viele der herrlichsten Geschöpfe, an jeder Tugend reich, unter ihnen gibt.

„Hattest Du nicht eine Mutter, Friederici?" —

„O, eine vortreffliche!"

„Du bist geschlagen, Freund!"

„Nein, Adolph, höre noch Eins!" —

Er trat zu mir, ernst und feierlich. Seine Miene war kummervoll, sein Auge feucht. Er faßte meine Hand und sagte: „Auch ich habe geliebt, treu und rein. Auch ich glaubte einen Engel gefunden zu haben — sie betrog mich. Adolph, das Glück meines Lebens ist dahin seit jener Zeit."

„Armer Freund, Dir fiel ein schwarzes Loos. Fällt es darum 'er Jedem?"

„Laß uns abbrechen, Adolph," bat er. „Ich habe eine Wunde berührt — sie blutet noch, und wird bluten, so lange ich leben werde, und jeder Tropfen dieses Blutes ist ein ätzendes Gift für mein Herz."

Ich ergriff seine Hand und zog ihn mit hinweg. Wir lustwandelten in den Alleen des fürstlichen Gartens bis tief in die Nacht.

Ich mußte ihn bedauern. „Schade, daß diese edle Seele nicht das volle Glück des ehelichen Lebens genießt!" seufzte ich, und schlief in süßen Träumen meines Glückes ein.

Friederici kam oft, wie immer. Noch oft handelte er sein Lieblingsthema ab; aber er konnte nun einmal mich Mohren nicht rein waschen, und wurde zuletzt müde. In seiner Gesellschaft durfte ich jedoch nicht mehr meine Herzenssache berühren. Mit Kummer sah er meine neue Einrichtungen.

Indessen hatte ich den Consens von meinen Vorgesetzten erhalten. Alles war vorbereitet. Ich reiste nach O.... ab, um dort der glücklichste Gatte zu werden.

Von liebenden Herzen sehnlichst erwartet, kam ich in O.... an. Unsere Vermählung wurde vollzogen, und Albert und Amalie begleiteten das junge (?) glückliche Paar heim.

Albert freute sich sehr, den curiosen Cumpan wieder zu sehen; selbst Amalie und meine liebe Frau waren sehr auf die Auftritte begierig, die es setzen würde, wenn wir in unserer Residenz einträfen.

Wir kamen an. Ich führte die Geliebte in mein Haus ein, wo sie schalten und walten sollte. Albert hielt ihr eine Standrede in Friederici's Geiste, die komisch genug ausfiel. Nachdem Alles gehörig eingerichtet war, ließen wir uns Alle bei Friederici, der sich noch nicht hatte blicken lassen, melden.

Wider Erwarten nahm er den Besuch an.

Meine Frau war etwas verlegen.

„Sei nur ruhig," sagte Albert, „er wird schon artig sein."

Friederici kam uns heiter entgegen. Als er aber die Frauen sah, machte er ein etwas sauertöpfisches Gesicht.

Der Willkommen zwischen Albert und ihm war herzlich. Lange redeten sie zusammen von der alten Zeit.

„Laßt doch,“ rief ich, „dazu habt Ihr noch immer Zeit!

„Friederici, sieh hier meine liebe Frau!“

Er verbeugte sich ziemlich linkisch und brummelte einige abgenutzte Formeln daher.

Nun aber stockte die Unterhaltung.

Albert wunderte sich, ihn ledig zu finden.

Das stimmte ihn fast wehmüthig, und verletzte ihn zugleich, weil es wie Spott ihm vorkam.

Doch Albert glättete die Falten seiner Stirne, da er von Politik zu reden anfing.

Die Staatsvisite endigte endlich. Mein Weibchen lud Friederici ein, uns ja oft zu besuchen, und wir schieden.

„Ein curioser Kauz, Dein Special,“ sagte mein Weibchen.

„Aber ein sehr edler Mensch, Liebe,“ fiel ich in die Rede. „Du wirst ihn kennen und achten lernen.“

Ich erzählte ihnen sein Schicksal, und sie bemitleideten ihn innig.

Am Abend kam Friederici, wie er es gewohnt war. Sein Anzug ebenso nachlässig als sonst, seine Pfeife in der Hand. Ohne anzuklopfen trat er singend ein. Wahrscheinlich hatte er in seiner Zerstreutheit mein Verheirathetsein wieder rein vergessen.

Ich konnte das Lachen nicht halten, als er verblüfft an der Thüre stehen blieb, sich linkisch verbeugte und, sich vor die Stirne schlagend, ausrief: „Ich meinte, es wäre noch wie sonst!“

„So soll es auch sein und bleiben,“ sagte mein Weibchen, faßte ihn freundlich bei der Hand und führte ihn zu Albert und mir auf's Sopha. Dann hüpfte sie hin, holte meinen Tabakkasten, setzte ihn vor ihn und sagte: „Jetzt ein Pfeifchen, mein lieber Herr Medicinalrath, ungenirt wie immer, ich bin jetzt die Dritte in Eurem Bunde.“

Da starrte sie Friederici an, lange, lange; dann schien's, als beschleiche ihn eine leise Wehmuth. Sein Gesicht wurde heiter. Er drückte mir die Hand, stopfte, und das heiterste Gespräch fing an, unseren kleinen lieben Zirkel zu beleben.

Zur Nachtsuppe mußte er bleiben, dann braute mein Weibchen Punsch und kredenzte ihn. Es war des Doctors Lieblingsgetränk. Einmal über das anderemal sah er mich an und in seinem Gesichte lag Etwas, das so viel zu sagen schien — als — ich bereue; das ist eine Ausnahme von der Regel!

Ich mußte mein Weibchen bewundern. Es lag in ihrem Thun eine Grazie, die mich entzückte, eine seelenvolle Heiterkeit und Anspruchlosigkeit, die mir ein Leben voll Seligkeit verhieß. Friederici kam nun jeden Abend wieder; und immer heiterer. Er sagte nichts; aber ich sah's, mein Weibchen hatte ihn gewonnen. Nur einmal strömte sein Herz über. „Adolph," rief er, meine Hand drückend, „Dir ist der große Wurf gelungen; Dir ist keine Niete in diesem gefährlichen Lotto gefallen!" —

Und so war's. Jeder Tag war ein Festtag des reinsten Glückes, der innigsten Liebe. Ich fing neu an zu leben, und lernte jetzt erst, was Leben sei. Unbeschreiblich lieblich war meines Weibchens Anblick in ihrem häuslichen Thun. Sie war so ganz im vollen und schönen Sinne des Wortes Hausfrau, und sie fand in diesem schönen weiblichen Berufe so ganz ihr Glück.

Ging ich in mein Collegium, so war ihr Lebewohl eine herzliche Umarmung; kam ich wieder, so empfing sie mich jubelnd. — O, wie ist das Hagestolzenleben so arm, so elend, so engherzig und verschroben! Ich blickte in die Tage meines Junggesellenlebens zurück, wie man, angelangt in einer freundlichen Gegend, in die öde Steppe zurückblickt, die man mit Seufzen durchwandert.

Monde schwanden in ungestörtem Glück. Auch jenseit der Küßwochen blieb mein Weibchen, zu Friederici's Erstaunen, ein Engel wie vorher.

Mein Glück aber sollte noch höher steigen. Ich wurde Vater eines herrlichen Knaben.

Friederici und Albert wurden Pathen.

„Bei Gott, Adolph," rief er aus, als er mein Vaterglück und meine Vaterfreude sah, „nicht jeder Ehestand ist ein Wehestand!"

„Bist Du endlich bekehrt?" fragte ich frohlockend. „Willst Du nun auch freien?"

Er wurde ernst. „Nein, Adolph," sagte er, „für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Freien ist vorüber."

Ich aber hoffte noch alles Gute und dachte: Sein Stündlein hat noch nicht geschlagen!

Ueber lange Zeit kam eines Abends Friederici früher als gewöhnlich. Sein Wesen schien stark aufgeregt zu sein, sein Herz bewegt. Er sprach kein Wort, und ging rasch im Zimmer auf und nieder.

„Was gibt's, Patron?" fragte ich.

„Für Dich nichts, Adolph, rufe Deine Frau."

Sie kam.

„Sie wollen mit mir reden, lieber Doctor?" sprach sie mit seelenvoller Freundlichkeit. „Setzen Sie sich, und lassen Sie mich hören."

Er that's, und begann: „Heute früh werde ich in das Hospital gerufen zu einer kranken Frau. Ich gehe hin so schnell ich konnte, und finde eine Fremde, eine Frau von fünfzig Jahren in den letzten Zügen. An ihrem Lager knieen drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, die in Thränen zerfließen. Der Mutter war nicht mehr zu helfen. Das hypokratische Gesicht war schon eingetreten und alle Vorboten eines nahen Todes. Ich ließ die Kinder entfernen, um mit der Mutter zu reden. Sie war noch ganz klaren Geistes. Ich fragte nach ihrem Befinden. In einer Sprache, die ganz die vortreffliche Bildung ihres Geistes und Herzens kund gab, sagte sie: „Ich fühle es, mir ist nicht mehr zu helfen. Meiner wartet die Ruhe — aber — meine Kinder — o Gott, o Gott!

— Sie sind hülflos. Sie haben Niemanden, der sich ihrer annimmt!" —

„Sein Sie ruhig," entgegnete ich, „es lebt ein Gott, der der Waisen Vater ist, und gute Menschen, die sein Geist regiert."

„O ja," sagte die Frau, „das allein ist mein Trost — aber das Mutterherz — ach — Herr, man sagte mir, Sie seien gut und edel — aber Sie fühlen nicht, was ein Mutterherz fühlt beim Scheiden von hülflosen Kindern."

„Während sie so sprach, kam eine stärkende Mixtur, die ich verordnet. Sie nahm und wurde stärker. Ich forschte leise nach ihrem Herkommen. Sie war die Wittwe eines Offiziers, der kurz erst gestorben war. Sie wollte in ihre Heimath, um dort, wo sie auch Niemanden mehr hatte, mit ihrer Hände Arbeit ihre Kinder zu ernähren; da erkrankt sie hier.

„Des Weibes Schicksal, das so viel Aehnliches mit dem meinigen hatte, denn ich hatte ja auch Niemanden mehr auf Erden, sprach gewaltig zu meinem Herzen. Ich versprach ihr mit Hülfe edler Menschen für ihre Kinder zu sorgen. Mit diesem Troste wurde sie ruhiger, und ihr Herz floß in Dank gegen Gott und mich über. Nun ließ sie die Kinder kommen, und gab ihnen die trefflichsten Lehren der Tugend. — Ich mußte hinwegeilen, denn mein Herz war tief erschüttert. — Nun komme ich zu Ihnen, um — —" er stockte — „um Sie zu bitten, die Leidende zu besuchen. Ihnen wird sie mehr anvertrauen als mir. Wollen Sie?"

„Mit Freuden!" rief mein edles Weib, und eilte, sich sogleich zum Mitgehen anzuschicken. Auch ich ging mit.

Wir fanden die Kranke um Vieles ihrer Auflösung näher. Mein Weibchen setzte sich zu ihr, sprach mit ihr lange und angelegentlich. Allerlei Stärkendes hatte meine Frau mitgenommen. Jetzt bediente sie sich dessen mit einer Geschicklichkeit, die Friederici auf's Neue in Erstaunen setzte.

„Das ist ein seltenes Weib!" rief er begeistert aus.

Wir blieben bis sieben Uhr. Da entschlummerte die Kranke zum ewigen Frieden.

Friederici drückte ihr das Auge zu und sagte gerührt: „Frieden sei mit Dir!"

Der Jammer der Kinder war unbeschreiblich groß.

Wir nahmen sie mit in unser Haus, wo meine Frau sie zu trösten bemüht war.

Friederici ordnete das Leichenbegängniß.

Die Kinder blieben bei uns. Es waren zwei Knaben, einer von acht, der andere von zehn Jahren; das Mädchen, ein sehr liebliches Geschöpf, hatte vierzehn. Sie hieß Victorine.

Bei den Knaben war der Schmerz heftig, aber schneller vorübergehend, bei Victorine sanft, aber tief und innig.

Mit zärtlicher Liebe schloß sie sich an mein Weib an, die ihr Mutter im vollen Sinne des Wortes war.

„Wir müssen mit den Kindern einen festen Plan fassen," sagte nach vierzehn Tagen Friederici.

„Und welchen meinst Du?" fragte ich.

„Die Knaben müssen in einer Schule untergebracht werden. Ich habe sie geprüft. Sie haben gute Anlagen."

„Gut, Doctor, so sorge Du für Eins, ich für Eins, das Dritte nimmt Albert gewiß mit Freuden."

„Wir loosen um sie," sagte mein Weib.

Sie machte Loose.

„Sie müssen zuerst ziehen, Doctor," sagte sie; „Adolph zieht für Albert, ich für uns."

Friederici zog. „Victorine!" sagte er verlegen, „was soll ich mit dem Mädchen machen?" —

„Sie Dir groß ziehen!" sagte ich lachend.

„Nein," rief mein Weib, „der Doctor kann sie nicht brauchen, wir wollen sie an Albert vertauschen, meine Amalie wird sie besser bilden als ich; darum aber bleibt sie doch des Doctors."

Er mußte einstimmen.

Wir waren doch entschlossen, unsern Albert zu besuchen, Friederici wollte uns begleiten.

Die Knaben brachten wir in einer Bildungsanstalt unter. Victorine reiste mit uns nach O.... Zwar that ihr die Trennung von meinem Weibchen sehr wehe, da sie sie zärtlich liebte; allein auch Amalien neigte sich ihr Herz zu, und sie blieb gerne in O....

Friederici beschäftigte sich viel mit ihr.

Amalie und meine Frau verkehrten heimlich viel mit einander. Erst, als wir wieder in unserem häuslichen Stillleben waren, vertraute sie mir, was sie verabredet.

„Der Doctor will dem kleinen Mädchen wohl,“ sagte sie. „Er ist ohnedem ganz anders geworden seit einem Jahr. Amalie wird in Victorinens offenes Gemüth den Keim der Achtung und der Dankbarkeit für den Doctor legen. Er ist ein schöner Mann, wird ihr gefallen, und — sie muß seine Gattin werden. Das haben wir ausgemacht.“

„Wenn Ihr nur nicht die Rechnung vor dem Wirth machtet?“

„Laß nur Amalien gehen!“ sagte sie triumphirend, und brach ab.

So oft Friederici kam, redeten wir von den Pfleglingen. Von dem Director der Anstalt, in der die Knaben waren, kamen die besten Nachrichten.

Amalie schrieb oft. Ihre Briefe waren voll Lobes über Victorinen. Recht vergnügt hörte es der Doctor an, und meine Frau, der kleine Schelm, wußte so viel zu sagen von ihrem Gemüth, ihren Talenten, daß der alte Kauz recht behaglich zuhörte, und unbewußt Victorinens Bild in seine Seele aufnahm.

„Er darf sie nicht eher sehen, als bis sie sechzehn Jahre vorüber ist,“ sprach meine Frau, „und dann — Adolph, Du wirst sehen, dann verliebt sich unser Hagestolz in schönster Art.“

Ich zweifelte daran — aber Frauenlist geht über Alles, wie

Ihr wißt! Sie legte ihren Plan methodisch an, und führte ihn methodisch fort.

Oft sagte der Doctor, wenn die beiden Knaben in ihren Ferien bei uns waren: „Ich wünschte doch auch Victorinen wieder zu sehen, wie die sich gemacht hat;" aber mein Frauchen hatte immer etwas einzuwenden. Als aber endlich die zwei Jahre um waren, und des Doctors Geburtstag, der 8. October, nahte, da gerieth in meinem Hause Alles in neue Thätigkeit. „Wir reisen nach O.... zu Albert und Amalien," sagte meine Frau zum Doctor; „machen Sie sich fertig; allein gerade nehmen wir den Weg dahin nicht. Ich wünschte die herrlichen Anlagen von Wörlitz zu sehen. — Nicht wahr, Adolph, Du gewährst mir die Bitte? Sie auch, Doctor?"

„Mit Freuden!" riefen wir Beide. Wir hatten Wörlitz selbst noch nicht gesehen, und wünschten dieses Paradies einmal besuchen zu können.

In der letzten Hälfte Septembers reisten wir zusammen ab. Das herrlichste Wetter begünstigte unsere Reise. Heiterkeit und Frohsinn waren unsere Begleiter. Selbst der Doctor war des fröhlichsten Humors. Mein Weibchen aber war ausgelassen munter. Sie mußte etwas in petto haben, das konnte ich nicht bezweifeln. Fragte ich, so legte sie den Finger auf den schönen Mund und schlug ein Schnippchen.

In Wörlitz, wo Kunst und Natur Hand in Hand gehen, um den Ort in ein Elysium umzuzaubern, sollten wir einige Tage weilen; so wollte es wenigstens meine Frau. Was mir auffiel, war, daß ihr Mädchen so oft ausging, wiederkam, und mit ihr verkehrte. —

Endlich schlug die Stunde, wo auch ich eingeweiht werden sollte in diese Mysterien.

„Vergib mir, lieber Adolph," bat sie dringend, „daß ich so lange Dich hinhielt! Albert ist hier mit Amalien und Victorinen. Hier soll, ohne daß er es weiß, Friederici sie sehen, hier soll sein Wiegenfest gefeiert werden."

Ich hatte Lust zu schmollen — aber es ging nicht.

„Wie soll denn das aber werden?“ fragte ich.

„Ich habe Victorinen gesehen, Adolph, sie ist schön wie ein Engel geworden. Verliebe Dich mir nur nicht in sie? Hörst Du! Nun gehst Du heute um drei Uhr in den Garten, führst Friederici zum großen Teiche, dort wird Victorine mit Alberts Kindern spielen — und das Weitere wird der Himmel fügen!“

Ich ging mit Friederici in die Gärten. Seine Seele war hier in dieser herrlichen Natur ungewöhnlich heiter.

„Ich bin sehr glücklich, Adolph,“ sagte er, „und bin Deiner Frau tausendfachen Dank schuldig, daß sie mir diese Freude bereitet hat.“

Da nahten wir uns dem Teich und mein Auge traf auf Victorinen, die uns nicht sah. Mit dem rechten Namen hatte meine Frau das Mädchen genannt, sie war schön wie eine Hebe, wie ein Engel.

„Doctor,“ rief ich, „sieh das herrliche Geschöpf dort!“

Er sah hin. „Bei Gott,“ sagte er, „das Mädchen ist allerliebst — mir kommt sie bekannt vor — doch es ist eine Larve — ein Weib.“

Er drehte sich um, sah aber doch wieder hin und konnte endlich seine Blicke nicht mehr abwenden. Gestehen mochte er es freilich nicht, und darum wollte er mich glauben machen, die Kinder interessirten ihn.

„Laß uns weiter gehen!“ sagte ich.

„Hier ist gut sein,“ erwiederte er, „lasset uns Hütten bauen.“

In diesem Augenblicke klopfte uns Albert auf die Schultern, und Amalie und mein Weibchen waren da.

„Willkommen, Doctor,“ rief Albert laut.

Victorine erglühte und sah freudig auf.

Herzlicher Willkommen überall. Jetzt nahte das Mädchen. Eine brennende Gluth lag auf der sehr schönen Wange.

„Doctor,“ rief wieder Albert, „willst Du denn Deine liebe Victorine nicht sehen?“

Da fuhr er schnell herum und war unbeschreiblich verwirrt, als das schöne Mädchen vor ihm stand, zitternd fast, und doch mit einem Blicke, so seelenvoll, so dankbar.

Sie neigte sich tief und wollte seine Hand fassen, da fiel eine Thräne darauf, und Friederici zog das Mädchen, seiner selbst kaum bewußt, an sein Herz. „Hier ist Dein Ort, meine Tochter," sagte er tief gerührt, und „mein Vater!" rief Victorine, und ihre Thränen rieselten.

Wir waren Alle gerührt.

„Wohl verdient sie an Deinem Herzen zu ruhen, Bruder," sagte Albert, „denn sie ist gut und Deiner werth."

Da drückte sie Friederici noch einmal an seine Brust, küßte sie auf die Stirne mit Innigkeit und sagte, aufgelöst in Wehmuth: „Gottlob, so habe ich doch einen Menschen, eine gute Tochter, die in meinem Alter meiner pflegt. Willst Du das, und mir einst, wenn ich sterbe, die Augen zudrücken?"

„O Gott!" rief weinend das Mädchen und schlang ihre Arme in kindlicher Unschuld und reiner Liebe zu dem edlen Mann um seinen Hals. „Nein, nein, Sie sterben nicht!"

Als aber diese Wallung vorüber war, erglühte das Mädchen in hohem Purpur. Sie hatte den Muth nicht mehr, ihr Auge aufzuschlagen.

Friederici war ernst, aber sanft und weich gestimmt. Oft traf ich seinen Blick, der auf Victorinen ruhte, und ein leiser Seufzer seine Brust hob.

Victorinens Scheu verlor sich. Schon am anderen Tage saß sie bei dem Doctor und sprach mit ihm recht innig und ohne Scheu. Auch ging sie mit ihm in den Garten des Hauses, wo wir wohnten. In ihrem Wesen lag das engelreine, heilige Vertrauen der Unschuld, der Dankbarkeit — der Liebe!

Mein Frauchen und Amalie jubelten. „O," rief sie, „unser höner Plan gelingt! Schon steht im Heiligthum der Seele

Victorinens des Doctors Bild mit einem Heiligenscheine. Der schöne Mann wird vollenden."

Am Abend sprach der Doctor seine Freude über die geistige Bildung Victorinens aus und über ihr reines heiliges Wesen.

„Also lassen Sie doch einmal unserem Geschlechte Gerechtigkeit widerfahren?" fragte meine Frau.

„Seit ich Sie und Amalien kenne und — Victorinen — vollkommen!" antwortete der Doctor.

„Wie aber," sagte ich am Abend zu ihm, „wenn ein Engel wie diese Victorine Dein Weib wäre?"

„Schweig', Adolph, ich bin alt."

„Ein Narr bist Du," sagte ich, „und das ein recht großer."

Damit endigte unser Gespräch, aber es hatte doch gezündet. Ich sah's an dem Ernste seines Wesens, daß er rathschlagte. Ich berührte nun diese Saite nicht mehr.

Täglich schloß sich Friederici enger und näher an Victorinen an, täglich neigte sich ihr Herz näher zu ihm.

Am Abend vor unserer Abreise nach O.... flog sie an Amaliens Herz und weinte, und pries sich glücklich, daß der Himmel ihr solche edle Menschen geschickt. — Dann erzählte sie Amalien, was ihr Friederici von ihren Brüdern erzählt.

„Er ist ein sehr edler Mann!" sagte Amalie, und begeisternd stimmte Victorine in sein Lob ein.

„Wenn Friederici nicht verliebt ist in unsere Victorine," sagte Albert, „so war ich es meiner Lebtage nicht; denn seht nur, seit er hier in O.... ist, läßt er ja gar nicht von dem Mädchen, und wie sein Auge so lebhaft strahlt!" —

„Und Victorine," sagte Amalie, „ist auch nicht mehr die alte; auch sie ist verändert, und mir scheint's, sie liebt — aber sie weiß es nicht."

„Wie sich der Weiberfeind geberden wird?" rief ich lachend.

Da ging die Thür auf, und der Doctor stürzte herein, bleich, entstellt.

„Was ist geschehen?" — fragten wir Alle erschrocken.

„Um's Himmelswillen, Hülfe!" rief der Doctor außer sich, und rannte wieder hinaus.

Wir Alle ihm nach in Victorinens Stube.

Dort lag das herrliche Wesen, bleich und todtähnlich.

„Entkleidet sie, Ihr Frauen!" rief Friederici.

Wir entfernten uns. Aber etwas aus dem Doctor zu bringen, war vergebliche Mühe.

Erst über eine Weile, da Victorine sich in etwas erholt hatte, hörten wir, sie sei im Garten nahe an dem Fischteig ausgeglitten und hineingestürzt, und Friederici habe sie herausgeholt. Jetzt sahen wir erst, daß der Doctor naß war.

Victorinens erste Frage war nach ihm.

Als er nun umgekleidet war und zu ihr eintrat — da fielen alle Fesseln, da stürzte er am Bette nieder und preßte seine Lippen auf des Mädchens schneeige Hand und rief: „Ich fühle es, ich kann ohne Dich nicht leben!"

Und Victorine? — In unbeschreiblich süßer Verwirrung umfing sie Amalien; und diese legte ihre Hand in des Doctors Hand und sagte: „Ihr seid für einander geschaffen," und — an seinem Herzen lag das Mädchen, und der Kuß der Verlobung brannte auf ihren Lippen.

Am anderen Tag, an des Doctors Geburtstage, war Verlobung. Friederici war selig. Feierlich that er dem weiblichen Geschlecht Abbitte, und — nun sind seitdem sechs Jahre und darüber hingeschwunden, und noch blüht unser beiderseitiges Glück. Unsere Kinder spielen zusammen, und wenn Friederici in mein Haus tritt, sagt er immer: „Gibt's glücklichere Gatten als wir?"

Zunderbuchs.

Ein Bild aus dem rheinischen Volksleben.

(Hierzu eine Illustration.)

Es war an einem lauen Juniabend, als ich mich zu dem alten Schullehrer setzte, der auf der Bank vor dem Hause sein Pfeifchen rauchte. Die Abendglocke hatte längst geläutet; die Bauern waren aus den Weinbergen heimgekehrt und saßen nun gruppenweise vor ihren Hausthüren, während die Kinder fröhlich spielten. Aus den Weinbergen wälzte die Abendluft die würzigen Düfte der Rebenblüthe herüber und die zahlreichen Nachtigallen sangen in den nahen Hecken ihre herrlichen Lieder, die nun bald verstummen sollten.

Der Greis, der schon lange von seinem wohlvollbrachten Lebenstagewerk ausruhte, empfing mich mit dem freundlichen Worte: „Wollen wir Eins zusammen plaudern, Herr Nachbar?"

Schon aus diesem Worte ging es hervor, daß er heute wohl aufgeräumt war. Dann pflegte er gar gerne aus seinen Lebenserfahrungen auszukramen, und die Art und Weise, wie er das that, ließ mich gerne des Alten redseliger Erzählung lauschen. Gewöhnlich sagte er: „Sie müssen Geduld mit mir haben. Das Alter ist geschwätzig, und wenn ich so erzähle, kommen mir mancherlei Gedanken, und ich blicke wohl gerne von dem „Damals" auf das „Heute", das meist himmelweite Abstände zeigt. Glauben Sie mir, es wäre besser, wenn es noch wäre wie damals." Stellte ich ihm dann meine Gegengründe auf, so gab er sich nur in den seltensten

Fällen gefangen. Uebrigens war er ein höchst wohlwollender, milde richtender, gemüthlicher Mann.

Ein sogenannter „Schnurrant“, der mit einer Geige und einem tanzenden Hunde die Bauern ergötzt hatte, und der nun eben zum Dorfe hinausgezogen war, gab dem Alten diesmal Veranlassung zu einer Erzählung mit mancherlei Nebenbemerkungen. Ich gebe sie hier getreu wieder, hinweisend auf des Alten Wort: „Das Alter ist geschwätzig.“

„Herr Nachbar,“ hob er an, „der Schnurrant da hat mir ein Bild aus meiner Jugend und aus den ersten Jahren meiner Berufsthätigkeit in's Andenken gerufen, das ich Ihnen, wenn Sie mich anhören wollen, mittheilen will.“ Ich nickte beifällig und er begann:

„Wie gesagt, der Schnurrant hat mich recht lebhaft an den alten Zunderbuchs erinnert.“

„Welch ein seltsamer Namen!“ rief ich aus.

„Freilich,“ sagte der Alte lächelnd; „aber Sie wissen, unsere Thalleute lieben scharfe und bestimmte Bezeichnungen.“

„Es ist also ein sogenannter Spitznamen?“ fragte ich.

„Gewiß; hören Sie nur! Es ist noch nicht dreißig Jahre her, da trugen unsere Leute in all' den Thälern, die sich von den Höhen des Hunsrückens nach dem Rheine herabziehen, und auf dem Hunsrücken selbst, lederne Kniehosen, hirschlederne, wollt ich sagen. Die waren unvergänglich. Sie erbten vom Vater auf den Sohn; von diesem auf den Enkel, ja, wenn kein Extra-Unglück passirte, selbst noch weiter hinab in der Geschlechtsfolge. Die hielten einen Puff aus! Jetzt freilich hat das Weitererben sein Ende erreicht, und man thut wohl, wenn noch eine vorhanden ist, sie mit dem „Aufenthaltsvater“ zu begraben, denn sonst werden sie am Ende noch als Spatzenscheuche verwendet. Wie gesagt, so lange das Hosenerbrecht im Lande noch gäng und gäbe war, da herrschte noch die alte, gute Zeit, wo es hieß: „Kurpfalz, Gott erhalt's.“ Schon in der unglückseligen Franzosenzeit hörte es auf. Freilich, damals war's

eine Kunst, Hosen fortzuerben, wo keine Erben waren; denn die wurden ja Alle auf den Schlachtfeldern hingeopfert und die vielen Mädchen — trugen keine. Jetzt ist das schlechte Zeug aus Baumwolle so wohlfeil, daß sie kaum an Einem Leib in's andere Jahr erben, und seit die langen Hosen in's Land gekommen sind, thun Einem die Teufelsbuben keine alte Kniehose mehr an. Hab auch eine Rotte Buben groß gezogen, wild wie die Rotte Korah in der Bibel, und hatte noch lederne Erbbuchsen, aber — Prost die Mahlzeit! Keiner zog sie mehr an!

„Doch um wieder auf den Zunderbuchs zu kommen! Sehen Sie, der trug noch eine solche Erbbuchs, und da sie vielleicht schon in's siebente Glied vererbt war, so war sie im Laufe ihres langen Lebens gelbbraun und flockig geworden, wie der Zunder, den die Zunderhändler von Sondershausen aus Buchenschwamm machen und an ihren oben krummgebogenen Stecken auf dem Simmerer Martinimarkt verkaufen. Freilich wird das auch nun bald seine Endschaft erreichen, und zwar, weil es erstens keine alten Buchen mehr gibt, und zweitens, weil das vermaledeite Firfeuer oder die Streichhölzchen überhand nehmen. Item, von dieser Buchs, und eine andere hab' ich ihm niemals angesehen, hatte der Zunderbuchs seinen Namen."

„Aber, Herr Schullehrer, wer war denn Ihr Zunderbuchs?" fragte ich.

„Warten Sie nur," fuhr er fort, „ich komme schon darauf. Unter diesem Namen war er aller Welt bekannt, und er hörte auch darauf und gab Antwort. Manchmal ist mir's so vorgekommen, als sähe er's gerne, daß man ihn so nannte, weil dadurch Niemand veranlaßt wurde, ihn nach seinem eigentlichen Namen zu fragen, und wenn's einmal geschah, so wich er aus und sagte: Ihr wißt ja, ich heiße Zunderbuchs!"

Der alte Mann klopfte seine Pfeife aus und stopfte sie frisch, fuhr aber ungestört fort: „Jetzt steht er vor meiner Seele, wie er leibte und lebte, und es ist mir, als sähe ich das eigenthümliche

Lächeln, das einem Ausdruck des Schmerzes ähnlicher sah, als dem der Freude, und das um seine Lippen schwebte, wenn er fröhlichen Leuten auf seiner Fidel Eins aufspielte.

„Er war groß, fünf Schuh pfälzisches Maß und noch darüber hinaus; breitschulterig war er dabei und körnig, wie ein Hinterhunsrücker. Das Alter hatte seinen Nacken schon gebeugt und das Haar war schneeweiß. Dabei trug er ein Kamisol, wie man's heute auch nicht mehr sieht, das bis in den halben Schenkel reichte, und eine graugrüne manchesterne Weste und eine Strumpfkappe, roth und blau gemustert, mit einem dicken Klunker dran. So trugen sich die Alten zu meiner Zeit, Herr Nachbar, heutzutage tragen sie Ueberröcke, wie sie damals höchstens der Landschreiber trug! Das Kamisol des Zunderbuchs war ehemals dunkelblau; aber da es fadenscheinig geworden und auch wohl Löcher bekommen, so hatte er hellblaue, müllergraue und selbst grüne Lappen darauf gesetzt, daß es gerade aussah, wie eine Landkarte vom weiland deutschen Reich; aber es war Alles säuberlich geflickt, wenn auch die Stiche halbellenlang waren. Nun, meine Frau, Gott hab' sie selig! verstand das Flicken besser. Bei sieben Buben, die alle Erzreißer waren, hat sie flicken gelernt, und sie verstand's. In der linken Seite hing ihm ein Büchsenranzen, und darin steckte Fiedel und Bogen. Auf dem Rücken trug er einen grünen Plüschsack, wie ihn die Flößer am Rheine tragen, und darin lag seine ganze Habseligkeit.

Meine selige Frau hat sich oft gefreut, daß der alte, arme Mann so sauber war wie geblasen. Kein Stäubchen duldete er an sich. Armuth und Unreinlichkeit sind nicht Geschwister, wie Viele glauben. Er hatte ein ungemein ausdrucksvolles Gesicht. Gar tiefe Furchen hatte das Weh des Lebens über seine hohe Stirne gezogen; ebenso waren seine Wangen gefurcht. Auf seine blitzenden Augen senkten sich buschige Augenbraunen, deren dunkele Farbe gegen das schneeweiße Kopfhaar seltsam abstach. So lange ich ihn kannte, sprach, trotz ihrem natürlichen Glanz, aus diesen Augen ein geheimer Kummer. Freilich, wohl habe ich ihn nur in den Tagen gesehen,

von denen die Schrift sagt: „Sie gefallen mir nicht;" aber man konnte nicht in diese Augen sehen, ohne den Gedanken, daß ihm das Leben auch manchmal übel möchte aufgespielt haben. Seine Nase war scharf gebogen und berührte schier das Kinn, denn die Zähne thaten ihm nicht mehr weh, und das Haselnüßkrachen mochte ihm auch schon lange vergangen sein. Wollte er seine irdene Pfeife rauchen, so mußte er Zwirn darum wickeln, damit er sie halten konnte, wie mir's eben auch geht. Heutzutage rauchen die Buben so lang zusammengerollte Tabaksblätter, die sie Cigarren heißen. Daß dich das Wetter! — Ziehkarren sind's: Hab' 'mal eins gekriegt von meinem Aeltesten, dem Einnehmer, hab' mir aber schier die Lunge herausgezogen. Auch wieder so was Neues, das viel kostet und nichts taugt! Gott ehre mir die alte Zeit!"

Der Alte war ganz hitzig geworden. „Verzeihen Sie mir die Abschweifung," sagte er; „aber die Galle schießt mir altem Manne über, wenn ich das aberwitzige und verderbliche Wesen sehe, dessen Wirkung auf unsere Bauern schon so mächtig ist! Doch kehren wir zu Zunderbuchs zurück!

„Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß dieser stille, oft träumerische und schwermüthige Mann ein Schnurrant war, so ein Geiger, der von Haus zu Haus zog und auf keiner Hochzeit, Kindtaufe und Kirchweihe fehlte, daß er der Possenmacher der Bauern war, tausend lustige Geschichten wußte, und die Leute schier bersten machte, wenn er nur den Mund aufthat. Er lachte selten, fast nie. Nur so ein Lächeln spielte um seinen Mund. Wer aber genauer zusah, der mußte finden, daß trotz seiner Witze tiefe Seufzer sich aus der Brust hervorarbeiteten, und trotz jenes Lächelns man dann nicht mehr lachen konnte, wenn man den eigenthümlich schmerzlichen Ausdruck desselben gesehen. Ja, es ist mir viel Hundertmal gewesen, als presse er das Weinen zurück, wenn die Bauern so unergründlich lachten über seine Erzählungen. Alle diese Geschichten hatte er gewiß vierhundertmal erzählt, und die Bauern wußten sie alle auswendig. Sie riefen ihm zu: „Zunderbuchs, erzählt 'mal die

und die Geschichte, Ihr wißt ja!“ Daraus geht auch hervor, daß weniger die Geschichte selbst, als die Art der Erzählung den mächtigen Lachreiz in sich schloß, und ich möchte sagen, gerade jener auffallende Gegensatz des komischen Stoffes und des wehmüthig ernsten Wesens des Erzählers habe jene urkräftige Wirkung hervorgebracht. Das aber muß ich zu seiner Ehre sagen, nie hat er etwas erzählt, was nur irgend im Entferntesten jene heilige Grenze berührte, wo die Schamröthe schuldloser Wangen die Nähe des Unlauteren ahnet. Alles war rein, keusch, lautete wohl und er selbst wies entschieden jeden Scherz unlauterer Art zurück, und wo lose Buben Zoten rissen, da ergriff er schnell seine Geige und entfernte sich mit unzweideutigem Ausdrucke des tiefen Unwillens.“

„Aber, liebster Herr Schullehrer,“ sagte ich, „haben Sie denn nie etwas Genaueres erfahren?“

„Haben Sie Geduld,“ fiel er mir ein, „das Alter ist geschwätzig. Sie sollen schon noch erfahren, was ich selber erfahren habe. Seine Violine spielte er ungewöhnlich gut. Es war eine uralte Geige, ganz schwarz von Alter; aber einen Ton hatte sie wie eine Glocke, so hell und rein. Manchmal konnte er so beweglich spielen, daß es Einem weich um das Herz wurde, und es kam Einem dann just vor, als höre man aus der Geige heraus eine Menschenstimme klagen, die das tiefste Leid offenbarte. Als Bube schon ergriff mir das die Seele mit voller Gewalt, und ich mußte manchmal eine Thräne wegwischen, wenn er so mit dem alten, geflickten Bogen über die Saiten strich.

„Einmal, es war im Sommer, da strich ich durch die Hecken dort hinten, wo die Thäler gegen den Hunsrücken ansteigen. Ich suchte Vogelnester und Erdbeeren, die so glänzend roth und duftig im Grase standen. Plötzlich, als ich um eine Bergecke bog, höre ich leise, aber so süße, herzergreifende Töne, daß ich gleich denke: das ist Zunderbuchs und sonst Niemand! Ich biege die Zweige der Hecke leise weg und schleiche möglichst sachte heran. Da seh' ich ihn

auf der Erde sitzen, mit dem Rücken an ein bemoostes Felsstück gelehnt. Er sah und hörte nicht. Wunderbar zart ging der Bogen über die Saiten. Es waren Klänge, wie ich sie niemals gehört habe, aber so weich und schwermüthig, so herzerschütternd, daß es mir durch die Seele zitterte. Er hatte das Auge zum Himmel aufgeschlagen, aus dem heiße Thränen rannen, und ich dachte nicht anders, als er rede jetzt durch diese Töne mit den Engeln in Gottes Himmel. Ich setzte mich in's Gras und lauschte, bis er plötzlich mit einem lauten Aufruf aufsprang und davon ging. Was er ausrief, hab' ich nicht verstanden; aber es klang wie ein Namen.

„Seitdem sah ich den armen Mann mit großer Theilnahme an, und hätte Alles darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, was ihm so schwer auf der Seele laste.

„Wenn er, und ich beobachtete ihn nun mit größerer Aufmerksamkeit, auf der Kirchweihe geigte und die jungen Leute so lustig tanzten, so zuckte es oft über sein Gesicht, als fühle er einen tiefen Schmerz. Ich war noch ein Knabe. Fragen konnte, durfte und mochte ich ihn nicht um das, was ihm fehle.

„Alle Leute hatten ihn lieb, und man sah es sehr gerne, wenn er in ein Haus trat und um die Nachtherberge anfragte. Wo er sich sehen ließ, folgten ihm Schaaren von Kindern nach; aber nie habe ich es erlebt, daß muthwillige Knaben ihren Scherz mit ihm zu treiben sich hätten beigehen lassen. Sie hatten eine große Scheu vor ihm.

„Ich weiß, daß mein Vater selig, der auch Lehrer war, zu meiner guten Mutter sagte: Was mag doch der Mann erduldet haben? Es kommt Einem manchmal vor, als triebe er das Lustigmachen als Selbststrafe, als Buße, die er sich selbst auferlegt. Solche Reden habe ich hernachmals oft in meiner Seele bewegt, und es kam mir vor, als habe mein Vater in seiner Vermuthung Recht.

„Daß mir dadurch der Mann immer wichtiger wurde, mögen

Sie wohl leicht begreifen, und ich meinte, sein Leib wüchse mit jedem Male, wo ich ihn wiedersähe.

„Als ich aus dem stillen Vaterhause fort mußte, um in der Stadt bei dem Organisten Unterricht zu erhalten, empfahl ich den armen Mann meiner sanften Mutter. Ich hätt's nicht nöthig gehabt, denn sie selbst meinte es so gut mit ihm. Er bettelte nie, aber er nahm dankbar, was ihm die reiche Liebe guter Menschen gab.

„Damals kam er mir aus den Augen und bald auch aus dem Sinne, denn die Jahre, die nun kamen, waren ernste Lehrjahre, die mich ganz in Anspruch nahmen. Es gab so viel und so Schweres zu lernen, daß ich zu anderen Dingen keinen Raum in meiner Seele fand. Zwei bis drei solcher Jahre flogen in angestrengtem Fleiße dahin, und dann, als ich leidlich befähigt war, bekam ich, nach kurpfälzischem Brauch, eine kleine Winterschule, und zwar auf einem Dörfchen auf dem Hunsrücken. Seltsam war's, daß hier Niemand von Zunderbuchs redete. Es schien, als kenneten sie ihn nicht. Mir kam er dadurch ganz aus dem Gesicht, und erst nachdem ich wieder in das Thal meiner Heimath zurückkehrte, wurde er mir wieder nahe gerückt."

„Aber haben Sie sich denn niemals nach seinem Namen, Stand und Herkommen erkundigt?" unterbrach ich den redseligen Greis.

„Glauben Sie wohl?" sagte er lächelnd. „Da waren Leute genug, die dazu auch außer mir Lust hatten; aber Niemand wußte das und, wie ich Ihnen bereits sagte, er selbst wehrte jede zudringliche Frage in einer Weise ab, die das Wiederholen derselben nicht aufkommen ließ, ohne daß er gegen Jemanden grob oder nur unartig gewesen wäre. Es war etwas so Besonderes in ihm, daß man eine ehrfurchtsvolle Scheu fühlte.

„So viel hatten die Leute herausgebracht, daß der Landstrich, auf dem er sich bewegte, etwa fünf bis sechs Stunden breit, vom Rheine bis Trier, über die Gebirge, links von der Nahe, hinging,

und die Mundart, die er redete, ähnelte auch der breiten und gedehnten, die man hinter und um den Hochwald spricht.

„Wie ich Ihnen vorher gesagt, ich kehrte endlich in's Vaterhaus heim, und nach einander starben meine Eltern hin, deren einziges Kind ich war. Die Gemeinde wünschte mich als ihren Lehrer, und der Kirchenrath in Heidelberg hatte ein Einsehen, daß ich's wurde. Es war Winter damals, und ein recht herber, kalter Winter. Wenig kam ich unter die Menschen, weil ich, traurig gestimmt, die heitere Gesellschaft mied und selber auch gerne für meinen Beruf thätig war.

„Als die Sonne wieder wärmer schien, als die Knospen zu schwellen begannen und die Veilchen und Maßliebchen blühten, und die Drosseln in den grünenden Hecken so herrlich sangen, lebte ich erst wieder auf. Ich ging wieder mehr unter die Menschen, und da kam es denn, daß ich wieder an meinen alten Freund Zunderbuchs erinnert wurde.

„Er ist lange nicht da gewesen," sagte mir ein alter Bauer, den ich nach ihm fragte. „Auch ist er gar nicht mehr so lustig wie er früher war. Das Alter drückt ihn, und es will halt nicht mehr so wie früher. Er sieht oft gar traurig drein. Und es ist auch gar kurios, wenn er Conrads Appelchen sieht, Ihr kennet's ja, Herr Schulmeister, so passirt's ihm mehr als einmal, daß er zu weinen anfängt, der alte Mann, das ist recht beweglich."

„Nun will ich Ihnen sagen, Herr Nachbar," fuhr der alte Lehrer fort, „warum ich nicht weiter fragen mochte. Das Appelchen, was, wie Sie wissen, Apollonia heißt, war das schönste Mädchen im Dorfe, still, sittig und fromm. Sie gefiel mir über die Maßen wohl, und da ich den Dienst hatte, auch allein nicht bestehen konnte, so wollte ich sie mir heimführen. Da nun der Bauer sagte: „Ihr kennt sie wohl" — so wurde ich kirschroth und schwieg; aber was mochte denn das sein, daß gerade dies liebliche Mädchen einen solchen Eindruck auf den Alten machte?

„Als gerade wie jetzt, die Reben blühten, kam die Kirchweihe,

die ja auch in diesen Tagen ist. Damals aber hielten die Leute noch auf die uralten Bräuche dabei, die jetzt mehr und mehr zu Grunde gehen. Sonntag nach Sanct Johannis des Täufers Tag ist sie.

„Am Abend vorher wurde sie eine halbe Stunde eingeläutet und von den jungen Burschen angeschossen. Im Backhause drängten sich die Frauen und Mädchen mit ihren Kuchen auf den blanken Blechen und weißgescheuerten Brettern. Aus jedem jungen Auge lachte die Lust, und im Vorgefühle des Tanzes hob sich leichter der Fuß zum hüpfenden Gange. Rottenweise standen die Bursche umher, die Sonntagspfeife, den Ulmer Maßerkopf mit silbernem Beschlag und Kettchen, im Mund, und foppten die Mädchen und harrten des Kirchweihbaumes, den der Förster zu holen gestattet, und der dann nach dem Feste zum Besten der Kasse der Kirchweihburschen verkauft zu werden pflegte. In jedem Hause wurde geputzt und gescheuert, daß ja Alles blank und nett sei, wenn die Gevatterleute und guten Freunde aus den benachbarten Orten kämen. Die Maurer liefen herum, die letzte Hand an die frischgetünchten Stuben zu legen, etwa noch eine Borte zu vollenden oder eine Jahreszahl mit allen erdenklichen Schnörkeln über dem Ofen oder der Stubenthüre zu malen, oder endlich noch einmal mit der Bürste über den frischgeschwärzten Ofen zu fahren, damit er recht spiegelklar glänze. Es war eine Regsamkeit und heitere Thätigkeit überall, daß ich von meinem Fenster aus recht meine Lust sah.

„Es mochte etwa fünf Uhr sein. Ein lauer Wind kühlte schon die Hitze des Tages, da hörte man von ferne Jubel und Pistolenschüsse. „Sie bringen den Kirchweihhammel und den Baum!“ riefen die Kinder und strömten dem Ende des Dorfes zu, von woher sie kommen mußten. Bald darauf kam denn der Zug. Trotz des Kinderjubels hörte man die Töne einer Violine. Ach, das waren alte, liebe, bekannte Töne, das war ja mein Freund Zunderbuchs wieder, den ich so gar lange nicht mehr gesehen!

„Ich kann Ihnen sagen, daß es mich recht freudig und doch

auch wieder recht wehmüthig bewegte; denn als ich ihn zum letzten Male gesehen, da lebten meine guten Eltern noch. Es war mir dabei, als thäten sich die goldenen Pforten meiner harmlosen Knabenjahre wieder vor mir auf, und die lange Reihe schmerzlich-süßer Erinnerungen zog an der Seele vorüber.

„Jetzt nahten sie. Voraus hüpften große Kinderschaaren im Takte, den der nun folgende Zunderbuchs in der Weise seines Spiels angab. Dann folgten die Bursche mit dem großen Hammel, dessen wolliges Vließ mit rothen Bändern verziert war. Dieser Hammel pflegte am Kirchweihtag ausgelooſt zu werden.

„Hinter diesen folgte der stattliche Buchenbaum und mächtige Strauß, in der Regel der Gipfel einer stolzen Tanne, getragen von einem starken Burschen.

„Für das Alles hatte ich keine Augen, nur für Zunderbuchs. Der Bauer hatte Recht. Die Jahre, welche zwischen dem letzten Male lagen, da ich ihn sah, und diesem Wiedersehen hatten starke Veränderungen hervorgebracht. Das war nicht mehr die stattliche, aufrechtgehende Gestalt; vielmehr war der Nacken noch mehr gebeugt. Das war nicht mehr der selbstbewußte, kräftige Auftritt, sondern vielmehr ein Dahinschleichen, dem man es ansah, daß der Weg zum Grabe wohl schwerlich mehr sehr weit sein konnte. Das war auch nicht mehr die feste Hand, die den Bogen führte, sondern das eigenthümliche zitternde Spiel ließ auf ein Zittern der Hand schließen. Und vollends das edelgeformte Gesicht! Es war bleich, abgehärmt, und das Auge sah so trübe und matt aus der tiefen Höhle heraus, daß man's kaum mehr erkannte.

„Während sich ein Knäuel um die Bursche bildete, kam er auf mich zu. „Ich hab's gehört, daß Er jetzt hier Schulmeister ist," sagte er treuherzig und reichte mir die Hand. Das hat mich gefreut!

„Kommt ein Bischen herum zu mir," bat ich ihn; aber er schüttelte den schneeweißen Kopf und sagte: „Ein Andermal!" und ging in's Dorf zu einem seiner Gastfreunde, die ältere Rechte hatten.

„Der Baum wurde nun in das mitten auf dem Markte gegrabene Loch mit dem Fuße gebracht und nun aufgerichtet, vermittelst der oben angebrachten Seile, an denen Bursche und Männer in den Dachluken der benachbarten Häuser zogen. Oben prangte der Strauß, unter dem ein mächtiger Kranz von Blumen hing, den die Mädchen gemacht. Nun kamen alle Dorfbewohner, betrachteten und bewunderten ihn, und allmälig senkte sich die Nacht auf das bewegte Dorf, dessen Bewohner mit stiller Freude, Viele aber mit hochklopfendem Herzen den einzigen, vollen Freudentag des Jahres erwarteten, dem ein heiterer Himmel und ein glühendes Abendroth freundlich zulächelten, ihm einen sonnenhellen Morgen verheißend.

„Mir aber gingen gar mancherlei Gedanken durch den Kopf, und ich nahm mir eben vor, Alles anzuwenden, den alten Zunderbuchs zu sprechen, besonders, um ihn zu fragen, warum ihn denn das herzliebe Appelchen so sehr in Trauer setze; allein am anderen Tage bekam ich ihn erst spät zu Gesicht, und dann war es völlig unmöglich, mit ihm zu reden, da er beim Tanz aufspielte.

„Als die Jungburschen Mittags durch das Dorf zogen, um ihre Mädchen mit der Musik abzuholen, und um den Baum tanzten, sah ich den Alten nicht. Sonst war er immer dabei gewesen. Ich sprach meine Verwunderung gegen meinen Nachbarn darüber aus.

„Ach Gott, Herr Schulmeister," sagte der Nachbar, „der arme Schelm trägt eine schwere Last, und da er sie Niemand sagt, kann man ihn auch nicht trösten, aber so viel ist gewiß, er wird alle Tage trauriger. Vor einem halben Jahre begegnete ich ihm einmal auf der Hunsrücker Landstraße und ging eine Strecke mit ihm, da sagte er plötzlich mit einem tiefen Seufzer: „Ach, Philippspeter, wie bleibt mir der Tod so lange aus!"

„Habt Geduld," sagte ich zu ihm, „der Herr weiß allein Zeit und Stunde."

„Ja wohl," erwiederte er, „aber ich wollt sie wär' schon !" „Geht's Euch denn so übel?" fragte ich. Darauf sagt er:

„Nein, Philippspeter, mir geht's schon gut, aber ich hab kein Plätzchen, wo ich mich einmal hinlegen kann, um zu sterben. Denn wo ich es sollte, da kann ich nicht mehr hin, weil's mir das Herz abdrückt.“ —

„Weiter hab ich nichts mehr von ihm herausgebracht.

„Als des zweiten Kirchweihtages Nachmittag kam, sollte der Kirchweihhammel ausgelooſt werden. Alt und Jung versammelte sich am Kirchweihbaume, darauf kamen die Bursche mit den Mädchen, und Zunderbuchs geigend vorauf.

„Es war so die Weise des Ausspielens, daß man an einen großen Nagel ein Laternchen hing, in dessen Raum ein Talglicht brannte; an dies Talglicht war mit einem Faden ein Fläschchen mit Wasser gebunden. Zur Seite stand ein Stuhl, auf welchem ein Bursche stand, der so oft eine Nummer nannte, als eins von den um den Baum tanzenden Paaren gegen ihn kam. Bei welcher Nummer nun das Fläschchen herabfiel, wenn nämlich die Flamme des Lichtes den Faden durchgebrannt hatte, die gewann den Hammel.

„Zunderbuchs geigte seine Tänze, das ganze Dorf war um den Kreis der Tanzenden versammelt, Kopf an Kopf gedrängt, voll gespannter Erwartung, ja alle Fremde und Gäste hatten sich zu ihnen geschaart.

„Was in dem Kreise vorging, konnte ich aus meinem Fenster nicht sehen. Ich hörte nur das Jauchzen der Bursche und die Töne der Geige und die Aeußerungen der Leute über das rasche Abbrennen des Lichtes und die nahe Entscheidung.

„Plötzlich vernahm ich einen grellen, Mark und Bein durchdringenden Ton der Violine, der gerade so klang, als stieße ein zum Zerspringen gepreßtes Herz einen Schrei der wildesten Verzweiflung aus. Ich erbebte im Innersten meines Herzens.

„Ach, der arme Zunderbuchs!“ hörte ich rufen.

„Was ist denn geschehen?“ fragte ich meinen Nachbar, der mir nahe stand.

„Ich weiß es selbst nicht," sagte er, „aber ich will mich erkundigen."

„Nach einiger Zeit trat er in meine Wohnstube. Unterdessen hatte der Tanz eine Weile aufgehört; zwei Bursche hatten den todtbleichen Zunderbuchs weggeführt; ein anderer Spielmann trat an seine Stelle, und der Tanz ging fort, als ob nichts geschehen sei.

„Nun," rief ich dem Eintretenden zu, „was war's?" —

„Man weiß es selber nicht genau," sagte der Nachbar; „die Bursche tanzten um den Kirchweihbaum und der alte Zunderbuchs geigte und sah kaum um sich, wie er das so macht. Da geschieht's, daß Einer das schöne Appelchen zum Tanze holt. Wie das Paar an ihm vorübertanzt, sinkt seine Hand; der Bogen fährt über die Saiten und macht den erschrecklichen Ton, und darauf sinkt er selber wie ohnmächtig zusammen. Sie haben ihn zum Bäcker geführt. Weiter weiß ich nichts."

„Wieder Appelchen!" dachte ich. Es muß da etwas statthaben, was ich noch nicht ergründen kann. Gerade das Räthselhafte gab meiner ohnehin erregten Einbildungskraft viel zu thun. Die Lust des Zuschauens war mir vergangen. Ich nahm meine Mütze, um ein wenig in's Freie zu gehen.

„Draußen hatte eine recht friedliche Sonntagsstille Platz gegriffen. Hin und wieder gingen Menschen auf dem Dorfwege. Die Vögel sangen lustig ihr Abendlied und aus den Weinbergen hauchten die Traubenblüthen ihren herrlichen Duft. Die Sonne war eben am Rande der Berggipfel gegen den Hunsrücken hin, und eine frische Kühle stieg aus den Wiesen des schönen Thälchens auf, durch das unser Bach fließt.

„Dorthin zog es mich. Ich hatte in dem Wäldchen, das rechts die Bergseite bekleidet, damals so mein Lieblingsplätzchen. Sie kennen ja die große Eiche, die dort steht, Herr Nachbar? Nun, an dem Fuße derselben hatte ich mir von abgeschältem Rasen eine Bank gemacht, wo ich manchmal saß und ausruhte von des Tages

Last oder ein gutes Buch las. Ich sehnte mich, gerade jetzt allein zu sein, und richtete dorthin meine Schritte.

„Auffallend war es mir, daß ich frische Fußtritte im schwellenden Grase fand, wo man abgehen mußte vom Pfade nach meinem Plätzchen; allein ich dachte, vielleicht sei ein Flurschütze daher gegangen und achtete weiter nicht darauf. Als ich aber näher kam, war mir's, als hörte ich tiefe Klagelaute aus einer Menschenbrust. Ich dachte: „Es ist doch merkwürdig, was die menschliche Einbildungskraft vermag! Nun hast Du den armen Zunderbuchs im Kopf und kannst den Gedanken an ihn nicht los werden. Da hörst Du ihn denn auch gleich in Deiner Nähe wehklagen, und doch war's vielleicht nur ein Ast, der sich an einem anderen rieb, den der leise Abendwind bewegte, oder eben dieser leise Lufthauch säuselte durch die dürren Blätter der hohen Erlen."

„Doch horch! — Da seufzte es wieder, so tief, so tief, daß ich stehen blieb. Jetzt, bei schärferem Hinhorchen, vernahm ich ein unterdrücktes Schluchzen.

„Es überlief mich eiskalt. Also doch kein Spiel der erregten Einbildungskraft, dachte ich, und ging ganz leise meinem Lieblingsplätzchen zu; denn von daher klang der Ton. Als ich ganz nahe war und die Zweige sachte auseinander bog, sah ich wirklich Zunderbuchs dasitzen. Er sah mich nicht; hatte mich auch nicht gehört. Er saß in vorgebeugter Stellung. Beide Ellnbogen stützten sich auf die Kniee und in den hohlen Händen ruhte das Angesicht. Er weinte so heftig, daß seine Thränen auf die Erde rannen.

„Sie mögen sich wohl denken, Herr Nachbar, daß mich der Anblick des Mannes tief erschütterte, zumal meine Seelenstimmung dazu recht geeignet war. Thränen hab ich meiner Lebtage nicht sehen können, ohne das tiefste Mitleid zu empfinden; aber die Thränen des Mannes, der so mächtig sich zu beherrschen verstand, der so oft das tiefe Weh in die wunde Brust hinabgedrückt und ihm Schweigen geboten hatte, waren für mein Gefühl überwältigend.

Es mußte etwas Außerordentliches sein, was die eiserne Macht des Willens dieses Mannes so urplötzlich gebrochen hatte.

„Sollte ich ihn seinem Weh überlassen oder sollte ich tröstend ihn anreden? Die Frage drängte zur Entscheidung. Ich kann es betheuern, daß keine eitle Neugierde den Wunsch erregte, einen tiefen Blick in das Herz und das Leben dieses Mannes zu thun; mir fiel das Wort der Schrift ein: „Weinet mit den Weinenden!" Ich hielt mich für berufen, zu seinem Troste jetzt zu ihm zu treten. Ich beugte vollends die Hecken auseinander und trat ihm näher, eingedenk des Wortes, mit dem der Herr in die Mitte seiner trauernden Jünger trat, und sprach: „Friede sei mit Euch!"

„Der alte Mann zuckte vor Schrecken zusammen. Er dachte wohl nicht, daß ihm hier Jemand nahe sei. Schnell fuhr sein Kopf in die Höhe. Als er mich erkannte, trocknete er schnell seine Thränen mit der Hand. Der Ausdruck seines Gesichtes wurde freundlich. „Ach, Er ist's, Herr Schulmeister," sagte er darauf, und es klang ebenso, als ob er sich freue, daß eine Menschenseele ihm nahe sei, daß er sagen könne, was ihn drücke. „Nun," fuhr er fort, als ob er für sich einen Beweggrund suche, das schwere Geheimniß zu brechen, „Er ist immer dem armen Zunderbuchs freundlich gewesen. Ich weiß es von Seiner Mutter, Gott hab' sie selig. Die war auch gut. Vor Ihm brauch' ich ja mein Leid nicht zu verhehlen."

„Er sprach die Worte so beweglich, daß mir auch schier das Weinen kam; ich sagte: „Nein, ich hab's gewiß immer gut mit Euch gemeint, und was Ihr mir sagt, das schwör' ich Euch, soll auch bei mir bleiben." Nun setzt ich mich zu ihm.

„Was ist Euch denn heute begegnet?" fragte ich traulich. „Kann ich Euch vielleicht helfen?"

„Helfen?" fragte er mit schmerzlichem Tone; „nein, das kann Er nicht; helfen kann nur Einer, der alle Bürden abnimmt. Hier (er deutete auf seine Brust) brennt's arg."

„Theilt mir's mit!" bat ich herzlich. „Es wird leichter, wenn man sein Leid Anderen mitgetheilt, die Theil daran nehmen."

„Ein langer, prüfender Blick fiel auf mein Gesicht. Er mußte ihm Gewißheit gegeben haben, denn er sagte: „Warum denn nicht? Hat Er Zeit, Herr Schulmeister, so will ich ihm Alles sagen, Alles, was mich so schwer drückt."

„Ich versicherte ihn, daß ich von nichts abgehalten wäre, ihm zuzuhören.

„Wohlan denn," sagte er und seufzte tief auf. „Es ist das erste Mal, daß ich einem Menschen mein Leid klage."

„Mein Vater," hob er an, „war weit her, aus Böhmen, und kam dort oben an der Saar in die Kohlenwerke als junger Kerl. Er verstand sein Bergmannsgeschäft und war Sonntags ein gar beliebter Spielmann bei den Knappen. Auch der Herrschaft machte er sich bald geneigt, und nach wenig Jahren war er Steiger. Es glückte ihm halt. Haus und Gut erwarb er sich und eine brave Frau. Ich war ihr einziges Kind. Mein Vater war ein braver Mann, aber er hatte einen Hauptfehler — einen gewaltigen Stolz, und diesen Stolz, diesen Hochmuth pflanzte er auch in meine Seele schon frühe. Er hielt sich für besser als andere Leute, und suchte nur immer Gesellschaft und Gunst Hoher heraus. Längst hatte er das Geigen für Geld aufgegeben; aber die Vorliebe für das Spiel der Geige steckte tief bei ihm im Holz. Ich mußte es auch lernen und that's gerne. Damals dachte ich nicht daran, daß es einst noch vor Hunger sichern würde. Als mein Vater alt geworden, die Mutter starb frühe, da wurde ich sein Nachfolger im Amt als Steiger. Lustig war ich, aber sehr hochmüthig auf meinen Reichthum und mein Amt. Wo ich unter der Knappschaft oder sonst auftrat, forderte ich den ersten Platz. Das stieß die Leute von mir ab. In's Wirthshaus ging ich nicht, weil die Leute mir auswichen. So geigte ich daheim desto fleißiger. Durch meinen Reichthum gelang es mir, Eingang in das Haus eines Revierförsters zu gewinnen, dessen Tochter ich lieb hatte. Sie war mir auch nicht abhold, und wir wurden Mann und Frau. Ach, sie war gut, zu gut für mich, der ich nach und nach ein Wucherer wurde. Darum

nahm sie mir auch Gott im ersten Wochenbett, und mir blieb das mutterlose Kind. Mein ganzes Herz hing an dem Kinde, das aufblühte wie eine Blume. Sie war noch schöner wie ihre Mutter. Ach, Herr Schulmeister, hat Er das schöne Appelchen gesehen?"

„Ich bejahte, nicht ohne Schamröthe.

„Nun, die gleicht ihr wie ein Tropfen Wasser dem anderen. Durch meinen Hochmuth entfremdete ich mir auch meine Vorgesetzten. Das Pochen auf meinen Wohlstand machte mich trotzig. Ein Wortwechsel brachte den Beamten so auf, daß ich abgesetzt wurde. Kränkte das auch anfangs meinen Stolz, so nahm ich mir das doch vor den Leuten nicht an. Ich baute mein Gut. Günstige Zeiten mehrten meinen Wohlstand. Ich war der Reichste im Dorfe. Mein Evchen war ein Gegenstand vieler Bewerbungen. Alle Bursche sahen sie gerne. Sie war schön und reich — konnte es sich fehlen? Aber ich litt nicht, daß sie sich mit Einem einließ. Ich wollte sie nur an einen Mann verheirathen, der mir auch gefiele und meinem Ehrgeiz entspräche.

„Ich kurzsichtiger Mensch wollte der göttlichen Fügung vorgreifen, die die Ehen im Himmel schließt, und diejenigen sich finden läßt, die für einander passen.

„Da kam ein Revierförster auf das nahe Forsthaus. Es war ein junger, schöner, stattlicher Mann von gutem Herkommen; aber man munkelte allerhand. Er sollte ausschweifend, fürchterlich roh und boshaft und ein Spieler und Säufer sein, der auf seiner früheren Stelle einen armen Familienvater niedergeschossen habe, weil er ihm Vorstellungen gemacht, daß er mit dem Lesen dürren Holzes ja doch keinen Schaden verursache. Ein Spieler und Säufer war er, das wußte ich wohl, und roh und unbarmherzig war er auch, das sagten ja laut die armen Leute; aber ich dachte, Evchen wird ihn schon bessern. Er sah sie gern, das wußte ich wohl; aber sie ihn nicht, denn — sie hatte einen Anderen lieb. Nicht weit von …s wohnte eine Wittwe, arm und dürftig, aber unbescholten. Sie … einen Sohn, so alt wie mein Kind. Sie waren zusammen

in die Schule gegangen, zusammen confirmirt worden, hatten zusammen als Kinder gespielt. Sie hatten sich unendlich lieb, und ich wußte es nicht, wenigstens war es mir damals ein Geheimniß. Denk ich jetzt so daran, so mein' ich, das Herz müßte mir brechen! Der Conrad war ein Muster von einem braven Burschen, und auch ein Bild von einem schönen Burschen. Wie glücklich hätte ich sie und mich selbst machen können; aber der Hochmuth steckte in mir, und er war des Teufels Handhabe. So war ich blind und taub gegen Evchens Leid, und nun irr' ich umher gleich dem ewigen Juden, ohne Ruhe, ohne Frieden; trage die Bürde meines Jammers; möchte gern sterben und kann nicht, und sie sind Beide todt!" —

„Er bedeckte seine Augen mit seinen Händen und jammerte laut!

„Der Förster mochte erfahren haben, daß ich ihn gern als Eidam habe; er suchte an mich zu kommen. Ich kam ihm überfreundlich entgegen. Er wußte aus schlauer Berechnung mich zu täuschen, so daß ich nichts von alledem mehr glaubte, was ihm die Leute nachsagten, und ihm schon nach wenigen Wochen mein Jawort gab.

„Als ich ihr das sagte, war Evchen trostlos. Jetzt erst merkte ich, woher der Wind wehte, und mein Zorn kannte keine Grenze mehr. Ich tobte, rasete, ja ich mißhandelte das Kind, das nie mich durch einen Ungehorsam oder eine Unart betrübt; ich fluchte ihrer Liebe zu dem braven armen Conrad. Sie war trostlos, ich hart wie ein Stein. Die Vaterliebe war in meinem Herzen gestorben. Der Hochmuth herrschte nur darin.

„Von nun an bewachte ich sie auf Schritt und Tritt, und zwang sie zur Verheirathung mit dem Förster. Niemand war glücklicher als ich. Des Kindes Schmerz und Thränen machten keinen Eindruck auf mich. In der Freude meines Herzens über den angesehenen Schwiegersohn verschrieb ich ihm Hab und Gut, und hielt mir für meine alten Tage nichts, nicht einmal den Sitz in meinem Haus aus. Um meine Freude voll zu machen, starb

Conrads Mutter, und er ließ sich als Soldat anwerben in Saarlouis. War der fort, dann, so dachte ich, wird sich ja Alles geben! Ach, wie ist der Mensch so blind, wenn er von einem bösen Geiste, wie ich von dem Hochmuthe, beherrscht ist! Der Förster wußte Alles. Er trug dem Conrad einen erschrecklichen Haß.

„Ich machte eine Hochzeit, die vier Tage dauerte. Seit dreißig Jahren war so keine im Dorfe gehalten worden; aber mein Kind war wie das Lamm zur Schlachtbank geschleppt worden. Alle Welt sah's, nur ich, ich allein nicht!

„Am letzten Hochzeitstage ging auch der Conrad zu den Soldaten fort. Abends ging Evchen hinaus; gleich darauf auch der Förster. Sie kam mit rothgeweinten Augen wieder. Der Förster blieb fast zwei Stunden aus. Er kam endlich wieder und war ausgelassen lustig; allein diese seine Lustigkeit hatte etwas an sich, das sie entsetzlich machte. Er lachte, aber dies Lachen klang wie teuflische Lust. „Schwiegervater," rief er, „spielt uns Eins auf, ich möchte tanzen!" Ich spielte auf und er tanzte nicht, er raste. Es fiel uns Allen auf, aber wer dachte etwas Arges? —

„War er früher ausschweifend, so wurde er's jetzt noch mehr. Jeden Abend war er betrunken und mißhandelte mein armes, sichtlich und zusehends hinwelkendes Kind. Er verspielte hohe Summen in Einem Sitze. Sagten ihm die Leute etwas, so rief er: „Der Alte hat ja Geld und Alles ist ja mein!" Als ich ihm selber Vorstellungen machte, rief er aus: „Alte Eule, willst Du auch krächzen? Nimm Dich in Acht, sonst stopfe ich Dir das Maul!" Und diese Worte begleitete er mit Geberden, die es deutlich genug machten, es seien eben keine leeren Worte.

„Etwa ein Vierteljahr ging es so fort. Er vernachlässigte seinen Dienst. Die Vorgesetzten zogen ihn zur Rechenschaft, und da sich allerlei schlechte und faule Händel fanden, wurde er abgesetzt. Das knickte zuerst meinen Hochmuth. — Jetzt zog er in mein Haus, und ich war täglich Zeuge, wie elend mein armes Kind war, und in meiner Seele erwachte die Hölle.

„Um diese Zeit entstand ein beängstigendes Gerüchte.

„Wo der Weg nach der Stadt führte, war ein dichter Schlag zur Seite des Weges. Dort pflückten Kinder Erdbeeren und fanden ein Wamms, das sie heimbrachten. Es waren schwarze, dicke Flecken dran, wie wenn's Blut wäre, und die Leute erkannten es sogleich für das Sonntagswamms des armen Conrad. Seiner Verwandten Einer ging nach Saarlouis und fragte bei dem Werber nach ihm; aber Niemand wußte etwas von ihm. Da er sich nur hatte anwerben lassen, aber noch kein Handgeld erhalten hatte, so fragte auch der Werber nicht weiter nach, als er nicht kam.

„Jetzt wurde die Sache ruchbar. Man sagte fast laut: „Der Unhold hat ihn todtgeschlagen!" Das kam endlich dem Gericht zu Ohren, und in dem Schlage wurde nachgesucht, und siehe da! Man fand den Leichnam des Conrad mit zerschmettertem Hirnschädel, und dabei mein Beil! —

„Ihr mögt Euch denken," sagte nach einer stummen Pause der schweraufathmende Zunderbuchs, „daß wir alle Beide eingesetzt wurden als seine Mörder. Das gab einen langen Prozeß. Ich wurde, weil alle Zeugen für mich sprachen, freigegeben. Er aber wurde in der Haft behalten, bis er endlich es eingestand, er habe ihn erschlagen an jenem Abend. Er ist darauf öffentlich hingerichtet worden.

„Als ich heimkam, wie fand ich Alles verändert! Der verworfene Mensch hatte schwere Schulden gehabt, die Niemand kannte. Als er und ich in das Gefängniß gesetzt wurden, kamen die Schuldner mit ihren Forderungen. Evchen litt furchtbar. Sie mußte Hab und Gut verkaufen. Was übrig blieb, nahmen die Gerichte.

„Da stand ich nun, herabgestürzt von meiner Höhe, in Schande, Armuth und Elend. Ach, meine Buße begann! In Conrads Hüttchen zogen wir, Evchen und ich. — Und dieser leidende Engel klagte nicht. Still trug sie das Weh, bis ihr das arme, gequälte Herz brach.

„Nun war das Maß voll! —

„Auf dem Grabhügel meines gemordeten Kindes brachte ich manche Nacht hin; aber es war zu spät. Die treue Seele hatte ausgelitten. Ihr Lebensglück hatte ich zerstört. Ich war ihr Mörder! — —

„O, da hat's mich hinausgetrieben in die Welt, ohne Rast, ohne Ruhe. Das Kainszeichen stand auf meiner Stirne. Mit der Geige verdiente ich mein wenig Brod. Das war meine Buße, daß ich mit dem Weh im Herzen der Leute Lustigmacher sein mußte. Und wenn ich recht lustig geigte, dann schnitt das Schwert des Schmerzes durch meine Seele und zerriß sie! Dann sah ich mein Kind, wie es mich im Tode noch ansah mit dem Blicke der Vergebung; aber es kam dennoch kein Frieden in meine arme Brust. So trag ich's nun schon zwanzig Jahre und darüber. O sagt, sagt, kommt der Tod bald?"

„Er hatte seine Hände zusammengepreßt und sah mich mit einem Blick an, der mein Blut schier erstarren machte.

„Ich sprach zu ihm Worte des Trostes, Worte der Liebe.

„Er hörte mir mit großer Andacht zu.

„Habt Dank!" sagte er dann. „Ja, ich will harren, bis der Herr die Last des Lebens mir abnimmt. Was Ihr sagt, ist Balsam für mich!"

„Aber," fragte ich, „was war's doch, was Euch so ergriff, als Ihr vorhin am Kirchweihbaume geigtet?"

„Ich will's nicht verhehlen," rief er aus. „Heute ist der Jahrestag von Evchens Hochzeit. Während ich so geigte, gingen alle die Schicksale, die ich erduldet und selbst verschuldet, an meiner Seele vorüber, und die alten Wunden bluteten wieder. Da blickte ich herab und — Appelchen tanzte gerade vorüber. Da war mir's, als sei's mein Kind, mein armes Kind. Innerlich hat es mich da geschüttelt, meine Sinne sind mir vergangen, und der Bogen, der über die Saiten fuhr, brachte einen Ton hervor, der mir wie ein

Gruß der Hölle durch die Seele drang. Da bin ich umgesunken. Nun kennt Ihr mein Leid," sagte er, drückte meine Hand, und ehe ich mich's versah, war er weg. Ich hab' ihn nicht wieder gesehen!"

„Auch nichts mehr von ihm gehört?" fragte ich mit großer Theilnahme.

„Doch," sagte der alte Schullehrer, „doch. Ein Jahr nachher, ich war schon mit Appelchen verheirathet, da kam einmal ein Glashändler in's Dorf, wie sie so aus der Gegend da hinten an der Saar mit ihrem Glaskarren im Lande herumfahren, den fragte ich nach Zunderbuchs.

„Ach ja," sagte er, sich erinnernd, „das war Steiger's Joseph aus unserem Dorf." Er erzählte mir nun die Geschichte des Armen, wie ich sie schon kannte.

„Er ist seit einem Jahr und länger nicht mehr hier gewesen," sagte ich. „Glaub's wohl," erwiederte der Glashändler. „Er war lange Jahre nicht mehr in unser Dorf gekommen; aber im vorigen Sommer, gleich nach Johannistag, sahen ihn die Leute daher wanken an einem Stabe. Man sah's ihm an, daß er krank war, und daß sein Stündlein nicht mehr ferne sei.

„Wir hatten Alle so viel Mitleid mit ihm. Einer seiner Kameraden aus der Jugendzeit nahm ihn freundlich auf und erquickte ihn; aber er war so still, so leidmüthig, daß ihn der Mann am Ende nicht mehr mit Fragen quälen mochte. Abends ging er 'mal hinaus, kam aber nicht wieder.

„Die Leute warteten auf ihn bis zehn, bis elf Uhr; als er aber da auch nicht kam, da wurd's ihnen unheimlich. Sie suchten ihn, fanden ihn aber nirgends, bis endlich die Kinder sagten, sie hätten ihn auf den Kirchhof gehen sehen.

„Da gingen sie hin, ihn zu suchen, und fanden ihn liegend auf dem Grabe seines Kindes, und er war todt. Das ganze Dorf beklagte ihn. Sie hatten ihm ja Alle vergeben seinen Uebermuth,

den er so schwer gebüßt hatte. Er wurde ehrlich begraben neben seinem Kind.

„Ach," sagte der Glashändler, „Herr Schulmeister, der Hochmuth ist vor Gott ein Greuel, und des Zunderbuchs Geschichte sollte alle harten Väter warnen, ihre Kinder nicht zu einer Ehe zu zwingen, da wird nur Herzeleid daraus und Jammer!"

„So sprach der Mann," schloß der alte brave Lehrer; „und er hat Recht. Es wird mir kühl; gute Nacht, Herr Nachbar!"

Er ging in's Haus. Es war dunkel geworden. Ich saß noch lange da, recht tief bewegt, und dachte an des Dichters Wort:

„Wo Gleiches sich zu Gleichem findet,
Da gibt es einen guten Klang!"

Eine Historie ohne Titel.

Der Candidatus SS. Ministerii Traugott Adami, welcher in X., einem zwei Meilen von der Provinzial-Hauptstadt belegenen Städtlein, wo einst sein Vater Prediger gewesen, in einem engen Stüblein wohnte, hatte einen Freund, der ein Magister seines Zeichens, seit Jahren, wie er, auf ein Amt hoffte, und immer die Erfahrung des Kranken am Teiche Bethesda machte, daß nämlich ein Reicherer, Freigebigerer, Klügerer oder Zudringlicherer, als er, den ersten Segen wegschnappte und ihm das Nachsehen und Trübsal-auf-Noten-blasen ließ. Seit Jahren hofften Beide, die die trefflichsten Zeugnisse aufzuweisen hatten, jener auf eine fette oder magere Pfründe, dieser, der Magister Mukk, auf das warme Nest eines Conrectors oder dergleichen. Das Schicksal hatte nun einmal beschlossen, daß Beide nur die Molken, Andere stets den Rahm vom Milchtopfe des Gückes erhalten sollten. Beide waren arme Teufel von Haus aus, wunderliche Käutze dabei. Adami war eine gute, weiche, treue, fromme Seele, bei dem aber oft das Herz mit dem Kopfe davon lief. Mukk dagegen ein erzschnurriger Patron, der gern seine Kapriolen in eigener Manier schnitt und tausend Possen in petto hatte, indeß sein Herz treu und edel war. Einen completteren Stoiker gab es kaum als ihn. Ruhig und gleichmüthig im Mißgeschick, konnte er mit Witzen und Possen seine dürre Brodrinde kauen und einen tüchtigen Zug klares Wasser nehmen: dann schritt er in seinem Dachstübchen fideliter auf und ab und

pfiff ein Liedchen, indem er so seine Verdauungsstunde hielt. War das geschehen, ging er heiteren Sinnes auf eine kritische Accentenjagd oder gab seine Stunden, wovon er lebte. Ein Weh hatte er, daß er nicht bei seinem Special Adami leben und wohnen konnte. Dem aber stand ein Häkchen im Weg. In X. konnten Zweie vom Unterrichtgeben nicht satt werden, sintemal Adami dabei hungerte wie eine Kirchenmaus, und in dem Wohnorte Mukk's war's just gerade so. Darum waren briefliche Mittheilungen ihre Seligkeit, und alle Woche mußte Einer dem Anderen schreiben, so war's eingeführt. Ihre Herzen waren eng verwachsen; aber nicht die Leidensbrüderschaft, nicht die gleiche Armuth, nicht die gemeinsam durchlebten Jubeljahre des akademischen Lebens hatten ein so unzertrennbares Band um ihre Herzen geschlungen, sondern mehr als dies Alles, ihre gleiche Denkart, das jedesmalige Zusammentreffen ihrer Ideen, ihres hohen Strebens, mit einem Worte, ihre geistige Einheit bei aller Verschiedenheit ihrer Individualitäten.

Im innigsten, schönsten Zusammenleben waren ihnen die drei akademischen Jahre dahingeflossen, wie drei hohe Festtage und ihre Freundschaft war fest geworden, trotz dem, daß oft Mukk's wunderliche Streiche des sanften, gefühlvollen Adami's Mißbilligung erhielten, und der ihn dafür recht ärgerlich einen Grillenfänger schalt. Die glücklichsten Jahre flohen dahin und das eiskalte Philisterthum fiel wie ein Maifrost in die Frühlingsblüthen auf die warmen Jünglingsherzen. Das Fehlschlagen ihrer Wünsche und Hoffnungen wirkte auf Beide verschieden. Adami wurde dadurch stiller, trüber gestimmt, in sich selbst verschloss'ner; seine Stimmung war wehmüthig ernst, ja, zuletzt wankte sein Zutrauen in sich selbst. Die Musik war allein seine Trösterin, und wenn er an seinem Piano saß — das er in theueren Zins bei dem Juden Schmuel Offenbacher gemiethet — und in den Tönen seine Empfindungen aussprach, dann vergaß er sein Weh und seine Armuth und phantasirte sich hinweg über Raum und Zeit, über Sorge und Aerger in eine reine, heilige Welt voll Frieden, Freude und

Seligkeit, und nicht selten rollten die Thränen eines unaussprechlich seligen Gefühls über seine Wangen, und ein süßes Bild, das seine Seele bewahrte, trat frisch und heiter vor ihn — aber es war ja unerreichbar ihm entschwunden und — mit einem klagenden Adagio, das ein Seufzer aus tiefer Brust begleitete, schloß er, stand auf und trat zum Fensterchen, das die Aussicht auf ein allerliebstes Thal bot, indem Tieck's Worte ihm in's Gedächtniß kamen:

Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer ist gar zu weh!

Bei Mukk war das anders. Er pflegte zu sagen: Wenn's Noth thut, kann ich arm sein und reich sein, Mangel und Ueberfluß haben! Ihm galt das ziemlich gleich. Er konnte lachen, wo Adami's Herz hätte brechen mögen. Habe ich nur soviel, sagte er, daß der Leichnam in statu quo bleibt, um's Andere kümmere ich mich nicht, und ich bin reicher in meiner Armuth, als mein Nachbar, der Harpax, der aus Sorge wegen seiner Goldfüchse keine Nacht ruhig schläft und aus Geiz sich nicht satt ißt. Was ist denn Armuth, haranguirte er sich selbst, die Narren draußen meinen, der Mangel an klingendem Verstand, an Gemächlichkeit und Wohlleben und üppiger Schwelgerei, am Flittergolde der Ehre, an Kleiderpracht et caetera! Fehlgeschossen! Zwar ist Gold der nervus rerum, der über manche Sandwüste hinaus zu einer frisch blühenden Oase führt — aber das Bedürfniß bestimmt seinen Werth. Bin ich nicht reich bei meiner mageren Kost? Bin ich nicht reich und lebe alle Tage herrlich und in Freuden in meinem Knurrwinkel am warmen Ofen, obgleich ich keinen Champagner, Madera, Xeres, Tokaier oder Rüdesheimer und Johannisberger trinke, sondern das klare Quellwasser und am Geburtstage meines Adami einen Krug Merseburger Gerstennektar? Bin ich nicht reich, obgleich ich nur einen Rock habe, der auf der Akademie noch seine Jugendjahre verlebte? O ihr Thoren, der wahre Reichthum ist eine Mens sana in corpore sano und das ist mein! Nach solchen Monologen sang er aus heiterer Brust:

Die Zeit ist schlecht,
Mit Sorgen trägt
Sich Mancher ohne Noth.
Nur wo ein Herz in Freude schlägt,
Da ist die Zeit noch gut!

doch blieben die folgenden Verse ihm in der Kehle stecken, wenn er an sein karges Mahl dachte und an den Diogenischen Wasserpokal, den er sich selbst kredenzen mußte. So waren schon mehrere Jahre verflossen und die Freunde hatten sich nicht gesehen; so war schon manche trügerische Seifenblase des Glückes zerplatzt, — da saß Adami am Tisch und schrieb an seinen Special Mukk:

„Du hast doch wohl auch in Deiner Kindheit das Mährlein vom „Hans Dudeldee" und dem „Fischlein" und der „hochfahrenden Frau Ilsebille" gehört, Mukk? Sieh', das wiederholt sich recht ergötzlich in meiner Erdenpilgrimschaft, und der Narr, der Dudeldee, das bin ich, und die Ilsebille, die sitzt mir im Kopf. Als die letzten Sparpfennige meiner Mutter, der sanften Engelseele, die im Reiche des Friedens ist, verzehrt waren, trotz aller möglichen Sparsamkeit, und keine Aussicht auf eine Sinecure da war, und die Sorge um das tägliche Brod an meiner Heiterkeit zu nagen anfing wie der Wurm an der Blüthe — da wurde ich Schulmeister zu Marienthal und hatte mein Auskommen und meine Kinder liebten mich. — Warum war ich nicht zufrieden wie Du, Mukk? und aß mein ärmlich Stücklein Brod? — Aber die Ilsebille im Kopfe rührte sich, der Hochmuthsteufel, der meinte, er müsse höher hinauf — gerade als ob da oben auf den Sonnenhöhen des Lebens das Glück allein wohne. Ich verließ meine Schulmeisterstelle und zog hierher nach X., wie Asmus omnia sua secum portans. Ich war wieder der Herr Candidat, und hatte nichts zu leben. Die Reue blieb nicht aus; aber der, der die jungen Raben speist, vergaß meiner nicht. Ich fing an, Privatstunden zu geben wie Du, und aß wieder ein selbsterworbenes Stücklein Brod.

„Und wenn ich nun so den ganzen Tag hindurch mit meinen Knaben in den Sandwüsten der Grammatik herumgewandert war —

und der stille freundliche Abend sich auf die paradiesische Umgebung meines Städtchens herabsenkte — dann wanderte ich hinaus in die frische Gottesluft, auf den Hügel, der in Osten sich sanft erhebt, und blickte der sinkenden Sonne nach, und dachte an Dich und an die seligen Tage, wo ich mit Dir in den ehrwürdigen Ruinen des Heidelberger Schlosses umherwanderte, dann war ich glücklich, mein Mukk, und ich vergaß mein Alleinsein. So manches herrliche Bild der Vergangenheit trat vor die Seele — auch Eins, — doch stille davon! — — und meine Seele war gewiß froh, denn sie war fromm gestimmt; — aber kehrte ich dann wieder heim, dann fand ich nur die stillen Wände meines Stübchens und meine Bücher und Deine Briefe — und mein Piano. Hätte ich Deine Ruhe, ich wäre glücklich gewesen auch so. Das Menschenherz ist nie ohne Wünsche. Auch das Meine war es nicht. Der alte Pfarrer von Dornbach starb. — Sieh', da that sich das Eldorado auf und ich hisste die Wimpel auf, richtete die Masten, spannte die Segel — der Hafen lag vor mir — ich war im Geiste schon eingelaufen — ach, ich dachte nicht, daß mein Schiff auch im Angesichte des Hafens noch zerschellen könnte! Ich meldete mich bei dem Consistorio geziemendst um Dornbach. Klar, nackt und ehrlich stellte ich meine wahre Lage dar, nur betteln konnte nicht.

„Um der Sache mehr Nachdruck zu geben, ging ich selbst in die Provinzialhauptstadt, mündlich das Fehlende zu ergänzen. Aber meine Hoffnungen wurden zu nichte. Warum? fragst Du. Weil ich keine Lust bezeugte, das gelbe, alte, keifende Töchterlein eines der Herren zu meiner Lebensgefährtin zu machen, weil — Mukk — weil ein anderes Engelsbild mir die Seele füllt. — Ein Mitbewerber um Dornbach war reich und konnte also die Thüren der Herzen öffnen, nahm das Mädchen zum Weib und erhielt Dornbach. Ich aber hatte nun einen unversöhnlichen Feind im Consistorio und — ging tiefgebeugt, aus dem Himmel meiner Hoffnungen in die leere, arme Wirklichkeit herabgeschleudert, heim und fing das alte Leben wieder an. Ein Gast kehrte nun noch bei mir ein, der Mißmuth,

und träufelte neuen Wehrmuth in meinen bitteren Lebenskelch. Nur Deine Briefe und meine Musik die blieben meine Freuden und der Genuß der schönen Natur meine Erholung. Seitdem habe ich nun schon dreimal mich um Stellen beworben, und jedesmal wurde ich abgewiesen. Die Gegenwart ist wüst und leer, die Zukunft dunkel — nur die Vergangenheit bleibt mir zum Ersatz. O, die ist reich, unaussprechlich reich, und ihr Reichthum gibt auch der Gegenwart einen Theil jener Herrlichkeit. Deine Liebe ist der Lichtpunkt derselben, und die ist mein, wie die Meine ewig Dein!"

Mukk erhielt diesen Brief an einem Sonnabend, nach einer mühe- und arbeitvollen Woche. Er saß im Knurrwinkel und rauchte sein Pfeifchen, und machte Glossen über die Narrheit der Menschen. Aber ihm war wohl zu Muthe, und seine Glossen waren keine menschenfeindlichen, sondern satyrische. Er hatte just eben vorher seinem Nachbar, dem reichen Gewürzkrämer, einen Possen in seiner Art gespielt. Seit langer Zeit war Mukk ein Bauchredner, und hatte dadurch sich manchen Privatspaß gemacht, aber lange her die Kunst nicht mehr geübt. Aus seinem Dachstübchen sah er in die Schlafstube des Reichen, wo dieser seine Geldkasten verwahrte und mit der knöchernen Hand seine Thaler zählte, die er Wittwen und Waisen abgestohlen und durch fürchterliche Wucherzinsen gemehrt. Eben zählte er wieder. Die Brille saß auf der Nase und das stiere Auge folgte der geübten Daumenbewegung. Da rief plötzlich eine Donnerstimme hinter ihm: „Dein Geld her, oder Dein Leben!" Der Alte fuhr herum, wie von einem elektrischen Schlag getroffen. Das Geld rollte unter den Tisch. Er wollte schnell sich darnach bücken — aber die Angst riß ihn empor nach der Thüre. Die aber war ja verriegelt dreifach. — Wo war der Dieb? — „Daniel!" rief er seinem alten Diener, „Daniel, um Gottes Willen, komm' mir zu Hülfe!"

„Ha, ha, ha," lachte eine Stimme wie Daniels Stimme — „wie kann ich denn helfen, der Kerl hat mich todt geschossen!"

„Daniel," rief der Alte und seine Haare sträubten sich, „hat

er Dich todt geschossen? Du treuer Knecht! Ach, so wohlfeil dient mir keiner mehr! so zufrieden ist keiner mit der scheelen Wassersuppe!"

„Geizhals!" rief eine krächzende Stimme aus einem der Geldkästen jetzt, „Geizhals, gib's den Armen, was Du gestohlen!"

Der Alte erstarrte. „Greulicher Spuk!" rief er — „den Armen geben, dem Lumpengesindel, daß es in Fusel den Schweiß meiner Arbeit vergeude?" —

„So halt's, Du Nimmersatt!" rief's jetzt unten im Hof — „aber wuchere nicht mehr, sonst verwandle ich Dein Geld in Spreu und Du sollst betteln und nichts bekommen!"

Jetzt sank der Alte erschöpft in den Stuhl und der Gerufene klopfte an der Thüre.

Aber der alte Geizhals öffnete nicht, bis Daniel versicherte, er lebe, und es sei keine Menschenseele im Hause, als er und sein Herr.

Mukk lachte wie toll, und am anderen Morgen ging der Alte zum ersten Mal seit Jahren in die Kirche und gab einen Heller in's Almosen.

Mukk saß wieder im Knurrwinkel, da klopfte es an die Thür und der Postbote brachte einen Brief von Adami. Hochauf jauchzte er, herzte den erstaunten Briefträger, gab ihm freudig einen Theil seines Erübrigten, und riß in der Ungeduld das Siegel entzwei, denn er hatte lange vergeblich auf Briefe gewartet.

Als er ihn gelesen, warf er ihn auf den Tisch und rief: „O Du armer Jonas, hat Dir denn auch diesen Kürbis wieder der Wurm angefressen, daß er dürre wird!" — Er las ihn noch einmal, und jetzt wurde er fast unwillig über des Freundes Klagelieder. Er setzte sich und schrieb: „Blas' eine Feder in die Luft, Traugott, und thue, was Dein Name sagt! Geberdest Du Dich doch wie ein Weib, Junge! Warum klagst Du so und bist so kopfhängerisch? — Mir kommen auch die gebratenen Tauben nicht in den Mund — aber ich bin zufrieden — sei's auch! Warst Du

aber auch nicht ein Narr? Warum nahmst Du die gelbe Schönheit nicht? Gelbe Rosen sind ja auch Rosen! Sie ist alt —? Hast Du's denn aber durchaus nicht bedacht, daß Reife der Jahre auch Reife des Verstandes und Herzens mit sich führt? Das ist viel werth. Wie erklecklich müßte der Anblick gewesen sein, wenn Du Filius Adami solch ein liebes Evachen heimgeführt, und sie nun Dir statt des Paradieses so eine Art Höllchen bereitend, ein eisernes Hausregiment eingeführt und ein Pantöffelchen, nicht von Sammt und Seide, sondern von Blei oder Eisen, über Deinem Lockenkopfe geschwungen hätte! Wenn ich mir das ausmale — dann möchte ich mich zu Todte lachen und ein Pas Zephir tanzen. Du hättest Dir die Phrase lammsartiger Ehemänner angewöhnt: „mit Deiner Erlaubniß, Weibchen!" hättest im Schlafrock an der Wiege gesessen und die Kinderchen gewiegt, Windeln getrocknet, und just so viel Pfeifen Knaster geraucht, als sie Dir erlaubte. Wäre ich einmal zu Dir gekommen, hättest Du mich vorgestellt mit den Worten: „Schönster Engel, das ist, mit Deiner Erlaubniß, mein Freund Mukk!" O Du schönes, ungenirtes Junggesellenleben, wie wärst Du zu Schanden geworden! Wie wäre in der ledernen Philisterei solch einer Heirath jeder Lebensreiz zu Schanden gegangen. Das Herz wäre eingeschrumpft zu einer ägyptischen Katzenmumie! Gottlob, daß es so nicht gekommen! Du hättest in einen saueren Apfel gebissen, der Dir übler würde bekommen sein, als jener ominöse unseres Ureltervaters. Sei froh und klage nicht. Unser Loos scheint es einmal zu sein, von der Welt vergessen zu werden — wir, Freund, wir vergessen unserer nicht. Und bleibt die Welt unsere Schuldnerin, so sind wir ja reiche Kapitalisten — denn wir haben gewiß eine große Schuldnerin, und der himmlische Vater zahlt uns die Zinsen mit dem Kapital am Tage der großen Abrechnung. Nur vergiß nicht, was Gries sagt:

„Immer lustig, immer heiter,
Geht sich's leichter durch die Welt!"

„Mein Prinzip ist das, und ich befinde mich wohl dabei,

mache meine Possen und bin glücklich. Ich muß Dir doch auch ein Späßchen erzählen. Hier in meinem gebenedeiten Krähwinkel gibt's auch Gelehrte (mich nicht eingerechnet). Einer von diesen ist Oberbürgermeister. Diese Leute sind nun der eigentliche Centralverstand der Bürgerschaft. Sie denken und sorgen für sie, die Bürgerschaft nämlich — essen und trinken wohl auch für sie, letzteres im eminentesten Sinne bisweilen.

„Kürzlich klopft's an meiner Dachstubenthür. Ich setze mich in Positur, den Besuch geziemendst zu empfangen — und siehe — der Herr Bürgermeister treten ein, machen gar höfliche Bücklinge und nehmen Platz. Wie alle gelehrte Unterhaltungen, fängt auch die unsere bei dem Wetter an und endigt bei dem Doctor Philosophiae, zu welchem Se. Wohlgeboren absonderliche Lust verspürten, sintemalen es doch gar schön sei, die zwei bedeutungsvollen Buchstaben: Dr. vor dem Namen zu führen, wie er das aus einigen Regierungsrescripten ersehen. Er argumentirte ganz richtig, wie so Viele unserer ehrenwerthen Zeitgenossen, und bewies mir sonnenklar, daß es Fakultäten gäbe, bei denen man für eine klingende Inaugural-Dissertation von hundert Kapitelchen im Augenblick ein Diplom erhalten könne.

„Ich konnte das nicht widerlegen, da er mir Beispiele angeführt. Jedoch bemerkte er, wolle er so leicht nicht dazu kommen. Er wolle eine Dissertation, wenn auch nicht schreiben, doch wenigstens einsenden. Nachdem er nun mir einige Mal den Fuchsschwanz gestrichen, rückte er heraus, daß, da er bekanntlich vor Tabellen, Berichte- und geheimen Relationenmachen nicht zu sich selbst kommen könne, er mir das lukrative Geschäft auftragen wolle. —

„Wissen Sie denn etwa einen Gegenstand, worüber Sie eine philosophische Brühe machen wollen?" fragte ich.

„Darüber hatte er nicht Zeit gehabt, nachzudenken; darum wolle er mir das überlassen. Sie schreiben sie, denke ich, lateinisch; das ist ja die gelehrte Sprache!" sagte er.

„Wie meinen Sie," sprach ich ernst, „wenn Sie eine Dissertation de lana caprina schrieben?"

„Vortrefflich," rief er aus, „vortrefflich, theuerster Herr Mukk! Sie sollen ein Honorar haben, das meiner würdig ist!" Ich versprach die Abhandlung und er ging, selig in der schönen Hoffnung, von dannen.

„Nun setze ich mich hin und schreibe, wie ich eben gelaunt war, das bunteste, schnurrigste und verrückteste Zeug, was ich nur ersinnen konnte. Spare nicht die bitterste Satyre über die Doctorfabrik, und das Alles schreibe ich, so viel möglich, in elegantem Latein.

„Wer war seliger als mein Bürgermeister, der keine Sylbe Latein los hat! Die Dissertation mit dem goldenen Anhange geht ab. Mein Männchen posaunt sich schon als Docter aus und — —

auch aus unumwölkter Höhe
kann der zündende Donner schlagen! —

„Da kommt die Dissertation zurück mit dem Gelde — und eine fürchterliche Fakultätsnase hinterdrein. Die Persiflage hatte gewirkt. — Mein Zweck war erreicht — aber ich saß in der Schwemme und sitze noch drin — denn nun haßt mich der von seiner Höhe herabgestürzte Doctor in spe grimmig, und — mir wird zuletzt nichts übrig bleiben, als — den Staub von meinen Füßen zu schütteln und von dannen zu ziehen, und durch die Welt zu wandern, bis ich ein Plätzchen finde, wo ich meinen Stab in die Erde setze, daß er grüne. Sieh', wir Beide haben uns die Suppe versalzt, aber wer war der größte Narr?

Dein Freund Mukk."

„Wenn Du das selbst sagst, Hasenfuß, so brauche ich's nicht zu sagen!" rief ärgerlich Adami aus, da er den Brief empfangen und gelesen. Es gehört eine eigene Natur dazu, sich mit Lachen einen Backenstreich zu geben, von dem noch lange hin die Wange funkelt! Mukk's toller Streich verbitterte dem Treuen einen ganzen Tag. Zuletzt konnte er sich doch des Lachens nicht erwehren, und

schrieb ihm, daß er zu ihm kommen soll, um mit ihm brüderlich sein karges Stücklein Brod zu essen, und ihre Wege für die Zukunft gemeinsam zu bedenken.

Ein Gedanke war seit kurzem in Adami's Seele aufgedämmert, der ihn sehr beschäftigte. Waren auch seine Hoffnungen, bisher dem Abendrothe gleich, nur der Nachglanz einer untergegangenen Sonne gewesen — jetzt war auch dies Abendroth allmälig verglommen und düster seiner Hoffnung Himmel geworden.

Im Vaterlande war kein Heil für ihn mehr zu finden. Es stieß ihn ja kalt von sich. Dies Bewußtsein schmerzte ihn unendlich, und nur der Gedanke konnte ihn erheben, daß er nicht durch solche Mittel, die das Gewissen verdammt und das Urtheil der Edeln brandmarkt, sein irdisches Glück gegründet.

Arm — aber edel, und die Armuth schändet und drückt nicht, sprach er zu sich selbst. Daß er hier nicht bleiben konnte, war ihm zur Gewißheit geworden. Wohin aber? — Nach Amerika! sprach sein guter Genius. Dort, wo der Tag anbricht, dort, wo Kenntnisse und Rechtlichkeit zu einem sicheren Ziele führen, dort, wo Menschenwerth noch Etwas gilt, dorthin wollte er mit Mukk, dem Herzensfreunde, dessen Zustimmung er sich im Voraus versichert hielt. Aber Eins hielt ihn. — O, er liebte ja, allein freilich wohl eine Unbekannte.

Immer hegte er noch die Hoffnung, sie zu finden, deren Bild in seinem Herzen rein und heilig lebte. Und mit dieser Liebe war es so gekommen.

Einst in den Ernte-Ferien, wo Mukk in den romantischen Odenwald gewandert war, saß Adami an einem wunderschönen Mittag auf seinem Lieblingsplätzchen im Garten des Heidelberger Schlosses.

Dies war jenes stille heimliche Plätzchen am Ende der Terrasse, ohnweit des Pavillons, wo von überhängenden Gebüschen beschützt, eine kleine Bank steht, von der aus man über die sich unten ausbreitende Stadt mit dem Fluß und der Brücke hinüber,

die ganze herrliche Ebene vor sich hat, durch welche sich der Neckar wie ein Silberband schlängelt, welche in Westen die Gebirge begrenzen, hinter denen in wunderbarer Herrlichkeit die Sonne nach heiteren Sommertagen hinabsinkt. Links streift der Blick an den herrlichen Ruinen des Schlosses hinweg, und rechts öffnet sich das liebliche Thälchen des heiligen Berges, in welchem die Hirschgasse so still und freundlich liegt. Tief unten brauset der Strom über sein Granitbett hin, oben aber herrschet Frieden.

Dort saß er oft in stillen Betrachtungen, oft las er hier die Meisterwerke der Alten und Neueren, und die Feststunden, die er hier verlebt, machten das Plätzchen ihm unendlich theuer. Hier saß er denn an jenem Tage unter der Ahornstaude und dem blühenden Flieder. Ueber ihm in den Zweigen flötete eine Nachtigall ihr herzerquickendes Lied. Das Buch entsank seiner Hand — er lauschte der Sängerin. Ringsum war's stille. Nur das Brausen des Stromes scholl herauf. Nahende Menschenstimmen störten die Nachtigall in ihrem Liede. Adami griff wieder zum Buche, es war Jean Paul's Titan. Immer näher kamen die Redenden. Jetzt traten sie das Pfädchen herauf zur kleinen Anhöhe, auf deren Gipfel Adami saß, der sich, so viel er konnte, unter die herabhängenden Zweige barg, um nicht gesehen zu werden. Er erreichte seinen Zweck. Es waren Fremde, die das Schloß besahen. Ein ältlicher, wohlgekleideter Mann mit einem freundlichen Gesichte kam voraus. Er kehrte dem Jüngling den Rücken und sah auf die unaussprechlich reizende Landschaft.

„O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!“

sagte er leise, und es war unverkennbar, diese Worte kamen aus einem tief fühlenden, edlen Herzen.

„Amalie!“ rief er dann, „komm doch hierher, wenn Du eine der schönsten Aussichten in der Welt genießen willst!“

„Wo sind Sie denn, lieber Vater?“ fragte unten eine Stimme, deren Wohlklang in Adami's Seele drang.

„Hier!" war des Vaters Antwort, und bald darauf hüpfte ein Mädchen herauf, und blieb mit dem Ausruf: „O Gott, wie schön!" an des Vaters Seite.

Adami hatte nie etwas Herrlicheres gesehen. Blonde, reiche Locken ringelten sich um den blendendsten Nacken, und um ein Gesichtchen von unendlichem Liebreiz. Er hatte Zeit, aus seinem Observatorium die liebliche Erscheinung zu betrachten. Solch eine feine, im herrlichsten Ebenmaße gebaute, schlanke Gestalt, war ihm noch nicht vorgekommen. Sie war eben in der Zeit, wo die Jungfrau sich, wie die junge Rose entwickelt. Dieses Bild prägte sich seiner Seele ein, und er fühlte tief im Innern, dieser Augenblick habe über sein Leben und Lieben entschieden.

Beide, Vater und Tochter, überließen sich nun ganz dem Genusse, den ihnen die herrliche Stelle gewährte. Keins von Beiden sprach.

Endlich brach der Vater das Schweigen.

„Wie glücklich ist der, liebe Amalie, der nach vollbrachter Arbeit hier eine Stunde ruhen könnte von den Plackereien!"

Das Mädchen nickte mit dem niedlichen Köpfchen und sagte: „Oder auch lustwandeln in diesen herrlichen Räumen. Eins, meine ich, müßte die Seele eben so sehr erheitern, erquicken, stärken — als das andere."

Der Alte schwieg wieder eine Weile, dann sagte er:

„Hätten wir doch nur Jemanden, der uns die Einzelnheiten zeigen, uns auf den Wolfsbrunnen begleiten könnte!"

Das Mädchen nickte wieder und sah unverwandt hinaus in die Gegend.

Da zog's den Jüngling mit einer namenlosen Gewalt, und er, der sonst so Schüchterne, wurde von einer unbekannten Hand fortgezogen. Er trat hervor und sagte:

„Ich mache mir eine Freude daraus, Ihren Wunsch zu erfüllen!"

Die Worte waren heraus — aber nun war's ihm, als schnüre

es ihm die Brust zusammen. Eine Feuergluth brannte auf seinen Wangen.

Die beiden Fremden fuhren in der größten Ueberraschung herum. Allein es lag in diesen Augen nur das dankbare Anerkenntniß einer Gefälligkeit und — vielleicht ein Wohlgefallen an dem schönen Jüngling, der so bescheiden, so mit mädchenhafter Schüchternheit vor ihnen stand.

Adami's Muth kehrte jetzt, wo er der Lieblichen in das seelengute blaue Auge geblickt, zurück. Er war gefaßter, als er es selbst, wenn er später die Situation überdachte, begreifen konnte.

„Sie sind sehr gütig," sagte darauf der alte Herr, zu dem, wie es schien, bittend die Jungfrau hinsah, mit gar heiterer Miene und wohlwollendem Stimmtone, „daß Sie uns Wildfremden Ihre Dienste anbieten; allein so sehr ich auch wünschte, Ihr gütiges Erbieten annehmen zu können, muß ich doch Anstand nehmen, da wir vielleicht Sie um eine kostbare, der Wissenschaft geweihte Stunde berauben könnten!"

„Das gar nicht," antwortete der Studio, und sein Auge sah recht treuherzig in das des alten Herrn. „Wir haben jetzt Ferien. Ich versäume durchaus nichts. Zudem," setzte er hinzu, „habe ich eine Schuld abzubüßen; ich war hier ein lauschender Zeuge Ihrer Herzensergießungen, und — diese waren der Art, daß ich die Stunde, die ich in der Gesellschaft von Menschen verlebe, die so innig und rein sich der schönen Natur freuen können, nur für Gewinn rechnen kann. Lassen Sie uns, so Sie es anders genehmigen, gemeinsam in dem großen Buche des Herrn eine der schönsten Stellen lesen!"

Hätte ein anderer Mund dieß gesprochen und ein anderer Blick diese Worte begleitet, der alte Mann würde sie wohl für eine leere Tirade gehalten haben. So aber war es gewiß keine, auch keine Angel, um ein Stündchen in der Nähe eines schönen Mädchens zu sein, wie anfangs der alte Herr zu glauben Lust zu haben schien. Sie kamen aus einem offenen Herzen.

Der Alte sah das Mädchen an, und es schien, als hätten die Worte Adami's sein Herz getroffen und das ihre nicht gefehlt.

Er reichte dem Jünglinge die Hand.

„Es scheint," sagte er, „uns habe ein guter Geist hierher geführt, der uns zur Erfüllung eines sehnlichen Wunsches hilft. Da wir denn nun schon gewissermaßen bekannt sind, so nehmen wir dankbar Ihr Erbieten an."

Adami's Seele streifte nun die letzte Fessel der Befangenheit ab. Ihm war unaussprechlich wohl zu Muthe.

„Da nun mein Amt als Cicerone in diesem Moment anhebt," sagte er, „so bitte ich Sie, noch einige Schritte heraufzutreten. Hier in meinem Versteck, wo ich so manche schöne Stunde verlebt habe, können Sie noch weit herrlicher die Aussicht genießen, und in Ruhe genießen, die Ihnen nicht schädlich sein dürfte, da der Weg zum Wolfsbrunnen in dieser Wärme ermüdend ist."

Ein freundlicher Blick Amaliens fiel auf ihn. Sie traten herauf und setzten sich auf die Bank.

„Wahrlich, die Wahl Ihres Lieblingsplätzchens, junger Freund, macht Ihnen Ehre!" sprach der Greis.

Adami's Buch lag noch da.

Amalie sah es und griff darnach. „Entschuldigen Sie die weibliche Neugierde!" scherzte sie und schlug es auf. „Ach! Jean Paul's Titan!" rief sie, „und gerade hier die herrliche Schilderung von Isola bella!" Sie las eine Weile — dann sagte sie: „Ja, hier muß man den Titan lesen, um seinen hohen Werth zu fühlen, und das Herrliche in das offene Herz aufzunehmen, und begeistert zu werden für alles Erhabene und Heilige!"

„Ja wohl!" sagte Adami fast unwillkürlich, und es war ihm, als sei ihm jetzt auch das Engelbild erschienen, nach dem sein Herz sich gesehnt.

Ob die Jungfrau gefühlt, was sein Herz gefühlt und in dem Wörtlein ausgehaucht? — Sie erröthete und that eine nichtsbedeutende Frage, die schnell von Adami beantwortet wurde.

„Haben Sie denn," fragte er, „auch schon Alles Sehenswerthe des Schlosses gesehen?"

„Wir sind soeben erst durch die dunkele Halle heraufgekommen," sagte das Mädchen.

„O dann, wenn anders der morgende Tag noch Ihrem Aufenthalte hier bestimmt ist," rief Adami, „lassen sie heute den Gang nach dem Wolfsbrunnen. Es bleibt Ihnen noch viel zu sehen übrig, und der Nachmittag ist schon weit vorgerückt. Morgen führe ich Sie dahin."

Der Alte lächelte. „Wir sind, Gottlob! an keine Zeit gebunden. Wollen Sie so das Maß Ihrer Güte voll machen, so nehmen wir's mit Freuden hin."

Darauf führte der Jüngling sie denn wieder hinab in die duftenden Gänge des Gartens, hin in den Stückgarten, wo die alten Linden stehen, und die Aussicht so schön ist.

„Sehen Sie sich das jetzt nicht so an," sprach er, „wir kehren noch einmal hierher zurück, um das schönste Schauspiel zu sehen, das die Erde bietet — einen schönen Sonnenuntergang."

Er führte sie nun hinab an den klaren Krystallquell des Fürstenbrunnens, im dunkelen Schatten der hohen Bäume. Er geleitete sie hinauf auf die gewaltige Ruine des gesprengten Thurmes, und erzählte ihnen das Historische.

Wie gerne lauschte das reizende Mädchen der sanften, schönen Stimme des Jünglings, der heute so beredt, so hinreißend sprach! Mit jedem Schritte wuchs das Wohlgefallen des Alten an dem freundlichen, gefälligen, bescheidenen und doch so kenntnißreichen und gefühlvollen jungen Mann. In seiner Nähe genoß er doppelt diese Schönheiten. Und trog nicht der Jungfrau seelenvoller Blick, der oft so lange auf dem Jünglinge heftete, so gewann er auch ihr Wohlwollen immer mehr.

Sie kehrten jetzt wieder zurück, stiegen die schmale Stiege wieder herauf und traten in den Schloßhof, wo die herrliche Ruine des Rittersaales sich ganz ihrer Aufmerksamkeit bemeisterte;

dann traten sie in die ehrwürdige Schloßkapelle, wo einst die gewaltigen Dynasten, wo Könige sich vor dem Ewigen in den Staub beugten.

Nicht ohne eine ernste, heilige Stimmung traten sie auf die Altane, wo der Blick über die friedliche, lebenvolle, ihr Licht weithin ausbreitende Stadt schweift, links wieder die herrliche Ebene vor sich hat, rechts aber von den näher auseinanderrückenden Granitbergen begrenzt wird, zwischen denen sich der Neckar herauszuwinden scheint.

Lange freuten sie sich des schönen Anblicks.

„Aber Sie haben uns ja noch Nichts von dem berühmten Fasse gesagt?" fragte der Vater.

„Weil diese plumpe Masse, diese barocke Idee in meinen Augen nur den allerkleinsten Werth hier oben hat," sagte Adami. „Kommen und sehen und urtheilen Sie dann selbst." —

Als sie heraus traten, sagte lachend der Alte: „Das ist wahr, es ist eine sehr triviale Episode in diesem poetischen, erhabenen Ganzen, und zieht den Geist recht eigentlich aus den erhabensten Regionen in die gemeinste und materiellste herab — in die —"

„Darum lassen Sie uns schnell den alten Standpunkt wieder gewinnen," fiel Adami ein; „die Sonne will zur Ruhe gehen. Es flammt schon dort über dem alten Riesen, der Vorhut der Vogesen, dem Donnersberge — das schönste Schauspiel wartet unserer!"

Sie gingen nun zurück nach dem Stückgarten. „Hier unter den Schwesterlinden lassen Sie uns auf der Steinbank Platz nehmen!" sagte Adami, „denn von hier aus können wir in behaglicher Ruhe den Zeitpunkt abwarten, wo wir an die Brustwehr der Mauer heraustreten müssen, um Nichts zu verlieren."

Und immer höher und gluthiger flammte der Himmel im abendlichen Scheidestrahle der Lichtgeberin. Große Wolkenmassen zogen am Horizonte dahin, deren Saum im reinsten Golde glänzte. Kleinere verschwammen im abendlichen Gluthmeere. Feierliche Stille herrschte rings umher. Es war Feierabend im schönsten Sinne

des Wortes. Was sonst so sehr selten der Fall zu sein pflegt, heute war der Garten leer an Lustwandelnden.

Um so ungestörter konnten sie, deren Herzen so harmonisch gestimmt waren, das herrliche Schauspiel genießen.

Immer röther wurde der Himmel. Wie vergoldet lag die schöne Ebene da, aus deren Saatfeldern der silberne Strom blitzte. Jetzt schien die Sonne auf den Gipfeln der Berge zu ruhen. Noch einmal schien's, als wollte sie sich satt sehen an dem lachenden Garten Gottes, ehe sie hinabgehe, einer anderen Hemisphäre das Lebenslicht zu spenden aus ihrer unerschöpflichen Fülle.

„Lassen sie uns jetzt heraustreten an das Geländer!“ unterbrach Adami das andächtige Schweigen, in das alle Drei versunken waren.

Sie traten heraus. Allgemach sank die Sonne hinab, und tiefer wurde das Roth des Himmels. Jetzt sah man noch ihren Rand. Noch einmal schien's, als recke sie sich empor, dann sank sie hinab. Aber noch lange lag die Gluth am Himmel, bis sie verschwamm und der Abend seinen duftigen Schleier über die Gegend breitete.

Noch waren Amaliens und ihres Vaters Blicke auf den Punkt gerichtet, wo die Sonne hinabgesunken war. Der Alte hatte seine Hände gefaltet. In Amaliens blauem Himmelsauge glänzte eine Thräne des Entzückens.

Adami aber stand und sah in diesen Himmel und drückte das schöne Bild in seine Seele, daß es ihm nicht mehr entschwinde. Für ihn war der Sonnenuntergang ein Sonnenaufgang der reinsten Liebe geworden.

Der Alte dachte zuerst an die Heimkehr.

„Das war einer der schönsten Abende meines Lebens,“ sagte er, „und nie habe ich mehr die Nähe der ewigen Liebe gefühlt, nie andächtiger gebetet, als heute!“

Er trat zu dem Jüngling und reichte ihm die Hand.

„Gott lohn's!" sagte er mit Wehmuth. „Ich kann Ihnen nicht genug danken; aber wann ich und wo ich die Sonne noch niedergehen sehe, ehe sie mir ganz hinabsinkt, da werde ich Ihrer gedenken und Ihnen ein dankbares Andenken weihen!"

Amalie schien keine Worte finden zu können. Sie sah nur Adami an; allein in diesem Blicke, der noch von der schönen Freudenthräne glänzte, lag eine so rührende Dankbarkeit, ein so inniges Wohlwollen, daß des Jünglings Herz bebte in dem seligsten Entzücken.

„Welchen Weg gedenken Sie nun einzuschlagen, lieber Führer?" fragte der Alte im herzlichsten Tone.

„Den, der uns am gemächlichsten und schönsten unter dem Laubdache der blühenden Akazien hinabführt," antwortete der Selige und reichte Amalien seinen Arm. — Wie wurde ihm aber, als der weiche, runde Arm des herrlichen Wesens in dem seinigen lag? Ach, er war ja seiner nicht mehr mächtig. Er drückte ihn leise an die hochklopfende Brust. — Ein leiser Seufzer entschlüpfte den Rosenlippen kaum hörbar.

Still gingen sie dahin. Ihre Herzen feierten noch einmal die heiligen Stunden nach, und Adami's Herz schwelgte in der reinsten Himmelswonne.

„Wir wohnen im Badischen Hofe!" sagte der Alte, der sich noch nicht recht orientiren konnte.

Adami geleitete sie dahin.

Noch einmal drückte er Amaliens Hand, die sie ihm willig ließ.

Der Alte drang nun in den Jüngling, heute sein Gast zu sein, mit aller Gutmüthigkeit des Alters. Aber so sehr auch Amaliens Auge zu bitten schien, er konnte es nicht annehmen. Sein Herz war zu voll — es sehnte sich nach Einsamkeit. Er versprach, sie morgen Punkt acht Uhr abzurufen. Noch einmal dankte der Greis, und diesmal auch Amalie innig und sinnig, und mit einem herzlichen „Gute Nacht!" schied der Glückliche, der nun

noch einmal den lieblichen Traum des heutigen Tages nachträumte, und erst sehr spät in Morpheus Arme sank.

Die Frühsonne des anderen Tages weckte den Jüngling. Ihre ersten Strahlen fielen durch das Fenster seines Dachstübchens auf sein Lager.

Schnell sprang er auf und ordnete den einfachen Anzug. Aber er nahm den besten, den er hatte, ein schwarzes, altdeutsches Kleid, unter dem er die einfache leinene Wanderhose trug. Er sah nach der Uhr. Es war noch zu frühe, hinzugehen zu der Geliebten. Er griff nach dem Titan und las dort die herrlichen Schilderungen der reinsten Liebe, die auch er im Herzen trug. Er las und las lange. Endlich sah er wieder nach der Uhr, und schon war acht Uhr vorüber. Er eilte in das Gasthaus und fragte.

„Sie sind vor wenig Augenblicken auf den Riesenstein gegangen,“ sagte der Kellner.

Rasch flog der Jüngling die nächste Straße hinauf auf den Pariser Weg und hinauf zum Riesenstein.

Schon von unten sah er Amaliens schneeweißes Gewand. Sie saß auf der morschen Bank vor dem Häuschen, und stützte ihren schönen Arm auf den Tisch, der dort feststand. Sie sah und kannte ihn schon von weitem und kam ihm entgegen.

Adami bat sehr um Entschuldigung. „Ich fürchtete, Ihnen früher beschwerlich zu fallen,“ sagte er.

Mit wenigen, aber vielsagenden Worten widerlegte sie seine Meinung und bezeugte ihre Freude über seine Ankunft.

„Ach,“ sagte sie mit kindlicher Freudigkeit, „wie ist es so schön hier!“

Auch Adami wäre beinahe in dieselben Worte, aber nur in Beziehung auf die Jungfrau, die, wie die frisch erblühte Frühlingsrose mit verschämten Wangen und sanft leuchtendem Auge vor ihm stand, ausgebrochen.

Heute war sie über alle Beschreibung schön, da das blendende Weiß des Gewandes so herrlich ihr stand.

Adami konnte das trunkene Auge nicht von ihr wenden. Sie schien es zu bemerken, und wurde verlegen.

In dem Augenblicke kam der Vater vom Riesenstein her.

„Guten Morgen, guten Morgen!" rief er und reichte dem Jüngling die Hand, sie treuherzig schüttelnd. „Es ist merkwürdig," sagte er, „wie ich mich so leicht an eine werthe Person gewöhnen kann. Glauben Sie mir, Herr, mir fehlte heute schon Etwas — ich habe das Schöne dieser Stelle gewiß so nicht genossen, wie ich es hätte genießen können, wären Sie bei mir gewesen. Sie haben uns gefehlt, wahrhaftig. Nicht wahr, Malchen?!" —

Amalie hauchte ein leises: Ja hervor, und mit ihm zog ein hoher Purpur über ihre Wangen und Stirn.

O, wie that das dem Jüngling, dessen Leben so einsam war, so wohl! Wie erweiterte es seine Brust, und wie zog durch alle Thore das Bewußtsein in seine Seele, das hochbeglückende, Amalie wolle ihm wohl.

Ein frischer, aus Westen blasender Morgenwind machte es für Amalie wünschenswerth, den Riesenstein zu verlassen. Adami führte sie über die Brücke hinüber, den Weg nach dem Stifte Neuburg. Neue Schönheiten entfalteten sich überall. Besonders sind die Ansichten des Schlosses herrlich, die sich hier dem Auge darbieten. Oft standen sie und schauten. Das heiterste Gespräch, die munterste Laune, die offenste Vertraulichkeit verschönerte den Lustgang.

„Wahrlich," sprach der Alte, dessen Corpulenz viel zu seiner großen Ermüdung geholfen, „der Geist hat auf diesem Wege viel Nahrung gehabt, jetzt wollen wir auch dem Leibe das nicht vorenthalten, was Ziegelhausen bieten kann."

Indeß nun Amalie in liebenswürdiger Vertraulichkeit bei Adami stand, bestellte der Vater das frugale Mahl, das bald darauf unter heiteren Scherzen eingenommen wurde.

Nachdem der alte Herr gehörig ausgeruht und durch heitere Gespräche die Zeit verkürzt worden war, machte Adami den Vorschlag, über den Neckar zu setzen und nach dem Wolfsbrunnen zu

gehen. Freudig nahm man den Vorschlag an. Er saß an Amaliens Seite im Kahn. Ihr Athem bestrich seine Wange, er sah oft in das schöne blaue Auge. Wer kennt nicht die Seligkeit, die in solchen Momenten die Seele des Liebenden erfüllt!"

An seiner Hand wandelte sie den Pfad durch das Thal hinauf bis zur Mühle, hinter welcher im Schatten alter, ehrwürdiger Bäume Jetta's Quell liegt, wo die muntere Forelle in den klaren Quellen spielt.

„O, wie schön, wie herrlich!" rief das entzückte Mädchen. „O erzählen Sie uns doch die Volkssage von der Seherin, die einst hier des Raubthieres Zahn zerriß."

„Mit Freuden," erwiederte Adami, „aber kennen Sie denn nicht der Hellwig schönes Gedicht vom Wolfsbrunnen?"

Man verneinte die Frage.

„So erlauben Sie, daß ich, statt zu erzählen, es Ihnen vorlese!" Er zog das Büchlein aus der Tasche, das er zu diesem Zwecke eingesteckt. Auf der frischen blumigen Wiese lagerte man sich, und der Jüngling las nun mit seiner schönen ausdrucksvollen Stimme, mit tiefem Gefühle das schöne Gedicht.

Amaliens Auge hing an seiner Lippe. Sie war ganz Ohr. Selbst der Vater fühlte sich wunderbar hingerissen von des Jünglings schönem Vortrage, durch den das Gedicht noch um Eins so schön erschien. — —

Amaliens Thränen flossen, als er geendet. Jetta's Unglück hatte ihr Herz bewegt. Still stand sie auf und ging zu dem Teiche hin, wo der Forellen Schaar heimlich und kirre die Semmel haschte, die sie sinnend in die klare Fluth warf. Sie setzte sich. Ihr Herz war bewegt. Ohne zu wissen, was sie that, pflückte sie die schönen Vergißmeinnicht, die am Rande des Wassers wuchsen. In diesem Augenblicke fühlte sie es — daß sie den Jüngling liebe, der wie ein freundlicher Genius sie hier begleitete, und ihren Aufenthalt in Heidelberg so sehr verschönerte. Sie dachte an Jetta's unglückliche ·be, und der Gedanke durchbebte ihr Herz, daß die zarte, heilige

Neigung zu Adami auch für sie ein nie versiegender Thränenquell werden könne.

Während hier Amalie in stillen Träumen saß, sprach der Vater mit Adami noch über die Schönheiten des Gedichts der geistreichen Frau. Unvermerkt lenkte sich ihr Gespräch auf die Sage selbst, auf den Wolfsbrunnen und seine jetzige Lage, und — auf die Forellen, die man hier pflegte, und der Alte ging hin, ein Gericht davon zu bestellen.

„Das Mittagsmahl ist uns nun heute einmal verdorben," sagte er, „so wollen wir doch einigen Ersatz uns zu verschaffen suchen. Gehen Sie doch hin, junger Freund, und suchen Sie Amalien, daß sie heute unsere Hauswirthin mache!"

Adami's Auge hatte die Liebliche begleitet — er fand sie bald. Noch saß sie sinnend im Grase des Ufers und pflückte Vergißmeinnicht. Leise nahte er sich. Sie sah ihn nicht, bis er neben ihr stand. Ihre Heiterkeit war gewichen und hatte einer stillen Wehmuth Raum gemacht.

„Ich dachte an Jetta," sagte Amalie, zu ihm aufschauend, „und habe mir ein Andenken an diesen schönen Ort gepflückt."

Adami sah die Blumen. Er ergriff ihre Hand — aber reden konnte er nicht. Ihm war so seltsam zu Muth, und nur mit Mühe wurde er seiner Rührung Meister. Aber da, als er in Amalien's Auge geblickt, da löste sich der Zauber. Er sprach mit sanftem, herzgewinnendem Ausdruck:

„Amalie, ich habe die glücklichsten Stunden eines armen Lebens in Ihrer Nähe gelebt. Es ist mir, als sei ihr Ende nahe; geben Sie mir ein Andenken dieser Stunden, einen Beweis, daß auch Sie meiner wohlwollend gedenken!"

Sie sah ihn durch Thränen lächelnd an. „Wir bleiben ja noch einige Tage — und wenn auch" — sagte sie ernster, weicher, „wahrlich, Ihre aufopfernde Güte, Ihre Freundschaft gegen uns, die Freuden, die Sie uns bereiteten, sie sichern Ihnen in unseren

Herzen ein inniges Wohlwollen. Es waren schöne Tage" — fuhr sie fort —

„Amalie!" rief des Vaters Stimme, „wo steckst Du denn?" —

Da sah sie ihn mit einem Blicke an, in dem die Seele, die ganze treue, liebende, reine Seele des Mädchens lag, und — drückte die Vergißmeinnicht in seine Hand. „Denken Sie meiner dabei," flüsterte sie, „und welken sie auch — die Erinnerung bleibt ewig grün und schlingt sich wie das frischgrünende Ephen selbst — um die Trümmer unseres schönsten Glücks!"

Und dahin flog sie wie das gescheuchte Reh, und als sie noch einmal umsah, — da lag eine hohe Purpurröthe auf dem reizenden Gesicht.

Adami stand da in einem Entzücken, das ihn unfähig machte, ihr zu folgen. An seine Brust drückte er die Blumen — an seinen Mund. „Sie ist mir gut!" rief er leise aus, „nun bin ich nicht mehr arm — das schönste Erdenglück blüht mir ja nun noch heute und morgen. Und geht's dann vorüber schnell im Fluge — dann war ich doch glücklich, und diese Augenblicke wiegen ein Leben auf."

„Nun sag' mir Einer," rief des Alten Stimme, „wo das junge Volk steckt? — Heda! junger Freund, sollen denn die köstlichen Forellen umsonst getödtet worden sein? Wo um's Himmels Willen sind Sie denn?"

Adami suchte sich zu fassen, so gut er konnte. Er trat hervor.

„Ich habe die Forellen gefüttert!" sagte er.

„Seltsam," lachte der Alte, „ich habe an das Gegentheil gedacht, daß nämlich die Forellen uns füttern sollen! Nun sie werden durch Letzteres ihre Dankbarkeit für Ersteres an den Tag legen wollen."

„Kommen Sie nur, daß wir Amalien ein wenig an die Hand gehen."

Adami folgte. Aber welch' ein Anblick erwartete ihn?

Da stand die Jungfrau am Herde, das weiße Schürzchen war um den schlanken Leib geschlungen — es stand ihr lieblich an.

Adami stand in seliges Schauen versunken.

Er malte sich das schönste Bild — Amalien einst so als liebende, sorgende Gattin am eigenen Herde. Es war so süß, so schön. —

Amalie schien in seiner Seele zu lesen. Sie erglühte höher und schlug das schöne Auge nieder.

Der Alte war ungemein heiter.

„Kommen Sie," sagte er, „ich sehe, wir können doch Nichts helfen, wir wollen eine Pfeife im Freien rauchen."

Sie lustwandelten unter ernsten Wechselreden unter der Bäume lieblichen Schatten. Mittag war schon längst vorüber, da rief endlich Amalie zum Mahl am Steintisch unter den Bäumen.

„Das ist das festlichste Mahl, welches ich je genossen," sprach Amaliens Vater.

Die Blicke der Beiden begegneten sich und senkten sich, denn in jedem stand Aehnliches zu lesen.

Der alte Mann sann eine Weile, dann fragte er: „Bleiben Sie noch lange hier?" —

„Meine Studirzeit hat erst begonnen," sagte Adami; „noch zwei Jahre sicher bleibe ich hier."

„Dann sehen wir uns nächsten Sommer hier wieder!" rief er freudig aus. „Ist Dir's auch recht, Amalie?"

„Ich war zu froh hier, um das nicht zu wünschen!"

„Ja, ja," fuhr er fort, „das wollen wir, wenn's dem Vater über uns gefällt. Dann aber nehmen wir den kleinen Rudolph mit, denn, offen gestanden, das Kind fehlt mir doch gar sehr!"

Amalie sagte: „Wie wird er sich freuen, uns wieder zu sehen!"

„Und wie will ich mich freuen!" sagte aus dem Herzen heraus Adami, daß er selbst erschrack. Aber der Alte schien nichts zu bemerken. Amalie aber erröthete.

„Wahrhaftig! So soll's sein!" rief der Alte noch einmal aus. „Aber," sagte er, „Sie begleiten uns doch Morgen nach Schwetzingen?"

Adami versprach es mit jubelndem Herzen.

„Kinderchen," sagte der Alte darauf und sah nach der Uhr, „wollen wir noch einmal den Sonnenuntergang ganz sehen auf dem Schlosse, dann müssen wir aufbrechen."

Und so geschah's denn, und in der frohen Hoffnung des Wiedersehens gingen sie nun über den Berg dem Schlosse zu, das sie ziemlich spät erreichten.

Die Sonne war schon im Scheiden. Noch einmal genossen sie das überschwänglich herrliche Schauspiel, und als sie die Stelle verließen, sagte leise Adami zu Amalien: „Da will ich jeden Abend stehen und träumen und hoffen, bis Sie wiederkehren!"

Der gute Junge ahnte nicht, daß die Sonne seines Glücks heute auch für immer untergegangen war.

Als er am anderen Morgen in den Gasthof trat, kam ihm der Kellner entgegen. „Die Herrschaft ist vor Tagesanbruch schnell abgereist. Wohin? weiß ich nicht. Diese Zeilen habe ich den Auftrag, an Sie abzugeben."

Das Blut in Adami's Adern wurde zu Eis. Das Leben schien aus ihm gewichen. Er nahm das Blatt aus des Kellners Hand und ging langsam hinaus. Der Kellner schüttelte den Kopf und sah dem Jüngling nach, indem er zu sich selbst sagte: „Es ist gewiß der alte Herr nicht, der dem so nahe geht!" —

Der Jüngling ging gesenkten Hauptes die Straße hin und kam, ohne zu wissen wie, auf sein enges, stilles Stübchen. Dort schien ihm das Bewußtsein erst wiederzukehren. „Ja, ja," sagte er leise und sein Auge wurde feucht, „sie ist untergegangen gestern Abend!" —

Erst nach einer Weile erbrach er das Blatt.

Eine feste, schöne, kaufmännische Hand schrieb:

„Es ist ewige Ebbe und Fluth im menschlichen Leben, mein

junger Freund. Heimgekehrt in der Nachfreude des schönen Tages finde ich einen Brief, der mir meines kleinen Rudolphs, des letzten Kindes, das meine geliebte, nun ruhende Gattin mir geschenkt, schweres Erkranken meldet. Wir scheiden mit dankbarer Erinnerung, mit wahrer Liebe von Ihnen. Will es Gott, so sehen wir uns nächstes Jahr wieder. Leben sie wohl! Nehmen Sie meinen innigen Dank und die Versicherung meiner aufrichtigen Liebe! A."

Und unten auf dem Blättchen stand von einer schönen weiblichen Hand geschrieben:

„Sie enden schnell, die schönen Stunden — ach, zu schnell, und bange Sorge gesellt sich zur Wehmuth. Aber die Erinnerung bleibe und die schöne Hoffnung! Amalie."

Nun waren die Pforten des Paradieses geschlossen für Adami. Nur die Liebe Amaliens blieb ihm, die ja so leise und rührend aus ihren Zeilen sprach. Er konnte lange nicht auf das Schloß hinaufgehen. Es war ihm zu schmerzlich. Als aber der Frieden wieder allmälig in sein Herz zurückgekehrt und die Sehnsucht sanft geworden war, ja, da war's sein liebster Aufenthalt, und er sah die Sonne untergehen, dachte an Amalie, drückte ihre Blumen und ihren Brief an sein Herz, und sandte ihr seinen Liebesgruß in die unbekannte Heimath. Erst jetzt fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er ja nie nach ihrem Namen, nie nach ihrer Heimath gefragt, nie ihnen den Seinigen genannt hatte. O wie verwünschte er diese thörichte Versäumniß, die ihn der Aussicht beraubte, jemals in der Zwischenzeit Etwas von der Geliebten zu erfahren.

Mukk kehrte von der Odenwaldfahrt heiter zurück. Allein er konnte sich kaum in seinen Special finden. Der war ganz verändert.

„Gott, der Herr, weiß," sagte er zu ihm, „in welche kuriose Form Du umgegossen worden bist. Du lachst ja nun alle Quatember einmal, und schneidest Gesichter, wie ein schmachtender Schäfer aus Arkadien. Du gehst im Mondschein spazieren, pflückst Vergißmeinnicht, weinst einmal — Kerl," rief er plötzlich, „werde vernünftig

und fidel — sonst ziehe ich, hol' mich dieser und der, davon! Schlag' Dir die Grillen aus dem Kopf, Damon, Dein Phillis wird nicht verloren sein."

Aber Adami blieb sich gleich, und erst nach langer Zeit wurde er heiterer.

„Nun ist doch wieder mit Dir auszukommen," sagte Mukk, der seitdem hinter die Geschichte gekommen war; „laß Du's gehen. Flehe den Abendstern an in rührenden, herzbrechenden Versen, das soll ja der Stern der Liebe sein, und es wird schon gut gehen. Das Püppchen ohne Zunamen und der Alte, mit dem es Dir geht, wie mit dem Winde, von dem man ja nicht weiß, von wannen er kommt, wird sich wieder einfinden!"

Der Winter kam. Adami arbeitete mit seinem ehrlichen Mukk, dem er doch seine Heilung verdankte, rüstig und unermüdet. Amalie lebte in seinem Herzen fort. Das wollte ihm Mukk auch nicht wehren, nur das melancholische Hinbrüten, das seine Kraft zu erlahmen, seinen Fleiß zu tödten drohte, wollte er scheuchen, und das gelang der edeln Seele vollkommen durch seine Reden und Possen. Die Eisdecke, unter der die ewige Liebe die Natur warm und sicher gebettet, schmolz vor den warmen Strahlen der Sonne. Der Frühling mit seinen Blüthen kam, und die Hoffnung zog wieder siegend in des Jünglings Busen ein, und die Lebensfreude mit ihr. Je näher der Sommer kam, desto froher wurde er.

Mukk freute sich des gelungenen Werks, und doch wußte er nicht, warum der Freund jeden Abend im Stückgarten unter den Linden saß, oder an dem Geländer lehnte, und so sehnsüchtig in die untergehende Sonne sah.

Sie ging unter und ging auf, und die Tage flohen und der Herbst färbte Wald und Flur mit seinen flammenden Farben — Amalie kehrte nicht wieder.

Die getäuschte Hoffnung beugte den Liebenden tief.

Mukk schien in seiner Seele zu lesen. Er hatte Mitleid mit ihm, doch ehrte er den stillen Schmerz, und griff ihn nie mit harten Worten an. Aber er zog wieder den Jüngling unvermerkt in den Zauberkreis seiner immer grünen Heiterkeit und Laune, er zog ihn mit dem Riesenarm treuer Freundschaft an das ernste, heilige Studium, ohne daß es Adami merkte.

Auch dieser kommende Winter ging wieder in stillem Wirken hin — der Frühling und Sommer kam und schied, und Amalie blieb fern.

Adami seufzte, aber er glaubte an ihre Liebe, und die Seine lebte im inneren Heiligthume seines reinen Herzens ewig jung fort.

Ausgerüstet mit allen Reichthümern der Wissenschaft kehrten die Jünglinge heim voll froher Hoffnung und heiterer Aussicht. Wie sie sich getrübt, wissen wir, und wie die Armuth, die auf die Hochschule sie begleitet, auch wieder mit ihnen heimkehrte, und nun drückender und immer drückender wurde, der Freunde Briefe thaten's kund. Aber sie blieben die Alten auch in diesem bitteren Wechsel des Geschicks.

Adami lehnte an seinem Fensterchen und sah trüben Blickes hinaus in die winterliche Landschaft. Das Jahr ging zu Ende, und nur Ein Gulden war in der Tasche des Armen — und Schmuel Oppenheimer, der Besitzer des geliehenen Piano's, hatte achtzehn Gulden zu fordern an ihn, als Miethzins vom Instrumente. Wenn Tritte auf dem Gange vor seinem Stübchen hörbar wurden, bebte der Candidat — er fürchtete, der Jude komme, den er zwar als ehrlich kannte — der aber doch ein Jude war, von dem er viel Gutes nicht hoffte. Der Gedanke an die Auswanderung nach Amerika's freiem Boden stieg wie ein glänzendes Meteor in seiner Seele auf — aber verschwand auch eben so schnell wieder — denn mit dieser Auswanderung erblich ja für immer die Hoffnung, Amalie einst wieder zu sehen, von der er sich doch nicht trennen konnte, so chimärisch sie auch zu sein schien. Die Erinnerung

an die Geliebte ergriff ihn mit aller Stärke. Er setzte sich an das Instrument, den stillen Vertrauten seiner Liebe, und griff zarte, wehmüthige Accorde, wie eben die Stimmung seiner Seele war. Er hauchte das stille Weh den Tönen ein. Der Schmerz, den das Adagio ausgesprochen, löste sich in das Andante der aufdämmernden Hoffnung auf, und dieses ging endlich in ein Allegretto moderato über.

Immer mehr und mehr vertiefte sich Adami in sein Spiel. Er war Meister seines Instruments in hohem Grade, und eine Welt voll Harmonie schlummerte in seiner Brust. Solche Momente weckten sie dann, und er vergaß Alles um sich, sich selbst; er hörte und sah nicht, was um ihn vorging, denn in höheren Regionen schwebte der Geist von den Tonwellen hinaufgetragen und alles Weh schwand in diesen Silberblicken seines kümmerlichen Daseins. Auch jetzt war wieder einer solcher Augenblicke musikalischen Somnambulismus' gekommen. Darum hörte er denn auch nicht, daß ein knöcherner Finger an die Thüre pochte — endlich aber, als kein Herein! erscholl, die Thüre sich öffnete und der Jude Schmuel Oppenheimer hereintrat. Der Jude hatte schon eine Weile den herrlichen Phantasien des meisterhaften Spielers mit Beifall gelauscht. Er sah's ein, daß er den Glücklichen jetzt nicht aus dem idealen Himmel in die nackte, arme Wirklichkeit herabziehen dürfe, darum setzte er sich stille hin und horchte. Und je länger Adami spielte, je wunderbarer das Spiel den Israeliten ergriff, der so Etwas nie gehört. Er legte ein Zeitungsblatt, das er in der Hand gehalten, auf den Schreibtisch und horchte mit aller Anstrengung. In Adami's Seele war jetzt Frieden, jener stille Gottesfrieden, der höher ist als alle Menschenvernunft. Er war ausgesöhnt mit der Welt. Liebe zu allen Brüdern erfüllte sein Herz, und eine fromme Rührung ergriff ihn — noch einige Uebergänge — und er fiel in den alten, ehrwürdigen, herrlichen Choral ein, und seine reine, metallreiche Tenorstimme sang Paul Gerhard's köstliches Lied:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der treuen Vaterpflege
Deß, der den Weltkreis lenkt,
Der Wolken, Fluth und Winden
Bestimmte Ziel und Bahn:
Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß gehen kann!"

Der Jude war aufgestanden und immer näher zu dem Jüngling hingetreten. Er hatte die Hände andächtig gefaltet und eine Thräne tiefer Rührung bebte in den grauen Wimpern des ehrlichen, frommen Israeliten.

Adami sang nun auch den zweiten Vers und den dritten des herrlichen Liedes. Leise schlich der Jude wieder zum Tische. Da lag das Buch offen, in welchem Adami seine Einnahmen und Ausgaben aufzuschreiben pflegte. Des Juden Blick fiel auf diese Worte:

„An Schmuel Oppenheimer 18 fl. Miethzins schuldig."

Da ergriff die ehrliche Seele rasch die Feder, und schrieb in der frommen Rührung seines Herzens darunter:

„Zu Dank zahlt." S. Oppenheimer, Tröbler.

Und als es geschehen war, da erfüllte ihn eine mächtige Freude; das Bewußtsein einer guten That ergriff ihn, und er brummte mit leuchtendem Antlitze die Melodie mit. Aber die herzzerschneidenden Dissonanzen des ehrlichen Juden fielen auf Adami's Gehör wie ein elektrischer Schlag. Er fuhr herum und sah seinen begeisterten Zuhörer mit offenem Mund an.

Der aber ergriff seine Hand und rief: „Gott lohn's Ihnen, Herr, Sie haben meine Seele erquickt!"

Adami stand auf. „Es freut mich," sagte er, „daß Ihr meine Gefühle getheilt habt, Schmuel, und Sinn habt für solch einen Genuß! Könnte ich Euch nur auch mit solchen Tönen zahlen! An ihnen bin ich reich, an Geld arm wie Hiob."

„Nein, Herr!" rief der Jude, „wer eine Seele erquicken kann,

ist nicht arm. Sie haben mich bezahlt, überreich. Hier steht die Quittung." Er deutete auf das Buch.

Adami sah hin, sah wieder auf den Juden, und traute seinen Sinnen kaum.

„Ei, wie ungläubig," tadelte der Jude. „Nu, meint der Herr denn, ein Jude habe kein Herz?"

„O Du hast ein's, und ein gutes, redliches, Du ehrliche Seele," rief Adami, und drückte mit Wärme die gelbe Hand des Juden. „Möge Gott Dir einst eine schwere Last vom Herzen nehmen, wie Du sie mir jetzt davon nahmst!"

„Dein Wille geschehe!" sprach mit einem Blicke gen Himmel der Jude; „aber noch Eins bitte ich," setzte er hinzu, „spielen Sie mir noch einmal das Lied — und singen Sie's, ich will ja auch nicht mehr mitsingen — und darnach reden wir ein Wörtchen im Vertrauen."

Da setzte sich denn der von des Juden Edelmuth gerührte Jüngling wieder an das Piano, und sang das salbungsvolle Lied noch einmal mit Dank und Freude zu dem Geber jeder guten Gabe! —

„Ach," sagte der Jude, als er geendet, „das war eine Stunde der Andacht, wie ich sie noch nicht erlebt in der Synagoge!"

Er ergriff nach einer Weile das Zeitungsblatt wieder.

„Herr," sagte er, „ich weiß, Sie spinnen keine Seide hier, und die Raben des Propheten Elias kommen nicht mehr, den Hungrigen zu speisen. Weiß Gott, Sie haben mich schon manchmal gedauert, wenn ich so in ihr trauriges Gesicht sah. Nu, so einen braven, frommen Herrn verläßt der Gott Abrahams nicht, und die Hülfe kommt, wenn sie auch nur durch die Hand eines armen Israeliten käme. Da hab' ich gelesen ein Blatt von der Zeitung, und gefunden etwas Rares für Sie. Der gewaltig reiche Banquier Arnoldi in der Hauptstadt sucht einen Lehrer und Erzieher für sein Jüngelchen. Es ist eilf Jahr alt, und der —

der hat Geld. Da dachte ich, das wäre Etwas für Sie. Wie meinen Sie?" Adami horchte hoch auf. Er nahm das Blatt, las, las wieder, und sagte dann traurig: „Ach, guter Schmuel, das Blatt ist schon einen Monat alt. Die gute Stelle wird besetzt sein!"

Das hatte der ehrliche Jude übersehen.

Er ließ traurig den Kopf auf die Brust sinken und schwieg.

Nach einigen Augenblicken sagte er heiterer: „Da kann auch Rath werden; morgen gehe ich in die Stadt, da kann ich Bescheid holen. Schreiben Sie ein Briefchen an Herrn Arnoldi!"

Das leuchtete dem Candidaten ein. Er setzte sich und schrieb an den Banquier, und bat um Antwort, und der Jude ging fröhlich und von des Jünglings Segenswünschen begleitet von dannen.

Zwei Tage vergingen für Adami in größter Spannung. Abends spät kam endlich der Jude. Auf seinem fröhlichen Gesichte las der Neugierige die günstige Antwort.

„Wie ist's?" fragte er.

„Nu, wie ist's?" wiederholte der Jude, „gut ist's. Die Stelle ist Ihnen gewiß. Schmuel hat Etwas geredet. Sie sollen kommen, Ihre Zeugnisse mitbringen, und wahrscheinlich das Contractchen abschließen!"

Da kam die Freude in des Jünglings Herz, und der wärmste Dank gegen Gott. Und den ehrlichen Juden schloß er an seine Brust.

„Mein!" rief Schmuel, und seine Stimme zitterte, „drücken Sie mich alten Mann nicht todt in der Freude, sonst kann ich mich ja nicht mit Ihnen freuen und Sie nicht besuchen in Ihrem Glücke."

„Ja, das mußt Du, ehrlicher Mensch," sprach Adami, „und kein Gast soll mir willkommener sein als Du."

Am anderen Tag ordnete Adami Alles zur Abreise, die er zu Fuße machen wollte, weil er mußte.

Schmuel kam zum Abschied! „Haben Sie denn auch Geld zum Reisen und Logiren im Wirthshause?“ fragte er Adami.

„Mit einem Gulden komme ich aus, so viel habe ich noch.“

„Ei,“ rief der Jude, „Sie kennen die Welt schlecht. Herr, dafür essen Sie ja kaum einmal sich satt. Sie können nicht leben und reisen wie unser Eins, das eine Tagreise mit einer Kreuzersemmel macht. Nehmen Sie die zwei große Thälerchen Vorschuß von mir. Erhalten Sie Ihr erstes Geld, so zahlen Sie mich ehrlich, dafür kenne ich Sie.“

„Mensch,“ sagte bewegt der Candidat, „Dich sendet mir die Vorsehung als einen rettenden Engel. Wie will ich Dir's lohnen?“ —

„Nu, muß dann Alles gelohnt sein? So Dir's wohl geht, gedenke an mich! sagte einst Joseph zu Pharao's Mundschenken, dem er Heil geweissagt. Thun Sie deßgleichen und Schmuel Oppenheimer will sonst Nichts.“

Dankbar drückte Adami seine Hand. „Der Herr vergesse meiner, wenn ich jemals Deiner vergesse!“ sagte er mit Zuversicht.

Und am anderen Abend wanderte ein müder Pilger durch das Thor der Provinzialhauptstadt, durch die langen, breiten Straßen hin, nach dem Gasthause, das Schmuel ihm genannt hatte. Gegenüber stand ein hohes, großes Gebäude, hell erleuchtet. Wundersam nahmen sich die blühenden Blumen aus, die in den doppelten Fenstern standen, durch die das Licht magisch herüber auf Adami's Fenster schien.“

„Wer wohnt da drüben?“ fragte er den Diener, der ihn heraufgeführt.

„Der große Mogul unserer Stadt, der reiche Banquier Arnoldi,“ erwiederte der Gefragte.

„Wann kann man ihn wohl am Schicklichsten sprechen?“ fragte wieder Adami den Diener, der ihn groß ansah.

„Morgen um zehn Uhr kommt er aus dem Comptoir. Haben Sie Etwas bei ihm zu suchen?“

„Dies und Jenes und gar Nichts,“ erwiederte Adami dem

naseweisen Frager, und der schob sich darauf mit höhnischer Miene zur Thüre hinaus.

Eine unruhige Nacht folgte dem stillen Abend. Mancherlei Träume umgaukelten ihn. Bald wurde er freundlich empfangen, und erhielt die Stelle alsbald und Geld, seine Schuld bei dem ehrlichen Schmuel zu tilgen; bald aber wurde er mit Stolz und Hohn abgewiesen, und zu seinem Elend kam noch die Schuld an Schmuel, die ihn quälte und marterte.

Einige Tage später schrieb er an den Freund:

„Was wirst Du sagen, Mukk, daß ich Dir von hier aus schreibe? Was wirst Du sagen, wenn Du erfährst, daß ich hier lebe fortan im schönsten, im glücklichsten Verhältniß? — O, wo soll ich anfangen, Dir die wunderbare Wendung meines Schicksals zu erzählen?! Schmuel Oppenheimer's edle Handlung kennst Du aus meinem letzten Briefe, weißt auch, mit welcher Aussicht ich hierher zu reisen Willens war. Das Alles weißt Du — aber wie der Himmel des Herzens stille Wünsche erfüllte, wie sich das Alles zum herrlichsten Ziele gewendet, das will ich Dir erzählen. In Dein treues Herz will ich das Meine ergießen, daß es nicht vor Freude breche. Ich kam hier an, müde und von banger Besorgniß gefoltert. Am anderen Morgen ging ich in das palastähnliche Haus Arnoldi's. Ich kann Dir kaum das Gefühl schildern, das mich durchbebte, als ich die Marmortreppe hinaufstieg. Man wies mich in ein großes Prunkzimmer, dessen Wände mit köstlichen Gemälden in goldenen Rahmen verziert waren, mit einem Wort, hier herrschte eine Pracht, die mich fast niederdrückte. Was mich besonders anzog, war ein Wiener Flügel von vortrefflicher Arbeit. Ich mußte lange warten, und die Langeweile wollte sich nachgerade einfinden, als mich die Neugierde trieb, näher an den Flügel zu treten — da stand auf dem Notenbrett eine herrliche Symphonie von meinem Lieblingsmeister — Beethoven. In diesem Augenblicke dachte ich durchaus nicht daran, wo ich mich befand, ich setze mich auf den gepolsterten Drehstuhl und greife in die Klaven. Mukk, welch' ein Ton! Welche

Fülle, Rundung und Reinheit! Ich mußte spielen. So begann ich denn die Symphonie, die ich noch nicht kannte. Je weiter ich spielte, desto mehr ergriff das herrliche Werk, desto mehr wurde meine Seele voll Wonne, und so spielte ich sie wahrscheinlich zu Ende. Gewiß weiß ich das nicht, aber nun war meine Seele zu voll, sie mußte sich entladen — ich spielte — gewiß habe ich besser nie gespielt, und so sehr vergaß ich mich, daß ich aus vollem Herzen Körner's Gebet zu singen anfing, und zu Ende sang. Als ich aber nun mit einigen vollen Accorden schließen wollte, da klopfte mir Jemand kräftig auf die Schulter und eine wohlbekannte Stimme rief: „Herr, Sie sind ein Virtuose!" Da fuhr's wie Blei in meine Adern. Ich wandte mich bestürzt um — und — mein Alter vom Heidelberger Schlosse stand vor mir, und hinter ihm in unendlichem Liebreiz Amalie! Mir vergingen die Sinne, ich mußte mich an den Flügel lehnen — der aber starrte mich mit offenem Mund an, und was Amalie machte, weiß ich nicht.

„Der Alte brach zuerst das Schweigen. Er reichte mir seine Hand. „Wie kommen Sie hierher? Wie fanden Sie uns?" fragte er.

„Ich bin ja der Candidat Adami, der eine Hauslehrerstelle bei Herrn Arnoldi sucht, der hier wohnen soll!" sagte ich Etwas verblüfft.

„Herr Gott Dich loben wir!" rief der Alte und riß mich an seine Brust. „Ich bin ja der Arnoldi, den Sie suchen!"

„Da schwindelte mir, Mukk, und ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Beides aber war mir nahe.

„Seien Sie tausendmal willkommen, theuerer Adami, von nun an Freund und Genosse meiner Familie.

„Fordern Sie Ehrensold, so viel Sie wollen — Alles ist zugestanden! Amalie! so komme doch her, Kind, und freue Dich, daß ich den lieben Jungen habe und einen Spieler, von dem Du noch lernen mußt! Wo ist Rudolph?" — So ging das in einem Athem fort, ohne Unterbrechung. Er rannte hinaus.

„Da stand Amalie vor mir — im Erröthen der lichten Freude. Ich sah sie an — und sagte: „So sehen wir uns doch wieder!“ aber mehr konnte ich nicht sagen, denn meine Kehle war wie zugeschnürt, meine Stimme versagte den Dienst.

„Ach,“ sagte sie, „diese Freude hatte ich nicht erwartet! Ich kannte Sie nicht, als Sie da am Flügel saßen und so herrlich spielten und sangen — aber ich fühlte, daß eine verwandte Seele mir nahe sei. Und nun sind Sie es selbst!“

„Da kam der Alte wieder mit dem Knaben, einem schönen Jungen, von frischem, blühendem Aussehen und mit einem geistvollen Auge. Er führte ihn zu mir. „Sieh', Rudolph,“ sagte er, „das ist der Herr, der so freundschaftlich gegen Deinen ihm fremden Vater war, den Du zu kennen wünschtest — er ist nun fortan Dein Führer und Lehrer. Liebe ihn, er ist gut. Suche seine Liebe Dir zu erwerben und zu verdienen!“

„Der Knabe blickte mich mit gewinnender Freundlichkeit an. Er reichte mir seine Hand. „Das will ich,“ sagte er fest. „Seien auch Sie mir gut!“

„Ich zog ihn in meine Arme, an meine Brust, und — Mukk, lächle nicht, die hellen Thränen rieselten mir aus den Augen! „Gott gebe, daß ich Ihre Wünsche erfülle!“ sagte ich mit Wehmuth, aber mit einem innigen, frommen Gefühl und dem Entschluß, meine Pflicht ganz zu thun und unermüdet, zu dem Vater.

„Der Alte zog mich nun auf's Sopha zwischen sich und Amalien. Er ließ meine Hand nicht los.

„Adami also heißen Sie? Nun weiß ich's doch. Wie oft habe ich mich geärgert, daß ich nicht gefragt, Ihnen meinen Namen nicht und dabei gesagt hatte, brauchen Sie Hülfe — Arnoldi's Hand, Haus und Herz ist Ihnen offen! Wie ging's Ihnen denn aber bisher? Freilich, wie der ehrliche Jude mir sagte, nicht gut. Hätte ich doch gewußt, daß Sie es seien!“ —

„Ich mußte nun erzählen. Ich that's, einfach, wahr, unge-

schminkt. Beide hörten mit der gerührtesten Theilnahme zu. Ich verschwieg nicht, daß ich sie jeden Sommer erwartet hatte.

„Ja, ja," rief Arnoldi, „wir wollten auch. Die Erinnerung war viel zu schön, aber mich plagte die infame Gicht, und so mußte ich jeden Sommer in's Bad, bald in dieses, bald in jenes, und meine liebe Amalie mußte Krankenwärterin werden. Nun bin ich geheilt und Sie sind hier bei uns, nun reisen wir einmal zusammen nach Heidelberg."

„Ein Comptoirdiener rief ihn ab. Aergerlich folgte er.

„Die alte Zeit stand jetzt wieder vor mir in aller leuchtenden Herrlichkeit. Amalie war mir nahe, wie damals.

„Ach," sagte ich, „wie oft habe ich in der scheidenden Sonne nachgesehen und Ihrer gedacht, theuere Amalie!"

„Sie erröthete und fragte den kleinen Bruder etwas.

„Ich fuhr zusammen, wie ein armer Sünder. Ich hatte ja an den Knaben nicht gedacht.

„Sie bat mich zu spielen.

„O die weibliche Feinheit weiß so schön wieder in's ruhige Gleis zu leiten! Ich wußte ihr Dank und spielte nun, aber befangen und ohne Theilnahme, mein Spiel war ja nur der Deckmantel meiner Verlegenheit, in die das Herz mich gebracht, das mit dem Kopfe davon gegangen war.

„Arnoldi kam wieder um die Zeit des Mittagmahls. Jetzt wurde ich den Freunden des Hauses vorgestellt, die mit zu Tische saßen, und er erzählte dann ausführlich die Begebenheiten von Heidelberg.

„Ein heiterer Tag verstrich und ein genußvoller Abend kam. Wir musicirten und sangen, Amalie und ich. Sie spielt bezaubernd schön und singt wie ein Seraph. Wie glücklich ist Dein Freund! O wärest Du bei mir, daß Du meine Freude theilen könntest! —

„Am anderen Tag begann ich Rudolphs Unterricht. Mein Weniges wurde gebracht. Der Alte ließ sich's nicht nehmen, mir die Hälfte des ansehnlichen Gehaltes zu meiner nöthigen Einrichtung

zu geben. So konnte ich meinen guten Juden ehrlich zahlen und dem Armen auch die achtzehn Gulden wieder erstatten, die er nur mit Widerstreben nahm. Und nun fließt mein Leben hin, wie ein sanft dahinrieselnder Bach über Blumen. Ich sehe Amalien bei Tische und Abends, wo denn die heiterste Freude unseren Kreis verschönt. Und wie traulich, wie liebevoll sie ist, Du glaubst es kaum. Mukk, welche Tage erwarten mich?" — —

Der las den Brief mit inniger Freude. Aber am Ende warf er ihn doch ärgerlich auf den Tisch. Er überdachte seines Freundes Lage, und fürchtete für ihn. Das warme Herz liebt, sagte er zu sich selbst, liebt mit aller Kraft einer reinen, tiefen Empfindung. Wenn er nun erwachte, bitter getäuscht? Wenn nun der alte Herr, der doch ein Kaufmann, ein Profit- und Geldmännchen ist und zweifelsohne bleiben wird — am Ende die Liebe sieht und den armen Teufel schaßt? — Dann — ist er ärmer und elender als je, und was ihm ein Glück dünkte, war nur ein Abgrund des Elends für ihn!

Er antwortete:

„Wenn der Himmel voll Geigen hängt, summt's und brummt's in allen Ecken und Winkeln, und der ehrliche Verstand, dem die Ohren zu gellen anfangen, schnürt sein Bündel und geht los und läßt das Herz allein, das mitunter die dummsten Streiche und halsbrechende Capriolen macht! Sei nicht unwirrsch, Traugott, über den geharnischten Prologus. Wie ich mich freue über die günstige Wendung Deines Geschickes, ich brauche Dir's nicht erst zu sagen, Du kennst ja mein Herz. Aber mir bangt! Freund, ich beschwöre Dich, halt ihn fest, den ehrlichen, nüchternen Burschen, er führt Dich, ich glaube es sicher, auf glücklichere Pfade, als jetzt Dein aufgeregtes Herz. Bedenke doch, daß, bei aller Herzlichkeit der Behandlung, bei aller Achtung, die Dir widerfährt, dennoch stets ein untergeordnetes Verhältniß, ein dienendes, das Deine ist. Und Du erhebst kühn Dein Auge zu der Tochter des Millionärs. Weißt Du, was das heißt? Es heißt, wie Ikarus weiland zur

Sonne fliegen wollen, und herabstürzen und den Hals brechen. Mein Wort scheint Dir rauh, es wird vielleicht Dein Gefühl verletzen — aber noch hat sich die Leidenschaft Deiner so nicht bemeistert, daß Du nicht fähig wärest, ein verständiges Wort zu hören und zu kapiren. Halt es in den Schranken, Dein Gefühl, theuerer Freund, und bedenke, was zu Deinem Frieden dient! Amen. — Dein Nothstall ist zu einem Lusthause worden — das Lusthaus meiner Armuth zu einem Nothstalle. Mein Bürgermeister sticht, wie ein Muskito, und ist nicht abzuwehren, wie eine rachgierige Bremse. In Deiner Herrlichkeit scheinst Du Deines Freundes Lage ganz vergessen zu haben, sonst würdest Du gesagt haben, zieh' in das warme Nest, das ich verlassen habe, Muff! Ich will's thun — und ehe dreimal das Morgenroth des Himmels jungfräuliche Wange schminkt, bin ich in X.... in Deinem Neste, und fahre fort, Trübsal auf Noten zu blasen, wo Du aufgehört. Dann sind wir einander näher, und die zwei Meilen überspringe ich leicht. Ehe Du Dich's versiehst, wird Muff in seinem leberbraunen Bratenröcklein vor Dir stehen und Dir die Hand schütteln." —

Muff hatte sich verrechnet — der Himmel machte einen Strich durch des Bürgermeisters Rechnung, und er starb, und alle Weinschenken des Städtleins gingen ihm zu Grabe. Er blieb, wo er war, und fühlte sich glücklich, daß die liebgewordene Gewohnheit nicht von ihm entfernt wurde. Nun war ihm sein Dachkämmerlein noch einmal so theuer, das er aufgegeben mit Schmerzen, und wiedergefunden mit Freuden. Aber das, was der Eingang seines Briefes und dessen erster Theil beabsichtigte, gelang desto besser. Zwar verletzte er des Freundes weiches, jetzt so sehr empfindliches Herz tief, also daß ein tiefes Weh in Adami's Brust einzog. Zwar riß ihn Muff heraus aus seinem Himmel, der ihn beseligte, und schleuderte ihn mit rauher Hand hinab, tief hinab in den Koth eines miserablen, mit den ehernen Fesseln einer starren Convenienz belasteten Lebens — aber Adami's Verstand sah doch zu klar, als daß er hätte die gute, ja die liebevolle Absicht

seines Freundes verkennen können. Mit Thränen im Auge dankte er ihm.

Wirklich fand Adami so viel einfache, ungeschminkte Wahrheit in dem, was Mukk schrieb, daß er ernstlich zu überlegen anfing, und von nun an sich Gewalt anthat. Aber welch eine Mühe kostete es ihn! So mußte der größte Reiz seines Lebens welken, und seine Freude mit.

Ein inneres Leiden sprach sich deutlich genug in seinem Gesicht aus. Amalie hatte das veränderte Benehmen des Jünglings mit Schmerz beobachtet. Sie liebte ihn mit aller Kraft einer engelreinen, weiblichen Seele, seit sie ihn zum ersten Male gesehen. Hochbeglückt fühlte sie sich, als er nun von der Hand des Himmels in ihren Familienkreis geführt wurde. Das fromme Mädchen sah darin die Billigung ihrer Liebe. Und er war ja auch noch der Alte. Aus seinem ersten Blicke sprach ja seine Liebe, und die Folgezeit ließ ihr keinen Zweifel gegen die sie beglückende Wahrheit aufkommen. Sie sah im Geist eine schöne Zukunft nahen, obgleich ihr unschuldig Herz nie mehr wünschte, als jetzt der Himmel ihr verliehen. Da änderte sich plötzlich Adami's Wesen. Eine scheue Ehrerbietung trat an die Stelle seiner Zutraulichkeit. Das Familienverhältniß, das sie in ihm einen geliebten Bruder sehen ließ, war zerrissen, und das Dienstverhältniß trat in Adami's Wesen sichtbar und scharf hervor.

Sie sah ihn oft mit fragendem, zweifelndem, wehmüthigem Blick an. Er schlug dann das Auge nieder und ging hinweg, und es wollte ihr manchmal scheinen, als nehme sie an seinen Augen Spuren vergoss'ner Thränen war. Das stille Leiden des Liebenden rührte sie tief, und doch konnte sie keinen Grund dafür finden, sie mochte sinnen, wie sie wollte. Ihr und ihres Vaters Benehmen blieb sich gleich; ja man konnte es deutlich wahrnehmen, wie der alte Mann ihn täglich lieber gewann — denn seine Pflichten erfüllte er mit einem heiligen Eifer, mit musterhafter Treue.

Arnoldi bemerkte endlich selbst das veränderte Verhältniß,

Amaliens Wangen bleichten, und Adami schlich betrübt umher, und eine Oede war in seinem Haus. Er forschte, beobachtete, und errieth die Quelle.

Da ereignete sich Etwas, was sonst wenig zu ändern pflegt. Arnoldi kündigte die Ankunft eines lieben Schwestersohnes an, der forthin bei ihm arbeiten und einst, wenn er in die Tage träte, von denen man vorzugsweise zu sagen pflegt: „sie gefallen mir nicht!" — für Rudolph das Geschäft leiten sollte. — Diese Nachricht, mit scheinbarer Gleichgültigkeit gegeben, wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Adami. Das ist Amaliens bestimmter Gatte, dachte er, und er fühlte, wie eine Todtenblässe sein Gesicht entfärbte.

Nach kurzer Zeit erschien der junge Richter, ein schöner, bescheidener, liebenswürdiger, junger Mann, der mit allen Zeichen herzlicher Liebe aufgenommen wurde, und mit Amalien sich unterhielt, wie der Bruder mit der Schwester. Das verwandtschaftliche Du berechtigte ihn zu Vertraulichkeiten, die jedoch stets in den Grenzen des vollkommensten Wohlstandes blieben. Richter, ebenfalls ein Verehrer der Musik, schloß sich recht fest an Adami an. Er sang einen trefflichen Baß. Nun war ihr Terzett voll, und eine neue, schöne Unterhaltung blühte auf, die nur für Adami etwas sehr bitteres hatte. Mehrere Wochen vergingen so. Richter's Verhältniß zu Amalien blieb sich gleich. Nur Adami's aufgeregtes, ja in sich zerrissenes Gemüth sah eine wachsende Zuneigung des Jünglings zu Amalien. In dem Maß aber, wie Adami's Trübsinn zunahm, wurde Amalie liebevoller gegen ihn, soweit ihr jungfräuliches Gefühl es zuließ. Adami nahm es mit wehmüthiger Freude wahr. Arnoldi war auch ernst und nachdenkend. Adami sah darin bitteren Unwillen gegen sich, weil er das Herz der Tochter von dem Neffen entfernte, die zu verbinden, Arnoldi's Absicht zu sein schien.

In dieser zerrissenen Stimmung seines Innern schrieb er an Mukk:

„O, wie hast Du so wahr geredet, Mukk! Es ist Alles eingetroffen, wie Du es voraus sah'st. Ich bin unglücklich, denn ich bin der, der unschuldig hier im Hause das Unkraut unter den Weizen väterlicher Absichten streut.

„Ich habe Dir ja gefolgt, Mukk, ich habe die unendliche Liebe zu Amalien tief in den Hintergrund meines Herzens gedrängt. Ach, wie ist es mir so schwer geworden, und wie bitter ist seitdem der Kelch, den ich trinke! Amalie liebt mich, daran ist nicht zu zweifeln. Ihre Wangen bleichen, denn sie sieht mein Ringen und Kämpfen, und ahnet, daß mein Herz unterliegen wird, und das untergräbt sichtlich den Frieden ihrer Seele. Ich Unglücklicher! Mußte ich denn dem Herzen, das mich liebt, Elend geben! — Arnoldi scheint zu ahnen, was vorgeht, allein er bleibt sich unverändert gleich. Nur bisweilen ruht sein Blick mit seltsamem Ausdruck auf mir. Und in dieser traurigen Stimmung muß ich nun singen mit Ihr, und immer tiefer den Pfeil in das arme Herz drücken, der es zerreißt. Nun ist mir aber endlich Alles klar geworden, was Arnoldi's Herz bewegt. Er bemitleidet mich, das unterliegt keinem Zweifel, denn Amaliens Hand gehört einem Neffen, Namens Richter, der seit einigen Monaten hier ist. Der alte Mann reicht und drückt mir wohl noch wie sonst die Hand, vielleicht auch noch herzlicher als sonst, und überhäuft mich mit Geschenken — ach, das Schönste, Beste kann er mir A r m e n nicht geben! Er fragt mich nicht, was mir sei? er läßt mich meinen stillen Gang gehen. Richter schloß sich freundschaftlich an mich an. Aber ich mußte einen inneren Widerwillen niederkämpfen, ehe ich seine Gesinnung erwiedern konnte, und ganz kann ich es doch nie. Ich bin der Friedestörer hier im Haus. Ich verbittere den edelsten Menschen die Freuden ihres Lebens. Was soll ich länger hier? Soll die Noth größer werden? — Nein — mein Entschluß steht fest! Und wenn mein Herz bricht — was ist's denn weiter? Beglücken kann ich ja doch Niemanden — mein Schicksal will es so — so will ich denn auch nicht länger

unglücklich machen. Aber wohin? fragst Du, Freund! Wohin anders, als an Deine Brust, und da ausweinen meinen Schmerz, und mit Dir diesen Welttheil verlassen, und nach Amerika's freiem, gesegnetem Boden auswandern! Gewiß, Du stimmst mit ein! Auch Du stehst ja allein auf der weiten Erde, und Dein edles Herz erkannte nur ich. So komm denn, wir wollen hin über das Weltmeer. Ach, wie wird's mir sein ohne Amalien? Und doch muß es so sein! Alles könnte ich sein, nur nicht undankbar gegen den edlen Arnoldi. Ich erwarte keine Antwort von Dir, Freund! Ich komme. In der Stille des Abends verlasse ich dieses theuere Haus, bete noch einmal für sie — und scheide dann. Bitte Du Gott, daß es mir nicht zu schwer werde!"

Dieser Brief setzte Mukk gar nicht in Erstaunen, ob er ihn gleich sehr betrübte. Er hatte ja so Etwas vorausgesehen. Er überlegte die Sache reiflich, ging auf und ab und blies dicke Rauchwolken in die Luft. Dann setzte er sich in seinen Knurrwinkel an den Ofen, und erwog Alles, las mehrmals den Brief Adami's. „Solltest Du Dich täuschen?" fragte er plötzlich sich selbst. „Sollte Arnoldi vielleicht die Absicht haben, Dich dennoch zu beglücken? Er ist ein edler Mensch."

Wie ein Lichtstrahl in die Finsterniß fällt, so wirkte diese Vermuthung auf ihn. Er wollte sogleich an Adami schreiben — aber der Brief erreichte ihn ja nicht mehr. Wahrscheinlich war er unter Wegs zu ihm. Da blitzte ein Entschluß in ihm auf. Freudig sprang er vom Stuhl empor, warf sein Magisterkäppchen in die Höhe und rief: „Victoria!" Schnell ließ er seinen Hausphilister, wie er ihn noch burschikos nannte, kommen. Der Alte, ein wackerer Schreinermeister, der auf seinen Miethmann viel hielt, weil er oft schon sein Brod mit dem Nahrungslosen getheilt, und ihn liebte, trotz seiner seltsamen Art, seinen Possen und Streichen, trat herein.

„Hört, Alter!“ sagte er, „ich fliege aus. Wohin? das rührt Euch nicht. Wahrscheinlich bleibe ich etwa acht Tage aus. In der Zwischenzeit wird ein Mann ankommen, der so und so aussieht, Adami heißt, und nach mir fragen wird. Ihr nehmt ihn freundlich auf, führt ihn in meine Stube, und gebt ihm diese Zeilen. Darauf wird er mir nichts, dir nichts Besitz von der Stube nehmen. Ihr werdet gefällig gegen ihn sein, und damit Basta! Wie gesagt, in acht Tagen komme ich wieder!“

Der alte Mann sah ihn kurios an, dachte bei sich: „Was wird denn das wieder absetzen?“ — versprach Alles, und Mukk zog seinen leberbraunen Bratenrock an, nahm Hut und Stock, und wanderte, die Worte singend:

„Bemooster Bursche zieh' ich aus — Ade!“

von dannen. Die Zeilen, die er an Adami geschrieben, lauteten also:

„Der Herr Magister Mukk, gebenedeiten Andenkens, hat mir, sothanem Brieflein nämlich, den Auftrag ertheilt, den Herrn Erbhofmeister Adami geziemendst zu becomplimentiren, was ich hiermit, vermittelst eines Kratzfußes, gethan haben will! Sein Auftrag lautet ferner: genannten Herrn höflichst zu ersuchen, sich's hier selbst komode zu machen, und zu thun, als ob er zu Hause sei; ferner, daß Herr Mukk nicht da, dürfe den Herrn nicht derangiren, sintemal er nothwendigerweise nach H...... gemußt, dort dem Buchhändler Pfiffikus eine Uebersetzung des alten Possenmachers Aristophanes zu einem erklecklichen Honorar zu verhandeln, damit das Reisegeld nach Amerika nicht fehle; ferner möge Herr Erbhofmeister Adami die Güte haben, derweile sich selbst zu unterhalten, bis Herr Mukk fideliter wieder in sein Kämmerlein einziehe, was binnen acht Tagen bestimmt der Fall sein wird.“ —

Mukk zog heiter seine Straße. Eins nur quälte ihn, der Gedanke, dem Freunde zu begegnen. Und wie er erwartet hatte, geschah es. In einem Städtchen, wo er sich ausruhte, sah er ihn draußen vorüberziehen in Eile. Wie drängte es ihn, den theueren Freund an's Herz zu drücken — und doch mußte er sich beherr-

schen, und die Freude des Wiedersehens nur auf einen kurzen Augenblick und verstohlen genießen. So froh auch Mukk war, ihn wieder zu erblicken, so sehr erschrak er über das bleiche, abgehärmte Aussehen des Freundes.

Es war an einem Sonntage, just nach dem Gottesdienst, als ein Mann in einem leberbraunen Röcklein in Arnoldi's Haus trat. Es war ein hoher, stattlicher Mann, dessen stolzer Gang gar sehr mit seinem ärmlichen, obwohl reinlichen Anzuge contrastirte. Die hohe ernste Stirne verhielt sich seltsam zu dem heiteren, satyrischen Blick und dem muthwilligen Lächeln, zu dem sich oft der Mund verzog. Es war Mukk.

Er wurde gemeldet.

„Was will der kuriose Patron?" fragte Arnoldi sich selbst, als Mukk mit dem feinen Anstand eines Weltmannes, ernst und fest ihn in's Auge fassend, hereintrat.

„Ich wünschte, den Herrn Candidaten Adami zu sprechen," sagte er.

Arnoldi entfärbte sich. „Sie sind vielleicht ein Bekannter des jungen Mannes?"

„Ich darf mit Stolz sagen, sein einziger Freund!"

„Da thun Sie offenbar dem Guten zu viel," entgegnete Arnoldi, „denn ich rechnete mich zu den treuesten, wohlmeinendsten Freunden Adami's."

„So wären wir nahe verwandt! edler Mann," sprach Mukk, und eine innige Freude strahlte aus seinem lebhaften Auge; „ich darf dann frei und offen zu Ihnen reden. Ich heiße Mukk —"

„Mukk?" rief Arnoldi, „ja, dann kenne ich Sie, seltsamer Mensch, und dieser Brief ist von Ihrer Hand?" —

„Das ist er, Herr," erwiederte fest Mukk, „und hätte ich Sie gekannt, wie ich Sie jetzt beurtheile, ich würde Sie wahrlich kein Geld- und Profitmännchen genannt haben. Aber wie kommen Sie zu dem Brief?"

„Adami hat ihn in der Eile verloren, und trügt mich meine

Ahnung nicht, so hat dieser Brief einen bedeutenden Antheil an einer unüberlegten, uns Alle betrübenden Handlung ihres Freundes, der mir noch halb ein Räthsel ist.“ —

„Das glaube ich auch,“ sagte Mukk lakonisch.

„Und das können Sie so mir nichts, dir nichts sagen?“ rief fast ärgerlich Arnoldi.

„Freilich, weil ich Ihnen hier einige Briefe geben will, die Ihnen über Adami's Handlung die Augen öffnen, und die Goldstufe seines Innern erkennen lassen sollen.“

Er reichte ihm die Briefe. Arnoldi nahm sie, und warf einen erwartungsvollen Blick auf Mukk. Der aber trat ans Fenster und blickte hinaus, und sein Auge erhob sich zum Himmel, und sein Herz betete: „O Herr, hilf, o Herr, laß wohlgelingen! Amen.“

Arnoldi las lange und eifrig; als er den letzten Brief gelesen, wischte er eine Thräne vom Auge.

„Das ahnete ich,“ sagte er. „Ich habe in seiner Seele gelesen. Ein Opfer wollte er mir bringen, der edle Mensch, und opferte sein Herz, und wußte nicht, daß er auch Amaliens Herz opfern wollte. O hätte er gesehen in mein Inneres, er würde den Wunsch gelesen haben, ihn und Niemanden sonst zum Schwiegersohne zu haben.“

Da sprang Mukk herzu, und ergriff den Alten, und tanzte im Saale herum; dann ließ er ihn fahren, und sprang wie besessen, und jubelte und schrie.

Arnoldi rief: „Hat Sie die Tarantel gestochen?“

„Nein, Herr, nein, aber die Welt ist zu enge für meine Wonne! O Gott!“ rief er aus, „wie wird sich das enden!“

„Kommen Sie doch zur Vernunft, Mensch,“ sagte Arnoldi. „Mir wird ja bange für Sie!“

„Machen Sie sich kein Kopfbrechens,“ sprach Mukk. „Ich bin bei vollem Verstande; aber wenn ich mir das traurige Gesicht denke, wie's nun nach schweren Kämpfen lächeln wird in Seligkeit, dann weiß ich ja nicht, wie ich meinem Herzen Luft machen soll!“

„Setzen Sie sich denn doch zu mir, und sagen Sie mir, wo ist denn Adami?"

„Ei, daheim sitzt er in meinem Knurrwinkel und kaut an den Nägeln, oder setzt mit seinen Thränen mein Dachstübchen unter Wasser. Er macht Pläne, Herr, nach Amerika auszuwandern."

„Lieber Herr Muff, reden Sie denn doch nur einmal verständig! Wie denken Sie denn, daß wir ihn wieder bekommen?"

„Dafür lassen Sie mich nur sorgen. Ein wenig muß ich ihn noch narren, ehe er seine Himmelfahrt hält. Lassen Sie mich machen. Bereiten Sie Alles hier zu. Ich bringe ihn hierher, ohne daß er's weiß."

Arnoldi konnte aus dem lustigen Kauze nichts herausbringen. Er wußte nicht, was er thun wollte. Sein Plan war es gewesen, Amalien mit Adami zu verbinden. Sein Geburtstag sollte nur noch abgewartet werden. Er liebte Adami mit voller Seele. Er sah es ein, nur durch Adami könne die geliebte Tochter beglückt werden. Er hatte sich ein Freudenfest für sein Vaterherz bereiten wollen — da machte Adami den fatalen Streich.

Er erzählte das Alles dem ruhiger gewordenen Muff, der seine Hand fast zerdrückte. Dagegen erzählte ihm der denn seinen Plan, hierher auf Kundschaft zu gehen.

Der Alte erkannte bald das edle Herz Muff's. Trotz seiner seltsamen Possen und Ideen gewann er ihn lieb.

„Sie sollen Amalien sehen, und ihr selbst diese Briefe geben!" sagte Arnoldi und rief nach ihr.

Da trat denn das schöne bleiche Mädchen mit den verweinten Augen herein. Sie erschrak beim Anblicke Muff's.

„Adami's Busenfreund Muff," stellte ihn der Alte vor, „der uns Nachrichten von ihm bringt."

Da flog eine leise Röthe über die bleiche Wange.

Zitternd nahm sie die Briefe und ging.

Der Vater folgte ihr bald nach und sagte ihr seinen Plan. O wie lebte sie jetzt auf's Neue auf. Sie sank an des Vaters

Brust. „Amalie," sagte der Vater, „Dein Glück ist ja nur das Ziel meiner Wünsche und Bestrebungen. Adami ist edel — sei glücklich!" —

Hier legt der Erzähler die Feder nieder und läßt jedes Herz sich selbst die Scene ausmalen, und nachfühlen die Seligkeit, die mit der jungen Hoffnung Amaliens Brust durchströmte.

Noch nicht volle acht Tage später rollte ein schöner Wagen dem Thore von Mukk's Wohnorte zu, hielt an, dieser stieg heraus, hing sein Bündel auf den Rücken und wanderte frohen Muthes seiner Wohnung zu.

Dort saß Adami in schwermüthigen Träumereien, doch um Vieles ruhiger und männlich gefaßter, als vor acht Tagen, da er Arnoldi's Haus verlassen. Es war vorüber für diese Welt, das schöne Glück. Was konnte er noch wünschen? Nur fern von der Gegend, wo ihr Athem wehte, konnte völlige Ruhe ihm wiederkehren, wenn sie je wieder kam. Da trat denn Mukk herein, und der Freund flog an seine Brust.

Sie hatten sich lange nicht gesehen. Wie innig umfingen sie sich! Adami's stiller Schmerz brach seine Fesseln, Thränen entstürzten seinem Blicke.

Mukk wollte es fast das Herz abdrücken, und er fluchte im Stillen über das Wort, das er an Arnoldi gegeben, und über den Vorsatz, den er selbst gefaßt, den Freund zu überraschen auf dem Gut Arnoldi's R . . . .

„Sei ein Mann," brummte er, noch ärgerlich über sich selbst, „und laß das Weinen über eine Weiberlarve. Du hast edel gehandelt, und man wird wohl Dein Andenken segnen, das sei Dein Trost. Das Schicksal legt einmal das Ei unseres Glückes überall neben das Nest. Soll man sich darüber zu Tode grämen? Nein, sage ich, man muß größer sein, als das Schicksal, und lachen, wenn es narrt oder eine saure Miene zieht. Komm', laß uns von Amerika reden! Hast Du Reisegeld?".

Adami nickte. „Ich auch," sagte Mukk. „Ich habe meinen Aristophanes passabel verkauft. Nun wollen wir schnell abmachen,

den Staub von den Füßen schütteln und einen Spaziergang nach Philadelphia machen, wie Seume nach Syrakus."

Adami nickte schmerzlich lächelnd.

„Kannst Du Dir denken, Adami, daß ich entsetzlich großmüthig und freigebig geworden bin? Alles, was ich hier habe, vermache ich meinem Philister, und nehme nur Wäsche und derlei Utensilien mit; das ist bald gepackt. Ich denke, übermorgen reisen wir ab?"—

Adami stimmte in Alles ein. Er ließ Mukk mit sich machen, was er wollte. So weh' ihm auch Adami's Schmerz that, so kehrte doch bald Mukk's alte Heiterkeit zurück.

Am Tage der Abreise stellte Mukk sich krank.

„Herr Adami," sagte er, „ich kann nicht gehen, wir müssen einen Wagen nehmen!"

„So warte Deine Genesung ab, und laß uns dann erst ziehen."

„Nein," rief Mukk, „was einmal bestimmt ist, muß bleiben. Die Consequenz ist eine gar schöne Sache. Sei ohne Sorge, Freund Hein mag mich noch nicht. Ich muß erst die Amerikaner noch ein wenig foppen."

Der Wagen wurde bestellt, und so fuhren denn die Freunde ab in der Richtung nach X., wo Adami von dem wackeren Schmuel Oppenheimer wollte Abschied nehmen.

Unvermerkt lenkte aber der Postillon vom Wege nach X. ab, und nahm die bezeichnete Richtung nach dem Landgute Arnoldi's. Da Mukk über Zahnweh klagte, mußte der Wagen geschlossen werden. Und so fuhren sie dann in die Welt hinein, ohne daß sie die Gegend sahen, durch die sie kamen. Mukk war ungemein lustig trotz seiner Zähne Pein. Er machte tausend Possen und Witze, und selbst Adami, dem es war, als schlösse jetzt das Leben seine Thore hinter ihm, mußte manchmal lächeln.

Am dritten Reisetage kamen sie Abends spät nach R........., dem Gute Arnoldi's.

An dem Herrnhause, das jetzt den Namen eines Wirthshauses 'rhalten hatte, stiegen sie aus, und begaben sich sogleich in die

bereiteten Zimmer. Muff war sehr krank, auch am anderen Morgen noch. Er kleidete sich zwar an, allein er legte sich auf's Bett und erklärte, er könne durchaus nicht weiter. Adami wich nicht von dem Bette. Wagen kamen an, es gab ein gewaltiges Trippeln und Trappeln im Hause.

„Das Gasthaus scheint Ruf zu haben," sagte Muff; „doch wollte ich, daß ich Ruhe hätte." Nun ging's gar neben ihrem Zimmer bunt durcheinander. Die Fremden hatten jedoch die Rücksicht gegen den Kranken, nur zu flüstern. Der mußte oft den Kopf in's Kissen drücken, um — seinen Schmerz — nein, seine Freude zu verbergen. Endlich sprang er auf.

„Der Lärm wird mir zu arg!" rief er sich wüthend geberdend, und faßte Adami beim Arm, riß die Thür auf und schob ihn vor sich in den Saal. —

Da stand Amalie im bräutlichen Schmucke, das Myrthenkränzchen im Haar; an ihrer Seite Richter, festlich gekleidet, Arnoldi und mehrere Freunde mit dem Prediger im Ornate.

Adami erbleichte, zitterte.

„Nun so schieb Dich doch!" rief Muff und zerrte ihn zu Amalien. „Weg da, Herr," rief er Richtern zu und schob ihn an Amaliens Seite. „Herr Prediger, thun Sie, was Ihres Amtes ist!"

Adami schien ohne Leben zu sein.

Da trat Arnoldi herzu, und legte seine Hand in die Amaliens und sprach: „Gott segne Euch!" Und die Thränen rollten aus seinen Augen.

„Willst Du das herrliche Mädchen nicht, Du grundtoller Emigrant, so geh' in's Teufels Namen nach Amerika, und ich freie um sie!" rief Muff.

Da sank Adami in Amaliens Arme. Aber er mußte sich auf das Sopha setzen, um zu sich selbst zu kommen. Langsam erwachte er zum freudigen Bewußtsein.

„Ist's denn kein Traum?" fragte er Amalien, an deren Herzen er lag.

„Traum? Narr, Du meinst, weil mein Zahnweh einer war, so müsse Alles ein Traum sein!" rief Mukk. „Herr Prediger, ich bitte Sie, machen Sie fort, sonst wird mir der Mensch noch zum kompletten Narren."

Arnoldi selbst drang darauf, und so wurde denn das glückliche Paar getraut, und das Glück kehrte in Adami's Brust ein.

Ein frohes Mahl vereinte sie jetzt. Und als sie am Tische saßen, öffnete sich die Thüre und Schmuel Oppenheimer trat herein, bewillkommt von Allen wie ein Freund, umarmt von Adami.

Der ehrliche Jude weinte vor Freude. Er mußte neben Adami sitzen. Nun wechselten sie die fröhlichen Reden, und Alles klärte sich auf.

„Gehst Du nun noch einmal durch?" fragte Mukk.

„Das läßt er bleiben," antwortete Arnoldi, „denn Amaliens Arme halten ihn fest."

Zum Nachtisch überreichte Arnoldi den Neuvermählten ein Papier. — Es enthielt die Schenkung des Guts. Mukk mußte versprechen, sein Leben bei ihnen zuzubringen. Schmuel wurde reich beschenkt, daß er seinen Tröbel mit einem besseren Handel vertauschen konnte.

Und als nun Alle in der höchsten Freude beisammen saßen, fragte Mukk:

„Sagt, Freunde, wäre die Geschichte Adami's und seiner Liebe wohl ein Stoff zu einer passablen Erzählung?" „Ja freilich!" lachten Alle. „Allein welchen Titel gäben wir ihr?" fragte Richter.

„Alle Ingredienzien sind da: Armuth und Reichthum, ein edler Vater und ein verliebtes Pärchen, ein Possenreißer (ich, mit Verlaub) und ein wackerer Jude et caetera, Ueberraschungen und dergleichen; nur der Titel fehlt. — Nein!" rief darauf Mukk, „jeder Titel wäre zu alltäglich — darum gar keiner und damit Lied am Ende!"

Die Zukünftige.

Eine Geschichte.

1.

In den gebirgigen, waldreichen Theil Oberschlesiens müssen mir diesmal meine lieben Leser folgen; denn die Begebenheit, welche ich erzählen will, hatte dort ihren Verlauf.

Da liegt denn vor uns eine wundervolle Landschaft. Es ist Morgen, die Sonne hat sich durch die herbstlichen Nebel siegreich hindurchgedrungen. Auf Wälder, Felsen, Wiesen und Felder hat sie den duftigen Nebelschleier niedergelegt, daß ihr strahlend Antlitz die Welt schauen könne. Auf den Nadeln der Tannen, auf dem Moose der Felsen, auf den Kräutern des Feldes und den zahlreichen Zeitlosen der Wiesen glänzen die Milliarden der krystallenen Thauperlen, und in jeder spiegelt sich der Sonne Glanz, und es ist, als ob Gold und Diamanten überall ausgestreut wären in unendlicher Fülle.

Nirgends aber ist der Anblick in die blitzende Landschaft schöner, als vor dem Forsthause zu Tiefenau, das auf der Anhöhe über dem Dorfe liegt.

Gerade im Vordergrunde senkt sich das Land wellenförmig hinab zum Thalgrunde. Kein Wald hemmt die Aussicht in der Nähe; nur in der Ferne, die Berge bedeckend, bildet er den dunkelen Rahmen um das schöne Bild. Der Thalgrund, der sich vor dem Blicke öffnet, ist breit. Wiesen, welche zahllose Zeitlosen so rosenroth erscheinen lassen, als sei's im Lenz, und Ackerland theilen sich unter die Herrschaft in ihm. Erst da, wo das Dorf sich im Kranze

der Obstbäume birgt, zeigen sich mehr Aecker, und an diese schließen sich, näher dem Dorfe, die Gärten. Weiter über das Dorf hinaus zeigen sich noch Stellen, wo der Pflug seine Furchen zieht, niederer Schlagwald häuft sich dann, und endlich folgt dunkeler Hochwald. Rechts reihen sich Berge an Berge, immer einer höher als der andere, und alle sind sie gekleidet in das dunkele Gewand des Nadelholzes, aus dem hier und da eine Esche im hellsten Goldgelb des herbstlichen Farbenschmucks, oder das glühende Roth eines wilden Kirschbaumes hervorsieht und bunte Blumen in das dunkele Gewand der Berge wirkt. Links treten schroffe, wildzerklüftete Felsen nahe heran an den noch immer grünenden Wiesengrund. Ein Gießbach braust darüber hin, herrliche Wasserfälle bildend, bis er tiefer im Thalgrund sanfter fließt, aber sein klares Wasser immer noch wild genug fortwälzt, und sich dann auf ein Mühlrad wirft und es schäumend zwingt zu raschem Umlauf. Hinter den Felsen thürmt sich der Berg auf, und bald ist wieder der Hochwald herrschend, wie ringsum auf allen Höhen.

Auf der freien Stelle, von wo aus dies Landschaftsbild seine Pracht entfaltet, steht das Jäger- oder Forsthaus und beherrscht die Aussicht über Thal, Dorf, Wald und Berge. Es ist ein alterthümlicher Bau, an dem mehr denn ein Jahrhundert vorüberging und seinen Stempel ihm aufdrückte; zwei Thürme stehen an den Flanken des großen Gebäudes, und dazwischen dehnt sich das Haus ziemlich lang hin und endet nach oben in zwei spitze Giebel, auf denen, wie auf den Spitzdächern der Thürme, mächtige Wetterfahnen mit allerlei Zierrath in die Lüfte ragen. Drei Reihen Fenster über einander zeigen die Vorderseite. Ein Balkon, breit und massenhaft, ruhend auf Tragsteinen, welche groteske Thiergestalten aus dem Reiche fabelhafter Phantasien darstellen, zieht sich an der ganzen Fronte von einem der ebenso weit, als der Balkon breit ist, vortretenden Thurme bis zum anderen. Dahinter ist die erste Fensterreihe, hoch und oben im Rundbogen endend, mit runden Fensterscheiben, in denen, namentlich in den Rundbogen, noch Glasmalereien sichtbar sind. Ueber

diesen erhebt sich die zweite Reihe mit eben solchen Scheiben, doch minder hoch, und über diesen die niedrigere dritte. In den beiden Giebeln sind noch Gemächer und Fenster, doch nur sehr kleine.

Ein gealtertes Portal aus Eichenbohlen, mit Nägeln beschlagen, deren nußdicke Köpfe alle ein Kreuz zeigen, führt in die unteren Räume, wo zuerst eine große Treppenhalle sichtbar wird, dann führen Thüren in Küchen und Vorrathsräume. Ueber dem Portale zeigt sich ein altes Wappen, das jedoch vom Zahne der Zeit zernagt ist. Mächtige Zimmer reihen sich um einen großen, gewölbten Saal, dessen Ausgangsthür auf den Balkon führt. In der Treppenhalle sind überall Geweihe und Stangen verkrüppelter Art von den barockſten Formen angenagelt und bilden ein waidmännisches Raritätenkabinet, das aber zum Inventarium gehört nach den Bestimmungen des letzten Bewohners, und das zu vermehren des Nachfolgers erste Pflicht ist. Ueber alle dominirt ein riesiger Vierundzwanzigender und ein schaufeliges Elengeweih von ungeheueren Verhältnissen, als ebenbürtiges Gegenüber.

Da mußte ein Waidmannsherz Generalmarsch schlagen! Aber um dies seltsame Gebäude ist's todtstille. Nur die Wetterfahnen gähren im Morgenwind und ein paar Dutzend Thurmdohlen schwirren kreischend um das leere Haus. Es ist keine Menschenseele darin; denn den letzten Oberförster haben sie begraben, und die lachenden Erben haben das alte Rattennest ausgeleert, ehe diese Bestien seine Hinterlassenschaft zernagt. Ein neuer Oberförster ist ernannt; er soll heute einziehen mit Hab' und Gut und Sack und Pack.

Gegen acht Uhr Morgens wackelt die Anhöhe eine Frau herauf, deren Umfang unglaublich massig ist. Es wird ihr sauer, die Höhe heraufzusteigen, und mehr als einmal muß ihr die Magd die Hand reichen, daß sie über den vom niedergesenkten Nebel schlüpfrigen Boden, ohne zu fallen, wegkomme. Das war gut; denn, Hundert gegen Eins, sie wäre in solchem unglückseligen Falle wie eine runde Tonne hinabgerollt bis zum Baumkranz des Dorfs. Es ist die Frau Tanneberg, des Försters stattliche Ehehälfte aus dem Dorfe

Tiefenau da unten. Jetzt hat sie glücklich die Höhe vor dem Forsthaus erreicht. Der Schweiß perlt über das fette Gesicht, in dessen immensen Backen sich die stechenden Aeuglein verkriechen. Sie pustet und ächzt und kann schier keinen Athem kriegen. Beide Arme auf die Hüften gestemmt, sucht sie sich zu erholen. „Hol's der Kuckuck," ruft sie dann endlich aus, „ich bin das Heraufsteigen müde! Man kriegt's ores, wie der Mardochai, der Handelsjüd, sagt, sich so zu plagen für mir nichts, dir nichts! Muß ich da herauf, um das Rattennest zu fegen! Und wem zu Dank?"

„Wer sollt's denn sonst thun?" sagte die Magd, „und wer versteht's, wie Sie? Der Herr Oberförster wird sich schön bedanken." Die Dicke überhörte das Letzte.

„Wer's thun sollte? Catharine, der Schulz; denn es ist königliches Eigenthum; aber siehst Du, der Herr Forstmeister hat so ein Nest voll adeliger Fräuleins, Du kennst ja die dürren, bleichen Pensionspuppen, und der Herr Oberförster ist noch ein Junggeselle. Merkst Du's? Da schreibt er: die Frau Tanneberg sei so eine reinliche Hauswirthin, die würde wohl am besten die Räume fegen können. Daß Dich der Markolph bisse! Seit acht Tagen putzen wir die Spinnweben ab, und doch ist's noch nicht sauber. Heute soll er kommen, da muß der Staub noch einmal abgewischt sein und die verrückten Geweihe in der Halle müssen mit dem Spinnenkopf gefegt werden. Ja, so eine Junggesellenwirthschaft, wie sie der Alte geführt, ist ein rechter Unsegen! Da sieht man, was eine Frau ein Heil ist. Aber siehst Du, Catharine, die Männer — die Tappse — erkennen's nicht. Gelt, wie brummt meiner, wenn wir scheuern und fegen? Der ließ' sich auch einspinnen von den Kreuzspinnen, und Mohrrüben könnte man auf den Stubenböden ziehen. So sind sie Alle miteinander. Grillenfänger, Keutterer, Grammler, Brummköpfe. Das Beste ist, Catharine, wir kümmern uns nichts d'rum und machen's justement, wie wir wollen, und denken: Laß die Baßgeige brummen! Mußt's auch 'mal so machen, wenn Du den Peter kriegst!"

„Ach, gehen Sie doch!“ sagte die Magd verschämt.

„Na, Ampel, ich glaube gar, Du willst in's Kloster gehen und den Peter auch so 'ne alte Junggesellenwirthschaft führen lassen? Stell' Dich nicht einfältig! Willst Du 'ne alte Jungfer werden? He?“

„Das freilich nicht!“ sagte halblaut die Magd.

„Na, eben d'rum schwatz nicht so einfältig! Ich bin eine Frau, die's gut mit Dir meint; d'rum sollst Du auch mit mir offen reden; ich weiß doch, wo Barthel den Most holt! Laß Dir's gesagt sein! Zieh' Dir ihn nach Deiner Hand, ehe Ihr den ersten Scheffel Salz miteinander esset. Da gilt's. Hab's justement auch so gemacht.“

Die Magd nickte beifällig und sagte: „Von Ihnen kann man Etwas lernen.“

„Aber, Frau Tanneberg, was wird's geben,“ hob sie darauf wieder an, „der junge Herr Oberförster ist ja auch wieder so ein Einsiedler und Waldbruder?“

„Ja freilich; aber wart's nur ab! Ich will ihm schon die Hölle heiß machen und ihm Eine freien. Ich versteh's!“

„Sie? Ach Herr Jerum! Wen denn? Wen haben Sie denn auf dem Strich?“

„Ja, das kann ich Dir noch nicht sagen,“ sprach wichtig die dicke Försterin. „Man muß doch erst wissen, wer für ihn paßt. Meinst Du, ich sollte mein Gewissen belasten? Der edle Gellert sagt: „Mein Gewissen beißt mich nicht meines ganzen Lebens halber.“ Da will ich mir auch den Wurm nicht hineinpflanzen, der nicht rastet. Ich muß ihn erst kennen, daß ich weiß, wer für ihn paßt, verstehst Du? Aber dann soll's auch bald fertig sein.“

„Ja, ja,“ sagte das Mädchen, „da haben Sie Recht. So 'ne Ehe kuppeln, die hintenach es treibt wie Katzen und Hunde, das muß ein rechter Dorn in der Seele sein; aber wer ist er denn eigentlich?“

„Nun, ein Adeliger, so ein Herr von. Den Namen hab' ich vergessen,“ sagte die Frau. „Wenn er nur kein Hochmuthspinsel ist, der Unsereins über die Achsel ansieht! Siehst Du, das adelige Volk meint, Unsereins sei eben nur Canaille, und Canaille heißt

Hund, denn mein Mann schimpft den Caro und die Waldine so, das liebe Vieh. Wär' er so eine Can — wollt' ich sagen, so ein stolzer Narr, dann ließ ich ihn laufen, und er möcht' sich eine Frau suchen, wo er wollte. Ist er aber ordentlich und manierlich, dann sollst Du's erleben, was die Frau Förster Tanneberg fertig bringt. Meinst Du, der Forstmeister mit seinem Vierteldutzend heirathslustiger Dunzelchen wäre so artig, wenn er nicht dächte: die kann Einer an den Mann helfen? Ja, Catharine, an mir versiehst Du Dich. Ich bin nicht so dumm, als ich aussehe. Siehst Du, ich kann so fein hinten herum kommen, daß es so ein Tollpatsch von Mann gar nicht merkt. Doch — wir wollen anfangen, sonst könnt' er uns erwischen über der Arbeit. Plaudern können wir ja dabei doch, wie's uns gefällt."

Sie wackelte gegen das Portal, schob den großen Schlüssel in die Thür und schloß auf.

Catharine trug Spinnenkopf und Handbesen, und folgte der gewichtigen Herrin leichteren Trittes.

Immer plaudernd, wurden die monströsen Geweihe und Stangen abgestäubt, dann die Halle gekehrt; und nun stiegen sie hinauf, um den Staub, der sich mittlerweile wieder auf Kamine und Fensterbrüstungen gesetzt, leise abzuputzen. Sie legten die letzte Hand an's Werk.

Dort stellte sich Frau Tanneberg wieder hin, stemmte die Arme auf die Hüften und sagte: „Nun, seh' mir 'mal die Scheiben an! Da saß ein alter Knaster d'rauf von Anno Tobak her. Man sah gar die Bilder nicht. Jetzt glänzt's und blinkt's und des Herrgotts liebe Sonne und Licht kann wieder herein. Und der schöne eingelegte Boden! Bei dem alten Knasterbart sah er aus wie eine uralte Tenne, auf der Erbsen gedroschen werden, so hatten sich die Nägel der Jagdschuhe in den Schmutz getreten, der ihn seit zwanzig Jahren bedeckte. Da ist jetzt, nach vieler Mühe, eine andere Welt. Die alten Ledertapeten zeigen freilich nicht mehr die Jagden der Tiger und Löwen, die mit Gold hineingepreßt waren, als noch des großen

Kurfürsten höchstseliger Herr Vater oder ich glaube gar, damals war Schlesien Oesterreichisch — also die Kaiser hier jagten, oder sonst hohe, unbekannte Herrschaften, polnische Starosten, oder solche hohe Herren. Damals muß es eine köstliche Zeit gewesen sein! Ich wollte, die Wände könnten reden, Catharine, da sollten wir Etwas zu hören kriegen! Geschichten, daß das Herz popperte oder die Haut gänsemäßig würde! Die waren auch nicht katzengrau!

„Weißt Du was? Mich friert's hier im Saale. Komm, wir haben ja noch Zeit; laß uns ein Bischen auf den Balkon treten, in die liebe Sonne! Man kann ja da auch plaudern und hat das schöne Land vor sich. Wer nur da wohnen könnte!"

Sie traten Beide hinaus und lehnten sich behaglich auf die Brüstung, schauten über die Gegend hin und freuten sich des köstlichen Anblicks.

Plötzlich hörte man den klatschenden Knall einer Fuhrmannspeitsche von ferne, den das Echo der Höhen lange nachhielt.

„Was war das?" fragte erschreckend die dicke Frau ihre Magd.

„Eine Peitsche war's," sagte die Magd. „Ich versteh' mich d'rauf."

„Meiner Sir, Du hast Recht!" äußerte die Försterin. „Gib Acht, bald wird ein prächtiger Wagen mit zwei oder drei Rappen daherrollen. Vorn auf dem Bock ein Kutscher in Livree, mit breiter Silberborte um den Hut, hintendrauf ein Jäger mit wallendem Federbusche!"

Die Magd riß weit ihre Augen auf und starrte nach der Lichtung im Walde, woher der Ton gekommen war.

Jetzt sah man einen Frachtwagen mit zwei Pferden langsam nahen. Ein großes Tuch war über seine Ladung gebreitet, die nicht erheblich sein mußte, da sie nicht sehr hoch über die Leitern hinausreichte. Vorne saß auf einem Strohbündel ein Mann, der eine warme Marderpelzmütze über die Ohren und das halbe Gesicht und einen alten grauen Mantel mit grünem Halskragen um die Schultern gezogen hatte. Er blies dicke Rauchwolken aus einer

kleinen Pfeife, die man „Jagdkloben" nennt, und hinten an den Wagen war ein Reitpferd gebunden, aufgezäumt und gesattelt. Sonst sah man Niemanden außer dem Fuhrmanne, der, mit der Peitsche klatschend, nebenher ging.

Vor dem Forsthause hielt der Wagen. Der mit der Marderpelzmütze grüßte herauf zu den beiden Zuschauerinnen und sagte höflich: „Mit Gunst, ist dies das Tiefenauer Forsthaus, wie ich vermuthe?"

„Gehorsamst aufzuwarten!" sprach mit einem namhaften Knix die Frau Tanneberg, die artig zu sein verstand.

„So sind wir am Ziele, Fuhrmann," sagte der Mann und stieg ab.

„Alle Wetter!" flüsterte die Försterin ihrer Catharine zu, „ich glaub' gar, das sind die Habseligkeiten des Oberförsters? Da hätt' ich mich geschnerrt! Da sieht's schofel aus, schofele Massematte, sagt Mardochai, der Jüd. Keine Carosse, keine Rappen! Catharine, der ist entweder von dem Wasserpolackenadel, wo zwei und dreißig auf ein Loth gehen, oder es ist ein Irrthum und seine Ahnen waren Kirchenmäuse! — Doch wir müssen hinuntergehen. Halte Dich in anständiger Entfernung von mir. Der braucht's nicht zu wissen, daß wir so vertraut mit einander sind! Ich bin's meinem Stande schuldig."

Kurze Zeit darauf trat Frau Tanneberg aus dem Portale, machte einen herzgewinnenden Knix und sagte: „Wen hab' ich denn die Ehre —?"

Vor ihr stand ein Mann von etwa fünfzig Jahren, aber noch ungemein rüstig. Sein Haar trug so die Kümmel- und Salzfarbe, der Schnurrbart aber war noch kohlschwarz. Er hatte die Mütze höflich abgenommen, und Frau Tanneberg sah in ein freundlich, ehrlich Angesicht. Er hatte den alten Mantel auseinandergeschlagen, daß man den grünen Rock, mit Apfelgrün am Kragen, sehen konnte, die Hirschfängerkuppel und dergleichen, Alles bedeutend fadenscheinig

und verbraucht, auch an diversen Stellen ansehnlich geflickt und geriestert.

Er verbeugte sich linkisch, sagte aber mit Pathos und Selbstgefühl: „Ich habe die Ehre, meines gnädigen Herrn, des Herrn Oberförsters Freiherrn von Distelheck Haushofmeister, Jäger, Leibdiener, Koch und Haushalter zu sein, und heiße Conrad Früchtelmeier, Ihnen höflichst zu dienen."

„Freut mich, daß ich die Ehre habe," sagte Frau Tanneberg und neigte sich mehrmals. „Ich bin, wenn sie erlauben, die Frau des Försters Tanneberg aus Tiefenau da unten, und habe im Auftrage des Herrn Forstmeisters von Drossel das Forsthaus hergestellt und eben den letzten Staub abgefegt. Ich hoffe, Herr Früchtelmeier, es wird Ihnen gefallen."

„Zweifle nicht," sagte Conrad mit einer Verbeugung, „wo so eine weise Frauenhand gewaltet hat, da wird's nach Wunsch stehen; denn des Herrn Forstmeisters Gnaden haben in einem Briefe an meinen gnädigen Herrn gesagt, der Amtsvorgänger sei, was man im gemeinen Leben einen Schweinigel nennt, gewesen; aber er habe die Frau Tanneberg mit der Säuberung des Hauses betraut, und die sei, wie überall ein Muster, so auch in der Reinlichkeit eine leibhaftige Holländerin, was so viel sagen will, als die sauberste, reinlichste Frau unter der Sonne."

Auf dem breiten Antlitze der Frau Tanneberg lag der Glanz der Verklärung. Ihr breiter Mund lächelte zum Entzücken, und der Mann saß sattelfest in ihrer Gunst.

„Ach, du mein Däuschen!" rief sie, „zu viel Ehre, viel zu viel! Ich bin eine Hausfrau wie tausend andere; aber sehen Sie, Herr Früchtelmeier, man liebt die Sauberkeit, wie es sich ziemt, das ist die ganze Hexerei. Freilich, der selige Herr Oberförster hielt auf das Gegentheil. Da ist in vielen Jahren kein Besen in das Haus gekommen. Er haßte unser Geschlecht, und man weiß, die Mannsleute lassen's beim Nächsten bewenden, kehren husch,

husch, oben drüber und in den Ecken bleibt, was sich d'rauf reimt. Sie verstehen mich."

Ueber Conrads Angesicht fuhr der Aerger und schoß an in geraden und queren Linien, wie das werdende Eis an den Fensterscheiben im Winter. So was durfte er sich doch nicht gefallen lassen, zumal er sich der größten Reinlichkeit bewußt war, und so viele Würden in sich vereinigte, als etwa eine Haushälterin.

Frau Tanneberg merkte den Bock, den sie geschossen hatte, indem sie sich aller der Würden erinnerte, die Conrad in sich vereinigte. Ehe sie aber ihrer Verlegenheit Meister werden konnte, sagte Conrad:

„Sie schütten da das Gemüse mit dem Brühwasser hinaus, verehrte Frau Tanneberg. — Zu viel ist zu viel. Es gibt Ausnahmen."

„Ach du —" wollte sie einfallen, aber Conrad fuhr fort:

„Wenn's auch Einzelne gibt, denen die Unsauberkeit eigen ist, so gibt's doch auch Viele, die —"

„Versteht sich," fiel die Försterin ein, der es darum zu thun war, den schlimmen Eindruck schnell zu verwischen; „versteht sich, daß es solcher Viele gibt. Da sieht man's aber auch dem Vogel an den Federn gleich an, ob er ein Wiedehopf ist. Wenn ich so den Herrn Früchtelmeier betrachte, wie trotz der Reise Alles sitzt und klappt, so brauch' ich nichts weiter zu wissen, um zu glauben, daß er eine Extraausnahme ist. Da ist aber mein Alter! Sehen Sie, Herr Früchtelmeier, dem ist's oder war's egal, ob er d'rüber stolperte."

Jene Linien wichen der diplomatisch schlauen Schmeichelei und Conrad sagte nichts weiter. Er verbeugte sich bloß in seiner steifen Art und Weise und lächelte wieder mit dem ganzen Gesichte.

„Sie werden nun abladen und einrichten wollen," fuhr Frau Tanneberg fort; „da biet' ich meine geringen Dienste gehorsamst an. Ich verstehe mich auf solchen Rummel."

Conrad, der nicht wollte, daß seines Herrn Plunder gleich den

Blicken einer scharfäugigen Frau preisgegeben würde, sagte darauf: „Danke ergebenst! Ich würde es für Unrecht halten, Sie zu bemühen. Ich bedarf dazu nur eines kräftigen Mannes, der abladen hilft. Da hat Ihr Herr Gemahl wohl einen Forstarbeiter, Holzhauer und dergleichen, den schicken Sie mir doch gleich. Nun noch eine Frage: Ist auch ein Wirthshaus im Dorfe, wo man zu Mittag Etwas haben könnte? Der Herr Oberförster sind ein gar frugaler Mann. Eine Milchsuppe und ein Pfannkuchen reicht hin, ihn zu befriedigen."

„Ein Wirthshaus ist nicht im Dorfe," sagte Frau Tanneberg, „denn die Fremden kommen nicht in unsere Einsamkeit; aber ich rechne es mir zu einer Ehre, wenn ich dem Herrn ein Mahl bereiten darf, wie es Unsereins versteht." Dabei knirte sie wieder.

„Sehr gütig," sprach Conrad, verbindlich sich verbeugend; „ich bin so frei, es anzunehmen, wenn es Ihnen keine Mühe macht. Wie gesagt, Milchsuppe und Pfannkuchen ist des Herrn Leibkost, und dabei müßte ich bitten zu bleiben."

Die Försterin dachte: Schwatz' du! Hier gilt's, mich in meinem Kochglanze zu zeigen. „Wann befiehlt der gnädige Herr?" fragte sie.

„Wir speisen eigentlich nur einmal," erwiederte Conrad, „so zwischen Vier und Fünf. Zum Frühstücke hat der gnädige Herr eine prächtige Wurst in der Tasche, und der Fuhrmann und ich — wir sind auch bis dahin wohl versehen."

„Aber wo sind denn der gnädige Herr?" fragte die Försterin.

„Sie sind an der Grenze des Reviers abgestiegen, um es gleich einmal zu begehen. Bis halb Fünfe sind sie hier, denn der gnädige Herr hält auf Ordnung und macht gute Schritte."

„So will ich gleich gehen," sagte die Frau Tanneberg, „damit ich meine Einrichtungen treffen kann. Den Holzhauer Steffen werde ich senden. Empfehle mich Ihnen!" Sie machte eine tiefen Knix und ging, und Catharine folgte ihr. Mit aller Kraftanstrengung bemühte sie sich, leicht einherzuschreiten, was auch gelang.

Als sie im Abhange waren, sagte die Magd: „Was Sie aber Conduiten im Leibe haben, Frau Tanneberg! Man meint, Sie läsen es aus einem Buche ab. Und wie Sie den Stoffel, den Sie gemacht, rund gekriegt haben! Das muß ich sagen, so 'ne Frau gibt's nicht mehr!"

„Gelt!" sagte die Försterin im süßesten Triumphe, „so was ist Dir noch nicht vorgekommen? Ja, Kind, Unsereins hat in der Welt gelebt und nicht umsonst seine Bildung genossen. Ich sage Dir, ich war einer Ohnmacht nahe, als ich meinen Stoffel bemerkte, aber so Etwas rund zu machen, versteh' ich aus dem Fundamente."

„Das glaub' ich," sagte die Magd. „Sie lesen aber auch den halben Tag. Und wie viel Bücher hab' ich nicht schon von dem Buchbinder aus der Leihbibliothek im Städtchen, oder wie das heißt — geholt! Da ist's kein Wunder!" —

Die Försterin überhörte das und sagte: „Ist aber auch ein feingebildeter Mann der Herr Haushofmeister, Leibdiener, Jäger, Koch und Haushälter, Conrad Früchtelmeier. Er hat so ein „Avec," wie man sagt, und ich hoffe, er wird uns wohl 'mal besuchen."

Sie hatten nun den Abhang glücklich hinter sich und erreichten in Kurzem das Dorf und das Jägerhaus, wo dann alsbald das Feuer loderte und die kochkünstlerische Thätigkeit der Frau Tanneberg begann.

Conrad sah ihr lange nach. „Eine raisonable Frau, das muß man sagen," hob er sein Selbstgespräch an; „spricht wie ein Buch und hat, was man so Lebensart nennt, wie ein Cavalier; hat ein erklekliches Plapperment; aber ich bin doch in der Seele froh, daß sie sich geschoben hat. So Weiber schnüffeln Alles aus und lassen ihre Zunge gleich durch's ganze Dorf spazieren gehen. Was braucht die den gelben Mehlstaub zu sehen, den die unverschämtesten aller Bestien in den alten Möbeln meines gnädigen Herrn anrichten, und die Mottenspaziergänge auf dem Tuchüberzuge des Kanape's?

Was geht's die an, daß die Garderobe dünne und die Linnenvorräthe so klein sind, daß ich unter zwei Augen alle acht Tage große Wäsche habe? Es ist schlimm, aber es ist so!"

„Jacob!" rief er jetzt laut.

Der Fuhrmann kam.

„Wir wollen abladen," sagte Conrad.

„Er hat gut reden," sagte ärgerlich der Bauer. „Sieben Stunden gefahren und die Pferde haben noch nichts! Die müssen erst Futter haben, sonst rühr' ich nichts an."

Conrad kratzte sich hinter dem Ohre. „Hättest Du das doch gesagt, als die Frau Tanneberg da war, die hätte Rath geschafft."

„Er hätte ja auch d'ran denken können; aber da mußte Er Scharwenzel und Faxen machen, wobei nichts herauskommt. Ich hatt's dicksatt und ging fort," sagte der Bauer.

„Grober Esel!" brummte Conrad in den Bart. Laut sagte er: „So geh' in's Dorf und suche Dir Heu zu verschaffen."

„Ist nicht nöthig," sagte der Holzhauer Steffen, der eben ankam. „In der Scheune sitzen dreißig Wagen Heu von den Waldwiesen und etliche Tausend Pfund Stroh von den Dienstländereien des Herrn Oberförsters, die Herr Tanneberg bebaute. Der hat gesorgt."

„Gottlob!" sagte Conrad, während der Steffen den Bauer in die Scheune führte, „gottlob, da hat doch der Gaul Futter und der gute Herr braucht nicht gleich Schulden zu machen. Wenn des Jacobs Fracht bezahlt ist, bleibt ein Thaler übrig."

Die Zweie kamen wieder, und während die Pferde ausgeschirrt und das Reitpferd abgesattelt wurde, sagte Steffen: „Ja, Herr, der Herr Tanneberg hat für den gestrengen Herrn Oberförster gesorgt, wie ein Vater für seinen Sohn. Gehen Sie 'mal in den Keller! Achtzig Säcke Kartoffeln! Gehen Sie auf den Speicher! Dreißig Malter Hafer und siebzig Malter Roggen. He? Das ist ein Stellchen!"

„Und das ist Alles unser?" fragte Conrad mit leuchtenden Augen.

„Wem denn sonst?" gegenfragte Steffen. „Freilich muß der gestrenge Herr dem Herrn Tanneberg die Kosten erlegen; aber wenn er einen kleinen Theil verkauft, so ist Alles kugelrund."

Conrad faltete seine Hände. Einen Blick heißen Dankes richtete er gen Himmel. — Da hatten sie ja Brod und Kartoffeln für sich, Hafer, Heu und Stroh für das Pferd in Hülle und Fülle; konnten verkaufen, um für's Erste einen Theil der Schulden zu bezahlen, die den Oberförster tief beugten. Sein Herz jubelte in der treuen Brust.

Er ging nun in das Haus, um sich die Räume anzusehen.

Schon in der Vorhalle stand er starr vor Erstaunen und Freude. Gerade solche monströse Geweihe und Stangen zu sammeln, war seines Herrn größte Liebhaberei. Und wie sie hier waren, so confus, zwerg- und kapitaltoll verwachsen, hatte er sie noch nicht gesehen. Voll Freude über seines Herrn Freude, den er so herzlich lieb hatte, schritt er die Treppe hinauf. Als er in den Saal trat und sich umsah, fiel ihm doch das Herz in die Schuhe.

„Wenn lauter solche Zimmer da sind," sagte er, „so sieht's schön mit dem Mobiliar aus!"

Er untersuchte übrigens Alles genau und kam endlich seufzend in den Saal zurück.

„Er ist verwettert groß!" sagte er; „aber leer lassen können wir ihn nicht. Hier müssen wir wohnen. Nun, was thut's? Kein Holz brauchen wir zu kaufen und keins zu schonen. Wir wohnen hier! So bleibt's! Rechts in dem Gemache schläft der Herr, links ich. Stühle und Tische und Commode brauchen wir dort nicht. Wenn die nur hier im Saale stehen. Aber zwölf strohgeflochtene Stühle, die zu zwei Drittel lendenlahm sind, was richten die hier aus? Du lieber Himmel, das ist armselig!"

Er stellte sich an die Thüre und sah sich Alles an. Nach Weile sagte er: „Dort häng' ich den Spiegel hin, an dessen

Rahmen das Gold schon bei den Eltern des Herrn abgewaschen war. Hier herein werden die Ahnenbilder gehängt. Dort stell' ich die Commode hin. An diese Wand kommt das wackelige Kanape. Davor den Tisch mit den Geisenfüßen. So ist's richtig. Der Kleiderschrank kommt in die Schlafstube. Neben das Kamin wird der Sorgenstuhl mit den lahmen Fußrollen gestellt. Ueber das Kamin häng' ich die Pfeifen. Dort an die Wand die Gewehre und die zwei Käfige mit den Canarienvögeln. Prächtig!" rief er und klatschte in die Hände. Darauf eilte er hinab zum Auspacken.

Alles war wohl erhalten, obwohl die Reise lange gedauert.

Nach zwei Stunden war der Saal eingerichtet. Nun ging's an die Betten und den Kleiderschrank. Dann richtete er sich die Küche ein. Damit war er schnell fertig, denn des Geräthes war wenig.

Als Alles fertig war, wurde die Leberwurst ausgepackt und Brod, nebst einem Kruge Wein, und alle Drei thaten sich bene.

Da Jacob noch eine Strecke zurückfahren wollte, zahlte Conrad seine Fracht, ließ dann von Steffen Holz herbeitragen und machte ein lustiges Kaminfeuer an, da es in dem Saale kühl war, und setzte den Theekessel auf den Rost für den Abend.

Als so Alles in Ordnung gebracht war, sagte Conrad zu Steffen: „Hör' 'mal, Alterchen, habt Ihr auch einen Juden in Tiefenau, der mit Frucht handelt?"

„Das mein' ich," war die Antwort; „der Mardochai ist ein Erz=Fruchthändler. Wollt Ihr verkaufen?"

„Ich denke so dran," sagte Conrad, „was thun wir zwei Menschen mit der vielen Frucht? Die Mäuse und Ratten fressen sie ja auf; denn so viel von diesen Bestien hab' ich meiner Lebtage nicht gesehen, wie hier sind."

„Da habt Ihr Recht," sagte Steffen. „Das Haus heißt auch das Rattennest. Ihr müßt Euch Katzen anschaffen."

„Wir haben einen Rattenfänger," versetzte Conrad, „der wird schon säubern."

„Die Frucht dürft Ihr aber nicht alle verkaufen," sagte Steffen, „denn hundert und achtzig Morgen Dienstländereien, ohne die Waldwiesen, fordern Saatfrucht. Ihr müßt doch fünfzehn bis zwanzig Kühe haben, acht Pferde, vier Knechte, drei Mägde — Herr, das räumt! Das kostet Massummelchen, wie der Jüd sagt."

Conrad schwindelte. Woher Geld zu dem Allem nehmen? sagte er zu sich selbst. Armer Herr! Das gibt neue Schulden!

„Habt Ihr denn auch einen Kerl, der das Pferd versorgt?" fragte Steffen.

„Nein," war Conrads Antwort.

„Sagt's dem gestrengen Herrn," bat Steffen, „daß ich's um ein Billiges thun will. Ich bin arm und hab' eine Frau und neun Kinder."

Das versprach Conrad, und Steffen ging fröhlich von dannen.

In Conrads Kopf ging es aber immer bunter durcheinander. Es wurde ihm siedheiß und eiskalt, Eins um das Andere. Er dachte an die Dienstländereien, an die Knechte und Mägde, an ihren Lohn und Unterhalt, an die Pferde und Ochsen, Kühe und Schweine und an die Preise, die sie kosten würden; an sein Alter und seines lieben Herrn Unkenntniß von dem Allem, und allmälig ging's kreuz und quer in seinem Kopfe. Der genossene Wein, der volle Magen, die Ermüdung von der Reise, die Wärme des Feuers — Alles wirkte zusammen, daß er in seines Herrn Sorgenstuhl, in den er seine alten Glieder gebettet, zurücksank und in einen tiefen Schlaf fiel, in dem der Traum ihm das Gehörte in bunten Bildern, toll und barock, durcheinander warf mit der dicken Frau Tanneberg, ihren Knixen und Redensarten und ihrem Mittagessen — kurz, es war eine confuse Traumwelt, in der sich seine Seele erging. Die Stille, die ihn umgab, war ganz geeignet, seinen Schlaf recht tief werden zu lassen.

2.

Conrad hatte recht lange schon geschlafen, als eine starke Hand die Saalthüre öffnete und eine Stimme rief: „He, Conrad! Wo steckst Du denn?“

„Hier bin ich, werthe Frau Tanneberg!“ rief Conrad, der eben von der fleischbegabten, ersten Bekanntschaft geträumt hatte. Dabei rieb er sich die Augen, und da die Abendsonne noch hell durch die Fenster schien, war er ganz geblendet von ihrem Glanz.

Ein schallendes Gelächter, recht urkräftig, weckte ihn vollends und lehrte ihn, es sei sein gnädiger Herr, der vor ihm stehe und sich an seiner Schlaftrunkenheit ergötze.

„Conrad,“ rief er, immer heftiger lachend, „bist Du bezaubert in diesem verwünschten Rübezahlsschloß, oder trunken? Was hast Du mit einer Frau Tanneberg zu schaffen? Steh' mir Rede!“

„Ach, gnädiger Herr!“ sagte kleinlaut Conrad, „ich bin eingeschlafen gewesen, und da hab' ich geträumt!“

„Merk's wohl!“ sagte der Oberförster, um den die Hunde sprangen; „aber Du mußt völlig schneeblind im Herbste schon sein, sonst sähest Du, daß ich von Nässe triefe!“

Jetzt sah erst Conrad, wie wahr das sei. Er fühlte seinen Herrn an und erschrak.

„Herr meines Lebens, was ist Ihnen passirt?“ fragte er voll Schrecken. „Sind Sie in's Wasser gefallen?“

„Gefallen oder gesprungen,“ sagte der Oberförster, der aber in der heitersten Laune war, „das gilt jetzt ein Geld. Gib mir Kleider, Wäsche, Stiefel, Schlafrock, Pantoffeln, was Du am Ersten bei der Hand hast, denn mir ist's eiskalt. Rübezahl hat Dir gewiß gesagt, Du solltest Feuer in's Kamin machen, weil ich wie eine begossene Katze hier einziehen würde — sonst wär's doch ein Narrenstreich, bei solchem wahrhaftigen Sommerwetter Feuer in's Kamin zu machen.“

Aber Conrad hörte von dem Allem nichts mehr. Er war

bereits fortgerannt, seinem lieben Herrn das Nöthige zu holen. Da indessen Alles noch in weiblicher Unordnung war und Conrad erst auspacken mußte, so dauerte es ziemlich lange. Um sich zu erwärmen, lief derweile der Oberförster, nachdem er sein Waidmannsgeräthe abgelegt, in dem Saale wie ein Besessener auf und nieder.

Endlich kam der Alte, der sich gar nicht beruhigen konnte, daß ihn sein Herr schlafend gefunden.

Als der Oberförster angekleidet war und Conrad die triefenden Kleider auf dem Arm hatte, stand er, zwar schweigend, aber kopfschüttelnd da. Der Oberförster betrachtete ihn lachend.

Conrad sagte endlich: „Wie das zuging, errathe Einer! Nach der wahrhaftigen Patschnässe der Kleider hätten Sie ja leibhaftig ertrinken können?“

„Sieh' hierher,“ sprach lachend der Oberförster; „ich stehe auf meinen Ständern, um waidmännisch zu reden, leibhaftig vor Dir, bin also wirklich nicht ertrunken. Das sei Dir für's Erste genug; Du sollst Alles erfahren bis in's Kleinste; aber das Herz wird mir erst aufgehen, wenn ich vernünftig gegessen habe. Wie steht's? Hast Du etwas bereitet? Für morgen ist gesorgt. In der Tasche steckt ein Hase und vier Rebhühner.“

„Die Frau Tanneberg macht verzweifelt lange,“ sagte Conrad.

„Die Frau Tanneberg?“ rief lachend der Oberförster. „Alter, bist Du verliebt, daß Du wachend und im Traume nur die Frau Tanneberg im Kopfe hast? Wer ist denn die und was hat sie mit unserem Essen zu thun?“

Die Anmuthung verliebt zu sein, traf Conrad schwer. Er überwand indessen den Unmuth über seines Herrn foppende Rede und sagte: „Du lieber Gott, was dichten Sie mir da an? Die Frau Tanneberg ist die Frau Ihres Försters in Tiefenau, die mich hier einführte. Es ist eine sehr räsonable Frau, gnädiger Herr, über die Sausewindsjahre hinaus, wie ich. Sie war freundlich, und da ich nichts zu kochen hatte, auch es Ihnen gerne behaglich gemacht hätte, ehe Sie kämen, so fragte ich sie, ob man nicht

irgendwo eine Milchsuppe und einen Pfannkuchen kriegen könnte? Da faßte sie mich aber gleich und meinte, das wäre eine Unehre für sie, wenn sie nicht dem jungen Herrn ein einfaches Mahl bereiten dürfe, der doch noch nichts auf dem eigenen Herde könne brotzeln hören; ein Wirthshaus sei überdies im Dorfe nicht, und mit den Bauern sei's unappetitlich in Gemeinschaft zu treten. Was wollt' ich machen? Ich bestellte also Milchsuppe und Pfannkuchen."

Der Oberförster hörte unmuthig zu. „Es ist mir unangenehm," sagte er, „so etwas begründet gleich ein gewisses Verpflichtetsein. Freilich, Du konntest, wenn sie Dich so faßte, nicht ausweichen; wir haben ja wohl auch noch so viel Geld, es zu bezahlen?"

Conrad sah seinen Herrn wehmüthig an. „Einen Thaler!" sagte er; „und morgen muß ich Salz, Butter, Milch, Kaffe, Zucker und Talgkerzen kaufen. Da reicht der Thaler nicht hin."

Der Oberförster seufzte tief auf und schwieg eine Weile. „Ich denke," sagte er, „Du kaufst keinen Zucker, und von dem anderen Zeug je nur ein halbes Pfund, dann reicht's. Hätten wir nur heute Abend Licht!"

Ehe Conrad reden konnte, hörte man das Bellen der Hunde. Es war ganz gewiß Frau Tanneberg, und er lief schnell hinweg, seines Herrn durchweichte Kleider in einer der leeren Stuben aufzuhängen; dies ließ sich jedoch nicht so schnell thun, zumal er erst ein Seilchen spannen mußte, und so konnte er bei der Vorstellung im Saale nicht sein, was ihm sehr empfindlich war.

Der Oberförster hörte schwerfällige Tritte die Stiege heraufkommen, dem Saale sich nahen, und dann klopfte es an.

Auf sein: „Herein!" ging die Flügelthüre auf, und es trat die umfangreiche Frau Tanneberg herein, hinter welcher Catharine folgte, einen großen Korb auf dem Kopf und einen Henkelkorb am Arme tragend.

Als Frau Tanneberg den Oberförster sah, machte sie Knix über Knix und äußerte, sie habe ohne Zweifel die Ehre, den gnädigen Herrn Oberförster zu begrüßen; sie sei des Försters Frau,

der sich sogleich würde gemeldet haben, wenn er nicht gerade heute bei der Forstgerichtssitzung in der Stadt hätte erscheinen müssen und erst mit der Nacht würde zurückkommen können. Da des Herrn Oberförsters Gnaden doch noch so gar nicht am ersten Tage des Aufzugs könne eingerichtet sein, so habe sie sich die Ehre ausgebeten, eine kleine einfache Mahlzeit herzurichten, und sie bitte nur, mit ihrer geringen Kunst vorlieb nehmen zu wollen. Man sei auf dem Lande nicht so mit allen Requisiten der Kochkunst versehen wie in der Stadt. Sie habe zwar ihr Möglichstes gethan, aber sie zweifle doch, daß ihre Gerichte vor dem Herrn Gnade finden werden. In der Voraussetzung, daß der Herr Haushofmeister Früchtelmeier noch nicht habe auspacken können, habe sie sich die Freiheit genommen, Tischzeug und Utensilien, ja selbst einige Hirschtalgkerzen, die sie selber zu ziehen verstehe, nebst Leuchtern und Scheeren für den Abend mitzubringen.

Das Alles ging in so rapider Fluth über die Lippen, daß der Oberförster gar nicht zu Wort kommen konnte. Er paßte jedoch einen Moment ab, wo etwa in der Rede ein Komma stehen mußte, und fiel kräftig ein, indem er seinen Dank für so viel Aufmerksamkeit aussprach und einfach versicherte, daß er kein Feinschmecker sei und am Allereinfachsten seine vollste Befriedigung fände. Er hoffe, setzte er hinzu, sie würde Conrads Wünsche beachtet haben. Frau Tanneberg lächelte im überwältigenden Vorgefühl ihrer Triumphe, hob Catharine den Korb ab und deckte das schneeweiße Tuch vom Korbe.

Der Oberförster hatte einen Bärenhunger. Ihm wäre jetzt Brod und Wurst oder derlei etwas vollkommen zur Genüge gewesen; aber jetzt strömten ihm Wohlgerüche aus dem Korb entgegen, die seine Lebensgeister höchst anmuthig weckten. — Er wollte Conrad rufen, aber die dicke Frau ließ sich's nicht nehmen, auch den Tisch in würdiger Weise zu bereiten, was sie mit großer Gewandtheit vollzog. Sie setzte zwei Flaschen auf und sagte: „Gnädiger Herr, es ist freilich nur Grüneberger, und Sie wissen, der genießt nur

in Schlesien wohlverdienten Ruf, während sie anderwärts, besonders am hochmüthigen Rhein, ihm mancherlei andichten, weil der gelbe Neid sie plagt — allein ich dachte, nach dem Ereignisse wäre Ihnen so ein erwärmend Tröpflein wohlthätig."

Der Oberförster wußte nicht genug zu danken.

„Ach, du lieber Gott," hob sie da wieder an, „wie haben Euer Gnaden sich aber bei uns eingeführt! Nein, das verdient einen Stuhl im Himmel, und wie ist der Dank unseres lieben Herrn Pfarrers so groß, obwohl er noch gar nicht weiß, wer sein Kind rettete. Ich aber sagte gleich: das war keine andere Seele, als unser neuer Herr Oberförster; denn Herr Früchtelmeier hatte mir gesagt —"

Eines Theils war es der immer bellender werdende Magen des jungen Mannes, verbunden mit dem lockenden Dufte kräftiger Speisen, anderen Theils aber auch die Bescheidenheit des Oberförsters, die hier schnell den Faden abschnitt, der in unabsehbarer Länge sich fortzuspinnen drohte. Auf einige abwehrende Worte begriff die dicke Frau, es sei ihm unangenehm; sodann erwog sie schnell, daß der Werth ihrer Kochkunst durch das Erkalten bedeutend in Abnahme stehen würde; daher wünschte sie gesegnete Mahlzeit, knixte und empfahl sich.

Zum Glücke kam eben Conrad herab; sie konnte nun noch Entschuldigungen anbringen, daß ihr Dies und Das gefehlt, Eins und das Andere mißrathen sei, sie aber hoffe, daß ein schonendes Urtheil durch den guten Willen, den sie als Hauptwürze überall beigefügt, hervorgerufen werden würde.

Conrads Nase hatte Vieles mit der scharfen Witterung der Hühner- und Jagdhunde gemein. Schon waren Düfte ihm zugeweht worden, die ihm die Kunst seiner neuen Freundin außer Zweifel setzten. Er konnte daher, diese gewichtige Eigenschaft gebührend in's Licht setzend, sie im Voraus beruhigen, und somit wurde die Unterredung abgebrochen, indem Frau Tanneberg noch sagte, Catharine werde in der Halle warten, bis abgespeist sei, um das Geräthe

und die Reste mitzunehmen, wenn nicht Herr Früchtelmeier dasjenige für morgen zurückbehalten wolle, was dem gnädigen Herrn etwa besonders wohl geschmeckt habe.

Das versprach Conrad, und so schieden sie im besten Einvernehmen. Conrad, dem der Magen selbst nicht mehr in der rechten Linie lag, eilte, in den Saal zu kommen, nicht etwa um seinen Herrn zu bedienen; denn ihr gegenseitiges Verhältniß hatte in dem Leid und der Freude der Vergangenheit längst aufgehört, das strenge der Abstufung zu sein, das sonst zwischen dem hochadeligen Herrn und dem Diener bestehen mußte. Conrad war's, der schon des Oberförsters verstorbenem Vater ein ganzes Leben gedient und nun seit der frühesten Jugend der Führer, Versorger und treueste Freund seines theueren Herrn war. Conrad hatte Niemanden mehr in der Welt und der Oberförster stand auch mutterseelenallein. So waren ihre Herzen zusammengewachsen. Conrad galt es jetzt auch, an den Leckerbissen der Frau Tanneberg sein erkleckliches Erbe in Anspruch zu nehmen, wie es ihm eingeräumt war.

Als er eintrat, arbeitete der Oberförster schon mit allen Kräften an den Gerichten.

„Conrad, komm', setz' Dich und iß," rief der Oberförster, dessen Rosenlaune vollkommen wiedergekehrt war. Er schob dem Getreuen die Suppenschüssel zu und sagte: „Bei alle den krummen, verwachsenen Geweihen und Stangen in der Halle, Conrad, das ist eine Suppe, die könnte der Oberlandforstmeister essen, ja, was sag' ich, der König! Die labt und erquickt, und dieser Wildbraten, dem ich eben in die Flanke falle, ist auch ein Stück Arbeit, das seines Gleichen sucht. Du weißt, Du hast mich an eine köstliche Zubereitung des edlen Wildes gewöhnt, aber diesem Rehziemer muß ich dennoch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Riecht vortrefflich!" sagte Conrad schnüffelnd, „und hat auch ohne Zweifel den unentbehrlichen haut-goût, der erst dem Wildbraten seine volle Bedeutung gibt?"

„Meiner Treu'!" sprach der Oberförster, „Du hast's getroffen!

Doch mein' ich, das Reden sei nirgends besser zu entbehren, als beim Essen. „Alles hat seine Zeit," sagt der weiseste unter den Königen, und dabei hat er auch des Essens ausdrücklich gedacht. Wir wollen seine Erfahrung uns zu Nutze machen!"

Das wurde denn auch von Conrad getreulich beobachtet. Er war ohnehin gewohnt, seines Herrn Befehle auf's Pünktlichste zu vollziehen.

Wer den Beiden aber hätte zusehen können — und nicht selber hungrig gewesen wäre, — hätte seine wahre Lust daran haben müssen, so wacker war die Arbeit, so unermüdlich die Ausdauer, so tapfer der Vertilgungskampf. Manches der schmackhaften Gerichte erlag mit Stumpf und Stiel, besonders im Anfange der Mahlzeit. Erst später blieben Rudera, welche Conrad liebäugelnd betrachtete, weil er sie morgen noch einmal produciren durfte, was ihm Mühe und Sorge ersparte — und — Kosten!

Als endlich das Mahl zu Ende war, trat der Oberförster auf den Balkon, während Conrad wegräumte. Vor ihm lag im Golde der nun schon dem Niedergange zueilenden Sonne der wunderschöne Thalgrund, das Dorf, die Berge und Wälder. Er sah darüber hin mit reiner, heiliger Lust und vertiefte sich völlig in den herrlichen Anblick. Als er auf den wildschäumenden Bach blickte, kehrten Bilder in seine Erinnerung zurück, die kaum erst von dem materiellsten Bedürfnisse weggedrängt worden waren. Er versank in ein tiefes, aber nicht unerquickliches Sinnen, aus dem ihn nach langer Zeit Conrad weckte.

„Gnädiger Herr!" sagte er, „die wackere, raisonable Frau Tanneberg hat ja, denken Sie nur! gemahlenen Kaffe geschickt, und so viel, daß ich Ihnen heute Ihre gewohnte Tasse Schwarzen bereiten konnte und wir morgen frühe noch einen köstlichen Trank zum Frühstück haben. Ihre Pfeife, Ihre Tasse und ein Licht, da es im Saale dunkelt, stehen bereit! Dem Mädchen aber hab' ich gesagt, sie solle die würdige Frau Tanneberg schön grüßen und ihr sagen, sie sei die erste Köchin Schlesiens."

„Brav gemacht, mein lieber Conrad," sagte der Oberförster, ihm auf die Schulter klopfend; „ich darf aber zusetzen, daß Du dann der erste Koch dieses gesegneten Landes bist!"

Als der Oberförster in den Saal trat, hatte Conrad das Feuer des Kamins geschürt, den Tisch vor den Sorgenstuhl gerückt, worauf der Kaffe stand, und reichte nun seinem Herrn die lange Pfeife und zündete den Fidibus.

„Nimm Deinen Jagdkloben, Conrad," sagte der Oberförster, „und setze Dich zu mir, Du sollst nun hören, wie ich zu den nassen Kleidern gekommen bin."

Auch an diese allerdings respektswidrige Einrichtung hatte sich Conrad längst gewöhnt, obwohl es ihn Anfangs nicht geringe Ueberwindung gekostet hatte. Sein Herr wollte es und er gehorchte.

Bald dampfte denn auch der Kloben Conrads. Der Oberförster dehnte sich behaglich im Sessel und begann sein Abenteuer zu erzählen, auf das Conrad nicht wenig gespannt war.

„Die nächsten Wälder meines neuen, mir noch ganz fremden Revieres kennen zu lernen, lag mir zunächst am Herzen, Conrad," sprach er in der allergemüthlichsten Stimmung, wie sie eine gute Mahlzeit, eine gute Tasse Kaffe, bitto Pfeife und Ruhe im Sorgenstuhl bei jedwedem ehrlichen Manne zu erzielen geeignet sind. „Meine Seele frohlockte," fuhr er fort, „denn der Bestand ist prächtig; es sind Schonungen von ausgezeichneter Schönheit, Schläge vom wünschenswerthesten Zustande, Culturen vom üppigsten Wachsthum vorhanden. Wie gesagt, nicht besser zu wünschen. Nur Eins finde ich fatal: mein Vorgänger hat das Wild über die Maßen gehegt —"

„Und den Schmutz," sagte Conrad.

„Meinetwegen," fuhr der Oberförster fort; „aber da muß ich aufräumen, und unsere Speisekammer wird sich dabei ganz wohl befinden —"

„Da werd' ich müssen Hirschtalglichter ziehen lernen," meinte Conrad, „was ich aber noch nicht verstehe."

„Gewiß, bei der raisonablen Frau Tanneberg lernst Du es," versetzte lachend der Oberförster. „Nun bei der kannst Du überhaupt Etwas lernen, glaub' ich. Item, Conrad, ich war seelenvergnügt und der Tag war so wunderherrlich, so warm; die Sonnenlichter zitterten so eigenthümlich durch die Tannenäste, daß es mir gar wohl um das Herz wurde.

„Ich war froh, daß ich Mundvorrath in unsere leere Küche schießen konnte. Etwa um Eins setzte ich mich an unser getheiltes Wurstexemplar und verzehrte es, aber die Waldluft, meine starke Wanderung und das frühe Frühstück waren, zusammenwirkend, die Ursache, daß ich kaum halbsatt wurde, daher auch mein Zuspruch bei den leckeren Gerichten der raisonablen Frau Tanneberg. Um mir die Gedanken an Mehr zu vertreiben, schlenderte ich noch eine Weile herum und kam, es mochte etwa drei Uhr sein, in die Nähe des Dorfes, wo der Waldbach schäumt und braust. Dort ist noch ein wahres Dickicht, eine urwäldliche Wildniß. Plötzlich steht die Aurora, und der Hektor will auch d'rein springen. Du hast aber bei der Dressur dieser edlen Thiere ein solches Meisterstück zu Tage gefördert, daß es nur meines Winkes bedurfte, um sie zur Ruhe zu bringen. Schießen mochte ich hier nicht; auch dachte ich wohl, es dürfte kein Wild in solcher Nähe des Ortes sein. Ich legte daher Tasche und Gewehr ab, deutete den verständigen Hunden an, daß sie dabei Wache zu halten hätten, und schlich, die Zweige vorsichtig auseinander biegend, dem rauschenden Wasserfalle zu, der schöner kaum im Gebirge zu finden sein dürfte.

„Plötzlich erblickt' ich Etwas vor mir. Es war ein blüthe-weißes junges Lämmchen, das im Grase weidete, und nicht weit davon saß auf einem großen Waldstein unter den überhängenden Aesten einer knorrigen, verkrüppelten, aber höchst malerischen Birke ein Mädchen, welches strickte und ihre Augen auf einen etwa neun-jährigen Knaben gerichtet hatte, der in dem Wasser unter dem Wasserfall angelte.

„Conrad, wenn ich in meinem Leben etwas Schöneres, Lieb-

licheres und Reineres sah, als dieses Mädchen, so will ich mich auswaiden lassen wie ein erlegtes Wild. Meine Seele trat in die Lichter (Augen wollt' ich sagen) und die waren starr auf den Einen Punkt gerichtet. Conrad, ich sage Dir, Schöneres hat Gott nichts erschaffen. Beschreiben will und kann ich Dir das Mädchen nicht. Du mußt mir's auf's Wort glauben, bis Du es selber siehst. Gewiß zehn Minuten stand ich wie verzaubert etwa zwanzig Gänge von dem schönen Bild und wünschte nichts sehnlicher, als ein Maler zu sein. Da schreit das Mädchen plötzlich voll Entsetzen auf, wirft das Strickzeug weg und stürzt dem reißenden Bache zu. Ein Blick dorthin zeigte mir den Knaben, der fruchtlos mit den sich fortwälzenden Wellen rang. Du kannst Dir denken, daß ich dabei nicht ruhig blieb. In drei Sätzen war ich bei dem Knaben, sprang in den Bach, um ihn zu fassen; aber unglücklicher Weise hatte ich mit meinen Stiefeln auf einen runden glatten Rollkiesel getreten, glitt ab und plumpste der Länge nach in den Bach. Das war freilich nur eine Unterbrechung von einer oder zwei Minuten, da stand ich wieder und hatte noch gerade Zeit, den Knaben zu fassen, den ich nun in die Höhe hielt, und hatte, da mir das Wasser bis an die kurzen Rippen reichte, ordentlich zu thun, daß ich auf den Ständern blieb und, den Knaben immer in die Höhe haltend, das jenseitige Ufer erreichte. Der kleine Balg zappelte und strampelte wie eine angeschossene wilde Katze, aber er kam doch bald wieder zu sich.

„Auf das Mädchen hatte ich während dieser Expedition in's Kühle natürlich gar nicht achten können, nur hörte ich ihren Angstschrei, als ich auch so der Länge nach mich in das eiskalte Wasser legte. Jetzt, wo ich an's Ufer stieg, lag sie mit gerungenen Händen auf ihren Knieen, bleich wie ein Marmorbild, aber auch so unbeschreiblich schön. Sie hatte jetzt nur Sinn für ihren kleinen Bruder und wollte mir ihn abnehmen.

„Nein," sagte ich, „das Wasser ist eisig kalt, lassen Sie mir den Kleinen und eilen wir nach Ihrer Wohnung, die ohne Zweifel in der Nähe ist."

„Im Pfarrhause zu Tiefenau,“ stieß sie aus der gepreßten Brust hervor; „aber er wird Ihnen zu schwer — und Sie selbst sind durchnäßt, ich bitte!“

„Der Knabe ist mir nicht, aber Ihnen zu schwer,“ sagte ich. „Streiten wir nicht lange. Mir wird's selbst wohlthätig sein, wenn ich die Glieder durch Gehen erwärme. Seien Sie nur so gütig, mir den nächsten Weg zu zeigen.“

„Jetzt flog sie vor mir her, wie ein Reh. Es schien, als berühre ihr Fuß den Boden nicht. Ich bin ein guter Läufer, aber, meiner Treu', Conrad, ich hatte mich zu sputen, wenn ich der schönen Gestalt, die ich nun recht betrachten konnte, folgen wollte. Bei solcher Eile erreichten wir indessen schnell Tiefenau und das Pfarrhaus.

„Das Mädchen war, wie ich Dir sagte, vorausgeeilt, und nun kamen Vater, Mutter, Gesinde — Alles in größter Bestürzung uns entgegen. Ich gab dem Vater den Knaben und sagte: Ziehen Sie ihn schnell aus, stecken Sie ihn in ein Bett und machen Sie ihn durch gelinden Fliederthee schwitzen, so ist Alles gut!

„Er nahm mir sein Kind ab und eilte in's Haus, und Alle folgten ihm nach. Daß Niemand an mich dachte, lag einfach in der Natur der Sache. Als Alle im Hause waren, machte ich schnell Kehrt und lief, was ich laufen konnte, zum Bache zurück, weil es mich tüchtig zu schuckern anfing.

„Dort lag noch ihr Strickzeug, das ich mit Entzücken einsteckte, dann wieder durch den Bach watete, diesmal aber an einer Stelle, wo eine Sandlage war und er mir nur bis an die Kniee reichte. Dort fand ich mein grünes Hütlein, und die getreuen Köder lagen, ohne sich zu rühren, bei Tasche und Doppelflinte. Lange war da nicht zu zögern. Ich hatte das Forsthaus vom Dorfe aus liegen sehen und eilte hierher.“

Conrad seufzte. „Ich dachte mir gleich, daß Sie mit einem weiblichen Wesen zu thun gehabt, denn ich fand das Strickzeug in der linken Brusttasche Ihres Jagdcollets, was mir nicht wenig auffiel.“

„Nun weißt Du die ganze abenteuerliche Geschichte, Alter; aber das Mädchen mußt Du sehen. Du kannst morgen das Strickzeug hintragen und nach dem Befinden des Knaben fragen. Du wirst die Lichter aufreißen, Conrad! So was sahst Du nie. Was sind da alle Stadtpuppen und Pensionsäffchen gegen diesen Engel? — Da werd' ich recht oft hingehen, Conrad, denn das Mädchen hat einen mordintelligenten Kopf, und der Vater ist, wie ich gleich sah, auch kein verbauerter Dorfpastor, dem es auf seinem Dorfe geht, wie einem Hühnerhunde, der, ohne zu jagen, immer am Ofen liegt und die Dressur verlernt hat. Ich hoffe, daß mein einsames Leben hier gerade dadurch jenen Reiz gewinnen soll, der es auf die Dauer allein erträglich machen kann."

Conrad sah fortwährend gegen den Boden. Solche warme Begeisterung für die schöne Pfarrerstochter war ihm denn doch ein wenig zu arg. Er war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß bei sechs und zwanzig Jahren das Herz wie Buchenzunder ist, ein Fünklein, und es lohet. Das Fünklein war in seines Herrn Herz gefahren, das schien ihm außer Zweifel, und diese Beobachtung machte ihm vermehrte Sorge.

Conrad war nämlich ein eingefleischter Aristokrat. Seiner Herrschaft seit seinen frühesten Jahren mit ganzer Seele anhangend, und erfüllt von der tiefgewurzelten Ehrfurcht vor der reichsfreiherrlichen Würde und Hoheit Derer von Distelheck, kannte er nichts Höheres, als den Glanz und Ruhm dieses uralten Hauses. Es war ausgestorben bis auf seinen Herrn. So stand, wie er als Waidmann zu sagen pflegte, des hohen Hauses Bestand nur noch auf zweien Ständern und zweien Lichtern, oder, wie sich andere Leute würden ausgedrückt haben, auf zwei Beinen und zwei Augen. Da galt's, zu wirken, daß der Stammbaum rein und das Vollblut erhalten werde. Dies war bei dem unverantwortlichen Leichtsinne seines Herrn in diesem Hauptpunkte Conrads Lebensaufgabe. Daran reihte sich eine zweite. Schon seines gnädigen Herrn höchstseliger Herr Großvater war ein Hans Schlurian gewesen, der schlecht haushielt. Ihm

lag am Gelde nicht viel, weil er meinte, der reichsfreiherrliche Quell sei nicht zu erschöpfen, und die Cavalierstournüre fordere das Fließenlassen des Geldes. Die höchstselige Frau Großmutter war ein Stiftsfräulein gewesen, das von der Haushaltung so viel verstand, wie der Blinde von der Farbe. Da ging's denn, wie man zu sagen pflegt, den Krebsgang mit den Finanzen, und ein Breslauer Jude war Finanzminister, das heißt, contrahirte die Anleihen zu ganz tractabeln Zinsen. Beim Lichte besehen, schoß er selber das Geld, stellte sich aber, als schaffe er es höchst mühsam und gegen, Gott weiß, wie vielfache Bürgschaft herbei und zog noch ein Zasseras als Mühewaltung, daß Einem Hören und Sehen verging. Er besaß indessen das vollste Vertrauen der gnädigen Herrschaft und damit war Alles zu Ende; aber nicht die wachsende Verarmung des Geschlechtes. Beide Großeltern starben so ziemlich gleichzeitig, und des Oberförsters Vater machte gewaltig große Augen, als der hebräische Manichäer kam und alle Güter entweder an sich zu reißen Lust zeigte, oder eine Summe forderte, vor deren Größe ihm das Blut gerann. Er fand sich mit ihm ab und gab ihm die Güter. Ihm blieb nur Eins übrig, das Stammgut; aber auch darauf ruhten Schulden, die wuchsen, als er in die Armee trat und als Lieutenant sieben Jahre der Noth hatte, wie sie Joseph in Aegypten erlebte, aber für ihn waren keine Vorrathshäuser in den fetten Jahren gesammelt worden. Als er endlich Hauptmann wurde, war das Gütchen fort. Kümmerlich behalfen sich die Eltern des Oberförsters, denn die vortreffliche Mutter war auch bettelarm, aber adelstolz über die Maßen, dabei aber engelgut. Sie war's, die als Wittwe noch auf ihrem Todbette Conrad verpflichtete, dafür sorgen zu helfen, daß ihr Sohn reich und standesgemäß heirathe.

Das lag nun centnerschwer in der Seele des seinem Herrn mit Leib und Seele ergebenen, ganz nur für ihn lebenden Menschen, als der Oberförster sein Abenteuer erzählte und von dem Pfarrerstöchterlein mit einer Begeisterung redete, wie sie Conrad noch niemals bei ihm wahrgenommen.

Als das nun so durch seine Seele zog und er trübselig dasaß, sprach der Oberförster:

„Ich glaube gar, Du freust Dich nicht einmal, daß es mir vergönnt war, ein Menschenleben zu retten und einer wackeren Familie einen schweren Kummer zu ersparen? Ich danke Gott dafür!"

„Ich auch," sagte Conrad gesenkten Hauptes, „wenn nur dabei Eins nicht wäre!"

Der Oberförster, der in seiner Gutmüthigkeit kaum zu erzürnen war, auch seinem guten Conrad wahrhaft vormundschaftliche Rechte einräumte, sah ihn groß an. „Was ist denn das Eine, was Dich drückt?"

„Halten Sie zu Gnaden," sprach Conrad, — „das Mädchen!"

„Bist Du toll?" fragte lachend der Oberförster.

„Ach nein," seufzte Conrad, „aber ich denke weiter hinaus."

„Ei, wohin denn?" fragte, immer stärker lachend, der Oberförster.

„Nun, gnädiger Herr," sagte Conrad, „mit sechs und zwanzig Jahren ist Keiner ganz schußfest."

„Ich glaube, nicht einmal mit sechs und fünfzig," rief der Oberförster, „denn die Frau Tanneberg! die Frau Tanneberg!" Er drohte mit dem Zeigefinger.

„Spotten Sie nicht über mich alten Burschen," sagte Conrad etwas verlegen, aber dennoch geneigt, in das Lachen seines Herrn einzustimmen, das wirklich einen ansteckenden Reiz hatte, weil es ungemein kräftig war und aus dem Innersten kam.

„Du denkst also," fuhr der Oberförster fort, „das schöne Pfarrerskind habe mir's angethan?"

„Ganz just ist's nicht, gnädiger Herr," versetzte Conrad und sah ihn bedenklich an. „Meiner Lebtage habe ich Sie noch nicht so von einem Mädchen reden gehört."

„Und wenn's denn nun so wäre, Conrad; wenn ich in das schöne Mädchen mich, wie man sagt, sterblich verliebt hätte und bei näherer Bekanntschaft fände, daß sie auch inwendig so ein Engel

wäre, wie sie es äußerlich ist, und ich führte sie als mein liebes Weib hier in's Forsthaus ein: sage, was wär's denn für ein Unglück? Hast Du mir nicht schon hundertmal gesagt, ich müsse vor den Dreißigen heirathen, weil es nach ihnen nichts mehr tauge? Hast Du mir nicht schon hundertmal vorgerechnet, daß ich der letzte Sprosse meines alten Stammes sei und ihn nicht dürfe untergehen lassen?"

„Darin gerade liegt's, gnädiger Herr," sprach da mit Eifer Conrad, und es war, als ob ein neues Leben in ihn käme. „Erlauben Sie mir, daß ich mich ausspreche."

Der Oberförster war an solche Don Quixott'sche Standreden seines treuen Conrads gewöhnt und jetzt gerade in der gemüthlichsten Laune, ihn anzuhören und sich so den schon ziemlich langen Abend auf eine angenehme Weise zu verkürzen.

„Rede nach Herzenslust," sagte er, „ich höre!"

„Es ist," hob Conrad an, „keine Kleinigkeit um eine edle, berühmte Abstammung. Solch ein Stamm ist ein Gut, das erhalten werden muß, aber auch in aller Reinheit des Blutes. Der Stammbaum ist das Document davon. Da steht noch keine Bürgerliche drauf. Als ich ihn aufrollte, betrachtete ich ihn mit Stolz. Freifräuleins, Baronessen, Gräfinnen und im schlimmsten Falle Landadel, von dem, wie Sie wissen, das Land voll läuft, aber doch immer Adel ist mit den drei glorreichen Buchstaben, stehen in den Schildern. Nirgends eine Spur einer Mesalliance, wie sich Ihre hochselige Frau Mutter auszudrücken pflegte, die mir's auf die Seele gebunden hat, das Ihnen ausdrücklich zu sagen. Welch eine Schmach, wenn diese goldene Kette durch einen groben eisernen Ring sollte unterbrochen werden! Nein, gnädiger Herr, das ginge nicht! Sehen Sie, Sie müssen darauf sehen, daß Sie eine Hochadelige kriegen!"

„Vortrefflich, Conrad," sagte lachend der Oberförster. „Also um meines alten verrauchten Stammbaums willen soll ich mich verbinden gegen meine Neigung und mein Leben verpesten? — Meinst Du, ich wäre tollhausfähig? Lieber Conrad, mit dem Adel

ist's am Ende. Er pfeift auf dem letzten Loch. Ich will Dir das 'mal auseinandersetzen. Ich weiß, Du bist ein gescheidter Mensch und weißt, wo Barthel den Most holt.

„In unserer Zeit ist die Bildung, die in früheren Zeiten bloß des Adels Eigenthum war, wie ein Strom in der Niederung breit auseinandergegangen. Das Wissen ist jetzt der bürgerlichen Leute Besitzthum, und wenn ich auch nicht sage, der Adel habe als Erbe die Dummheit, so ist doch der höhere Bürgerstand sein bevorzugter Miterbe und, da der Adel nicht gerne sich plagt, fällt in diesem Testamente ein Legat nach dem anderen dem Bürgerstande zu. Das ist eins. Wir Adelige müssen arbeiten, studiren, uns nützlich machen, sonst gehen wir vollends flöten. — Es gibt keine Pfründen mehr, die dem Adel allein gehören. Auch die Kirche fordert Kenntnisse und thut wohl daran. In der evangelischen Kirche ist's vollends aus. Da drängt sich kein Adel herbei. Im Militär, nun ja, da geht's noch, aber der Staat wäre blind, wenn er glaubte, Tapferkeit und Tüchtigkeit fließe aus einem vergilbten Pergament in die Seele. Blick 'mal in die gelehrte Waffe. Da siehst Du den Bürgerstand in Blühte. Die Güter sind leider durch üblen Haushalt häufig fortgegangen. Ich bin ein redend Beispiel, Conrad. Armer Adel ist übel daran. Drum mein' ich, wenn der Adel tüchtig ist in Wissen, Wollen und Können, sollt' er auch darin seinen Ruhm suchen, und unser lieber Herrgott hat uns Alle gleich erschaffen und vor ihm gilt eben nur der, der etwas werth ist. So wär's denn, und das ist meine feste Entschließung, kein Unheil, einen lieblichen Bürgerzweig auf meinen Stammbaum zu pfropfen, wenn ich einen finde, der mir zusagt und der's mit mir für die Lebensreise wagen will."

„Ach Gott!" seufzte Conrad, „das sind ja die unglückseligen Ideen, welche in dieser traurigen Zeit sind ausgeheckt worden, und daß Sie davon erfüllt sind, das ist mein Jammer. Ich will ja dem schönen Pfarrerskinde sein Recht nicht schmälern, aber es paßt nicht für Sie."

Jetzt lachte der Oberförster aus Leibeskräften. „Du bist toll,

guter Conrad; ich rede ja gar nicht von dem lieblichen Mädchen. So ein flüchtiges Wohlgefallen ist ja noch kein Heirathen! Will sie mich denn auch?"

„Oho! Gnädiger Herr!" sagte Conrad betroffen. „Wo denken Sie hin? Wer würde Sie nicht wollen? Von altem Adel —"

„Still, still!" rief der Oberförster, „Du könntest mich noch eitel machen! Denkst Du nicht, daß ich so arm bin wie eine Kirchenmaus? Daß ich Schulden habe wie ein Garde-Lieutenant?"

Conrad seufzte und schwieg eine Weile, dann sagte er: „Es gibt so liebe, herzige Fräuleins; der Herr Forstmeister hat ihrer drei, von denen mir die Frau Tanneberg sagte, es seien gar treffliche Fräuleins. Und der Herr Forstmeister ist ganz unermeßlich reich. Da bliebe der Stammbaum rein und alle Ihre Schulden könnten glorreich bezahlt werden."

„Denk' an meine Großmutter, Conrad," sagte der Oberförster.

„Aber ich bitte unterthänigst," fiel ihm Conrad in das Wort, „müssen denn Alle so sein?"

„Halt, Alter!" sagte der Oberförster, „da bist Du auf einer Fährte, die verstehst Du nicht, sie führt Dich nicht in den Dachsbau, sondern just daran vorbei. An der Erziehung liegt's. Wo ist denn Eins dieser adeligen Dämchen, die nicht in einer Pension erzogen wäre? Was lernen sie da? Sich benehmen, Nr. 1, das heißt, sich wie eine Puppe drehen, wenden; schöne Floskeln anbringen; gefallsüchtig werden. Das ist mir eine saubere Geschichte! Wo der sittliche Takt fehlt, da fehlt's in Summa; wo die ächte Geistesbildung nicht ist, da steht's mit dem Benehmen, daß sich Gott erbarme! Da lernen sie ein paar Stücklein Französisch, etwas parliren, um es ein Jahr nachher vergessen zu haben. Das ist Nr. 2. Sie lernen ein Bischen Klavierklimpern, Strauß'sche oder Labitzky'sche Walzer und dergleichen; ein paar Lieder abkrähen und quinkeliren, das ist Nr. 3. Dann folgt Sticken, Häkeln und allerlei derartige Künste; aber gilt's einen Strumpf stricken, tüchtig nähen, eine Haushaltung übersehen und regieren, dem Mann eine Suppe kochen — dann hat

das Lied ein Ende. Siehst Du, mit solch einer Frau, die überdieß noch hoch herabsieht auf Andere, die selbst vielleicht nicht einmal die erste aller Hausfrauenpflichten, die Reinlichkeit, werth hielte, ist ein Mann betrogen. Ich könnte Dir mehr als ein Beispielchen vorreiten, daß Du scheu würdest, kopfscheu, Conrad! Glaub mir's, ich kenne solche Exemplare!"

Conrad schwieg; es gingen ähnliche Figuren jetzt an seinem Geiste vorüber, denen er begegnet war. Oben Hui! und unten Pfui!

„Noch Eins, Conrad, was zu dem Kapitel gehört," fuhr der Oberförster fort; „Du kennst ja meine Tante, die Frau von Distelheck in Königsberg?"

„Gewiß!" sagte Conrad. „Ja, das ist eine Dame von ächtem Golde. Vor der hab' ich einen erstaunlichen Respect."

„Nun gut," fuhr der Oberförster fort, „die sagte mir, als ich sie vor einem Jahre besuchte: Fritz, sei in der Wahl Deiner Gattin sorgfältig. Nicht bloß auf das Aeußerliche blicke, freilich muß sie Dir gefallen — sondern auf ächte Bildung, Reinheit der Seele, Tüchtigkeit im Hauswesen, frommes Gemüth. Findest Du das vereint bei einer Adeligen, desto besser — aber findest Du es bei einer Bürgerlichen, und sie gibt Dir ihre Hand, so danke Gott auf Deinen Knieen, und wenn sie nichts hat, sie ist ein Schatz für Dich. Ihr Reichthum steckt in ihrem Geist, in ihrem Herzen, in ihrer Tüchtigkeit. Ich wollte, fuhr sie fort, Du fändest in der Welt das Mädchen, welches ich im letzten Jahr im Bade zu Warmbrunn fand. Fritz, sie war ein vollendeter Engel an Schönheit, ein Engel an Reinheit, ein Engel an Güte und Frömmigkeit, und dabei erfahren in allen Künsten des Haushalts, wie ich ein Mädchen dieses Alters nie gesehen. Sie mochte sechszehn oder siebzehn Jahre alt sein und pflegte eine kritelige alte Tante mit einer Geduld und Hingebung, wie ich sie nie erlebt habe. Sie wohnten neben mir, und ich zog das engelschöne Mädchen gerne an mich. Mit rührender Zutraulichkeit schloß sie sich an, und in ihrer Seele

war keine geheime Falte, die ich nicht kennen lernte. Vier Wochen reichten hin, daß dies Mädchen mir wahrhaft an die Seele wuchs. Hundertmal dacht' ich an Dich dabei und wünschte sie Dir zur Frau."

„Wie hieß sie denn, liebe Tante?" fragte ich gespannt.

„Ja, Du lieber Gott, fordere doch nicht, daß eine sieben und siebzigjährige Frau so Etwas behalte! Mir ist's entfallen," sagte sie, „aber das will ich Dir sagen, eine Adelige war sie nicht."

„Und doch gäben Sie es zu, daß ich — sagte ich — aber sie ließ mich nicht ausreden. Meinen vollsten, reichsten Segen gäbe ich Dir, wenn Du mir so eine Nichte brächtest. So sprach die Tante, Conrad!"

Die Unterredung nahm eine für Conrads Gedankenkreis so ungünstige Wendung, daß er froh war, durch ein Klopfen an die Thüre unterbrochen zu werden. Es war Steffen, der meldete, er habe das Pferd besorgt. Conrad schloß nun mit des Oberförsters Zufriedenheit den Contract mit ihm ab, und er ging.

Der Oberförster hörte mit Erstaunen, daß Conrad ihm im Fortgehen noch zurief, er solle ja nicht vergessen, den mit Früchten handelnden Juden Mardochai morgen zu senden.

„Was willst Du mit dem Juden?" fragte der Oberförster. „Du hast ja doch nur noch einen Thaler? Wir werden eher von dem Juden Geld leihen müssen!"

Jetzt erst kramte Conrad aus, was Tanneberg's für ihn gethan. Der Oberförster erstaunte. Er billigte den Verkauf, zumal das Geld an Tanneberg's zurückbezahlt werden mußte, welches diese für die Bestellung des Feldes und die Einheimsung des Heues vorgelegt hatten. Was er aber mit den Dienstländereien anheben sollte, wußte er selber nicht. Wo sollte er in seiner Armuth das Geld hernehmen für Viehstand, Schiff und Geschirr?

„Hätten wir nur das eine Kapital gerettet, das Sie für den Lieutenant bezahlen mußten, für den Sie Bürge wurden," sprach

er. „Mit zwölfhundert Gulden könnten wir uns helfen aus der Noth.“

„Mach' mir das Herz nicht schwer, Conrad,“ sagte der Oberförster; „damals mußte ich ihm helfen. Seine Ehre und seine Zukunft stand auf dem Spiele. Daß er sein Wort nicht hielt und ich bezahlen mußte, das verzeih' ihm Gott, wenn er es anders konnte, da er auch arm war, wie ich jetzt. Laß es ruhen. Es ist verschmerzt!“

3.

Kaum war Frau Tanneberg vom Forsthause heimgekehrt, so eilte sie in's Pfarrhaus, um nach dem Knaben zu sehen. Der war wieder munter und seelenvergnügt in seinem Bett, um das die Eltern, die alte Tante und die schöne Auguste saßen. Hier wurde denn die ganze Geschichte erzählt.

„Wüßte ich nur, wer der Fremde wäre und wo er hingekommen!“ sprach der Pfarrer. „Nicht ein Wort des Dankes sagte ich ihm. Er war wie verschwunden, als wir endlich wieder zur Besinnung kamen und uns nach ihm umsahen. Was mag aus dem jungen Manne geworden sein? Wenn er nur nicht erkrankt, da er so durch und durch naß war! Ich habe gleich im Dorfe nachfragen lassen, aber Niemand hatte ihn gesehen.“

„Glaub's wohl,“ sagte lächelnd Frau Tanneberg.

Alle sahen sie fragend an.

„Wissen Sie, wer es ist?“ fragte der Pfarrer eifrig.

„Ja, freilich weiß ich's,“ sagte die dicke Frau. „Denken Sie nur, als ich heute im Forsthause war, kamen des neuen Herrn Oberförsters Effecten an. Er selber aber war gleich im Forste geblieben und hatte sich darin umgesehen. Da nun die guten Leute — es ist nur der Herr von Distelheck und sein Bedienter — noch nichts zu essen haben können und hier in dem Neste kein Wirthshaus ist, so bot ich meine Hülfe an, die der Bediente, ein ganz scharmanter

Mann, auch annahm. Als ich denn nun um vier Uhr das Essen hinaufbrachte, hatte sich eben der junge Herr umgekleidet, und meine guten Augen hatten gleich die Wasserpfühle gesehen, die auf dem Boden standen, obgleich der gute Früchtelmeier die Kleider oben zum Trocknen aufhing. Ich ließ, da ich schon von dem Unglück und der Rettung des lieben Kindes gehört hatte, so Etwas davon fallen, um zu tippen, und richtig, ich hatt's getroffen, und der Bediente bestätigte mir's, daß er seines Herrn pudelnasse Kleider aufgehängt. So wissen's also der Herr Pfarrer, wer Ihres Kindes edler Retter war, nämlich der junge Herr Oberförster, Reichsfreiher von Distelheck."

Jetzt erinnerten sie sich auch allesammt, daß er eine Jagduniform getragen habe, und die Thatsache war über allen Zweifel erhaben.

Nur Auguste schien an der Erzählung der Frau Tanneberg gar keinen Antheil zu nehmen, was die gute Frau um so unangenehmer berührte, als sie eines Theils das gar nicht gewohnt war, anderen Theils aber es auch gar nicht verdiente, da sie die begeistertste Gönnerin des liebenswürdigen Mädchens war.

„Aber, Augustchen," sagte sie endlich, „Sie sind ja heute so theilnahmlos, als ginge Sie das Alles nichts an und als freuten Sie sich nicht einmal, zu wissen, wer Ihren lieben Bruder vom Tode rettete?"

„Ach, thun Sie mir nicht Unrecht, liebe Frau Tanneberg," sagte, erröthend über den Vorwurf, das Mädchen. „Ich trage gewiß die tiefste Dankbarkeit im Herzen, aber der Name des Herrn Oberförsters war es, der mir auffiel. Hat der Name Dich an nichts erinnert, gute Tante?" fragte Auguste die ihr gegenübersitzende Schwester ihrer Mutter.

„Du hast wahrlich Recht, Kind," hob diese jetzt an. „So hieß die alte adelige Frau in Warmbrunn, die neben uns im Badehaus wohnte und so freundlich gegen mich, so ungemein liebevoll gegen Dich war. Du hast wirklich Recht!"

„Am Ende kennen Sie den Herrn Oberförster schon?“ fragte erstaunt die neugierige Frau Tanneberg.

„Das nicht, gewiß nicht,“ sprach die Tante; und sie erzählte nun, wie die alte Frau von Distelheck sie so liebevoll behandelt und namentlich an Augusten, was man so nenne, ihren Narren gegessen habe. Sie erinnerte sich, daß sie oft mit großer Vorliebe eines Neffen gedacht, der Fritz heiße und damals noch als Stellvertreter eines kranken Oberförsters in der Uckermark gestanden habe. Der könne möglicherweise der Herr Oberförster sein.“

„Warten Sie nur,“ sagte Frau Tanneberg, „das will ich bald herausgearbeitet haben, denn der wackere Herr Früchtelmeier, der seines Herrn Haushofmeister, Jäger, Leibdiener, Koch und Haushälter ist, hat das Herz auf der Zunge.“

So nahe auch das Leid noch ihren Seelen war, so konnte doch fast kein Glied der Pfarrersfamilie das Lachen bewältigen, als Frau Tanneberg diese Aemter und Würden nannte, die in Einer Person der Herr Früchtelmeier vereinige. Sie selbst lachte mit, daß sie schockelte.

„Ich fürchte,“ sagte sie, „das gibt wieder so eine vertrackte Junggesellenschaft, wie es eine dort war. Es scheint, daß das Haus es auf sich hat. Freilich bezweifle ich, daß es so in Betreff des Schmutzes wird wie ehedem, denn der Herr Früchtelmeier sieht mir gar nicht so aus, als habe er eine Wiedehopfsnatur, und der Herr Oberförster ist ein bildhübscher junger Mann, dem die Herzensgüte aus den Augen sieht. Nun, ich denke, bei sechs und zwanzig Jahren wird er kein Klosterbruder werden wollen, und zudem ist er auch Protestant.“

Frau Tanneberg würde ohne Zweifel noch eine Reihe der Beobachtungen und der daraus gezogenen Schlüsse mitgetheilt haben, wäre sie nicht von ihrer Catharine gerufen worden, die ihr die Heimkehr ihres Gatten meldete.

Kaum waren sie auf der Straße, so fragte sie neugierig:

„Nun, Catharine, hat's ihnen geschmeckt?“

„Himmel und Erde," sagte das Mädchen, „die Zweie verstehen's! Haben die eine Niederlage gemacht! Es ist von all' den Speisen nur wenig übrig geblieben, und das hat Herr Früchtelmeier nach ihrem Befehl aufgehoben."

„Befehle?" verbesserte Frau Tanneberg; „Bitte. Ich habe da nichts zu befehlen."

„Er hat doch aber so gesagt!" versetzte das Mädchen.

„Nun, nun, Catharine, das verstehst Du noch nicht. Das ist so Manier und Höflichkeit unter gebildeten Menschen und zeigt, daß der Herr Conrad Früchtelmeier ein feiner Mann ist. Allerdings ist es die größte Anerkenntniß einer Köchin, wenn die Gäste einen guten Faden spinnen, aber es wäre mir doch auch lieb gewesen, Etwas zu hören —"

„Ei, das kann ich Ihnen sagen," fiel ihr das Mädchen in die Rede: „Ich hab's mit meinen eigenen Ohren —"

„Du solltest wissen," rief unwillig Frau Tanneberg, „daß man in einem Forsthause von Ohren nicht redet, sie heißen Gehör, Löffel oder Lauscher!"

„Nun, beste Frau Tanneberg, seien Sie mir doch nicht gram; wir sind ja auch nicht im Forsthause, sondern auf der Gasse, da red' ich als einmal, wie mir der Schnabel gewachsen ist; aber lassen Sie mich nur einmal ausreden! Wie gesagt, ich hörte, wie der Herr Oberförster zu dem Herrn Früchtelmeier sagte: Laß der räsonablen Frau Tanneberg sagen, ich ließe sie grüßen, und sie sei ohne Zweifel die erste Köchin in ganz Schlesien."

Frau Tanneberg blieb, ganz erstarrt vor Freude und Wonne, mitten auf der Straße stehen; darauf zupfte sie Catharine am Aermel und sagte: „Hast Du das erlauscht?"

„Gehört, erlauscht und erlöffelt!" sagte das Mädchen, um nur nicht anzustoßen.

„Kind," rief Frau Tanneberg, „das ist Oel auf meine Lebenslampe! Erzähl's meinem Alten, daß er's beherzigt, denn der knurrt ärger darüber, als die Waldine, wenn ein Jude kommt,

sobald mir, was ja doch jedem Koche leichtlich passirt, einmal ein Braten anbrennt oder eine Suppe versalzen ist."

Die folgende Nacht war für Viele eine glückliche. Die Pfarrersfamilie hatte ihr Kind wieder; Frau Tanneberg wußte, daß ihre Kochkunst zu hohen Ehren gelangt war; der Oberförster hatte das selige Bewußtsein, ein Menschenleben gerettet zu haben, und im Traume sah er das engelschöne Mädchen wieder. Da schläft sich's gewiß gut. Nur Conrad's Seele war von trüben Gedanken erfüllt, und was ihn am meisten ärgerte, war die Tante, die so standeswidrige Gesinnungen geäußert.

Kaum graute der Tag, so sprang der Oberförster vom Lager. Er mußte dem Forstmeister seine Aufwartung machen, und der Weg war weit. Conrad bereitete zuerst, da Steffen nicht bei der Hand war, das Pferd; dann machte er den Kaffe, und als er getrunken und eine Pfeife geraucht war, brachte er die Uniform und den Mantel.

„Ach, lieber Himmel," sagte er, „die Uniform ist Ihre beste, und die Nähte sind schneeweiß, und überall sieht man die Fäden am Tuch. Wenn ich sie ausklopfe, thue ich sachte, und wenn ich sie bürste, nehm' ich allemal die Sammtbürste, um sie zu schonen, und doch will sie nicht mehr halten. Wenn uns doch der liebe Gott, ohne Geld, eine andere bescheerte!"

„Du bist eitel, Alter," sagte, einen Seufzer, der leider die Wahrheit der Worte Conrads bestätigte, unterdrückend, der Oberförster. „Es kommt am Ende doch auf den Rock nicht an, sondern auf Den, der drin steckt!"

„Halten Sie zu Gnaden," sagte Conrad, „damit hat's seine Richtigkeit nicht. Das Sprichwort sagt: „Man sieht nur auf den Leib, aber nicht hinein," und ein anderes: „Kleider machen Leute." Es gehört dazu."

„Bleib' mir mit den Sprichwörtern vom Leibe!" rief halb komisch, halb wehmüthig der Oberförster.

„Sprichwort — Wahrwort, gnädiger Herr! Und wär's das

alleine! Du lieber Gott, an dem Kanape hält vor lauter Mottenlöchern kein Faden mehr an dem anderen. Setzt sich 'mal Einer mit Leibeskräften darauf, so gibt's so gewiß ein Loch, als zweimal zwei vier ist. Dabei wackelt das Gehölze dran, daß ich fürchtete, ich brächt's nicht herauf. Aus der Commode dort rann so viel Staub von den Holzwürmern, als wir's herauftrugen, daß man meinte, es habe Eins mit gelbem feinen Sande die Treppe bestreut. Das ist auch ein arges Zeichen der Vergänglichkeit. Der Tisch mit den Geisenfüßen krachte, als ich ihn gestern vor den Sessel rückte, so bedenklich, daß ich auf den Tod erschrak. Am Spiegel ist alles Gold am Rahmen seit, Gott weiß, welcher Zeit rein abgewischt, und das weiße Zeug, welches drunter war, ist überall zu Tage. Er ist scheckig wie die Aurora, das edle Thier. So ist's mit Allem. Und solche Fenster müssen Gardinen haben. Was soll's geben, wenn einmal der gnädige Herr Forstmeister mit seinen Damen herkommt!"

„Lieber Conrad," sagte wehmüthig der Oberförster, „warum quälst Du mich mit solchen Dingen? Meinst Du, ich sei blind, weil ich nicht davon rede? Damit wird Zerbrochenes nicht ganz, Altes nicht neu; aber mein Herz machst Du mir schwer, und ändern kann ich's nicht. Mag die ganze Welt sehen und wissen, daß ich ein armer Teufel bin. Durch Verschwendung von meiner Seite ist es nicht verursacht worden."

Er seufzte und ging hinaus. Bald hörte man Pferdetritte und er verschwand im Walde.

Conrad stand am Fenster und das Weinen war ihm näher als das Lachen. Er hatte seinen guten Herrn betrübt und doch sein Ziel nicht erreicht, das drückte ihm bald das Herz ab. Was er mit den Hinweisungen wollte, war nichts Anderes, als daß sie den Uebergang bilden sollten zu der erneuerten Erinnerung, doch eine der Töchter des als ungeheuer reich verschrieenen Forstmeisters zu seiner Zukünftigen zu erwählen. Durch die Wendung, welche

das Gespräch genommen, war sein Ziel verfehlt, und eines erreicht, das er durchaus nicht hatte erreichen wollen.

Während er so dastand, kam Steffen, um für das Pferd zu sorgen. Hier wurde der Hausmeister an die Frucht erinnert, um deren Preis er sich hatte erkundigen wollen. Er winkte Steffen, der bald erschien.

„Die Frau Tanneberg läßt fein grüßen," sagte er, „und Sie sollten mit der Frucht nicht eilen, sie sei eben im Aufschlagen."

Conrad freute sich des Sinnes der räsonablen Frau, wie er sich ausdrückte, die doch an Alles dächte. Er wollte gerne selbst in das Dorf gehen, steckte darum das Strickzeug in die Tasche, schloß ab und befahl Steffen, in der Halle zu warten und das Haus zu beschützen.

Langsam schlenderte er dem Dorfe zu. Da begegnete ihm ein Mädchen, dessen blendende Schönheit, Freundlichkeit und Nettigkeit den Alten wahrhaft bezauberte. Er blieb stehen und sah ihr lange nach. „Das muß ein wackeres Kind sein," sagte er zu sich selbst, „das schon so frühe aus dem Garten kommt!" „Blitz!" rief er plötzlich und schlug sich vor die Stirne: „Gib Acht, das ist des Pfarrers Tochter, von der mein gnädiger Herr — — Himmel und Erde, wenn ich's so bedenke, so kann ich's ihm nicht verargen, daß er sie so schön findet; ich muß sagen — etwas Schöneres gibt's nicht. Ach, wäre sie nur von nobler Abkunft! Ich glaub', bei der hätte ich's gut in meinen alten Tagen! Doch — es ist nichts und soll nichts sein!" sprach er mit entschiedenem Willen; „der Stammbaum darf kein dunkeles Blatt haben!"

Er ging in's Dorf und fand bald das Forsthaus. Dort saß das Ehepaar beim Kaffe. Fast hätte Conrad, so wenig es ihm um's Lachen war, bei ihrem Anblicke laut aufgelacht. An der Seite des Weibes, das den Durchmesser eines Ohmfasses gewiß weit hinter sich ließ, saß ein Männchen, das vollkommen einem dünnen Faden glich.

Mit der Artigkeit, welche sie gestern schon ausgelegt, empfing

sie auch heute den Herrn Früchtelmeier und stellte ihren Mann —. Mit einem Strome von Redensarten überschüttete sie ihn, wußte es aber so einzuleiten, daß Conrad das Urtheil seines Herrn über die gestrige Abendmahlzeit Wort für Wort wiederholen mußte. Das war ein Triumph!

Kaum konnte Conrad zu Worte kommen. Ihm lag es daran, den Grund der Armuth seines Herrn, die Frau Tanneberg gestern Abend schnell weg hatte, zu beleuchten. Da erzählte er denn, wie er aus Edelmuth sein schönes Kapital hingeopfert für den Freund; „aber,“ sagte er, „noch ist nicht aller Tage Abend da. Mein vortrefflicher Herr, denn einen edleren gibt es nicht, hat noch eine hochbetagte Tante, die ein ansehnliches Vermögen besitzt. Kriegt er eine Frau nach ihrem Sinne, so ist er Universalerbe. Freilich würde das sich ändern, wenn er eine Ehe schlösse, die nicht standesmäßig wäre. Ich hoffe, er soll eine von den Fräulein Töchtern des reichen Herrn Forstmeisters wählen, denn heirathen muß er.“

„Ach, davor behüte ihn Gott!“ schrie Frau Tanneberg, „das sind eitle Dinger und nichts weiter. Was soll da aus den Dienstländereien werden, deren Ertrag ihn zum reichen Mann machen kann? Stangen haben sie im Kopfe, Herr Früchtelmeier; können ein Bischen klimpern, quinkeliren ein paar Liedchen, putzen sich den ganzen Tag und sticken und häkeln — aber eine solide Arbeit thut keine. Was aber den Reichthum betrifft, so glauben Sie mir, der ist nicht weit her. Der Alte macht nur Wind, um die Mädchen an den Mann zu bringen. Das Ende wird die Last tragen! Meines Dafürhaltens müßte der Herr Oberförster, der, wie Sie sagen, von der Oekonomie kein Stäubchen versteht, eine tüchtige Hausfrau haben. Ob die am Ende adelig ist oder nicht, da kräht kein Hahn darnach. — Sieht er nur erst einmal die citronengelben Forstmeisters Dinger, so bin ich überzeugt, er nimmt keine, und wenn sie eine Milliarde mitbekäme.“

Conrad hatte viel Respect vor der Frau Tanneberg gehabt,

...er nach solchen Reden nahm er doch ab. Er konnte sich nicht entbrechen, den Werth adeligen Stammes hervorzuheben und den Wunsch auszusprechen, daß sein Herr sich nicht vergessen werde, außerhalb seiner adeligen Stellung sich die Gefährtin seiner Tage zu suchen. Der Förster, welcher gar nicht wagte, darein zu reden, trat seine Frau auf den Fuß, was denn die Folge hatte, daß sie dem Gespräch eine andere Wendung gab. Sie kam auf die Frucht zu reden, welche er verkaufen wolle. Frau Tanneberg war klug genug, nach dem, was Conrad erzählt, den Schluß zu ziehen, es müsse in dem Geldbeutel des Oberförsters eine bedenkliche Ebbe sein. Sie sagte darum: „Ich habe Sie bitten lassen, den Verkauf noch aufzuschieben; allein ich habe erwogen, daß bei der Menge der Mäuse der Schaden doch zu groß ist. Ich denke, wir lassen den Mardochai hierher rufen, wenn es Ihnen genehm ist, und Sie verkaufen einstweilen nur einen Theil der Frucht."

Conrad stimmte bei, und Catharine beschied den Hebräer, welcher kurz darauf erschien. Frau Tanneberg machte fast ohne Conrads Zuthun den Handel, und seine Seele jubelte, daß er einmal wieder die Summe von fünf und siebenzig Thalern in seinen Händen sehen sollte, während noch Früchte zu einem späteren Verkauf übrig blieben. Er berechnete im Stillen, wie lange er mit diesem Gelde würde reichen und was er Alles dafür werde kaufen können.

Als der Handel abgeschlossen war, wurde Frau Tanneberg abgerufen, und Conrad konnte nun mit dem dürren Männlein reden, in dem er einen ruhigen, verständigen Mann fand, der seinem Berufe vollkommen gewachsen war, sich aber sonsthin um andere Dinge nicht kümmerte, deren Bereich er seiner Frau ganz ungeschmälert preisgab.

Eben als Conrad dem Förster erzählte, daß ihm ein so liebliches Mädchen begegnet sei und nach der Familie des Pfarrers fragte, kam die redselige Frau wieder. Sie hörte die Frage und riß die Antwort alsbald an sich. „Pfarrers?" sagte sie; „ja, Herr

Früchtelmeier, das sind Leute nach dem Herzen Gottes. Er ein Mann von hohen Gaben; sie eine Hausfrau, wie es wenige gibt, und gar die Tochter! Ich sage Ihnen, das wär' eine Frau für Ihren gnädigen Herrn! Schön ist sie wie ein Engel Gottes, und fromm wie so Einer. Dabei unermüdet thätig von Morgens früh bis Abends spät. Eine Pflegerin aller Kranken im Dorf, eine barmherzige Samariterseele. Ich sage Ihnen, der Segen Gottes ruht auf Allem, was das liebe Kind anfängt! Die versteht die Oekonomie und, das können Sie mir glauben, die feinen Arbeiten dazu; spielt Clavier wie eine Virtuosin und singt wie ein Engel; aber das ist Nebensache. Das Hauswesen ist Nro. 1. Die müssen Sie erst 'mal sehen und kennen lernen. Nicht wahr, Tanneberg?"

Der Förster bestätigte das Alles bestens.

Conrad war im höchsten Grade mißstimmt durch die Aeußerungen der Frau Tanneberg. Er wollte jetzt um kein Gut in das Pfarrhaus gehen, sondern bat Frau Tanneberg, das Strickzeug zu übergeben, was diese auch annahm. Er hatte ja auch nicht nöthig, nach dem in's Wasser gefallenen Knaben zu fragen, da er von Frau Tanneberg vernahm, er springe wieder herum, werde aber das Angeln nie wieder versuchen, da er eine tief eingehende Scheu vor dem Wasser aus seiner Katastrophe davongetragen habe.

4.

Es war keine Rosenlaune, die sich der Seele des Oberförsters bemeistert hatte, als er vom Forsthause rechts in den Wald einbog, um die Landstraße zu gewinnen, welche nach dem kleinen Landstädtchen führte, welches man in diesen Gebirgsgegenden mit dem bedeutungsvollen Namen der „Stadt" bezeichnete.

Die Unterredung mit Conrad hatte ihn in die Tiefe seiner Armuth blicken lassen, und wenn diese Unterredung es nicht bewirkt hätte, der letzte baare Thaler in seiner Tasche hätte eine solche

gedrückte Stimmung hervorrufen müssen. Distelbeck war nicht leichtsinnig. Seine bodenlose Gutmüthigkeit war es vielmehr, die ihn in eine Reihe von Unannehmlichkeiten gestürzt und Schulden auf ihn gebürdet hatte, die ihn schier zu Boden drückten. Die Tante hätte helfen können, aber sie that es nicht, und er konnte es nicht über sich gewinnen, sie um Hülfe anzugehen. Ihm war jetzt eine sehr einträgliche Stelle geworden; aber sollte sie recht ausgebeutet werden, so bedurfte er einer tüchtigen Baarsumme und, was noch mehr war, einer Kenntniß des Landbaues in allen seinen Verzweigungen, die ihm völlig abging und die er bei dem alten, treuen Conrad nicht voraussetzen durfte. So saß er wieder zwischen zwei Stühlen, und der Segen drohte ihm zu entgehen, weil er sich außer Stande fühlte, ihn sich zuzueignen. Das wehmüthige Gefühl, welches ihn im Forsthause beschlichen hatte, erfüllte seine Seele noch lange hin. Erst als er tiefer in den duftigen Hochwald kam; als die Kronen der Buchen sich über ihm schlossen und jene tiefe Waldruhe, jenes unbeschreiblich ergreifende, geheimnißvolle Waldleben, jenes Flüstern der Wipfel und Sichzueinanderneigen der Kronen im leisen Hauch der Morgenluft; jener balsamische Hauch der Düfte ihm bemerklich wurden, hob seine Seele wieder die matten Schwingen und die Phantasie trat in ihre vollste Thätigkeit ein. War es da anders denkbar, als daß die Ereignisse des gestrigen Tages wieder vor das innere Auge traten? Daß wieder jenes Engelsbild vor ihm stand, wie er es in wahrer Entzückung am Wasserfalle geschaut? Daß er sich wieder ganz in diese Anschauungen versenkte? So zogen sich die Nebel draußen vor dem Sonnenlichte zurück und fielen nieder in den weiten Schooß der grünenden Erde. Als er aus dem Walde herauskam, lag die lachende Landschaft im Golde der Morgensonne vor ihm und in ihrer Mitte das Städtchen.

Bei seinem Anblicke kam freilich wieder ein Gedanke in der Seele des Oberförsters empor, der alle poetischen Träume, die noch aus dem Walde her um seine Seele spielten, niederschlug. Es war

das Bewußtsein, daß er nur Einen Thaler in der Tasche habe. An's Haushalten zwar gewöhnt, mußte er doch überlegen, wie er seine Sache zurecht lege, um sich anständig aus der Klemme zu ziehen. Nach einigem Ueberlegen war Alles entschieden. Sein Pferd stellte er in dem Gasthof allerdings ein. Der Hafer war zwar theuer, allein das Heu wohlfeil. Lud ihn der Forstmeister nicht zu Tische, so ritt er dann in Gottes Namen, leeren Magens und leichter Tasche, heim. Dem Seufzer konnte er freilich nicht gebieten, daß er tief drunten bleibe. Er arbeitete sich aus der Brust hervor. Ein Blick nach Oben, der das Vertrauen aussprach, der, der ihn bis jetzt so väterlich geleitet, werde ja auch weiter helfen, gab der Seele ihre Ruhe wieder so weit zurück, daß er, wenn auch ernst, doch heiteren Angesichts in's Städtchen einritt. Nicht ohne einige Bewegung trat er in des Forstmeisters Haus ein. Conrad hatte von den Töchtern des reichen Mannes geredet. Wie mochte er sie finden?

Auf sein Anklopfen rief eine Stimme: „Herein!" die auf die Bezeichnung einer Nachtigallenklarheit keinen Anspruch machen konnte.

Er trat mitten in den Kreis der drei forstmeisterlichen Grazien, die ihn mit sehr aufleuchtenden Blicken betrachteten, ihn aber mit einer Artigkeit und Zuvorkommenheit empfingen, daß seine Befangenheit schnell endete. Zwar schien es ihm, als ob ihre Blicke mehr als nothwendig auf seiner fadenscheinigen Uniform weilten, und die Aelteste, die überhaupt etwas Spöttisches in ihrem Gesichte hatte, ihren Schwestern ein bischen, auf die Uniform deutend, zublinzte; allein das konnte den Oberförster nicht belästigen.

Bei der noblen Zungenfertigkeit der Damen war das Gespräch schnell im Gange. Die Gegend von Tiefenau, die Lage und alterthümliche Beschaffenheit des Forsthauses, und wie ihm das Alles gefalle; dann die Wirthschaft seines Vorgängers, seine Unreinlichkeit und die barocke Eigenthümlichkeit des uralten Junggesellen gaben einen so reichen und höchst komischen Stoff der Unterhaltung, daß der Oberförster sich ungemein gut unterhielt, bis der Vater kam

und nun mit ihm in die Schreibstube trat, um das Dienstliche abzuthun. Als sich der Oberförster empfahl, luden ihn die Fräuleins zu Tische, und — ein Stein fiel von seinem Herzen, wegen des Thalers und leeren Magens.

Bei Tische, wo die Damen in einer anderen und ausgesuchteren Toilette erschienen, entwickelte Jede ihre Talente und suchte die Schwestern durch Volubilität der Zunge, pikante Bemerkungen und unmäßiges Ueberschreien in den Schatten zu stellen. Das war ein gellendes Geschnatter, daß der Oberförster lieber hungrig nach seinem „verwünschten Königsschlosse" geritten wäre, als dies ertragen hätte.

Ein verwünschtes Königsschloß hatte die Aelteste das Forsthaus genannt; Rübezahl's Sommerpalais, die zweite; eine poetische Reliquie aus der Ritterzeit, die sentimentale Jüngste. Alle stimmten aber darin überein, es ließe sich recht glücklich dort leben, wenn man öfters Ausflüge per Wagen nach Warmbrunn machen könne, und wenn man oft nach der Stadt führe und täglich Gesellschaft von dem Adel der Gegend empfinge.

„Ich würde," sagte die Aelteste, „meine Staffelei auf den famosen Balkon stellen und den ganzen Morgen dort malen. Die Beleuchtung ist köstlich, und ein Blick zur Seite in die schöne Landschaft würde immer mehr begeistern. Zu welchen Studien gäbe der Wald mit seinen uralten Bäumen; der Bach mit seinen köstlichen Cascadellen; die Felsen mit ihrem Epheu und dem malerischen Ueberzug von farbigen Moosen und Flechten, und endlich die Gruppirung der wild zusammengerüttelten Felsenpartien Veranlassung!"

„Ich würde," sagte die Zweite, „meinen Schreibtisch auf den Balkon stellen und dort meinen poetischen Träumen nachhängen; da müßte jeder Gedanke ein Gedicht werden; die Reime müßten ohne der Syntax Reimlexikon der Seele zuschwärmen, wie Bienenschwärme, und die Sonnette müßten pure Musik und Wohllaut werden."

Die Dritte, die endlich durch ein gellendes Ueberschreien auch zur Rede kam, meinte: „In dem alterthümlichen Gebäude müßten die Ritterromane lebendig werden. Welchen Genuß müßte es

gewähren, da Walter Scott's Novellen zu lesen oder die Romane der Paalzow, oder gar des großen britischen Dichters Dramen? Da müßte man wahrhaft schwelgen können in historisch-romantischen Phantasien!"

Der Forstmeister hörte mit süßer Genugthuung zu und flüsterte seinem Nachbar selig zu: „Wie lohnen solche Augenblicke für die Aufbietung reicher Mittel, die man an die Bildung seiner Kinder gewendet hat!"

Dem Oberförster wurde es grün und gelb vor den Augen. Er fühlte ein Zwicken in den Kaldaunen, als bekäme er die Kolik, und alle die kostbaren Bissen des opulenten Diners schmeckten ihm gallenbitter. „Wär' ich draußen in meinem grünen Walde, wie wollte ich Gott danken," seufzte er.

Es half ihn nichts, er mußte aushalten.

Der Kafe wurde im Salon gereicht. Dort stand eine Staffelei mit einem Gekleckse darauf, das jedem Natursinn und aller Wahrheit Hohn sprach. Es sollte eine Landschaft aus dem Gebirge sein. Lucie, die Aelteste, führte ihn davor und erschloß die Tiefen des Bildes. Als hier seine Wahrheitsliebe Schiffbruch gelitten — denn er mußte ja ein Lob spenden, das so energisch und ausdauernd herausgefordert wurde, — trat Amalie, die Zweite, an den Flügel und hackte und rasselte eine Partie Walzer, Polka's und Schottische herunter. „Tanzen Sie auch?" fragte sie dann; aber sie wartete gar nicht auf die Antwort und fuhr fort: „Ach, wie freue ich mich, daß Sie auf unseren Bällen erscheinen werden! Sie glauben gar nicht, wie empfindlich es ist, mit Kaufleuten, Beamten und anderem hergelaufenen Volke zu tanzen. Der Adel unserer Nähe besteht meist aus älteren Herren und Damen, und sonst ist Niemand von Distinction vorhanden, seit die Offiziere des Militärs weg sind, die hier herum cantonirten, obwohl auch darunter bürgerliches Gesindel war, das gegen alle Ordnung sogar Port d'Epées und Epauletten trug. Es ist leider keine Stufe, welche früher dem Adel vorbehalten war vor dem Eindringen der leidigen Bourgeoisie sicher. Fi donc!"

Während dieser Gemüthsäußerungen war Eugenie, die Jüngste, zum Flügel getreten und begann in näselndem Tone Beethoven's Adelaide in einer Weise zu mißhandeln, daß dem Oberförster der letzte Faden der Geduld zu reißen drohte.

Aber auch diese Drangsal mußte überstanden werden.

Hierauf kam man auf seinen Amtsvorgänger zurück. Da wurde denn kein guter Faden übrig gelassen. Er war ein Narr; ein ekelhaft unreinlicher Mensch. Man konnte ihn gar nicht besuchen, und er kam auch niemals zu ihnen. Seine Gesellschaft war der steifschotterige Pastor von Tiefenau und dessen Familie, Menschen ohne alle Bildung, versunken in der Gemeinheit des alltäglichen Wesens und verbauert, comme il faut. Deutlich genug wurde es ihm gemacht, daß er sie einladen müsse, ihn in Tiefenau zu besuchen.

Als der Oberförster dies endlich nothgedrungen that, wies er darauf hin, wie unvollkommen er seine Gäste würde bewirthen können, da er Niemanden habe, der ihm das Hauswesen besorge, als seinen alten Conrad; aber das schreckte die Damen nicht ab. „Die Frau Tanneberg," sagte Lucie, „sei eine renommirte Köchin, und sie alle Drei würden sich eine Freude daraus machen, die Wirthinnen zu spielen."

Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens in Tiefenau beglückt, beurlaube sich der schwergeprüfte Oberförster; allein seiner völligen Erlösung sollte er sich noch nicht erfreuen. Der Forstmeister wollte ihn noch eine Strecke zu Roß begleiten, da er noch einige Dinge mi ihm zu besprechen habe.

Als sie das Städtchen hinter sich hatten, begann dr Forstmeister ihn auf's Dringendste einzuladen, recht oft bei ihn vorzusprechen. Er hoffe, daß sich ein recht intimes Verhältniß zwischen ihnen herstellen werde. Er habe gehört, fuhr er zutraulich fort, der Oberförster sei nicht in brillanten Umständen. Das thu aber nichts, meinte er; denn solche Zufälligkeiten könnten den Werth

des Menschen nicht verkümmern. „Une bonne mariage paiera tout!“ sagte er lachend. Wenn aber in diesem Augenblicke, wo eine neue Einrichtung Noth thue, es ihm an Fonds fehle, so dürfe er ohne Hehl und ohne Rücksicht über seine Kasse verfügen und kein Bedenken tragen, wenn auch die Summen das Maß des Gewöhnlichen hinter sich ließen.

Das kam aber doch dem Oberförster zu dick. „Ich bin arm,“ sagte er zu dem Forstmeister, „aber ich schäme mich dieser Armuth nicht; denn verschuldet habe ich sie nicht. An eine neue Einrichtung denkt meine Seele nicht. Ich hasse den Prunk, wie er sich auch ausprägen mag. Die alten, wurmstichigen Mobilien meines Hauses genügen mir und müssen also auch Jedem, der mich mit seinem Besuche beehren will, genügen. Für Ihr sehr gütiges Anerbieten sage ich gebührenden Dank, hoffe aber, keinen Gebrauch davon machen zu müssen!“

Der Oberförster konnte die Mißstimmung nicht verbergen, in die ihn die indelicate Aeußerung und die widerliche Zudringlichkeit seines Vorgesetzten, hinter der ein noch unangenehmeres Flunkern zu erkennen war, versetzt hatte. Fühlte das der Forstmeister oder war er bis zu dem Punkte gelangt, wo er zurückzureiten sich vorgenommen, kurz er verabschiedete sich, und der Oberförster gab seinem Pferde die Sporen, um bald in den Wald zu kommen. Es war ihm, als müsse er dem Kreise leiblich entfliehen, dem er geistig längst gerne entronnen wäre, worin er heute so viel Unerträgliches hatte dulden müssen. Erst jetzt machte sich seine Stimmung in Ausrufungen Luft, und noch nicht frei von dem Banne, in dem er leiblich und geistig sich befunden, kam er im Forsthaus an.

„Schon so frühe?“ fragte Conrad, als er seinem Herrn das Pferd hielt, und schüttelte sorgenvoll den Kopf.

„Gott sei gelobt, daß ich wieder hier bin!“ rief Distelbeck im vollsten Grimme der Erinnerung an die überstandene Drangsal.

Conrad war sehr betroffen von dieser Antwort. Er führte

das Pferd in den Stall und übergab es dann dem kommenden Steffen, um dem Oberförster das Nachtessen zu bereiten und — Aufschlüsse zu erhalten. Seine Hoffnungen aber gingen stark herunter.

Nach Tisch erfolgte die gewohnte Scene.

Behaglich saßen Beide bei einander, schmauchend und plaudernd.

„Wie ist es Ihnen heute ergangen, gnädiger Herr?" fragte der treue Diener. „Wie haben Sie die Fräuleins gefunden?"

„Das will ich Dir getreulich sagen," erwiederte der Oberförster. „Es sind ihrer Drei. Die Aelteste hat ihre acht und zwanzig, und es zeigen sich jene bedenklichen Falten, jene diesem Alter eigenthümliche Verstimmung und Neigung zu übler Nachrede. Sie ist hager wie eine Bohnenstange, gelb wie eine Citrone und häßlich wie die Gefallsucht, an der sie laborirt. Dabei malt sie den ganzen Tag Landschaften, die, wenn sie wahr wären, Einen zur Auswanderung bestimmen könnten, putzt sich über die Maßen, des Tags zwei- oder dreimal, und nennt das Besorgen des Hauswesens gemein. Sie würde, wenn sie hier wohnte, ihre Staffelei auf den Balkon stellen und malen."

„Gott sei meiner armen Seele gnädig!" seufzte Conrad aus tiefster Seele.

„Amen;" sagte mit so komischem Pathos der Oberförster, daß Conrad unwillkürlich in ein herzliches Lachen ausbrach.

„Und die Zweite, gnädiger Herr?"

„Ist auch schon in den stehenden Jahren, Conrad, in denen nämlich, in welchen ein Mädchen nicht älter wird. Sie sieht bleichsüchtig aus, ist blond und schmachtend und macht den ganzen Tag Gedichte. Ich danke Gott, daß Sie mich mit der Vorlesung eines oder des anderen von ihren Fabrikaten verschont hat. Sie meint, wenn sie hier in Rübezahl's Sommerpalais wohnte, würde sie ihren Schreibtisch auf den Balkon setzen und dichten. Im Uebrigen denkt sie gerade wie ihre Schwester."

„Auch ein Extraexemplar, das wir hier bei den Dienstlände-

reien und der nothwendigen Landwirthschaft brauchen könnten!" meinte Conrad.

„Gewiß," sagte der Oberförster.

„Und die Dritte?" fragte Conrad.

„Ist weich, wie Butter in der Sonne; liest den ganzen Tag Romane und meint, hier in diesem romantischen Burghaus aus der ritterlichen Vorzeit müßte man die Romane mit göttlicher Entzückung genießen können. Im Allgemeinen ist sie die Ansehnlichste, aber zu einer tüchtigen Hausfrau paßt sie, wie eine Faust auf's Auge. Es scheint aber, als hätten sie es alle Drei auf mich gepackt, obwohl meine fadenscheinige Uniform ihre Spottlust anfänglich zu erwecken schien. Plaudern aber können sie Alle, daß Einem Hören und Sehen vergeht, und schreien, als wären sie in einer Mühle geboren oder unter Stocktauben aufgewachsen. Und die Ehre ihres Nebenmenschen tractiren sie so, daß davon möglichst wenig übrig bleibt. In die Küche ging Keine. — So steht's dort. Nun weißt Du so ziemlich Alles, nur das noch nicht, daß Du sie bald hier wirst zu sehen kriegen. Dann kannst Du Dich auf die Hinterbeine stellen, Alter! Und nun kein Geld! Mein Thaler ist nahe auf der Neige."

Conrad richtete sich freudig auf: „Gnädiger Herr!" sagte er, „mit unserem Einzug in dieses alte verwünschte Schloß, wie es eines der hochnäsigen Fräuleins zu nennen beliebte, ist Segen über uns gekommen. Ich habe heute nur einen Theil des Getreides verkauft und fünf und siebenzig blanke Thaler erlöst!"

Ueber die traurig gewordene Miene des Oberförsters zog ein Strahl der Freude. „Conrad," sagte er, „der alte Gott in Israel lebt noch! Er sei gelobt! Hast Du unsere Schuld an die braven Tanneberg's bezahlt?"

„Bei Heller und Pfennig!" rief Conrad freudig aus.

„So kaufe nun morgen Vorräthe. Du wirst wohlthun, wenn Du nach der Stadt reitest und Steffen mit Dir nimmst. Die drei

Damen lassen, darauf möchte ich schwören, nicht lange auf sich warten. Für Wild werde ich schon sorgen."

„Noch Eins, gnädiger Herr. Der Herr Pastor Maurer ist hier gewesen, um Ihnen seinen Dank für seines Kindes Rettung auszusprechen. Ein räsonabler Mann, meiner Treu'! Er wird morgen wieder kommen. Ich habe nun Alles eingerichtet. Wollen Sie nicht einmal Einsicht nehmen?"

Er nahm das Licht, und der Oberförster folgte ihm in das Gemach rechts vom Saale. Dort hatte er des Oberförsters Schreibtisch, seine Bücher, die Kasten mit den ausgestopften Vögeln aufgestellt. Alles war so schön und zweckmäßig geordnet, daß der Oberförster wohl zufrieden war und dem Alten das wohlverdiente Lob spendete, was ihn höchlich erfreute.

Als sie zurückgekehrt waren und der Oberförster wieder in seinem Sessel lehnte, brachte Conrad die Rede auf die Dienstländereien und die nothwendige, feste Entscheidung, was damit gemacht werden solle.

„Wissen Sie was," sagte der treue Mensch, „wenn morgen der Herr Förster Tanneberg Ihnen aufwartet, so reden Sie einmal mit ihm, er ist ein räsonabler Mann —"

„Dann paßt er ja herrlich zu seiner räsonablen Frau!" rief der Oberförster.

„Das thut er auch," sagte ruhig Conrad, „und da auch der Herr Pastor kommt, so können Sie ja auch seine Meinung hören. Ich meine, mit dem Verpachten sei's nichts. Sie sollten lieber ein Kapital leihen und sich das Nöthige anschaffen, oder — Ihre gnädige Frau Tante sollte Vorspann leisten. Sie könnte es herrlich, wenn sie wollte, zumal Ihre Zukünftige aus dem reichen forstmeisterlichen Stamme, wie ich zu vermuthen Grund habe, nicht entsprossen zu sein scheint."

„Das ist ein vernünftig, oder, wie Du zu sagen pflegst — ein recht räsonables Wort," versetzte der Oberförster. „Die gnädige Tante wird aber nichts hergeben, und den Jammer der

Schulden noch mehr auf mich zu laden, als ich ihn schon trage, habe ich keine Lust. Es bleibt also beim Verpachten. Jetzt gib mir Licht, ich muß noch arbeiten."

Conrad brachte Licht, und mit einem herzlichen: „Gute Nacht!" ging der Oberförster in sein Gemach. Conrad saß noch lange da und sah den Ringeln seiner dampfenden Pfeife gedankenvoll nach.

„Mit denen ist's also nichts," sagte er, an die Töchter des Forstmeisters denkend. „Ich hatte meine ganze Hoffnung auf sie gesetzt. Wenn das, was die räsonable Frau Tanneberg sagte, nur halb wahr wäre, so fürchte ich das Allerschlimmste, das dunkele Blatt im Stammbaum von der schönen Pfarrerstochter!" Mit so trüben Gedanken suchte er endlich sein Lager.

Am anderen Morgen erschienen sämmtliche Förster, um dem neuen Oberförster aufzuwarten. Die Angelegenheiten der Forste, die neuen Culturen, die Saatkämpe, der künftigjährige Holzschlag, alle diese wichtigen Dinge wurden allseitig erörtert und besprochen. Dann kam der Oberförster auf seine Dienstländereien zu sprechen. Alle diese Männer riethen, da die Dörfer des Forstbezirks wohlstehende Bauern hegten, zur Verpachtung, bis der Herr Oberförster eine tüchtige Hauswirthin habe, die sich der Einrichtung annehmen könnte.

Als die Audienz vorüber war, meldete Conrad den Herrn Pfarrer Maurer von Tiefenau.

Daß sein Herr dem Pfarrer entgegenging und ihn in den Saal führte, fand der Alte gegen alle Ordnung. Wäre der Herr Pfarrer von Adel gewesen, so hätte er es sich noch gefallen lassen; aber so — nein, es war doch kaum zu dulden! „Ach, er fängt schon an, aus der Art zu schlagen," seufzte er. „Adieu, Stammbaum!"

Als der Pfarrer des Oberförsters Hand faßte, traten heiße Thränen in des Mannes Auge. Er vermochte kaum einige Worte tiefgefühlten Dankes auszusprechen. Als der Oberförster den Dank abzulehnen suchte, sprach der Pfarrer: „Sie fühlen noch nicht, was

ein Vaterherz gegenüber dem Retter seines Kindes empfindet!" Mit großer Gewandtheit suchte jedoch der Oberförster das Gespräch in andere Gleise zu lenken. Er erkannte es, daß er einen Mann vor sich hatte, der tiefes Wissen besaß. Er gefiel ihm ungemein wohl. Er mochte acht und vierzig Jahre zählen, war ein schöner Mann von edler Haltung, aber höchst anspruchslosem Wesen. Im Laufe der Unterredung kamen sie auch auf den alten verstorbenen Oberförster, von dem sein Amtsnachfolger nur Nachtheiliges gehört.

„Daß man so über ihn urtheilt, weiß ich," sprach der Pfarrer, „aber ich weiß auch, daß nur seine Eigenheiten die Ursache davon sind. Ich habe, vielleicht der Einzige, Umgang mit ihm gepflogen. Glauben Sie mir, er war ein ebenso edler Mensch, als er ein wissenschaftlich tüchtiger war. Schwere Schicksale, vielfaches Täuschen von Seiten Anderer hatten eine rauhe Rinde um den edelsten Kern gelegt. Er zog sich, weil er eben getäuscht worden war, von der Welt zurück; aber hatte er Vertrauen gefaßt, so hielt er es auch fest. Daß er im späteren Leben etwas weniger auf Reinlichkeit hielt, als gut war, wurde von den Leuten bis zum Extrem gesteigert, aber glauben Sie den Gerüchten nicht. Hören Sie seine Untergebenen — es wird nur Eine Stimme sein über die Redlichkeit und Biederkeit des Mannes, und könnten Sie die Stimmen der Armen und Nothleidenden hören, Ihr Herz würde den Mann noch im Grabe lieben, wie ich ihn geliebt und geachtet habe!"

Staunend hörte Distelheck diese Worte des würdigen Mannes, die so völlig im Widerspruche mit dem standen, was er über ihn gehört.

„Ich danke Ihnen," sagte er, „daß Sie mir eine bessere Meinung von einem Manne beibringen, über den ich noch gestern Urtheile hörte, die an Schärfe und Bitterkeit kaum ihres Gleichen haben mögen."

„Mag wohl sein," versetzte der Pfarrer; „allein es gibt Verhältnisse, Herr Oberförster, über die zu reden mir nicht zusteht; so viel ist jedoch gewiß, daß eben seine strenge Redlichkeit und Amtstreue Conflicte hervorrief, die leicht geeignet sind, einen Haß zu

erzeugen, der selbst im Tode nicht befriedigt wird. Eine andere Seite seines Wesens war der Frauenhaß. Daher mag, mit wenigen Ausnahmen, die Abneigung der Frauen gegen ihn abzuleiten sein. Auch hier hatten bittere Erfahrungen bei seiner Heftigkeit solche Früchte getragen, obgleich er auch Ausnahmen machte."

Der Pfarrer erzählte nun einzelne Züge seines edlen Charakters, die jedenfalls dem Manne die Achtung und Werthschätzung jedes Unbestochenen erwerben mußten.

Mit wahrer Hochachtung betrachtete der Oberförster den Pfarrer, der einen Verleumdeten so siegreich in Schutz nahm. Gefiel ihm der Mann schon von dieser Seite, so gab es noch andere im Laufe der Unterredung, welche zu ähnlichen Ergebnissen führten.

Als der Pfarrer schied, bat ihn der Oberförster aus Herzensgrund, daß er ihn öfter besuchen möge, und erbat sich die Erlaubniß, sich seiner Familie vorstellen zu dürfen.

Dies geschah am folgenden Sonntage nach der Kirche. O, mit welcher Liebe kamen sie ihm entgegen! Wie schloß sich der schöne Knabe so dankbar an ihn an! Doch — Die, die er suchte, sah er nicht. Sie hatte die Küche zu besorgen und ließ sich darum nicht blicken.

Als er aufbrechen wollte, bat ihn der Pfarrer schlicht und herzlich, die Suppe mit ihnen zu essen. „Ernst, laufe in's Forsthaus, es Conrad zu sagen."

Distelheck ließ sich gerne bereden und blieb. Blühte ihm doch so die Hoffnung, das schöne Mädchen wieder zu sehen.

Bei Tische erschien sie. Die Mutter entschuldigte ihr früheres Nichterscheinen mit der Pflicht der Köchin. Sie war, das gestand sich der Oberförster, in der That heute noch schöner als damals, wo er sie nur wenige Augenblicke beobachtet hatte. Und wie anspruchslos war dies Mädchen! Wie einfach in dieser Einfachheit und Anspruchslosigkeit, wie unaussprechlich reizend. Ueber Tisch nahm sie Antheil an dem Gespräche. Das Unglück am Mühlbache kam natürlich zur Sprache. Sie erzählte den Hergang. Sie hatte

Ernst mehrmals gewarnt, nicht zu keck zu sein, — und eben als sie aufbrechen wollte, stürzte er hinein in das wilde Wasser, dem er keinen Widerstand leisten konnte. Sie malte ihren Schrecken, die Freude, als der Oberförster in den Bach sprang, dann wieder ihre unaussprechliche Angst, als dieser selbst der Gewalt des Wassers nicht Widerstand leisten konnte, so ausdrucksvoll, daß der Oberförster ganz Auge und Ohr war. Lächelnd berichtigte er ihren Irrthum über die Gewalt des Wassers durch die Erzählung der Thatsache, daß er auf einen mit Schlamm bedeckten Rollkiesel getreten und durch das Abgleiten das Gleichgewicht verloren habe.

Wahrhaft rührend war ihm die Erzählung der Vorwürfe, die sie sich gemacht, daß sich Niemand um ihn gekümmert, und die Angst um seine Gesundheit, obgleich sie gar nicht gewußt, wer er eigentlich sei, bis die gute Tanneberg ihnen den Staar gestochen.

Das Alles trug so den Stempel der Wahrheit und Natur, der tiefsten und lautersten Empfindung, daß es nur wohlthätig auf das Gemüth des Oberförsters wirken konnte.

Er blieb den Nachmittag im Kreise der Familie. Ein Fortepiano, das in dem Zimmer stand, führte auch natürlich auf die Musik. Der Pfarrer war ein gründlicher Kenner. Er freute sich, daß auch der Oberförster diese edle Kunst pflege und schlug ihm vor, zu Zeiten Duette für Flöte und Fortepiano zu spielen, was der Oberförster mit Freuden annahm. Nur auf sein inständiges Bitten, aber dann auch ohne Ziererei, setzte sich Auguste an das Instrument. Da gab es aber keine Walzer, keine Polka's — sie spielte nur ernste, tüchtige Stücke mit ebenso viel Geschmack, Gefühl und Präcision, als Gewandtheit. Stille saß der Oberförster da und stellte Vergleiche an, die ihm so nahe gelegt waren.

Als er sie um ein Lied bat, sang sie einige Schubert'sche Lieder; aber das waren Töne, die in die Seele drangen, diese Stimme war so glockenrein, so seelenvoll und ergreifend, daß er sich gestand, er habe kaum noch irgendje einen ähnlichen Gesang gehört.

Da mußte er loben, weil ihn sein Herz drängte, aber er that es in einer Weise, die den Kenner verrieth und darum auch nicht beschämte.

Auguste erröthete zwar, aber man sah es ihr an, wie dies Lob ihr wohlthat.

Dieser Nachmittag war für den Oberförster ein reicher Ersatz für Alles, was er in des Forstmeisters Hause erduldet hatte. Als er schied und die Bitte aussprach, wieder kommen zu dürfen, kam ihm der Vater und die Mutter mit so einfacher Herzlichkeit entgegen, daß er in seligem Gefühle die Höhe hinanstieg zu seinem „verwünschten Schlosse."

Conrad machte ein mürrisches Gesicht, als er das seines Herrn von Freude glänzen sah.

Abends sagte der Oberförster: „Conrad, ich danke Gott, daß ich diese Familie hier habe. Das sind Menschen nach dem Herzen Gottes, und Auguste ist, was ich Dir schon sagte, ein leibhaftiger Engel!"

Conrad schwieg; aber in seiner Seele lag ein Dorn. „Er darf nur noch oft in das Pfarrhaus gehen," sagte er zu sich, „so ist's vollends aus. Ach, ich bebe bei dem Gedanken an den hochadeligen Stammbaum! muß ich denn das noch erleben, daß sein ununterbrochener Glanz getrübt wird?"

Gleich am anderen Morgen gab ihm sein Herr ein Buch, das er in's Pfarrhaus tragen sollte, weil der Pfarrer es zu lesen wünschte.

„Geht's schon so an?" dachte er mit einem tiefen Seufzer, „so kommt's auch weiter."

Er ging mit schwerem Herzen und tiefem Unmuthe den Berg hinab. Als er an Tanneberg's Wohnung vorüberging, klopfte Frau Tanneberg, und er trat ein.

„Guten Morgen, Herr Früchtelmeier," sprach freundlich die räsonable Frau zu Conrad, als er grüßend eintrat. „Sie lassen sich ja gar nicht mehr blicken! Seine guten Freunde soll man nicht so vernachlässigen. Setzen Sie sich doch! Ach, da muß ich Ihnen

doch gleich sagen, daß mein Alter und sämmtliche Förster des Revieres ganz entzückt sind von ihrem gnädigen Herrn. Ja, ja, das ist ein Mann bei der Spritze! sagten sie. Der versteht Etwas vom Rummel; sieht keine Kartoffelflur für eine Eichencultur an und hat ein Urtheil wie eine Sense beim Mähen. — Das ist Etwas werth, Herr Früchtelmeier," fuhr sie fort, „wenn Untergebene Respect vor ihrem Vorgesetzten haben! Das aber sagten sie Alle: Der wackere Mann muß heirathen! Eine Junggesellenwirthschaft macht die Leute viereckig und confus. Eine Frau ist der wahre Schleifstein für die rauhe Weise des Mannes. Da geht Alles weg, was rostig und rauh ist. Sie waren hier noch bei einander und zerbrachen sich die Köpfe über seine Zukünftige; aber ich schlichtete den Streit. Laßt Gott gewähren, Ihr Herren, sagte ich, der versteht's am Besten, was zusammengehört! Alle Ehen müssen im Himmel geschlossen sein, wenn sie so Etwas vom Himmel auf die arme Erde herunterziehen sollen! Das schlug durch. Dabei mein vortrefflicher Herr Früchtelmeier, denk' ich, sei nicht ausgeschlossen, daß wohlwollende Menschen ein Bischen helfen. Nicht wahr?"

„Freilich," entgegnete Conrad. „Wenn's aber auch nur Etwas fruchtete!"

„Wie so?" fragte Frau Tanneberg.

„Nun, Sie wissen," nahm Conrad im Vertrauen das Wort, „daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß der edle Stamm auch unverletzt bleibe. Da hatte ich denn auf die noble Familie des Herrn Forstmeisters alle meine Hoffnungen gesetzt, weil — weil — auch so der unverschuldeten Vermögenslosigkeit meines edlen Herrn hätte abgeholfen werden können; aber da ist's Nichts, rein gar Nichts. Die haben ihm den Appetit auf lange Zeit verdorben!"

„Alle Drei?" fragte, die Arme auf die Hüften stützend, Frau Tanneberg.

„Ja, alle Dreie," bekräftigte seufzend Conrad.

„Gottlob!" rief Frau Tanneberg aus. „Vor den gelben Engeln war mir bange, denn die verstehen alle Köder beim Angeln.

Nur ist es merkwürdig, daß kein Fischlein anbeißen will. Also er ist sie leidig geworden? Glaub's auch. Da gehört ein absonderlicher Magen dazu, um das zu verdauen, was es da gibt. Kenne sie Alle, sammt Papa. Ist auch kein Schäfchen, wie er die Wolle trägt, und der Wege zum Gelde gibt's viele. — Doch, was geht das Euch an? Ich danke nur Gott, daß er sich nicht fangen ließ. Es wäre Jammerschade gewesen um so einen lieben, guten Herrn, wenn er eine dieser Kratzbürsten gekriegt hätte. Sie, Herr Früchtelmeier, sollten auch noch Etwas erfahren haben!"

„Ja, wenn nur der Stammbaum nicht wäre," sagte Conrad.

„Ach, bleiben Sie mir doch damit weg," sprach Frau Tanneberg, ärgerlich über den ewigen Kuckucksruf des Alten. „Wollen Sie denn Ihren Herrn zeitlebens unglücklich machen um des vergilbten Stammbaums willen? Sie sind zu vernünftig und Ihrem Herrn zu treu ergeben, als daß ein solcher Gedanke in Ihre Seele kommen könnte."

„Freilich," sagte Conrad, sich hinter dem Ohre kratzend, „wenn die Wahl so stünde —"

„So steht sie, Herr Früchtelmeier, auf's Haar so," fiel ihm Frau Tanneberg in die Rede. „Das Lebensglück hängt ja doch, bei meiner armen Seele! nicht vom Stammbaum ab. Und da, als die Menschen noch am glücklichsten waren, im Paradiese, gab's keinen Stammbaum und keinen Adel. Lassen Sie einmal so ein bürgerlich Engelsbild, wie Pfarrers Auguste —"

„Wa — was?" fragte Conrad; „ist da schon Etwas im Werke?" —

„Nun sieh 'mal Eins!" rief Frau Tanneberg. „Was haben Sie denn gegen das liebliche Kind? Da kann ein Mann die Finger alle zehn nach lecken! Und wenn er vom höchsten, ältesten, nobelsten Adel der Welt wäre! Ich sage Ihnen, wenn ich Kaiser wäre, ich stiege von meinem Thron und legte in ihren Schooß meine Krone nieder, kniete vor sie hin und spräche: „Heilige diese Krone dadurch, daß Du sie auf Deine Locken setzest!" Sie kennen den Edelstein, die

Perle noch nicht! Aber wenn Sie glauben, da wäre Etwas im Werke; glauben, da würden Ihrem Herrn Fallen gestellt, so sind Sie irre. Pfarrers wollen nicht höher hinauf. Sie suchen keinen Mann für das junge Mädchen. Sie lassen's Gott anheim gestellt. Ich habe nur eben ein Beispiel brauchen wollen, und das hat Sie so alterirt! Ich will mich über den Adel nicht aussprechen, denn es kommt mir nicht zu; aber — ich gebe ihn — wohlfeil, so wohlfeil, als möglich."

Conrad fühlte, daß er einlenken müsse, wenn er die räsonable Frau, deren er, wenn die Forstmeisters kämen, bedurfte, nicht gänzlich vor den Kopf stoßen wolle. Er lenkte darum ein und sagte: „Ihm solle sie es nicht verargen, wenn er auf den Ruhm des alten Hauses halte, in dem er aufgewachsen und mit dem sein Herz verwachsen sei. Zudem habe des Oberförsters gnädige Mama vor ihrem Tod es ihm auf's Herz gebunden, dafür zu sorgen, daß ihr Sohn nicht eine Bürgerliche heirathe. Er sähe freilich ein, daß die adeligen Fräuleins als Hausfrauen keinen Schuß Pulver oder doch nicht viele werth seien, aber man könnte sich von seinen Ansichten nicht so leicht trennen, wie von einem Schlafwamms, das man Morgens ausziehe, damit könne es sonst auch so gehen, daß man es Abends wieder anlege. Wenn auch seine Ansichten von den ihrigen verschieden seien, so dürfe das doch ihrem gegenseitigen herzlichen Einvernehmen keinen Abbruch thun. Er werde auch, wenn das Herz seinen Herrn zu einer Bürgerlichen ziehe, nichts thun, was hemmen könne, zumal die einzige Verwandte, eine hochadelige Tante seines Herrn, nun auch mit ihren Rathschlägen dem Stammbaum den Rücken zugewendet habe — gerade — wie sein gnädiger Herr selbst."

„Also der ist auch nicht von der strengsten Sorte?" fragte Frau Tanneberg.

„Das ist ja eben das Herzeleid!" sagte betrübt der ehrliche Conrad. „Sein Adel gilt ihm nichts."

Frau Tanneberg lächelte, wie wenn sie eines mächtigen

Triumphes sicher wäre, brach aber dieses Kapitel ab und sagte: „Nun, Ihr gnädiger Herr war gestern lange im Pfarrhause! Hat's ihm da gefallen?"

„Besser, als mir's lieb ist," sagte Conrad. „Er wurde des Lobes der Familie nicht müde und sendet mich mit diesem Buche zum Pfarrer."

„Nun, der Herr Pfarrer," entgegnete starkbetonend Frau Tanneberg, „war auch des verstorbenen Herrn Oberförsters alleiniger Umgang. Gelehrte suchen sich und das ist ganz natürlich. Wissen Sie was, Herr Früchtelmeier, tragen sie das Buch hin, und wenn Sie zurückkehren, sagen Sie mir, wie's Ihnen bei Pfarrers gefiel."

Conrad versprach das und ging.

Er trat in das Pfarrhaus. Die Eltern waren ausgegangen in den ziemlich entlegenen Garten. Auguste allein stand im netten Hauskleide bei einer häuslichen Arbeit. Obgleich sie Conrad eigentlich nicht kannte, begegnete sie ihm doch ungemein freundlich. Sie nahm ihm das Buch ab und nöthigte ihn, sich zu setzen. Bald waren Beide in einem Gespräch über hauswirthschaftliche Gegenstände. Der Alte hörte mit Entzücken dem lieblichen Mädchen zu, das so erfahren und verständig sprach, wie eine Hausfrau, die jahrelang einer ausgedehnten Wirthschaft vorgestanden. Allmälig lenkte er das Gespräch auf Landwirthschaft und auf die seines Herrn und ihre Einrichtung.

Auguste äußerte ohne Hehl, daß sie der Meinung sei, ihr Vater habe da ein Vorbild gegeben, das, da es die Erfahrung als gut erwiesen, maßgebend sein dürfte.

„Und wie haben es dero Herr Vater traktirt?" fragte Conrad, der sich auch hier zeigen wollte.

„Ganz einfach so," sagte das Mädchen. „Er hat alle Wiesen, als den ohne Zweifel einträglichsten Theil des Pfarrgutes, für sich behalten und gerade so viel Landgut, als wir bedürfen; das andere hat er Alles verpachtet und befindet sich vortrefflich dabei. Sehen Sie," sagte das Mädchen, „das können wir gehörig übersehen; ein

braver Bauer bestellt es uns und wir sind nicht genöthigt, eine vollkommene Bauernwirthschaft zu führen. In der Viehzucht liegt aber der größte ökonomische Vortheil, und die in ausgedehntem Maßstabe zu betreiben, lassen uns die ansehnlichen Wiesen zu. Gerade so wäre es bei Ihnen, zumal sie die Ställe und Alles dazu haben, was nöthig ist."

Sie hatte dem Alten Alles so klar auseinandergesetzt, daß er unbedingt zustimmen mußte und seine frühere Ansicht völlig aufgab.

Es war indessen Zeit, daß er ging, wenn er noch ein paar Augenblicke bei Tanneberg's eintreten wollte. Das aber gestand er sich, er hätte noch gerne dem lieben Kinde bis Abend zugehört.

Frau Tanneberg stand am Fenster und erwartete ihn.

„Nun?" fragte sie.

Conrad setzte sich. „Ich bin jetzt über Dinge in's Klare gekommen, die mir wie Steine im Magen gelegen haben," sagte er. „Und mich hat ein Mädchen belehrt, das die Kinderschuhe noch nicht lange ausgetreten hat. Ja, Sie haben Recht, Frau Tanneberg, das Mädchen ist eine Perle, ein Edelstein! Und schön ist sie wie ein Engel. Ich muß sagen, die kennt die Land- und Hauswirthschaft aus dem FF. Hat mir da, als ich ihr auf die Fährte half, einen Plan entwickelt, der herrlich ist. Will ihn schon an Mann bringen! Sie will, oder vielmehr sie meint, wir sollten uns alle Wiesen behalten und so viel Ackerland, als nöthig zur Wirthschaft, das andere aber verpachten."

„Aha," sagte selig lächelnd Frau Tanneberg. „Hat die Ihnen den Staar gestochen? Gelt! das ist ein Mädchen? Ja meiner Seele! mit der ist ein Mann glücklich! Und, liebster Herr Früchtelmeier, wie sie mit Ihnen über solche Dinge sprach, so spricht sie auch über höhere Dinge. Ihr Vater hat sie selbst gebildet und da ist Etwas draus geworden. Die paßt auf einen Karren, einen Wagen und in eine Kalesche, und überall ist sie die Rechte. Was sie den Armen, Kranken und Nothleidenden ist, hab' ich Ihnen gesagt, und wie sie die alte, griesgrämliche Tante zu behandeln

weiß, das übersteigt alles Maß. Solch ein Mädchen gibt's nicht wieder. Glückselig der Mann, der sie heimführt! Mit ihr kommt Gottes Segen in's Haus."

„Ach," sagte Conrad, „wie ist es doch bedauerlich, daß sie keine Adelige ist!" —

5.

Ein Brieflein des Forstmeisters kündigte auf übermorgen seine und seiner Töchter Ankunft an. Da gab's im Forsthause plötzlich eine eigenthümliche Rührigkeit. Frau Tanneberg schaltete mit der ausgedehntesten Vollmacht, und nie gab es wohl ein völligeres Einverständniß, als zwischen Conrad und ihr; allein jetzt entdeckten sich Mängel und Defecte, an die Conrad nie gedacht. Da fehlte ein Porzellanservice für den Tisch, eins für den Kaffe und allerlei andere Dinge, welche in der kleinen Junggesellenwirthschaft nicht als von Nöthen bisher waren erkannt worden. Eine räsonable Frau, wie Frau Tanneberg, wußte indessen Rath zu schaffen. Was sie nicht hatte, das hatte das Pfarrhaus. Catharine schleppte herbei und Conrad eilte in die Stadt, das einzukaufen, was Frau Tanneberg für unabweisbar nothwendig erkannte.

Endlich kamen sie.

Als die Damen in die Halle traten, erhoben sie beim Anblick der monströsen Geweihe ein schallendes Gelächter.

„Schaffen Sie doch das unsinnige Zeug weg," sagte Lucie.

„Wer könnte sich an solchen abscheulichen Formen freuen?" sagte Amalie.

„Daran könnte ich auch keinen Geschmack finden," meinte Eugenie.

„Die Natur hat barocke Launen," sagte verstimmt der Oberförster; „aber gerade diesen Launen nachzugehen, hat für den Forscher einen eigenthümlichen Reiz. Mein würdiger Amtsvorgänger, den ich, seit ich von Ihnen so viel Uebles gehört, in ganz

anderem Licht erkannt habe, hat diese Sammlung gemacht, und meine Pflicht ist es und meine Freude wird es sein, sie zu vervollständigen."

Die Damen schwiegen. Obwohl die Bemerkungen nicht geeignet waren, den angenehmsten Eindruck zu machen, so verschluckten sie doch die Pille und machten gute Miene zum bösen Spiel. Als sie in den Saal traten, gab's spöttisches Nasenrümpfen. Da waren die uralten Mobilien, die sie zuerst interessirten.

„Roccoco," bemerkte Lucie.

„Es steckt Poesie drin," sagte Amalie.

„O, wie ritterlich alterthümlich!" rief Eugenie. „Es weht Einem Walter Scott'scher Geist an!"

Ein bitteres Gefühl erfüllte des Oberförsters Seele, aber er mußte, als Hausherr, seinen Gästen gegenüber schweigen.

Jetzt sahen sie seine Pfeifen.

„Sie rauchen?" fragten sie alle Drei zumal.

„Gewiß," sagte der Oberförster, „und sogar mit großem Behagen."

Da gab's Nasenrümpfen.

„Wer könnte Vergnügen daran finden, den übel riechenden Rauch hinaus zu blasen?" fragte Lucie. „Was die Wilden Amerika's thaten, ahmen unsere Herren nach!"

„Eine schöne Königin Frankreichs dachte anders," sagte spottend der Oberförster.

Lucie schwieg.

„Poetisch ist's wahrlich nicht," meinte Amalie, „und einen Raucher könnte ich, glaub' ich, nicht lieben."

„Wenn das Letztere auch manchen braven Mann zur Verzweiflung bringen könnte," bemerkte der Oberförster spottend, „so dürfte doch über das Erste noch zu streiten sein. Ich bitte Sie, zu bedenken, wie hochpoetisch es ist, den Ringelwölkchen des Rauches zuzusehen und ihr Verschwinden im Sonnenlicht und Aether zu beobachten. Ist es nicht ein Bild ächter Liebestreue, wenn der

Raucher seine Pfeife immer küßt, sie, die Geliebte, immer an seinen Lippen saugt; ihre Liebesgluth seine Wonne ist?"

„Schweigen Sie nur stille, Sie Spötter," rief ärgerlich die Poetische, und der Oberförster lachte herzlich.

„Haben die Ritter auch geraucht?" fragte Eugenie.

„Nein!" sprach mit einer tiefen Verbeugung der Oberförster, und diese Verbeugung war ein so unverkennbarer Spott, daß Lucie sagte:

„Unser verehrter Wirth ist heute in so rosenfarbener, satyrischer Laune, daß wir uns in Acht zu nehmen haben."

Dem Forstmeister wurde es unheimlich, denn er beobachtete den Oberförster und glaubte, es sei gut, ihn jetzt zu entfernen, weil sonst die Eindrücke seinen Wünschen gar sehr entgegenarbeiten dürften.

Er bat also seine Kinder, sich für's Erste selbst zu unterhalten, während er mit dem Oberförster einen kleinen Ritt machen müsse, um Einiges im Walde nachzusehen.

Der Oberförster bedauerte, aus Gehorsam ungalant sein zu müssen und folgte seinem Vorgesetzten, um erst zu Tische wieder zurückzukehren.

Jetzt waren die Zungen ungebunden, und Alles, was Aerger, Spott und Hohn zu Tage fördern können, ergoß sich über den armen Oberförster und seine Einrichtung. Wären sie hier Herrinnen, meinten sie, so sollte das alte Gerümpel in die Oefen wandern. Alles müßte comfortabel und brillant eingerichtet werden, und der Herr Oberförster würde sich bequemen, Obedienz zu leisten. Dann kam die Langeweile und die Klagen darüber in allen Formen und Dissonanzen.

Unglücklicher Weise hörte Conrad das Alles im Nebenzimmer, wo er zu thun hatte. Er war außer sich vor Zorn über diese Aeußerungen. Dieser Zorn sollte aber noch wachsen, als aus Langeweile die Damen in die Küche traten und hier die Leere wahrnahmen.

Die Aeußerungen des Uebermuthes wurden immer kecker, immer pikanter der Spott.

Frau Tanneberg meinte, wie liebenswürdig sie als Hausfrauen sein müßten, wenn sie in Küche und Keller schalteten.

Da eiferten Alle gegen standeswidrige Beschäftigungen. Dazu habe man das dienende Personal, meinten sie, dessen Sphäre sei es; die Dame des Hauses habe bloß dessen Honneurs zu machen und etwa den Küchenzettel höchstens.

Als die Herren zurückkamen, fanden sie die Damen verstimmt, gelangweilt, mißvergnügt, und bald nach Tische rollte der Wagen von dannen, der sie trug.

„Sehen Sie's nun, Herr Früchtelmeier," sagte Frau Tanneberg. „Das ist Ihr hochgepriesenes, adeliges Wesen!"

Conrad gab sich nicht gerne gefangen. „Es gibt ja wohl auch noch Andere," erwiederte er. „Warum das Kind mit dem Bad ausschütten?"

„Habe nichts dagegen; aber ich könnte Ihnen noch gar herrliche Exempelchen adeliger Wirthschaft mittheilen," sagte sie. „Ich kenne freilich auch tüchtige Haushaltungen, aber es sind ihrer wenige. Es fehlt halt im Allgemeinen an der Erziehung zu tüchtigen Hausfrauen, und ich nehm's den jungen Leuten nicht übel, wenn sie bedenklich werden, sich eine Lebensgefährtin zu suchen."

Er brach das Gespräch ab, und Frau Tanneberg sandte das Geliehene zurück.

Der Oberförster, dessen Gesicht erst wieder heiter geworden war, seit die Damen weg waren, trat mit seiner Pfeife in die Küchenthüre.

Er konnte sich nicht enthalten, der Frau Tanneberg das wohlverdiente Lob und seinen Dank auszusprechen.

„Werden sich recht amüsirt haben?" sagte Frau Tanneberg.

Der Oberförster war ein Gradaus. „Gottlob," sagte er, „daß dieses gefürchtete Drangsal endlich überstanden ist. Die kriegen mich nicht wieder, und ich hoffe, heute ist ihnen auch die Lust des Wiederkommens vergangen."

„Ei, ei," versetzte Frau Tanneberg, „man meinte zudem im

Dorfe, heute werde es richtig, und der gnädige Herr habe sich eine von den liebenswürdigen Damen auserkoren, hier als Herrin zu schalten."

Der Oberförster lachte laut auf. „Wie doch die Leute für mich sorgen!" sagte er. „Nein, Frau Tanneberg, so ist's nicht gemeint. Wenn ich nicht neulich in der Stadt schon wäre hinlänglich enttäuscht worden, so hätte der heutige Tag vollkommen dazu hingereicht."

Als Abends das Plauderstündchen kam, fragte der Oberförster: „Nun, Conrad, wie haben Dir die Damen gefallen?"

„So gut," sagte er mit erwachendem Grimme, „daß ich Ihren Wunsch theile, sie hier nicht wieder zu sehen!" Nun erzählte er dem Oberförster, was er gehört.

„Bist Du denn nun kurirt von dem Wahne, mir Eine von diesen Dreien zuzudenken?"

„Vollkommen, gnädiger Herr," sagte Conrad.

„Und meinst Du noch immer, nur eine Adelige dürfe die Meine werden?"

„Gnädiger Herr," sagte Conrad im Eifer, „wären sie Alle wie diese, dann nicht, wahrlich nicht, aber Sie werden zugestehen, daß es auch Bessere gibt."

„O ja, Conrad. Nur bin ich der Meinung, daß ich für's Erste das Suchen aufgebe."

* * *

In Schlesiens Hochgebirgen kommt der Winter schnell und frühe. Es war, als hätten die Damen aus des Forstmeisters Hause den letzten schönen Herbsttag benutzt; denn schon am anderen Tage fiel Schnee; der Sturm brauste; die Luft war kalt, und so blieb's, kaum einmal unterbrochen, bis der Winter mit aller Macht sein Scepter schwang und das Leben der Natur sich vor ihm beugte.

Den Oberförster zog das Bedürfniß der Geselligkeit täglich in's Pfarrhaus; daß auch ein Zug eines tieferen Bedürfnisses sich geltend machte, gestand er sich gerne. Er liebte Augusten aus tiefstem Grunde seiner Seele, und auch das blieb ihm kein Geheimniß, daß das reizende Mädchen ihm mit voller, reiner Seele sich zuneigte.

Bei Frau Tanneberg war schon Alles fertig, daß sie ein Paar wurden. Nur Conrad war unglücklich, weil er alle seine Hoffnungen für seines Herrn Stammbaum mehr und mehr erbleichen sah.

In der angenehmsten geistigen Unterhaltung flossen im Pfarrershause die Stunden hin. Da wurde musicirt, gelesen, gemüthlich geplaudert, politisirt, wie es eben kam, aber es fehlte nicht am Stoffe, und die Stunden gewannen Flügel.

Eines Tages, wo wieder ein Stündchen im traulichen Gespräche hinfloß, fragte die Tante, ob der Herr Oberförster nicht eine Tante habe, die seinen Namen führe?

Der Oberförster bestätigte das und fragte, woher sie sie kenne?

Da erzählte sie denn, wie sie im vorletztjährigen Sommer in Warmbrunn mit Augusten gewesen, die Frau von Distelheck dort kennen gelernt, und besonders Auguste eine warme Gönnerin an ihr gefunden habe.

Der Oberförster zitterte vor freudiger Erregung; aber er hielt an sich. Wie auch das Herz pochte, er hatte Gründe, noch zu schweigen. Am Abend setzte er sich und schrieb der Tante, er habe nun gewählt für's Leben. Da er aber dazu durchaus der Einwilligung der Tante bedürfe, so bitte er sie auf's Innigste, mit den ersten Frühlingstagen auf die Brautschau zu kommen.

Das sagte die Tante auch wieder zu und schrieb: sie habe sich auch endlich des Namens jenes herzigen Mädchens erinnert, von der sie ihm gesagt. Sie heiße Auguste Maurer; allein sie habe sich vergeblich auf den Namen des Orts besonnen, woher sie gewesen. Da er nahe bei Warmbrunn wohne, so solle er sich im Badehaus erkundigen, da es ihr selbst wichtig sei. Sonst schrieb sie Nichts.

So kam denn, lang ersehnt, endlich der Frühling wieder mit all' seiner Herrlichkeit, und als die tausend Blüthenglocken seine Festzeit einläuteten, kamen zwei Ereignisse von großer Bedeutung. Der Förster Tanneberg starb und machte die räsonable Frau zur gebeugten Wittwe, und die lang erwartete Tante traf ein.

Frau Tanneberg trug tiefes Leid um ihren „Alten,“ wie sie

ihn bei seinen Lebzeiten genannt, denn sie erkannte doch auch seine guten Seiten an. Sie hatte lange Jahre glücklich mit ihm gelebt, kleine Fehden abgerechnet, da er ernster und brummeliger Natur gewesen und viel auf einen guten Tisch gehalten, obwohl er in seiner Jugend viel Mangelbrod hatte essen müssen.

Pfarrers nahmen herzlichen Antheil und suchten die Wittwe zu trösten. Auch Conrad war oft bei ihr und fühlte sich verpflichtet, ihr seine Theilnahme zu weihen, da er sie als eine der räsonabelsten Frauen seines Lebenskreises erkannt hatte. So nahm der Schmerz in ihrer Wittwenseele nicht überhand, vielmehr legte er sich still zur Ruhe.

Ihr Einfluß auf Conrad war groß. Das zeigte sich auch allgemach mehr in Betreff des Stammbaums, dessen er weit weniger gedachte, indem er sich endlich, da Frau Tanneberg mit scharfem Auge bemerkt hatte, wie es um des Oberförsters und Augustens Herzen stand, darein ergab, das liebliche Mädchen als seine zukünftige Herrin zu betrachten. Es war ganz verwunderlich, daß, so lange er bei Frau Tanneberg war, diese Stimmung vorhielt, und nur im Forsthause die entgegengesetzte sich geltend machte.

Eines Tages sagte Frau Tanneberg: „Liebster Herr Früchtelmeier, das sag' ich Ihnen, wenn Augustchen Frau Oberförsterin ist und, wie es doch so im Gange der Dinge liegt, einmal eine Kinderwärterin bedürfen sollte, so verschwöre ich es nicht, daß ich mein Haus hier verkaufe und zu ihr in's Forsthaus ziehe. Ich bin durch den täglichen Umgang so an den Engel gewöhnt, daß ich, da mir das Ersteigen der Höhe beschwerlich ist und mich, sie alle Tage zu sehen, hindern könnte, lieber Alles aufgäbe, als dieses Glückes mich zu berauben."

„O!" rief Conrad, „wie glücklich machten Sie mich dadurch, denn, ich will es Ihnen nur sagen, auch ich habe mich so an Ihren lieben Umgang gewöhnt, daß mir das als das größte Glück erschiene! Ja, wenn ich wüßte — daß ich — —" Er stockte.

„Nun, warum reden Sie nicht weiter, Liebster?" sagte sie mit ahnungspochendem Herzen.

„Ja," sagte, endlich sich sammelnd, Conrad, „daß ich nicht eine verneinende Antwort fürchten müßte, ich würde sagen, lassen Sie uns das Band, das uns vereint, durch Priesterhand schließen."

Er schwieg, erwartungsvoll den Athem anhaltend.

Frau Tanneberg hielt, wie eine räsonable Frau, eine kleine Weile das Taschentuch vor die Augen, aber sie weinte nicht. Endlich sagte sie: „Ach, liebster Herr Früchtelmeier, wollen Sie eine Wittwe freien? Sie können ganz andere Ansprüche machen! — Doch — über die Jahre des Zierens bin ich hinaus. Wenn es Ihr Ernst ist — hier ist meine Hand!"

Da fühlte Conrad die ersten zarteren Regungen seines Herzens, und er faßte die Hand seiner Erkorenen ehrbar und zog sie an sich.

Da waren zwei Glückliche mehr auf dieser Welt!

Doch Frau Tanneberg machte zwei nachträgliche Bedingungen. Erstlich müßte Conrad vom Stammbaum schweigen, und dann ihre Verbindung geheim halten, bis Auguste Distelheck's Gattin sei. Das war nun freilich viel verlangt, aber die glückliche Liebe ist mächtig!

Er versprach's mit Hand und Mund, und keine Seele in Tiefenau ahnte, was im Forsthause geschehen war. Am meisten Mühe kostete es ihn, gegen seinen Herrn zu schweigen. Der Oberförster hätte auch an seiner überseligen Stimmung es wahrnehmen müssen, hätte er in dieser Zeit Augen für etwas Anderes als Augusten haben können.

In dieser Zeit kam die Tante Distelheck an.

Das war eine Herrlichkeit im Forsthause, wie wenn der liebende Sohn die langersehnte Mutter wieder sieht, und die Mutter den Sohn. Sie war ja aber auch des Oberförsters einzige Verwandte in der Welt, und sie hing an ihm mit der zärtlichsten Liebe. Daß sie ihn mit dem Gelde, dessen sie genug hatte, kurz hielt, ja, als eine Geizige erschien, hatte seinen guten Grund. Des Oberförsters bodenlose Gutmüthigkeit war so oft mißbraucht worden, er kannte den Werth des Geldes so wenig, und hatte überall so offene Hände, daß sie es für nöthig erkannte, ihn zu seiner Besserung einmal eine

Zeitlang durch die Schule der Noth gehen zu lassen. War ja doch Alles sein, was sie besaß, und was sie sparte, erhielt sie ja nur ihm. Er wußte nicht, wie genau sie von allen seinen Verhältnissen unterrichtet war, und ahnte nicht, daß sie mit dem Auge der Liebe ihn begleitete.

Sie war in das Gebäude eingetreten und hatte überall Ordnung gefunden. Im Saale fiel ihr Blick schnell auf die unverkennbaren Spuren der Armuth. Das wollte ihr das Herz pressen, aber sie hielt an sich.

Er führte sie auf den Balkon, wo die herrliche Landschaft vor ihren Augen lag, gekleidet in das junge Grün, wo das Dorf sich im Kranze blühender Kirschbäume barg, wo der Wiesengrund wie ein goldburchwirkter Sammtteppich sich ausbreitete. Wellen der süßesten Düfte trug die laue Luft zu ihnen her.

„Es ist ein schönes Fleckchen Erde, wo Du Deinen Stab in die Erde stecktest," sagte sie ernst und bewegt, „und siehe, er grünt. Selbst das wundersame, alterthümliche Gebäude hat eigenthümliche Reize. Du wohnst abgeschieden und doch unter Menschen. Nun noch ein liebendes, wackeres Weib, und ich finde Dich beneidenswerth."

Als sie wieder in den Saal traten, sagte sie: „Mich wundert's, daß Du bei Deiner schönen Einnahme die alten, abscheulichen Ledertapeten ließest; daß hier überhaupt eine Auswahl von Gerümpel steht, das Du als Möbel denn doch umsonst einem vernünftigen Menschen darstellen würdest. Ich erwartete eine sehr comfortable Einrichtung: prachtvolle Tapeten, Fußteppiche und die modernste Einrichtung von der Welt, wie es heutzutage Ton ist."

„Sie haben gut reden, beste Tante," sagte der Oberförster. „Von meinen Dienstländereien habe ich noch keinen Pacht bezogen und meine Besoldung hatte zwei Abzugskanäle, des Lebens und seiner, wenn auch noch so einfachen Bedürfnisse nicht zu gedenken. Wir kamen hierher als wahre Lumpen. Meine beste Uniform war fadenscheinig und transparent; die Nähte weiß. Conrad fürchtete sich, sie auszubürsten. Der arme, treue Mensch war so aufgerissen, wie sein Herr. Dazu kam, daß ich Hemden und überhaupt Linnen

brauchte. Diese Seite nahm ein Schönes weg, obgleich ich nur das Nothwendigste anschaffte. Der andere Abzugskanal waren meine Schulden, die ich noch von der Academie her hatte. Sie begreifen's, daß es da nicht im Ueberfluß herging."

„Und neue Schulden hast Du nicht gemacht?"

„Wo denken Sie hin?" rief der Oberförster. „Trage ich nicht noch schwer an den alten? Sie dürfen mir's glauben, diese Schulden nagen an meiner Seele, und das spreche ich Ihnen feierlich aus, ehe sie bezahlt sind, wird nichts auf eine neue Einrichtung verwendet, und ich werde mich nicht eher vermählen; denn mein Weib soll nicht den Kummer kennen lernen, den ich seit Jahren trage. Ich muß schuldenfrei sein, ehe ich sie heimführe."

„Das ist sehr brav gedacht, lieber Fritz," sagte die Tante, die der bewegte Ton, in dem der Neffe sprach, tief rührte; „aber da wird's denn doch wohl noch lange währen, bis Dein Glück vollkommen ist. Wie hoch belaufen sich denn Deine Schulden noch?"

„Tausend Thaler," sagte kleinlaut der Oberförster. „In zwei bis drei Jahren sind sie gewiß bis auf den letzten Heller bezahlt, und dann will ich frei aufathmen und meinem Gott danken, daß der Bann von meiner Seele gewichen ist, und dann führe ich mein holdseliges Mädchen heim."

„Ja, ja," wiederholte die Tante, „dann kannst Du den Fettsuppschöpfabski zum Haushofmeister und den Schmalhans zum Haushalter machen und am Rade der Hoffnung einen langen, dünnen Faden spinnen."

Sie schwieg; aber ihre Miene zeigte Wohlwollen und Zufriedenheit.

„Ich habe mir Vieles versagen gelernt," sprach der Oberförster darauf und dachte: Du könntest helfen, wenn Du wolltest.

Sie kam nun auf seine Braut zu reden. „Du bist ein merkwürdiger Mensch," sagte sie. „Warum sagst Du mir denn nicht, wie sie heißt und wer sie ist."

„Sie ist ja meine Braut noch gar nicht," versicherte er lachend.

„Sie sollen sie erst sehen, prüfen, und dann, wenn sie diese Probe besteht, werbe ich um sie.“

„Also wirklich, so steht's?“ fragte erstaunt die Matrone.

„Wahrhaftig!“ entgegnete der Oberförster. „Ich denke, wenn Ihre Pferde ausgeruht sind, fahren wir auf die Brautschau.“

Dies kindliche Vertrauen ihres Neffen that ihr unendlich wohl, und über hundert Dinge des gewöhnlichen Lebens ergoß sich nun der Strom gemüthlicher Unterhaltung.

Am anderen Morgen, der wieder so sonnig in's Thal schaute, sagte sie: „Du magst aber doch ein trauriges Winterleben hier geführt haben, zumal, wie Du sagtest, Du mit dem Adel der Umgegend gar keinen Umgang hattest?“

„Sie vergessen, liebste Tante, daß im Winter gerade der Beruf des Oberförsters vielfache Beschäftigung gibt und die Jagd des Waidmanns Zeit auch in Anspruch nimmt.“

„Ganz gut; aber Du konntest doch nicht immer in der Schreibstube sitzen und auch nicht Tag und Nacht jagen?“

„Sehr wahr,“ versetzte der Oberförster; „wenn ich aber einmal das Bedürfniß geselliger Unterhaltung hatte, so fehlte es mir auch da nicht. Unser Pfarrer in Tiefenau ist ein sehr geselliger Mann in reiferen Jahren, von einer so feinen, tiefen und umfassenden Bildung; zugleich so musikalisch, und seine Frau, eine so vortreffliche, gebildete und liebenswürdige Frau, daß ich in dieser Familie mich so wohl und behaglich fühlte, wie kaum irgendje und irgendwo. Wenn Sie es nur erlauben, führe ich Sie heute dahin, und ich bin überzeugt, auch Sie werden mein Urtheil bestätigen.“

Sie nahm das Erbieten gern an, und bald darauf bot ihr der Oberförster den Arm, und sie gingen.

Unterwegs fragte sie, ob er nicht in Warmbrunn gewesen sei, sich nach ihrem Lieblinge umzusehen.

„Lieber Gott, dazu hatte ich keine Zeit!“ klagte er.

„Glaub's wohl,“ sagte sie scherzend. „Du wirst jede freie Stunde bei Deiner Erkorenen zugebracht haben?“

„Wollten Sie mir das verargen, beste Tante?“ fragte er.

Sie lachte. „Wahrlich, nein,“ sagte sie; „denn ich setze voraus, daß sie so liebenswürdig ist, daß Du anders gar nicht konntest, wenn Du auch gewollt, woran ich jedoch, wie billig, zweifle.“

Sie waren mit diesen Worten in den Hof des Pfarrhauses getreten, und der Pfarrer, der sie kommen sah, trat ihnen entgegen.

Ehrfurchtsvoll begrüßte er die ehrwürdige Frau und geleitete sie in das Gemach, wo die Pfarrerin eben eintrat. Die Ordnung und Reinlichkeit, das Gemüthliche in der nichts weniger als kostbaren Einrichtung berührte Frau von Distelheck auf's Angenehmste.

Bald war ein recht lebhaftes Gespräch im Gange, das aber eine plötzliche Störung erlitt, als Auguste, die liebliche Tochter des Hauses, im netten Hauskleide hereintrat.

„Mein Gott!“ rief die Frau von Distelheck und sah ihren Neffen an, „ich glaube, Du spielst Verstecken mit mir.“

Aber Auguste war zu ihr geeilt und küßte ihre Hand.

„Nein,“ sagte mit dem Ausdrucke strahlender Freude im Antlitze die Matrone, „Dein Platz ist an meinem Herzen, Kind! Ich habe Dich vermißt, wie eine Mutter ihre geliebte Tochter.“ Sie küßte sie auf die rosige Lippe.

„Nein, Fritz,“ rief sie in komischem Unwillen, „das werde ich Dir in meinem Leben nicht vergessen, mich so herumzuführen und zu betrügen!“

Sie sah jetzt die fragenden Züge der Eltern Augustens. „Sehen Sie,“ wandte sie sich nun an diese, „in Warmbrunn habe ich die Freude gehabt, Ihre liebenswürdige Tochter kennen und lieben zu lernen, und da ich leider in meinen hohen Jahren den Namen des mir so theueren Kindes vergessen hatte, trug ich diesem Menschen hier auf, sich doch ja die Mühe nicht verdrießen zu lassen, sie mir ausfindig zu machen; ja, als mir der theuere Name endlich einfiel, schrieb ich ihn ihm sogleich; aber daß er sie gefunden, davon sagt er mir keine Silbe.“

„Lassen Sie mich die Räthsel lösen,“ sagte der Oberförster in

sichtbar tiefer Bewegung und wandte sich zu den Eltern Augustens. „Als ich von meiner theueren Tante schied," sagte er, „da erzählte sie mir mit ungewöhnlicher Begeisterung von Augusten. Wie hätte ich ahnen sollen, daß ich ihr so nahe sei, da die liebe Tante mir den Namen nicht nennen konnte. Erst als ich hier, in Ihrem Hause, von Ihrer Tante gefragt wurde, ob die Frau von Distelheck aus Königsberg mich Etwas anginge und nun die Begegnung in Warmbrunn erfuhr, wurde mir Alles klar; aber ich hatte einen anderen Grund, um ein tiefes Schweigen zu beobachten. Lassen Sie mich davon Rechenschaft geben. Seit ich Augusten am Wasserfalle sah, liebte ich sie, und diese Liebe wuchs im Umgang in dem Grade, als ich zu ahnen glaubte, daß auch sie mir hold sei. Bei meinem Scheiden hatte die Tante zu mir gesagt: Wenn Du mir dieses Mädchen als Deine Zukünftige zuführtest, mein reichster, mütterlicher Segen sollte Dir werden! — Diese Erklärung war ich Ihnen, war ich meiner geliebten Auguste schuldig, aber ich wollte jene Zuversicht gewinnen, die mich nicht irrgehen ließe."

Mit diesen Worten trat er zu der, einer geknickten Lilie gleich, sich an die Mutter lehnenden Auguste.

„Hier vor den theueren Eltern, vor meiner einzigen Verwandten, meiner mütterlichen Tante, vor Gott, der in mein Herz sieht, bitte ich um Deine Hand für's Leben, theueres, geliebtes Mädchen. Sprich, ich glaube Dein Herz zu kennen, sprich, Auguste, willst Du mich zum Glücklichsten auf Erden machen und mir angehören?"

Da richtete sich das Mädchen auf, und als sie Thränen in ihrer Eltern, in Frau von Distelheck's Augen sah, blickte sie mit dem ganzen heiligen Reichthum ihrer Liebe in des Oberförsters Auge und sagte laut und fest: „Ja!" Und er zog sie an seine Brust und rief: „Theuere Eltern, theuere Tante, wollen Sie uns Ihren Segen geben?"

Da umschlangen sie alle das schöne Paar, und der Pfarrer blickte gen Himmel und betete laut: „Herr, es ist Dein Wille! Du

hast sie zusammengeführt in Deinem heiligen Rathschlusse. Segne Du sie und laß Deine reiche Gnade auf ihnen ruhen! Amen."

Und Amen, sprachen tief ergriffen Alle. Auch die Tante Augustens, die leise eingetreten war und aus den Umständen auf das schloß, was vorgefallen war, legte ihre Hände auf ihre Häupter und segnete sie.

An ein Zurückgehen auf die Höhe, wo das Forsthaus stand, war nun vor Abend nicht zu denken. Sie blieben den glücklichsten Tag ihres Lebens im engsten Kreise, und Ernst sagte es zeitig dem alten Conrad an.

Und als sie nun so dasaßen, sagte die heitere Frau von Distelheck zur Pfarrerin: „Ich bitte Sie, kochen Sie uns heute die Suppe, sonst wird sie sicher so versalzt, daß wir sie nicht essen können!"

In den fröhlichsten Scherzen und Gesprächen ging die Zeit hin.

Der Frau von Distelheck wurde nun die Rettung Ernst's erzählt, und sie erzählte wieder, wie sie ihr Neffe angeführt.

„Als ich Ihnen um Fastnacht schrieb, Sie möchten doch auf die Brautschau kommen," sagte der Oberförster, „da war ich mir längst klar. Sie dürfen darum ja nicht glauben, Ihre begeisterte Schilderung der Vorzüge meiner geliebten Auguste hätte mich bewogen, sie zu wählen. Nein, liebste Tante, in solchem Falle sieht man besser und lieber mit eigenen Augen."

„Sehen Sie!" rief da die Tante, „so raubt mir der Undankbare mein Bischen Verdienst, und ich hatte ihn doch in einer gewissen Vorahnung im Voraus gesegnet!"

„Vergeben Sie ihm die kleine Undankbarkeit," sagte Auguste lieblich lächelnd, „ich werde desto dankbarer sein!"

* * *

Conrad war, als die Tante im Pfarrhause blieb, in einer unaussprechlichen Spannung. Er ahnte, daß der entscheidende Moment gekommen sei. Reden durfte er nicht vom Stammbaum, das hatte er seiner räsonablen Zukünftigen gelobt, aber das konnte ihm doch Niemand wehren, daß er an seines Herrn Bücherbrett

ging, wo er in der Lederkapsel steckte, ihn herausnahm, aufrollte und wehmüthig betrachtete. Alle die Scrupel seines Gewissens erwachten wieder und er sagte: „Ach, könnt' ich meiner gnädigen Frau Vergebung erhalten!" Lange sah er ihn an und sagte dann: „Also doch! Nun, wie Gott will!" — Er rollte ihn wieder auf, steckte ihn in die Kapsel und stellte ihn hinter eine Reihe Folianten. Dann trat er auf den Balkon, und die Liebe zu seinem Herrn überwältigte das treue Herz. Weinend sank er auf seine Kniee und betete mit der vollen Inbrunst einer frommen Seele um Heil und Segen für ihn und — die liebliche Auguste. Jetzt war's überwunden und ihm war wahrhaft wohl; allein seine Unruhe war so groß, daß er Steffen's Ankunft gar nicht erwarten konnte. Er nahm nun, obgleich es noch heller Tag war, die große Laterne und eilte hinab zu seiner geliebten Zukünftigen.

„Dacht' ich mir's doch," rief sie ihm entgegen, „daß Du in der Unruhe Deines Herzens kämest, lieber Conrad."

„Aber wie steht's denn, Philippine?" fragte er. „Ist's klar? Ist's entschieden?"

„Ich weiß so viel wie Du," sagte sie, „und brenne vor Begierde, endlich zu hören, wie es ist; aber ich zweifle nicht daran, daß es richtig geworden ist, da die Tante und er zu Tisch und den ganzen Nachmittag dort geblieben sind. Nun wird es ja bald dunkel, dann gehst Du hin."

Unter allerlei Gesprächen kam endlich die Dämmerung, und pochenden Herzens ging Conrad in's Pfarrhaus, dort seine Befehle zu holen.

Als der Oberförster hörte, daß er da sei, kam er, ihn in das Gemach zu holen, wo Alle waren.

„Wenn Alle sich meines Glückes freuen, darfst Du nicht fehlen, treue Seele," sagte er und leitete ihn in die Mitte des glücklichen Kreises.

„Conrad," sagte der Oberförster, „sieh', die Tante hat hier in Augusten das Mädchen gefunden, das sie mir einst empfahl, und sie hat uns gesegnet. Auguste ist meine Braut!"

Da weinte Conrad fast laut und trat zu der Lieblichen. „Gottes reichster Segen komme über Sie!" sagte er, von Weinen unterbrochen. „Ich hab' so was geahnt und Gott auf meinen Knieen für Ihr Glück und das meines geliebten Herrn angefleht. Seien Sie mir eine milde Gebieterin! Ich werde alt und bedarf der Nachsicht."

Auguste drückte seine Hand mit Rührung. Sie sagte ihm, wie sie ihm seine Liebe für seinen Herrn vergelten wolle! Er solle sie nur halb so lieb haben, wie ihn.

* * *

Als der glückliche Oberförster die Tante in das Forsthaus eingeführt hatte und sie traulich bei ihm saß, sagte sie bewegt: „Lieber Fritz, der schönste Wunsch meines Lebens ist erfüllt. Du hast Raum in Deinem Haus. Ich bleibe bei Dir, und dieser Engel soll mir einst die müden Augen zudrücken. Alles, was ich habe, ist ja Dein. Deine Schulden bezahle ich sogleich und Dein Haus richte ich Dir ein, wie es sich ziemt. Nun mach' mir aber auch nicht lange mit der Hochzeit. Sieh', meine Tage sind gezählt, und ich möchte noch gerne Zeuge Deines Glückes sein und mich Eurer Liebe erfreuen!"

Das waren Worte, die sich der Oberförster nicht zweimal sagen ließ. Er beeilte seine Vermählung so viel als möglich. Die Tante ließ alle ihre Habseligkeiten kommen und richtete sich behaglich ein. Seine Wohnung stellte sie auf's Schönste her und seine Schulden zahlte sie.

Sein Dank war innig.

„Sieh', darum habe ich Dich ein Bischen zappeln lassen," sagte sie zu ihm, „daß Du weiser werdest und besser zu Rathe halten lerntest. Nicht, als ob ich Dich für einen Verschwender gehalten hätte; nur Deine leichtgläubige Gutmüthigkeit fürchtete ich, die so oft und so viel von Menschen mißbraucht wurde, die Deiner Liebe nicht werth waren."

Wenige Tage nach der Trauung trat Conrad verlegen in das

Gemach seines Herrn, der am Schreibtische saß. Da der Oberförster sich nicht gerade nach ihm umsah, stand er eine Weile in der größten Verlegenheit da, weil er nicht wußte, wie er seine Sachen anbringen sollte.

Endlich, als es stille blieb, wurde der Oberförster aufmerksam, blickte um und fragte, als er den Ausdruck der Verlegenheit in Conrads Gesicht wahrnahm: „Hast Du etwas Besonderes auf dem Herzen, Alter?"

„Ach — ja," sagte Conrad, „ich wollte Sie bitten, mir doch zu gestatten — mich zu verheirathen."

Der Oberförster sprang von seinem Sitz auf und rief: „Conrad, ist das Dein Ernst? Willst Du mich verlassen?"

„Ach," sagte der alte, treue Mensch, „die Wittwe Tanneberg und ich sind schon einig, seit Sie Verlobung hatten und früher; aber wir wollten nichts sagen. Sie aber zu verlassen — nein, gnädiger Herr, daran dachte ich nicht! Wir Beide ertrügen das nicht; denn wie ich an Ihnen hänge, so meine Zukünftige an Hochdero Frau Gemahlin. Wir dachten nun so: da doch die gnädige Frau seiner Zeit einer Kinderfrau bedürftig wäre, so eignete sich meine gute Philippine dazu, und ich bliebe bis zum letzten Hauch Ihr getreuer Conrad."

Obgleich der Oberförster mächtigen Lachreiz verspürt hatte, so war doch sein Gemüth durch Conrads Schlußworte recht bewegt worden. Auguste trat herein, und als der Hocherröthenden der Oberförster Conrads Motive mittheilte, willigten Beide mit Freuden in den Antrag und behielten es sich vor, die Hochzeit herzurichten, von der aber Conrad meinte, sie müsse ganz still vor sich gehen, wie es alten Leuten zieme.

„Und räsonabel!" setzte der Oberförster hinzu.

So wurde denn die Hochzeit bestellt, und das räsonable Paar zog in den dritten Stock des Forsthauses. Einstweilen half Frau Früchtelmeier die alte Tante bedienen, bis Conrads Voraussetzungen eine lebendige Wahrheit wurden; da schaukelte sie den

Erstgeborenen ihrer innig geliebten gnädigen Frau auf ihrem breiten Schooß und sang ihm in seliger Freude ihre Kinderliedchen vor.

Ueber des Oberförsters Familie waltete, wie die ehemalige räsonable Frau Tanneberg geweissagt hatte, der Segen Gottes, der an Augustens Tritte gebunden zu sein schien. Das Hauswesen blühte, wie ihr stilles Familienglück. Pfarrers und die beiden Tanten waren in dem Glück ihrer Kinder selig. Conrad hatte mit dem Stammbaum jeden Kummer über ihn eingepackt, und seine und seiner dicken Ehehälfte Zufriedenheit stand im vollsten Einklange mit dem Glücke des Hauses, dem er mit voller Seele zu eigen war.

Im forstmeisterlichen Hause fiel natürlich das Sichzurückziehen des Oberförsters auf. Nachdem aber seine Vermählung kund geworden, reichte kein Maß hin, die Galle zu messen, die über ihn ausgegossen wurde. Es war in dienstlicher Beziehung gut, daß der Forstmeister versetzt wurde. Trotz der Uebersiedelung in eine größere Stadt blieben die drei Damen in unfreiwilligem ehelosen Stand, aber berühmt durch ihre scharfen Zungen und ihren ungemessenen Stolz.